Vinzenz Eduard Milde

Seit den Tagen der Gegenreformation beherrschte die römische Kirche durch ihre Orden, vor allem durch die Jesuiten, in Österreich das Schul- und Bildungswesen, die es im Geiste der mittelalterlichen Scholastik leiteten. In anderen deutschen Staaten traten frühzeitig scharfe Gegner gegen diese einseitige Richtung auf: Wolf, Kant, Felbiger, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, welche die jesuitischen Scholastiker „Grübler- und Grillenfänger“ nannten. In Wien erklärte 1757 der Bischof Johann Josef Graf von Trautsohn - das Geschlecht besaß im Weinland die Herrschaft Falkenstein – in einem Hirtenbrief, daß der Unterricht nicht den Anforderungen der Zeit genüge und die scholastische Lehrweise unfruchtbar sei und ergänzt werden müsse. Der Braunauer Abt Rautenstrauch in Böhmen, trat als Gegner der jesuitischen Scholastik auf und stand als liberal denkender Mann im Banne der Aufklärung; er war ein Vorkämpfer der deutschen Klassiker in Österreich, wo ein solch extremer geistlicher Despotismus herrschte, daß jeder Mann, der ein französisches Buch der Aufklärung las oder nur durchblätterte, den Beruf und die Stellung verlieren konnte. In Wien konnte man nur Traum-, Koch- und Gebetbücher kaufen.

Die Wiener „Deutsche Gesellschaft“ verbreitete erst 1761 die geistigen Erzeugnisse Deutschlands in Österreich. Denis verfaßte 1766 das erste deutsche Lesebuch für österreichische Schulen. Der Nachfolger des Bischofs Trautsohn, Migazzi (1787 – 1803), war ein Gegner der Aufklärung, warnte, rügte und verbot strenge das Lesen protestantischer Druckwerke (darunter auch Rochow, Campe und Salzmann). Die Geistlichen lasen aber schon früher gern solche Bücher, z. B. der Pfarrer Ferdinand Hammert von Großkrut (†1732 – nach dem Wiener „Diözesanblatt“ 1898). Aufklärung war das Losungswort nach 1770 auch in Österreich.

Vinzenz Eduard Milde wurde am 11. Mai 1777 als Sohn eines Brünner Buchbinders geboren, studierte in Brünn und Olmütz und sollte Offizier werden; doch wählte er das Studium der Theologie. Der Bischof Migazzi lehnte ihn zunächst ab, da er aus Mähren stammte. Als Milde später durch seine Kenntnisse besonders hervortrat, meinte der Bischof: „Na ja, aus einem Mährer kann auch etwas werden.“ Zuerst war er Katechet an der Wiener Normalschule St. Anna, dann Hofkaplan und erster Professor für Erziehungskunde an der Wiener Hochschule – an der Prager wirkte Karl Friedrich Seibt schon seit 1771. Da er kränkelte, nahm er die Stelle eines Pfarrers in Wolfpassing bei Wolkersdorf an, wo er eifrig die Bücher der Aufklärung und der deutschen Klassiker studierte, auch Kant, Rousseau, Basedow, Salzmann, Campe, Pestalozzi, Guthsmuths, Gabriel Resewitz, der schon um 1800 für Ackerbau- und Handwerkerschulen eintrat, und den evangelischen Theologen Zollikofer, den Apostel der Toleranz. Die meisten Landgeistlichen des Weinlandes kümmerten sich wenig um Schule und Jugenderziehung; sie ließen alles gehen, wie es ging.

Milde erkannte richtig den hohen Wert der Aufklärung, die durch Erziehung und Arbeit die Menschen bessern wollte. Der Staat müsse sich um das Schulwesen kümmern, weil die Kirche auf diesem Gebiete versagt hatte. Der Geistliche Kajetan von Weiller aus Bayern (†1826) lehnte jedes Konkordat mit Rom ab, da es nur der Schule schade; denn die kirchliche Einsperrung der Jugend sowie die harte Zucht und Strenge zeigten meist schlechte Folgen; die Toleranz und der Humanitätsgedanke werde hier nicht beachtet. Der Adel ließ seine Kinder durch Hofmeister und Gouvernanten erziehen, hatte daher kein Interesse am öffentlichen Schulwesen.

Die Aufklärung brachte pädagogische Romane und Erzählungen, Hilfsbücher für den Lehrer und die körperlichen Übungen in den Schulen: die Engländer und deutschen erkannten ganz richtig die Wahrheit des Satzes: „Mens sana in corpore sano.“ Bei uns in Österreich predigten die Geistlichen: „Die Kinderkrankheiten sind eine Wohltat Gottes, der den Armen auf diese Weise die vielen Kinder nimmt.“ Daher erklärt sich auch der starke Widerstand der Eltern gegen den Impfzwang – in Poysdorf noch 1925. Als Milde eine Verbindung der Pädagogik mit der Medizin forderte, fand er überall starken Widerstand, obwohl sich der Direktor des Wiener Allgemeinen Krankhauses Johann Peter Frank (1745 – 1821) und Christian August Struwe (1767 – 1807) dafür einsetzten. Milde sah wie einst Comenius in der Pädagogik eine allumfassende Wissenschaft, die sich nicht auf die Erziehungslehrte beschränken dürfe.

Der Bischof Migazzi protestierte scharf gegen die Verbreitung der Werke von Aufklärern, die nur den Weg zum Umsturz vorbereiteten. In Österreich zeigte sich 1794 der Umschwung, weil jetzt der Kampf gegen die Aufklärung, gegen das Jakobinertum und gegen das Sokratisieren in den Schulen begann; überall verlangte man eine Einschränkung der Volks- und Lehrerbildung; denn ein dummes Volk läßt sich leicht regieren.

1813 erschien Mildes „Lehrbuch der Erziehungskunde“, das in allen Ländern eine freundliche Aufnahme fand und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Juristen des 4. Jahrganges mußten Vorlesungen über dieses neue Buch hören.

Milde tadelte den schlechten Bauzustand unserer Schulgebäude, die mehr als eine Kulturschande waren; damals war für die Kinder das Schlechteste gut genug; er trat für Heimat- und Ortskunden ein, für eine genaue Führung der Gedenkbücher, für Pfarrarchive, für Pfarr- und Dekanatsbibliotheken (in Walterskirchen kann man eine solche noch heute sehen). 1814 wurde Milde Dechant und Distriktsschulaufseher in Krems. Nach 1814 machten die jungen Theologen in den Schulen unter der Leitung eines Lehrers auch praktische Übungen. Die Grafen Kinsky und Anton Colloredo – das Geschlecht besaß die Herrschaft Staatz im Weinland – reformierten die militärische Erziehung der Offiziere.

Nach dem Wunsche Mildes sollten die Geistlichen sich eine Literaturzeitung halten und lesen; dafür hatte jeder Pfarrer jährlich 3 fl und jeder Kaplan 2 fl auszugeben. Die Stelle eines Diözesan-Schulaufsehers lehnte Milde aus Gesundheitsrücksichten ab. Der Kaiser Franz, der ihm sehr gewogen war, verschaffte ihm die Stelle eines Bischofs von Leitmeritz (1823), damit er die vielen Verirrten, die es hier in Nordböhmen gab, in den Schoß der Kirche zurückführe („ad fidem veram“), denn seit den Tagen der Aufklärung gewann in den Sudetenländern das evangelische Christentum einen stärkeren Einfluß.

Milde war der erste bürgerliche Bischof in Wien – 1832. Die Gegner nannten ihn spottweise „Ritter von Pappendeckel“. Standesdünkel lag ihm aber fern; die konservativ eingestellten Geistlichen lehnten seinen Reformeifer ab; jeder Priester der Diözese sollte sich weiter bilden und studieren sowie seine Kraft der Jugenderziehung widmen.

Die strenge Zensur der Regierung und Politik in der Kirche entsprachen nicht seinem Geiste: für die Schule, für die Armen und entlassenen Sträflinge hatte er ein warmes Herz; wohl dachte er an eine Jugendfürsorge und an eine caritas im heutigen Sinne; doch war die Zeit noch nicht reif für solche Ideen. Trotz seiner Güte und Hilfsbereitschaft allen Ständen und Berufen gegenüber machten ihm die Wiener in den stürmischen Märztagen des Jahres 1848 eine Katzenmusik, welche er sicher nicht verdient hatte. Er war seiner Zeit voraus geeilt und seine Reformpläne wurden nicht verstanden. Milde gründete einen Sträflings-Fürsorgeverein, damit die Gestrauchelten wieder in geordnete menschliche Verhältnisse zurückfinden könnten. Viele Gemeinden widmeten diesem Verein jährlich eine Spende, so z. B. Katzelsdorf bei Poysdorf.

Milde starb 1853: doch gedachte er in seinem Testamente der Kirche in Wolfpassing, der Geistlichen und Lehrer in Stiftungen; 10% seines Jahreseinkommens hatte er stets für Wohlfahrtszwecke gewidmet, getreu dem Dichterwort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Er war der erste Pädagoge in Österreich, welcher der Erziehungslehre neue Wege wies, welche erst später als richtig erkannt wurden. Sebastian Brunner, der als Kaplan in Neudorf bei Staatz wirkte, bewunderte bei den Visitationen Mildes sein Lehrgeschick und die Art und Weise, wie er mit den Dorfkindern umzugehen verstand; er war der geborene Praktiker. Leider wurde er bald vergessen und Herbart trat an seine Stelle. Dittes urteilt übe ihn: „Hätte man im Geiste Mildes das österreichische Schulwesen gestaltet, so würde man ein halbes Jahrhundert für den Fortschritt gewonnen haben.“

Quellen:

Dr. K. Wotke „Vinzenz Eduard Milde“

Dr. O. Meister „Kirche und Aufklärung“ in „ Neue Ordnung“ 1928.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Jänner 1958 S. 3, Februar S. 4

Volksbildungsarbeit

Die Sorge um die schulentlassene Jugend ist seit dem Weltkriege stärker in den Vordergrund getreten als früher; unser Staat hat kein einheitliches Bildungsgesetz für diesen Zweck ausgearbeitet, er überlässt diese Arbeit den allmächtigen Parteien, die zu ihrem Vorteil und zum Nachteil des Staates häufig die Bildungsarbeit in die Hände nehmen; darum vermisst man bei uns die staatsbürgerliche Gesinnung, wie sie in den westlichen Ländern sich zeigt. Nicht für den Staat, für das Volk und die menschliche Gesellschaft wird vielfach die Volksbildungsarbeit geleistet, sondern für die betreffende Partei. Nicht die Gegensätze zu vermindern, nicht die einzelnen Stände zu verbinden, ist der Hauptzweck, sondern trennende hervorzuheben und die Fehler und Nachteile des Gegners – oft in zu grellem Lichte aufzuzeigen.

Was erfährt unsere Jugend heute von der Staatsbürgerkunde? Nichts oder nur sehr wenig und dies oft politisch ganz einseitig gefärbt. Zur Zeit der Wahlen gewinnt man einen Einblick in den zerrissenen und zerklüfteten Volkskörper, der zu Tode kuriert wird. Welche widerliche Formen nimmt oft der Wahlkampf an? Sieht man in dieser Hinsicht vielleicht nur eine Spur von Menschenwürde, von Duldung und Nächstenliebe? Gerade hier sollte die Aufklärung und die Arbeit einsetzen, unsere Menschen wieder zu Menschen zu bilden, den Namen der Humanität auszustreuen. So aber sucht jede Partei „aufzubauen“, jede arbeitet zum Wohle des Vaterlandes und des Volkes und zerstreut vielfach, statt zu sammeln.

Die ersten Versuche, Volksbildungsarbeit zu leisten, gehen ins Jahr 1875 zurück und hängen mit der damals so starken liberalen Partei zusammen. Der „Wiener deutsche Verein“ wollte in den Landgemeinden Volksbüchereien errichten, um das Volk und den Bauern frei zu machen von der römischen Geistesknechtschaft, dass sie alle würdige Kämpfer seien wie diejenigen, welche im Sturmjahr 1848 die Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit gebrochen haben. Ob diese Bücherei ins Leben gerufen wurde, ist ungewiss. Damals verfügten Privatleute über größere Büchereien, die sie an Bekannte ausliehen, in Poysdorf war dies die Familie Hammerler; vorwiegend waren hier die Werke eines Christoph von Schmid und Hoffmann vertreten.

Im Jahre 1907 gründeten 23 Männer am 22. Juni eine Zweigstelle des n. ö. Volksbildungsvereines, die Anregung gab der Lehrer Franz Metz. Im folgenden Jahr waren 1128 Bände vorhanden, die Zahl der Entlehnungen betrug 3544. Die nächsten Jahre merkte man einen merklichen Aufstieg:

1912 2419 Bände 6690 Entlehnungen

1916 2497 Bände 3009 Entlehnungen (146 Mitglieder)

1921 2700 Bände 3820 Entlehnungen (145 Mitglieder)

Dann erfolgte der Rückschlag; der Verein verfiel in einen Dornröschenschlaf, aus dem er erst 1932 aufgeweckt wurde. Die Bücherei befand sich zuerst in der Knabenschule, im Kriege kam sie ins Rathaus, 1919 übersiedelte sie in die Körnergasse in das Haus Nr. 156 und seit 1925 ist sie im Kindergarten. Die Arbeiten machten freiwillig Damen und Herren von Poysdorf. Gelesen wurden mit Vorliebe geschichtliche Romane, Novellen, Reisebeschreibungen und Witzblätter. Der Schriftsteller Schwayer – ein Sohn der Heimat – ist mit keinem Werke vertreten. Vor dem Kriege veranstaltete der Verein einen Obsteinsiedekurs und einen zur Erlernung der Kurzschrift. Außer dieser Bücherei besteht noch die Pfarrbibliothek, der völkische Turnverein und die sozialdemokratische Organisation verfügen ebenfalls über eine Leihbücherei. Durch die Einführung des Rundfunkes hat das Lesebedürfnis stark abgenommen; auch das Laufbild (Kino) trug seinen Teil dazu bei. Im Jahre 1932 zählte man 230 Rundfunkteilnehmer in der Stadt; große Vorliebe zeigt sich da für die Unterhaltungsmusik, sodass im allgemeinen der Brünner Sender dem Wiener vorgezogen wird; abgelehnt wird die klassische und moderne Musik, beliebt sind die „Bauernmusik“ und die Darbietungen des „Deutschen Volksgesangvereines“ in Wien. 1923 bewarb sich die Gemeinde um eine Kinolizenz; 1926 erhielt sie die Zweigstelle „Österreichisches Bildungshaus“, das auch gleich im Gasthaus Essl mit den Aufführungen begann; die ersten Jahre sah man auch Uraniafilme, die sogar für die Schulkinder gegeben wurden. 1930 bewarben sich die Kriegsbeschädigten der Stadt um eine Lizenz, doch konnte bis heute der Plan nicht durchgeführt werden. Am 23.November 1932 eröffnete das Tonkino in der ehemaligen Pfarrerscheune, die zweckentsprechend umgebaut werden musste, seine Tätigkeit.

Nicht zu unterschätzen ist der Einfluss der Zeitung. Über 1200 Blätter werden wöchentlich bei uns gelesen; die stärkste Verbreitung haben „Der Bauernbündler“ (500), die „Sonntagsglocke“, das „Kirchenblatt“, das „Kleine Volksblatt“ (je 100) und das „Wochenblatt“, die völkischen Zeitungen und die sozialdemokratischen bleiben da weit zurück.

Das Vortragswesen hat im „Katholischen Volksbund“ die größte Bedeutung, da in den Wintermonaten wöchentlich ein Vortrag (auch mit Lichtbildern) im Zeichensaal der Knabenschule abgehalten wird. Die Zahl der Besucher schwankt zwischen 80 und 120. Im „Intelligenzzirkel“ und „Gesellenverein“ werden Vorträge und Belehrungen gegeben, doch ist da die Zahl der Besucher weit geringer.

Die völkischen Vereine begnügen sich in der Regel mit einem oder zwei Vorträgen bei der Hauptversammlung; die Besucherzahl ist hier gering; es sind manchmal 10, 15 Personen, doch kommen zu den heimatkundlichen Vorträgen des Sudetendeutschen Hilfsvereines auch 70 – 100 Gäste. Die Völkischgesinnten besitzen keinen Bildwerfer.

Die sozialdemokratische Organisation veranstaltet für ihre Mitglieder Lichtbildvorträge und hält auch belehrende und aufklärende Sprechabende ab.

Aufklärend wirkt auch der Gewebeverein, der in den letzten Jahren seine Tätigkeit bedeutend erweitert hat, nur nehmen an diesen Abenden die Mitglieder teil.

Im Jahre 1929 besuchte der Verein für Landeskunde und Heimatschutz unsere Stadt und hielt hier die Sommerversammlung ab. Die Bezirksbauernkammer veranstaltete 1932 einen Jungbauerntag, bei dem einige Vorträge gehalten wurden, die mit Heimat und Bauernkultur zusammenhingen.

Sport und Turnen: Drei Vereine sorgen für die körperliche Ausbildung, doch zeigte sich keiner in dem letzten Jahren mit einem öffentlichen Turnfeste oder einem Wettspiele; der völkische und der christliche Turnverein besitzen auch eine Kinderabteilung, dieser pflegt auch das Jugendwandern (Pfadfinder).

Musik und Gesang: Der Gesangsverein gibt alle Jahre eine Liedertafel und führt ein Singspiel oder ein Schauspiel auf; vor Jahren konnte man sogar die „Sittennote“ von dem Heimatdichter Schwayer bei uns sehen. Die Pflege des Volks- und Kirchenliedes ist unbedeutend. Unsere Jugend singt sehr wenig, selten hört man ein schönes, echtes Volkslied, dafür sind oft die bekannten Schlagerlieder beliebt und die Schuljugend singt sie tadellos. Die gegenwärtige Strömung im Schulgesang legt großen Wert auf die Notenkenntnis, die Kinder können aber keine Volkslieder singen, wenn sie die Schule verlassen. Bodenständige Lieder fehlen.

Im Jahre 1819 wurden bei uns Volkslieder gesammelt; Poysdorf lieferte nichts, Reinthal 2 Lieder, Bernhardsthal 2, Herrnbaumgarten 1, Neudorf 4, Ernstbrunn 1 und Feldsberg 6, darunter das Weinlied „Dös Jahrl ist prächtig, da Wein hat geratn“, das Drescherlied „Hört ihrs ihr Drescher nun schlägt es schon drei“ und das Rekrutenlied „Nach … habens uns geführt“.

Der Kirchengesang ist schwach; man hört nur wenig Stimmen, wenn auch die Kirche voll Besucher ist.

Sowie das Volkslied verschwunden ist, so vermisst man die alten Trachten und Tänze. Die Jugend hängt viel zu stark an der Mode und hat für die alten Volksgüter wenig Verständnis. Es ist dies ein schwerer Fehler unserer Zeit und unseres Volkes, das sein Herz viel zu sehr ans Ausland und an die Fremde hängt. Deutscher Sang und Klang, deutsche Sitte und deutsches Brauchtum sollte jeder Verein mehr pflegen. Im Jahre 1927 veranstalteten die Schülerinnen der Haushaltungsschule einen Familienabend, bei dem man alte Volkstänze sehen konnte.

Die Musikkapelle der Stadt erfreut sich eines guten Rufes und erntet mit ihren Leistungen Anerkennung; in den Kellern und beim Heurigen gibt es auch eine Volksmusik, da erklingt noch die Zither und spielt die Zieh- oder Mundharmonika. Letztere hat einige Zeit viele Anfänger in der Schuljugend gehabt, als im völkischen Turnverein diese Musik gepflegt wurde (1930).

Das Schauspiel wird in den einzelnen Vereinen eifrig gepflegt; da sind es vor allem die fabriksmäßig hergestellten Erzeugnisse für Vereinsbühnen, die beim Volke Anklang finden; es wird vor allem lachen und auch gerührt sein von dem Inhalt des Stückes. Wanderbühnen sind in den letzten Jahren eine Seltenheit geworden, man spürt auch hier den Einfluss des Rundfunkes. Aus der Großstadt sind zweimal Spielgruppen erschienen, die bei der Pfarr- und Bründelkirche ein religiöses Spiel aufführten. Für die Schuljugend gibt es einmal im Jahre ein Kasperltheater, das der völkische Turnverein kommen lässt.

Die Feste, die in den letzten Jahren infolge der Wirtschaftsverhältnisse recht selten geworden sind, dienen mehr den Vereinszwecken und sind stark von der Geldfrage abhängig; man will eine hohe Einnahme erzielen und wieder einmal vor die Öffentlichkeit treten, um zu zeigen, dass der Verein noch lebt. In der Zeit 1920 – 1924 konnte man in den Sommermonaten fast jeden Sonntag ein Fest besuchen, so viele gab es und sie waren gut besucht. Hervorzuheben wäre das große Weinlesefest, das im Jahre 1928 die Feuerwehr veranstaltete und das in volkskundlicher Hinsicht eine sehr schöne Leistung war. Im allgemeinen hat jeder Verein seine besonderen Feste, die er jährlich gibt z. B. der Gesangsverein den Silvesterabend und Maskenball, der Turnverein den Faschingsrummel, die Sonnwend- und Julfeier und das Leopoldifest, die christlichen Vereine den Jugendsonntag. Der Vater- und Muttertag wird nur in den Familien gehalten. Das Andenken unserer großen Männer wird auch in Festen gefeiert, so gab es eine Strauß- und eine Schubertfeier, aber auf Goethe und Haydn vergaß man, nur die Schulen gedachten dieser beiden Größen in einer kleinen Feier.

Familienforschung und Heimatpflege: Es gibt viele Familien, welche ihre Geschichte und Herkunft, die Besitzer ihres Hofes und Hauses wissen möchten und rege Teilnahme an heimatkundlichen Arbeiten zeigen. Eine Familie Andreas Tillich verfügt über einen Stammbaum, einige besitzen noch Wappenbriefe aus dem Beginn des vorigen Jahrhundertes. Die „Heimatabende“ des Sudetendeutschen Hilfsvereines behandelten geschichtliche Begebenheiten der Heimat und trugen viel zu Kenntnis der Vaterstadt bei. Die Gründung einer Zweigstelle des „Vereines für Landeskunde und Heimatschutz“ fand aber keinen Anklang, wie auch der Plan, eine Zweigstelle der Wiener Urania ins Leben zu rufen, der um 1924 erwogen wurde. Die Bewohner sind in dieser Hinsicht viel zu konservativ und bringen wenig Vertrauen jenen Vereinen entgegen, die nicht strenge auf religiöser oder wirtschaftlicher Grundlage beruhen. Das Volk sieht im Geistlichen seinen Führer und lehnt jeden anderen ab.

Die Wohnkultur wird von der Zeitströmung stark beeinflusst; es gibt genug alte Häuser, alte Höfe und malerische Winkel, die vielfach unbekannt sind und unserer Stadt zur Zierde gereichen. Bei Neubauten betont man mehr den praktischen Sinn, legt großen Wert auf luftige und trockene Wohnräume; die Wohnhäuser passen sich in das Landschaftsbild, es gibt nur wenige Ausnahmen und dazu gehört leider unser Rathaus. Alte, gediegene Möbel und Hausgeräte finden sich in einzelnen Häusern, stark vertreten sind hier die kleinen Standuhren aus der Großväterzeit. Als Wandschmuck benützt man religiöse Bilder und da überwiegen die Statuen und Bilder der Jungfrau Maria, oft in recht bunten und grellen Farben. Die Lichtbilder der Familienangehörigen, Ehrenurkunden, Erinnerungen an die Militärzeit, Andenken an Mariazell werden stets in Ehren gehalten und zieren die Wände des Zimmers. Die Pflege der Garten- und Fensterblumen ist nicht übermäßig.

Das Heimatmuseum führt ein recht bescheidenes Dasein; wie bei allen Neugründungen ist anfangs ein reger Eifer bemerkbar, der dann mit der Zeit stark nachlässt. Die Mitarbeit aus dem Volke fehlt. Persönliche und politische Gegensätze verhindern eine gedeihliche Entwicklung dieser Einrichtung, die doch für die Heimat von großem Werte sein sollte.

Im allgemeinen lässt sich sagen, dass viele Kräfte an der Volksbildungsarbeit tätig sind, doch zerteilen sie und zersplittern den ganzen Aufbau; es fehlt eine einheitliche Grundlage, die das Ganze ins Auge fasst.

Handschrift von Franz Thiel

Volkshochschulen

Die Sorge um die Jugend, welche aus der Schule entlassen ist, hat in vielen Ländern Beachtung gefunden; überall ist man sich darüber klar, daß das Wissen dieser Jugend nicht für das spätere Leben ausreicht, daß ihnen noch manches geboten werden muß, was sie dringend benötigen. Die Volksschule legt ja vielfach nur den Grund, auf dem dann noch weitergearbeitet wird. Verschiedene Einrichtungen dienen der Weiterbildung unserer Jugend und da sind es vor allen die Volkhochschulen, die in manchen Ländern eine segensreiche Tätigkeit entfalten.

Das wohlhabende Land Amerika kann die Volkshochschulen in weitgehendem Maße mit Geld unterstützen, kein Land der Erde tut in dieser Hinsicht soviel wie Amerika. Hier ist der Kostenpunkt, der bei uns vielfach das größte Hindernis ist, etwas Nebensächliches.

Die englischen Volksbildungsstätten atmen den Geist des Landes. Hier spielt die Persönlichkeit eine große Rolle, da man kein starres Muster kennt; denn es herrscht eine bunte Vielgestaltigkeit. Der Engländer ist kein Herdenmensch, er legt auf die eigene Persönlichkeit und auf ihre Ausbildung großen Wert. Nicht das tote Wissen findet hier Bewunderung, sondern die Erfahrung und Anwendung. Arbeit und Geselligkeit, Spiel und Sport haben in der Erziehung des Engländers eine wichtige Bedeutung. Er wird vor allem zum völkischen, vaterländischen Denken und Fühlen erzogen; die Kenntnis der Heimat und des Volkes führt ihn zur Heimatliebe, die so fest in der Seele verankert ist, daß er sie nie vergißt, mag er auch in einem anderen Erdteil leben. Ehrfurcht vor dem Alter und Achtung vor dem politischen Gegner zeichnen den echten Engländer aus. Er kennt keinen Kastengeist, keinen Berufsdünkel, der Titel ist etwas Unbedeutendes und das Parteiwesen dient der Allgemeinheit; der Hochschullehrer steigt zu dem Volke herab, jeder Standesunterschied verschwindet hier.

Die dänischen Volkshochschulen entwickeln sich nach dem unglücklichen Kriege des Jahres 1864. Die Niederlage wirkte ernüchternd auf das Volk, das damals fast dem Untergange entgegensah. Da war es ein Mann, der mit eiserner Kraft an der Rettung seines Volkes arbeitete, der bekannte Grundtwig, der England, Schweden und Norwegen bereiste, um hier das Bildungsstreben und den Bildungseifer der breiten Massen kennen zu lernen. In Dänemark war das Volk politisch ohnmächtig, ihm fehlte jedes völkische Denken und es lief Gefahr, seine Sprache und Eigenart zu verlieren; vor allem war es der Bauer, um den sich niemand kümmerte. Grundtwig, ein fanatischer Deutschenhasser, wurde zum Lehrer und Retter seines Volkes, er schuf die dänische Volkshochschule und brachte sein Volk geistig, politisch und wirtschaftlich in die Höhe. Der Bauer wurde zum Träger der Kultur und des Volkstums, er bekam erst das richtige Verständnis für sein Volk und seine Heimat, der das Alte achtete und das Neue zu würdigen verstand. Den Geist der Neuzeit zu erfassen und Bräuche hochzuhalten, darin liegt eine Aufgabe der dänischen Volkhochschulen. Körperliche Pflege und Turnen, Spiele und Geselligkeit, die Religion und die Feste des Jahres berücksichtigt er; der Familiensinn erstarkte; das Genossenschaftswesen nahm einen ungeahnten Aufschwung im Lande und trug viel zur Wohlhabenheit der Bauern bei.

Dänemark machte eine Entwicklung von innen heraus durch, sodaß es nach einigen Jahrzehnten ganz verändert war. Der Lebensaufwand, die geistige Haltung der Bewohner, das Denken und Fühlen der Bauern war ein ganz anderes als früher. Die dänischen Volkshochschulen, die einen großen Anteil an diesem Aufstieg haben, stehen heute auf achtungsgebietender Höhe und dienen vielen anderen Völkern als Muster. Der dänische Bauer wird in ganz Europa als Vorbild betrachtet. Seine Wohnung und seine Wirtschaft ist zweckmäßig, er kennt die Geschichte seines Standes, seines Bodens und seiner Heimat. Ungefähr ein Drittel der Bauern besucht die Schulen, auch Dienstboten nehmen daran teil. Der Unterricht wird in Gruppen geteilt, Lehrer und Schüler bilden eine Gemeinde oder eine Familie. Großen Wert legt man auf die innere Einstellung der Teilnehmer. Ein Gottesdienst, eine Andacht, ein Fest ist ein inneres Erlebnis, dem sich niemand verschließen kann. Nicht übersehen darf man, daß Dänemark verhältnismäßig wenig Fabriken hat, daß die Großstädte fehlen und der nordische Mensch von vornherein in seinem Fühlen und Denken ein anderer ist. Der Bauer kehrt, mag er noch soviel studieren, wieder zur Scholle zurück, mit seinen Dienstboten steht er auf kameradschaftlichem Fuß, sie gehören zu seiner Familie. Die Gedanken Grundtwigs waren ein Segen für das Land und sein Volk.

In Dänemark, Schweden und Norwegen zählt man 150 Volkshochschulen mit 15.000 Schülern im Alter von 17 bis 25 Jahren, die aus bäuerlichen Kreisen stammen.

Deutschland hatte von allen Ländern der Welt vor dem Kriege die beste Schulbildung und, wer Gelegenheit im Kriege hatte, mit deutschen Truppen zusammenzukommen, weiß ihre Bildung und ihr Wissen zu schätzen. Der Zusammenbruch im Jahre 1918 wirkte genau so wie in Dänemark 1864. Im Freistaate wollte jeder klar sehen, nachdem er durch vier Jahre um die Nase geführt wurde. Das Drängen zu den Bildungsstätten war sehr groß. Der Norden übertrifft da den Süden. In Norddeutschland lehnt man sich mehr an das dänische Muster. Viele Neugründungen waren das Werk von Pastoren, sodaß die Schulen mehr einen religiösen Einschlag hatten. Die Mehrheit der Volkshochschulen sind evangelischen Ursprungs. Einige Schulen vermeiden die starke religiöse Betonung, beschränken sich auf allgemeine Andachtsübungen oder Weihestunden. In den evangelischen Schulen ist der Zwiespalt zwischen Religion und den anderen Gegenständen nicht so groß. Der Kampf um die weltanschauliche Gestaltung hat stark nachgelassen, weil er mehr zerstört als aufbaut. Bedeutende Hochschulen gibt es in Schleswig-Holstein, in der Lüneburger Heide, in Pommern, Schlesien und Thüringen. Ein großes Gewicht legt man auf Heimat-, Geschmacks- und Kunstbildung, auf Geschichte, Volkswirtschafts- und Gesundheitslehre. Die Schulgebäude sind groß und geräumig; im Winter dauern die Kurse für die männliche Jugend 5 Monate und im Sommer für die Mädchen 3 - 4.

In der Tschechoslowakei setzte nach dem Umsturz eine lebhafte Tätigkeit ein. Galt es doch so schnell als möglich, den neuen Staat volkstümlich zu machen und all den Schutt aus dem Kaiserstaate wegzuräumen. Die Tschechen bekundeten darin großen Eifer. Der Staat nahm hier selbst die Volksbildungsarbeit in die Hand und regelte sie durch ein Gesetz. Jede Gemeinde muß über eine Bücherei verfügen, die aus Gemeindemitteln erhalten wird. Die erforderliche Geldsumme hat im Voranschlag der Gemeinderechnung ersichtlich zu sein. Alle Parteien und Vereine der Gemeinde sind in dem Gemeindebildungsausschuß vertreten. Dadurch ist die zersetzende Arbeit der einzelnen Parteien sehr erschwert.

Viele Bezirke haben ihr „Heimatblatt“, das monatlich erscheint und Aufsätze über Geschichte, Naturwissenschaft und Volkswirtschaftslehre der engeren Heimat bringt. Lehrer, Geistliche, Ärzte arbeiten hier mit, um die Vergangenheit zu erforschen. Daß so ein „Heimatblatt“ für die Schule eine große Bedeutung besitzt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Für größere Gebiete finden sogenannte Kulturwochen statt, die in verschiedenen Städten abgehalten werden. Dazu werden Gelehrte und Fachleute von den Hochschulen aus Prag, Breslau und Leipzig berufen. Für Volksgesang und Volksmusik sorgen die „Singwochen“. Die „Heimatfeste“ beleben alte Sitten, Bräuche und Trachten, fördern die Geselligkeit und vereinigen die Stände und Berufe. Die Partei oder Weltanschauung tritt ganz in den Hintergrund.

Mehrere Volkshochschulen entfalten eine segensreiche Tätigkeit; so ist eine am deutschen Gymnasium in Brünn. Die in Bad Groß-Ullersdorf ist ganz aus der Bauernschaft selbst herausgewachsen. Sie ist vollständig auf die bodenständige Bauernkultur eingestellt und ihr Ziel ist Lebenserneuerung. Obwohl auch hier die Weltanschauung nicht so stark hervortritt, ist der Religion ihre Stellung im Volksleben eingeräumt. Das alte deutsche Kirchenlied und bodenständige Gesänge, Krippenspiele und religiöse Aufführungen nehmen einen weiten Spielraum ein. Neben den Unterrichtsgegenständen, die sich an die dänischen Einrichtungen anschließen, kommen die körperlichen Übungen, Volkstanz und Volksgesang, Gesundheitslehre und das Gemeinschaftsleben auf dem Dorfe zur Geltung. Lehrer und Schüler treten auch hinaus in einzelne Gemeinden und veranstalten „Dorfjugendtage“, die durch ihr Beispiel mehr wirken als trockene Belehrungen. Die Jugend arbeitet da mit und ist nicht ein müßiger Zuschauer. Daß auch die Tschechen und die Slowaken ihre Volkshochschulen besitzen, braucht nicht erst gesagt werden; denn gerade in diesem Volke hat der Umsturz die Kräfte der Lebenserneuerung besonders geweckt.

In Österreich wirken die Urania und das Volksheim in Wien vorbildlich; doch bleibt ihre Tätigkeit zum größten Teil auf die Großstadt beschränkt, obgleich einzelne Zweigstellen auf dem Lande eifrig arbeiten. Die erste Volkshochschule hat das Land Steiermark in St. Martin bei Graz ins Leben gerufen; hier gibt es auch Kurse für Lehrer und an den steirischen Lehrerbildungsanstalten ist die Einführung in die bodenständige Volkskultur ein Freigegenstand. In Niederösterreich besteht in Hubertendorf ein Volksbildungsheim. Die Unterrichtsgegenstände sind: Religion, Staatsbürgerkunde, Volkswirtschaft, Volkskultur, Gesundheitslehre, Handfertigkeit usw. Für Mädchen und Freuen wird das Familienleben, Säuglings- und Kinderpflege, Hauswirtschaft, Nähen und Sticken gelehrt und behandelt. Dazu kommen noch: Volksmusik, Mundart, Volksspiele, Kinderspiele, Volkstanz und die Volkstracht.

Was die Tschechoslowakei vermieden hat, daß das Parteiwesen sich in der Lebenserneuerung breit macht, das wurde in Österreich leider zum Teil befürwortet, da hier die einzelnen Parteien und die Weltanschauung ein wichtiges Wort mitsprechen. Die Zerrissenheit und Zerfahrenheit, die unsere Politik durchzieht, bemerkt man eben auch in dem Bildungswesen. Es fehlt der einheitliche Zug, die warme Teilnahme und innere Verbundenheit mit dem Stoff. Unsere Bauern stehen diesen Bestrebungen vielfach ablehnend gegenüber; sie schauen sich die Volkstänze und Trachten, die Spiele an, hören der Musik zu, freuen sich über die Darbietungen und loben die Schönheit derselben, doch mitarbeiten und mithelfen, dazu lassen sie sich sehr wenig herbei. Familien- und Heimatforschung, Pflege des Volksliedes, der Bräuche und Sitten hängen viel zu sehr bei uns mit dem Parteiwesen zusammen. Es ist nicht gleichgiltig, ob so eine Neuerung vom katholischen Burschenverein ausgeht oder von einem völkischen Turnverein. Nicht die Gegensätze zu überbrücken und die Einheit des Volkes herzustellen, ist bei uns Endziel, sondern das Trennende hervorzuheben und die Gegensätze aufzuzeigen. Gesang-, Turn- und Sportvereine müssen nach der Partei gesondert werden. So ein „Aufbau“ ist mehr eine Zerstörungsarbeit und bringt nur Schaden, keinen Nutzen.

Hubertendorf und St. Martin sind mehr für die bäuerliche Jugend bestimmt und haben die Bauernkultur vor allem im Auge, wo bleibt das Gewerbe, der Handwerker und der Arbeiter, die man ganz zur Seite schiebt? Österreich verfügt noch nicht über ein Volksbildungsgesetz, wie es die Tschechoslowakei hat. Die Bestrebungen, das alte Kulturgut unseres Volkes zu wecken und der Vergangenheit zu entreißen, finden in der Großstadt begeisterte Anhänger, die mit gutem Erfolge arbeiten. Es hat fast den Anschein, als ob hier die Großstadt die Erzieherin des Landes ist. Immerhin muß man die verschiedenen Leistungen und Arbeiten begrüßen, die hoffentlich noch die Einigkeit und Wiedergenesung unseres Volkes mit sich bringen werden.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 15. Okt. 1932, S. 49 + 50

Volkskundliches vom Wein

Viel Mühe, Arbeit und Sorge bereitet der Weinstock dem Hauer, bis er endlich den goldenen Tropfen im dunklen Keller in die leeren Fässer füllen kann. Das ist aber noch der Most, der erst arbeiten (gären) muß, damit er klar und hell wird. Wer im Keller einen Most trinkt, darf nicht das Glas auf das Wohl des Hauers leeren; das wäre ein arger Verstoß gegen jedes Herkommen. Verliert der Most seinen süßen Geschmack, so ist es ein „Sturm“, der schon eine „Schneid” hat, der manchen kräftigen Mann zu Boden wirft, mag er sich auch noch so sehr seiner Stärke rühmen. Schmunzelnd sitzt der Hauer bei seinem Gläschen, wenn der Wein in den Fäßern gluckt und ruft: „Du Lump, du Lump!

Nach der Gärung ist es der Wein, und zwar der Heurige; den Alten bezeichnet er nach wichtigen Ereignissen oder nach dem Jahre, z. B. „der 17er” vom Jahre 1917, der einer der besten war, „der Jubiläumswein“ von 1908, „der Kometenwein“ (nicht immer bringt ein Komet Krieg, Pest und Hungergsnot, sondern manchmal auch einen guten Topfen).

Früher einmal war der „Alte” mehr bevorzugt als der Heurige, weil er „süffiger“ war, sagt doch ein Spruch: „Alter Wein - junge Weiber, da lacht dem Mann das Herz“. Heute aber trinkt man den Heurigen lieber. Zu Martini beginnt das Zutrinken, da stoßt man an und sagt: „Gesundheit!”-„Prost!” - „Wohl bekomms!” Wenn es draußen stürmt, regnet oder gar schneit (denn „Martin kommt auf weißem Roß geritten”), da sitzen die Zecher bei dem vollen Glase und halten sich an den Spruch: „Solang der Zapfen rinnt, solang das Faß nicht klingt, sind wir fidel.”

Der Martini- oder Haltersegen ist nach Wiedemann „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns“ schon um 1700 von den Geistlichen als heidnischer Brauch verboten worden. Der Hirte überreichte dem Bauer die Martinsgerte mit einem Spruch und erhielt dafür einen Wein. Zu Martini erschienen auch die anderen Handwerker, die im Laufe des Jahres dem Bauer die verschiedenen Arbeiten besorgt hatten, und holten sich einen guten Tropfen; der Schmied erhielt den „Heftwein“ für das Festmachen der lockeren Hufeisen; in der Umgebung von Ober-Sulz (Bez. Gänserndorf) nannte man den Wein, den die Hauer dem Dorfschmied gaben, auch noch „Spitzwein“. Der Binder bekam den „Ausfeuerwein“, da er, wenn er ein Faß machte, im Innern desselben ein Feuer anzündete, damit es sich schön runde. Der Halter holte sich den „Hutwein“; dieser Brauch geriet im Weltkriege in Vergessenheit. Den Wein des Wagners hieß man „Stickwein“; denn „sticken“ bedeutet soviel als einschlagen der Speichen in die Nabe eines Wagenrades.

Zur Zeit der Zigeunerplage mußten Männer diese braunen Gestalten bis über die Ortsgrenze begleiten und auch an der Verfolgung teilnehmen, wenn sie einen Diebstahl ausführten. Nach getaner Arbeit erschienen alle im Hause des Ortsrichters und tranken hier den „Zigeunerwein“.

Muste ein Geistlicher in eine Filialkirche in der Adventszeit die Rorate lesen und dabei weit übers Feld gehen, so schickte ihm diese Gemeinde den »Roratewein«.

UraIt ist die Sitte des Einstandzahlens und des Leikaufes. Der neue Vereinsobmann, die neue Zinspartei, der junge Ehemann müssen unbarmherzig zahlen und tun sie es nicht willig, so holt man die Persönlichkeit einfach zum Heurigen, wo er an seine Pflicht ermahnt wird; da wird der Neuling ordentlich „eingeweicht“. Jeder Kauf und Verkauf muß mit einem ergiebigen Trunk besiegelt werden. Heiratet ein Ortsbursche, so erscheinen am Vorabende seines Ehrentages die ehemaligen Schulkameraden im Brauthause, bringen ihre Glück- und Segenswünsche vor und erhalten dafür den „Hochzeitswein” - auch „Stupfwein”geheißen, in der Umgebung von Zistersdorf führt er den Namen „Bittelwein“, in Poysdorf „Lattenhocker”. Da es bei einer solchen Gelegenheit oft Raufereien gab, wenn die Burschen zuviel tranken, so verbot Kaiser Josef II. den Brauch, doch leider ohne Erfolg.Der Konduktansager, der in den Häusern ein Begräbnis ansagte, erhielt zur Stärkung bei vielen Familien ein Gläschen Wein, die Wirkung dieses Naturaltrinkgeldes kann man sich schließlich vorstellen. Vor dem Begräbnis werden die Trauergäste im Trauerhause mit Wein bewirtet; als noch der Sarg von Trägern bis zum Grabe getragen wurde, gab man ihnen den „Leichenwein“; auch der Totengräber erhielt für die Herstellung eines Grabes neben dem festgesezten Geldbetrag einen ortsüblichen „Trunk”. Nach dem Begräbnis erhalten in Alt-Ruppersdorf die Leichenträger jeder ein Stück Brot und ein Glas Wein. Die Trauergäste gehen in das Gasthaus, verzehren daselbst das Totenmahl, trinken dabei den eigenen Wein und müssen dafür dem Gastwirt das „Stoppelgeld” zahlen. Wird auf dem Tisch ein Wein verschüttet, so achten alle Gäste darauf, wohin die größte Weinmenge fließt; die betreffende Person, die an dieser Stelle sitzt, bekommt Familienzumwachs, für sie gibt es eine „Kindstaufe”. Trinkt ein erwachsenes Mädchen in einer Gesellschaft ein volles Glas Wein, dann darf es nicht zittern oder einige Tropfen verschütten, denn das sind Zeichen, daß es keine Jungfrau ist.

Nach Beendigung der Kellerpartie trinken alle Gäste noch rasch stehend ein Gläschen Wein, den man in Poysdorf „Stehwein“ nennt, in Groß-Krut aber „Jobannissegen”; dies muß aber ein Rotwein sein, der Blut erzeugt und Gesundheit bringt.

Dem fremden Gast gibt der Bauer beim Abschied „auf den Weg” eine Flasche Wein von der besten Sorte, damit er auch andere in der Stadt kosten läßt und so der gute Ruf seines Eigenbaues überall bekannt wird. Der Weinfuhrmann, der mit der „Ladung“ auf der Brünnerstraße nach Wien fährt, hat in seinem Fäßchen einen guten Tropfen als „Zuladung“, den er manchem Fußgänger kosten läßt, darum muß er auch ein edler Trunk fein, damit der Fremde nicht vielleicht schimpft und sich über den „Krautwasser“ lustig macht, was der Gemeinde, aus welcher der Wein stammt, nur schaden könnte, denn auf seinen Namen und auf seinen Wein ist der Hauer sehr stolz und, wer ihn da verletzt, ist sein größter Feind, dem er seine Meinung „auf gut deutsch ins Gesicht” sagt.

Zu Sebastiani - am 20. Jänner - versammelte sich die Gemeindevertretung im Gasthause, wo der „Gmoatrunk” gereicht wurde, der ein wirksames Heilmittel gegen die Pest sein sollte; wohl ist dieser bäuerliche Feiertag heute längst vergessen, doch halten um diese Zeit an einem Sonntag die Gemeinden bei Zistersdorf noch immer den althergebrachten „Plunzenkirtag”, den man ordentlich mit Wein begießen muß.

Durstige Leute sind immer unsere Musikanten gewesen, die stets über trockene Kehlen klagten. In Poysdorf richteten sie sich für den Fronleichnamsumgang mehrere „Labestationen“ ein, wo sie rasch, während der Priester das Evangelium las, eine Stärkung nahmen; dies war oft der Anlaß zu unliebsamen Erscheinungen, weil jeder der erste sein wollte. In einzelnen Gemeinden erhielten sie für ihre Mühe auf dem Kirchenchor an den höchsten Feiertagen den „Vesperwein“, den sie nach der Segensandacht im Gemeindegasthaus tranken.

Früher war die Gemeinde Poysdorf mit dem Wein sehr freigebig, da sie jede Leistung mit einem Trunk belohnte. Damals besaß sie allerdings noch den Ratskeller, in dem der „Ratswein“ eingelagert war; erschien eine behördliche Kommission, so lud man die Herren zu einem kleinen Imbiß und ließ sie den edelsten Tropfen kosten, der oft eine ungeahnte Wirkung erzielte und jede Gegenrede im Keime erstickte, so daß die Gemeinde ihre Forderungen leicht durchsetzte. Heute gibt es in Poysdorf keinen Ratswein und keinen Ratskeller, dafür muß der Bürgermeister einen guten Keller besitzen.

Kamen im Sommer die mährischen Schnitter zur Erntezeit nach Niederösterreich, so erhielten sie nach getaner Arbeit ihren „Mäherwein“ und ein großes Brot, das sie mit in die Heimat nahmen. Die Drescher bekamen beim „Drescherhahn” ihren „Drescherwein“.

Den „Füllwein“ braucht der Hauer zum Nachfüllen, weil die Fässer stets voll sein müssen, bei manchem guten Tropfen benützte man zu diesem Zwecke Kieselsteine, die man in das Faß warf.Die Wilfersdorfer Herrschaft unterschied nach der Güte: einen Ordinari -, einen Mund-, einen Speise- und den Offizierswein; den sie den Geistlichen gab, war ber „Deputatwein“; den die Grundholden austrinken mußten, hieß „Banwein“.

Manche Gemeinde hatte früher ihren besonderen Wein, so z. B. der Markt Falkenstein den berühmten „Rosenberger“, der in Oesterreich so bekannt war wie der „Frauendorfer” des Marktes Herrnbaumgarten, der als Filtrierwein noch den Namen „Banaz“ führte, schon 1712 wird diese Sorte erwähnt, daneben erzeugte dieser Ort noch einen Muskateller „Raistler“. In Hausbrunn ließen die Hauer die Trauben sehr lange am Stock hängen, so daß sie zuckersüß wurden; von diesen gewann man den „Strohwein“.

Saure Weine, die zum Verkaufe untauglich waren, goß man häufig in den Mörtel oder schickte sie in eine Essigsiederei, die für einen Liter nur 3 bis 6 kr zahlte, darum sprechen noch heute die Leute von einem „Dreikreuzer-“ bzw. „Sechskreuzerwein“. Wer diesen trank, mußte von zwei Männern gehalten werden, während ein Dritter ihm den Trunk mit Gewalt eingab; daher rührt der Name „Dreimännerwein“. Einem schlechten Jahrgang gibt der Hauer den Namen „Sauerampfer”. Doch heute kann er den Most aufzuckern, da spricht man von einer „Schmier“ oder von „Hohenauersonne”, da der Zucker von Hohenau bezogen wird.

Für den Eigenbedarf macht sich der Bauer einen „Haustrunk“, den die Leute auf dem Felde und beim Essen trinken; er hat in den Gemeinden verschiedene Namen: in Poysdorf und Umgebung „Hackelschleifer" -- „Gotterhalte”-- „Trunk” -- „Gunglures”, in Prinzendorf „Kinkes“, in Herrnbaumgarten „Schetzko“ -- „Schlaparment” -„Koscha”, in Groß-Krut „Slawanka“, in Schrattenberg „Pikele”. Dieser Namen ist italienischen Ursprungs, einige weisen auf die tschechische Sprache, „Koscha” ist jüdisch - die Hohenauer Judengemeinde erzeugte schon 1654 einen Koscherwein, ebenso die Nikolsburger Juden; durch die verschiedenen Kaufleute, die bei uns die Einkäufe von Wein besorgten, drangen diese Namen in das Volk.

Das Gegenteil des „Haustrunkes“ ist der „Spezialwein“, auch „Spezi“ - „Gerebelter“ - „Tupferer“ genannt, der von besonderer Güte ist und darum auch mehr kostet. Wer zuviel der edlen Gottesgabe trinkt, bekommt einen Rausch, der in unserer Gegend verschiedene Bezeichnungen je nach der Stärke hat: „er ist gut aufgelegt, er hat zutief ins Glas geschaut, er hat an Schwül, Tampus, Spitz, Affen, Fetzen, Kittel, Schwammer, Schwips, Habemus, Kapitalsrausch, Kanonenrausch“.

Die Bauern in der Laaer Ebene zechen fleißig am Aschermittwoch im Gasthaus, sie vertrinken die Disteln, damit sie im kommenden Jahr nicht so zahlreich auf dem Felde wachsen. In Poysdorf spendete in der Faschingszeit der Arbeitnehmer seinem Herrn einen geflochtenen Kranz aus nackten Reben und erhielt dafür einen Krug Wein. Die Bewohner von Herrnbaumgarten, die schon einen Wein nach Petersburg an den kaiserlichen Hof lieferten, sind stolz auf ihren Tropfen; gerät er in einem Jahr sehr gut, so sagen sie auf die Frage, woher sie kommen, selbstbewußt: „Von Herrnbaumgarten“; in einem Mißjahr aber sprechen sie kleinlaut: „Vo Baumgat.“

Missjahre, Kriege und Wirtschaftskrisen sind die ärgsten Feinde des Brauchtums, die Sitten und Gewohnheiten, die dann rasch verschwinden und in Vergessenheit geraten.

Zu Dank verpflichtet bin ich dem Hauer Leop. Berndl in Poysdorf, der mir so manchen Brauch erwähnte und mich auf die sprachlichen Ausdrücke aufmerksam machte.

Veröffentlicht in: „Heimatland“, Okt. 1936, S. 73 - 76

Vom Haus und Hausrat im niederösterreichischen Grenzland

Das Haus bot dem Menschen zu jeder Zeit Schutz gegen Wetter, feindliche Angriffe und gegen Ueberfälle durch wilde Tiere. Von den Erdwohnungen der vorgeschichtlichen Zeit, die man heute im Ackerboden so häufig findet, führt die Entwicklung über die Rundbauten, die man aus geflochtenen Weidenruten herstellte und innen und außen mit Lehm bestrich, zu den Holz-, Stein- und Ziegelbauten der Gegenwart.

Die geschichtliche Entwicklung kennt keine scharfen Grenzen, weil doch die Menschen zu sehr am Althergebrachten hängen und sich davon nur schwer trennen. So gab es in Schrattenberg bei Feldsberg noch vor dem Kriege Erdwohnungen und in Wetzelsdorf steht heute noch eine Scheune, deren Seitenwand aus gewundenem Reisig besteht (daher sprechen wir ja von einer Wand, das Wort kommt von winden = flechten).

Kriege wirkten immer fördernd auf die Bautätigkeit und brachten große Verbesserungen in der Bauweise und in der Einrichtung mit sich. Die Kreuzfahrer sahen in dem Morgenlande die gute Bauart der Städte, von Italien kam der Stein- und Ziegelbau, der bei uns bei den Burgen und Festungskirchen des Grenzlandes Anwendung fand. Der Bauer hielt aber an den Holzhäusern fest, die er innen und außen mit Lehm bestrich und die bei einem Feuer vollständig niederbrannten.

Daneben gebrauchte man die „Butzeln“, die aus Lehm, Stroh und Gerstengrannen bestanden und gerollt wurden; solche Butzelhäuser, die recht dauerhaft waren, mußten abschnittweise gebaut werden, weil man die Unterlage immer gut austrocknen ließ ehe der Weiterbau begann (vergl. unsere Betonbauten!).

Vorherrschend war bei uns der Hakenhof, den man noch heute in den Gemeinden unserer Heimat trifft (Wohnhaus und anschließend Stall und Scheune). Nach der Größe des Besitzes gab es: Ganz-, Halb-, Viertel-, Achtellehenhäuser und ganze sowie halbe Hofstätten. Jedes Haus war mit Grund und Boden genau „bestiftet“; die Siedlungsform war das Angerdorf (Poysdorf, Ketzelsdorf, Wetzelsdorf usw.); Haufendorf (Alt-Lichtenwarth) und Rundling (Hanfthal) sind seltener. Das Ganzlehen umfaßt ungefähr 30 Joch. Außerhalb des Ortes wohnten nur die „unehrlichen Leute“ – der Schinder z. B. in Poysbrunn und Mistelbach.

Aus der gotischen Zeit fehlen bei uns die Bauwerke, aus der Renaissance stammen die schönen Laubengänge einzelner Bauernhäuser, die man „Trettn“ nennt. Damals herrschte eine gewisse Wohlhabenheit in unserem Grenzlande, die sich in Kleidung und Einrichtung deutlich zeigte.

So hatten um 1620 Mistelbacher Bürgerhäuser folgende Einrichtungsgegenstände: kupferne Waschkessel, ein Badestübel, Zinn- und Messinggeschirr (Wasch- und Fischkessel, Mörser, Teller, Schüsseln, Kannen, Pfannen, Bratspieße, Hefen, Raindeln, Bratpfannen, Trichter und Schöpflöffel), Mäntel von englischem Tuch, Kleider aus Seide, Sammet und Atlas, ein „Brüstl“ aus türkischem Zeug, Tisch- und Handtücher (diese werden schon 1592 erwähnt), viel Leibwäsche, ein Himmelbett, Mörser und Hackstöcke aus Holz, einen Feuerrost für den offene Herd, marmorne Tischplatten, schlesischen Zwirn, Bänder aus Köln, Pariser Mannes- und Frauenstrümpfe, Nürnberger Hosenträger, baumwollene Kinderstrümpfe usw.; die Männer trugen Lederhosen, ein Lederwams, Brustfleck, Mantel, Haube, silberne Ringe und Ketten; in Mistelbach und Poysdorf gab es Goldschmiede, die silberne Salzfässer, Gürtel, Becher, Löffel und Schalen verkauften. Im Himmelbett lagen Tuchent, Feder- und Kielpolster, Hauptkissen, Decken, ein Ober- und Unterbett; die Truhen waren voll Leinwand; die Frauen kannten schon die Schnell- und Schalenwaage; auch der „Zandstürer“ war nicht unbekannt. Zu den Frauenkleidern gehörten: Rock, Mieder, Hauben mit Borten, Handschuhe, Fürtuch u. dgl. Heiratete in Mistelbach ein Mädchen so bekam es von der Mutter ein vollständig eingerichtetes Bett.

In einem Kettlasbrunner Halblehenhaus gab es 8 Holzschüsseln, 10 Teller, 5 Hefen, 1 Backtrog, eine Truhe statt Kasten (1587); der Bauer bediente sich der irdenen Schüsseln, Teller und Holzlöffel; das Brot wurde im Backtrog geknetet; das Strohlager auf der Ofenbank war keine Seltenheit. Mit Wagen und einer „Kalles“ fuhr der Bauer aus; er gebrauchte auf dem Felde den Holzpflug und die Holzegge; angebaut wurden Korn, Hafer, Weizen, Kraut und Heiden. Auf dem Hofe bemerkte man Hühner, Schweine, Pferde (besonders an der March), Kühe, sehr viel Schafe, wenig Enten und Gänse. Gerste wuchs bei uns nicht. In vielen Häusern fand man Gewehre, Flinten und Pistolen; Schlaguhren waren schon bekannt, ebenso las man gerne in Büchern (religiöse, evangelische, wirtschaftliche und Zauberbücher).

Das Geld verwahrte der Bauer im Strohsack, in einem Beutel und vergrub es in gefahrvollen Zeiten im Ackerboden oder im Keller. Die Schulden merkte man sich schriftlich oder kerbte sie am Robisch ein.

Nach dem 30jährigen Kriege herrschte in den Gemeinden große Armut, viele Häuser waren zerstört oder beschädigt, so daß man von einer Wohlhabenheit nicht mehr sprechen konnte; ein sehr schönes Denkmal jener Zeit ist der Poysdorfer Renaissancefund, der im n. ö. Landesmuseum zu sehen ist. Die Kleider dürften aus dem Besitze der Bürgersfamilie Knoll stammen; ein Sohn oder Verwandter studierte in Klosterneuburg Theologie. Die Aufbauarbeit litt stark durch die Pest (1655 und 1679), durch die Türkenkämpfe und Mißjahre.

Zu einem Hausbau benötigte man 1660 in Mistelbach: 6000 Mauerziegel, 2 ½ Mut Kalk (75 Metzen), 99 Stamm Holz (Gerüst, Langholz und Bauträm), 121 Paar Gespörholz, 100 Läden, 4 ½ Schock Latten, 160.000 Schindeln, 24.000 Lattennägel, 150.000 Schindelnägel, 10 Stück eiserne Klampfen, 300 große Spörnägel, ebensoviel Kreuzernägel, 1000 Kupfernägel, 300 Stück Tor- und Türnägel mit Platten, 12 Paar eiserne Türbänder und 24 Keile.

Die Herrschaft Wilfersdorf besaß in ihren Gemeinden eigene Ziegelöfen für ihre Untertanen, sie gab ihnen nach einer Feuersbrunst Bauholz und gewährte ihnen auch drei bis vier Freijahre. Der Fußboden der Häuser, die man tief in die Erde baute, bestand aus Lehm, die Fenster waren klein, die Türen niedrig, mächtige Balken ¹) hielten die Decke, ein Kienspan oder eine Talgkerze, später eine Rüböllampe, beleuchtete den Wohnraum, den nur selten ein Kachelofen im Winter erwärmte; bunt bemalte Teller und Krüge, welche die Habaner in der Slowakei erzeugten, schmückten die eine Wand des Wohnraumes.

Sparsamkeit war das Losungswort des Volkes jener Tage, die aber doch eine erhöhte Bautätigkeit zu verzeichnen hatten; denn mit dem Handel und Verkehr, der sich nach den Türkenkriegen langsam hob, kam Geld ins Land. Der freie Dorfanger wurde verbaut – sogenannte Auenhäuschen -, manchmal entwickelte sich ein neuer Ortsteil, den man „Neustift“ nannte. Die italienischen Baumeister der Wilfersdorfer Herrschaft waren die Lehrmeister unserer Maurer. In den Weinbauorten traf man um diese Zeit schon feste Ziegelhäuser mit schön gewölbter Decke (z. B. in Poysdorf und Wilhelmsdorf).

Das Jahr 1729 brachte soviel Schnee, daß viele Dächer eingedrückt wurden und die großen Wassergüsse desselben Jahres beschädigten die Häuser. Italienische Rauchfangkehrer besorgten die Reinigung der Kamine. Ein Nachteil war aber die Kaminsteuer des Staates, welche zur Folge hatte, daß man viele alte Gebäude dem Verfall preisgab.

Von der Inneneinrichtung erwähne ich: Gewandkasten, Truhen, Pfeffermühlen, zinnerne Teller und Schüsseln, Messingmörser und Leuchter, Kupferpfannen (bei einem Mistelbacher Bäckermeister neben der Apotheke um 1730). Die Männer trugen ein rotes Kamisol mit Silberknöpfen, blaue Strümpfe mit silbernen Knieschnallen, Lederhosen, Brustfleck (statt der Weste), Hosenträger, silberne Hemdknöpfe und ebensolche Schuhschnallen. Die Frauen hatten „rauche Hauben“, Pelze, Stützeln, Mieder, rote Strümpfe, schwarze Mäntel und schwarztaffete Fürtücher. Dazu kamen: Tisch-, Handtücher und „saubere“ Taufwindeln, Zichent, Tuchent, Polster, Unterbett, Nähtüchel, Bettwäsche aus geblümtem Zwillich und eine Schlaguhr fehlte nie. Neben der Ausstattung erhielt in Mistelbach jede Bauerstochter 1 – 2 Melkkühe. Einen beschlagenen Leiterwagen hatte die Hüttendorfer Mühle um 1700. Neben dem „Wurstwägel“ war die „Kalles“ und der Kobelwagen im Gebrauch. Der Halblehner Paul Riedl, der neben dem Paul Weisböck in Poysdorf wohnte, besaß 1747 eine Heiligenlegende und sogar den Codex austriacus. Handfeuerwaffen sah man in vielen Bauernhäusern (zur Notwehr und zum Schießsport, nicht zur Jagd).

In manchen Gemeinden (Wetzelsdorf und Ober-Sulz) gab es zwischen den Besitzern der alten und denen der neuen Häuser Streit wegen der Abgaben, weil letztere stark belastet wurden; ebenso entspann sich wegen des Anteiles am Gemeindewald in einzelnen Ortschaften ein erbitterter Kampf.

Weil in der Zeit der schlesischen Kriege wenig gebaut wurde, setzten die Leute auf Keller und Preßhäuser Inleutstübeln oder fügten in den Dachraum Mansardenzimmer ein. Die ersteren Bauten verbot 1752 die Regierung, weil die Kellermauern häufig zu schwach waren, die Inwohner sich Hühner hielten, welche die Weingärten beschädigten, und diebische Leute leicht in die Keller einbrechen konnten. Wegen der Kaminsteuer erbaute man wenig Kamine; die Baulinie hielt man nicht sehr genau ein, ja man engte die Straßen durch Vorgartln ein, die aber in Poysdorf schon um 1800 verschwinden mußten; eine wichtige Neuerung waren die Feuermauern, welche die verheerenden Brände verhindern sollten, und die Hausnumerierung (1770) wegen der Militärpflicht.

1765 stellte sich in Wilfersdorf das Tausend Mauerziegel auf 6 fl (Macherlohn = 1 fl 30 kr, 1/8 Korn = 5 kr 2 den, 1 Klafter Holz = 2 fl, die Holzzufuhr = 1 fl, Handrobot beim Holzklieben und Brennen = 18 kr 2 den, für Ofen, Scheibtruhen, Ziegeltisch u. dgl. = 1 fl).

Noch immer herrschten Sparsamkeit und Einfachheit im Bauernhause. Benützte doch der große Volkskaiser Josef II. auf seinen Reisen immer den Strohsack, der im Orte der Nächtigung mit frischem Stroh gefüllt wurde.

Die Herrschaften mußten über alle Neubauten und zugewachsenen Grundstücke (aus Oedland) von Zeit zu Zeit eine genaue Fassion für Steuerzwecke ablegen.

Beliebt waren damals Hauszeichen, Statuen, Bilder und Erinnerungstafeln; man wählte verschiedene Heilige: die Dreifaltigkeit gegen Pestgefahr, den hl. Florian gegen Feuer, den hl. Leonhard gegen Viehseuchen, den hl. Johann v. Nepomuk gegen Verleumder und die hl. Jungfrau Maria; Gasthäuser und Handwerker hatten oft recht kunstvolle schmiedeeiserne Bilder und Schilder, größere Betriebe wählten Wappen oder Innungszeichen, so die Gerber und Färber in Poysdorf.

Die Napoleonischen Kriege brachten einen großen Rückschlag, da die Wohnungsnot anstieg, der Geldkrach viele zu Bettlern machte, so daß Häuser geteilt werden mußten und die gesundheitlichen Verhältnisse sehr traurig waren; diese wurden leider nicht beachtet, so daß die ansteckenden Krankheiten zahlreiche Opfer forderten.

Erst nach dem Sturmjahr 1848 zeigte sich eine rasche und durchgreifende Entwicklung: Ziegelhäuser, Ziegeldächer, Feuerversicherung, Sparherd (um 1855), Petroleumlampen (um 1860); die alte gediegene Einrichtung musste allerdings der kitschigen Fabriks- und Massenware weichen, der Bauer „verstädterte“ und mit ihm das ganze Dorf; alte Wohngebäude riß man ein und baute neue, die oft gar nicht in das Dorfbild paßten; die alte bodenständige Tracht wurde abgelegt und dafür huldigte man der Mode. Das Maschinenzeitalter schickte seine Erzeugnisse bis in das entlegene Dorf, überall wirtschaftete man „rationell“; baute bessere Stallungen, größere Scheunen, strenge hielt man die Baulinie ein, so daß gerade Straßen entstanden. Das gesundheitliche Moment wird heute mehr berücksichtigt, man baut nicht mehr in die Tiefe, sondern mehr in die Höhe, da jeder Licht, Luft und Sonne haben will. ²)

Im Jahre 1848 benötigte der Wirtschaftsbesitzer A. Taubenschuß in Poysdorf für sein Haus Nr. 170: 10 Fuhren Steine, 21.000 Mauer-, 14.000 Dach-, 104 Hohl- und 1800 Rauchfangziegel – das Tausend kostete im Durchschnitt 9 fl C. M. -, 148 Metzen Kalk, 96 zweispännige Fuhren Sand, 20 Fuhren Lehm, 1 Fuhr Tischlerholz und 11 Ladungen Bauholz vom Floridsdorfer Spitz. Der Bau, der in 6 Wochen fertig war kostete 1600 fl C. M.

Unsere Neubauten weichten von denen der Vorfahren bedeutend ab; man vergleiche nur die Mauerstärke, die Fenster, Türen und Gänge; es ist sicher, daß die Alten besser bauten; stehen doch in Poysdorf gediegene Bauernhäuser aus der Zeit von 1670, über die sicher jeder Sachverständige sich aufrichtig freut. Mögen diese wenigen Bauwerke erhalten bleiben und niemals „modernisiert“ werden!

Nach dem Weltkriege setzte eine ungeahnte Bautätigkeit ein, die von Gemeinde, Land und Staat in jeder Hinsicht gefördert wurde; zahlreiche Einfamilienhäuser, denen eine langjährige Steuerfreiheit zugesichert wurde, wuchsen nur so aus der Erde, so daß ganz neue Ortsteile sich entwickelten und manche Gemeinde die Häuserzahl um 20 – 25 % vermehren konnte.

Der buntfarbige Anstrich der Wohnhäuser in unserem Grenzlande geht wahrscheinlich auf slawischen Einfluß zurück; denn nach 1648 unterblieb die Zuwanderung aus dem Reiche, dafür erschienen zahlreiche Ansiedler aus den Ländern der böhmischen Krone, die ihre Eigenart mitbrachten und ihre Häuser bunt färbelten.

In den letzten Jahrzehnten sind die Gemeinden, was Häuserzahl betrifft, ungeheuer gewachsen; Poysdorf zählte 1582 gegen 200 Häuser, 1767 365 – damals rechnete man es zu den größeren Gemeinden des Landes, heute ist es trotz seiner 700 Wohnhäuser sehr weit zurückgedrängt. Mit dem starken Wachstum der einzelnen Orte hielt aber die Bauernkultur nicht gleichen Schritt; im Gegenteil, sie geriet in Vergessenheit und machte einer nichtssagenden Scheinkultur Platz. Die ersten Anzeichen einer Umkehr kann man heute beobachten; man besinnt sich wieder auf die alte bodenständige Volkskultur und rettet noch aus der Vergangenheit, was möglich ist. Die Heimatmuseen in Mistelbach, Laa und Hohenau gehen da mit anerkennenswertem Eifer voran und bereiten den Weg vor, der uns wieder auf die alten bodenständigen Kulturwerte der Heimat führt.

Möge jeder, dem es Ernst ist mit der Gesundung des Volkstums, sich die Worte des Dichters Geibel vor Augen halten:

„Was uns not tut uns zum Heil

Ward’s gegründet von den Vätern,

Aber das ist unser Teil,

Daß wir gründen für die Spätern.“

\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_\_

¹) Schön geschnitzte „Tram“ sind heute selten zu finden; nur im Markte Falkenstein gibt es im Gemeindehaus eine sehenswerte Schnitzarbeit an einem „Tram“

²) In Poysdorf entfielen auf ein Haus: 1835 – 7.33 Einwohner, 1869 – 5,45, 1880 – 5.85, 1890 – 6.05, 1900 – 5.74, 1910 – 5.38, 1920 – 4.98.

Quellen:

Herrschaftsakte „Wilfersdorf“ im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein in Wien.

Veröffentlicht in: „Heimatland“, 1937 S. 2 – 4, S. 18 – 21.

Vom Kaffee in unserer Heimat

Der Kaffee galt einmal als Genussmittel und wurde in den letzten 100 Jahren ein Nahrungsmittel für die breite Masse des Volkes; er schuf sogar ein eigenes Gewerbe – das Kaffeehaus, das in seiner Entwicklung ein Stück Kultur- und Heimatgeschichte uns vor Augen führt.

Die Heimat des Kaffees ist das Gebiet von Abessinien, von wo er schon 1517 nach Konstantinopel gelangte; er ist ein Kind des Morgenlandes, wo er gern getrunken wurde, weil Mohammed seinen Anhängern den Weingenuss untersagte. Ist das Bier das Getränk der Germanen, der Wein das der Romanen, so war der Kaffee früher das der Mohammedaner. Verbreitet wurde er in Europa durch den Handel, durch den Verkehr und durch Kriege, welche die Türken führten; diese nahmen sich immer größere Mengen zur Verpflegung der Soldaten mit, weil das Trinkwasser in den Ländern des Ostens häufig sehr schlecht war. Die reiche Handelsstadt Venedig sorgte für die Verbreitung dieses Genussmittels im Mittelmeerraum.

In Marseille finden wir schon um 1600 ein Kaffeehaus, das aber mehr einer Schenke glich, in der Karten- und Billardspiel verboten waren, da sie im Volke als unanständig galten. Rom und Venedig besaßen 1647 Kaffeehäuser, Oxford in England 1650 und Hamburg sowie Regensburg 1677; in diese Stadt kam der Kaffee auf dem Handelsweg der Donau, sodass er sicher auch in Wien um diese Zeit bekannt war, doch volkstümlich konnte er bei uns nicht werden, weil der Österreicher konservativ ist und die Türken damals unserem Lande schweren Schaden zufügten; man weigerte sich von diesem Erzfeind das Nationalgetränk anzunehmen; man betrachtete es als Sünde, von dem Feinde etwas einzuführen, der als Antichrist das ganze Abendland bedrohte.

Bei der zweiten Türkenbelagerung (1683) musste der Gegner auf seiner Flucht viel Kaffee in den Zelten zurücklassen, der teilweise dem mutigen Kolschitzky zugesprochen wurde, der als Kundschafter für Wien tätig war und wichtige Meldungen dem Entsatzheer übermittelte. Da er sich länger Zeit in Belgrad aufgehalten hatte, war er mit den türkischen Sitten und Gewohnheiten gut bekannt. Er wurde der erste öffentliche Kaffeesieder, der mit einem vollen Kessel Schwarzen durch die Straßen Wiens fuhr und durch ein Glockenzeichen den Kauflustigen seine Ankunft mitteilte; ohne Zucker und mit dem Satz schlürften die Wiener diesen Türkentrank und freuten sich an dem guten Geschmack. Bald gab Kolschitzky den Hausierhandel auf und eröffnete ein Kaffeehaus „Zur blauen Flasche“. In dem großen niedrigen Zimmer stand in der Ecke ein mächtiger Kessel, an den Wänden bemerkte man einige Bänke, Tische fehlten – das war das erste Wiener Kaffeehaus.

Kolschitzky war damals ein berühmter Mann, den jeder sehen musste, den kühnen Kundschafter; gerne erzählte er den Gästen seine Abenteuer im Türkenlager; selbst Prinz Eugen war nicht so volkstümlich wie dieser Kaffeesieder, der es dann verstand, den Schwarzen mit Sirup zu versüßen und den Satz wegzuschütten. Drei Griechen bekamen später die Erlaubnis, in Wien ein Kaffeehaus zu errichten. Jetzt trank man gern dieses neue Getränk und freute sich an den Niederlagen des alten Erzfeindes, den man früher so gehasst und gefürchtet hatte.

1738 gab es schon im heutigen dritten Bezirk ein Volkskaffeehaus; Griechen und Italiener zeigten da ein großes Organisationstalent und führten wichtige Neuerungen in dem Kaffee-hausbetrieb ein; sie verkauften Limonade, Gefrorenes, brachten zur Zeit Maria Theresias das Billard und richteten das Innere gründlich und sauber her.

1748 werden im Liechtensteinschen Schloss von Rabensburg 11 Kaffeeschalen erwähnt, die aus weißem Tongeschirr von Steinitz, Südmähren, stammten; damals genoss man den Kaffee als Jausengetränk aber nur an hohen Fest- und Feiertagen.

Das schönste Kaffeehaus in Europa hatte die Stadt Livorno in Italien (1780), in dem es kein Billard, kein Kartenspiel und keine Zeitungen gab. Bei uns führten die Griechen das Tabakrauchen und die Schokolade ein; bekannt war aber nur die Pfeife, die man auf der Straße versteckte; jeder Stammgast ließ seine Pfeife im Kaffeehaus. Das äußere Ladenzeichen war eine Kaffeekanne aus Messing und darunter ein Türke oder ein Mohr; im Inneren mangelte häufig die Sauberkeit und Bequemlichkeit. Notdürftig wurde der Raum durch Talgkerzen oder Öllampen erhellt; einige Bänke, Tische, Sessel, ein Spiegel und ein Billard bildeten die Einrichtung; die Raucher klopften ihre Pfeifen auf den schmutzigen Fußboden aus und spuckten vor sich hin; die Luft war unerträglich; trotzdem saßen unsere Ahnen stundenlang in diesem Raum, tranken einen Schwarzen, rauchten, unterhielten sich oder lasen das „Wiener Diarium“, das eine beliebte Zeitung war; seltene oder teurere Zeitschriften wurden angebunden. Die Kellner trugen Perücken, reichten den Gästen Kaffee, aber kein Wasser; Damen sah man nie in einem Kaffeehaus, da es dem guten Ton nicht entsprach; sie blieben schön daheim und kamen zu einer Jause zusammen, bei der viel gesprochen und erzählt wurde.

Um 1790 zählte Wien 70 Kaffeehäuser, in denen eifrig die Jugend politisierte; die Gedanken der Aufklärung und die Revolution in Frankreich boten hinreichend Stoff; weil sich oft die Gemüter erhitzten und handgreifliche Szenen die Ruhe und Ordnung störten, verbot die Regierung 1792 das Politisieren in öffentlichen Häusern. Das Kaffeehaus wurde der Sammelpunkt der fortschrittlichen Geister; Dichter, Künstler, Schauspieler und Musiker trafen sich hier und tauschten im Unterhaltungston ihre Gedanken aus; mancher Witz und manche Anekdote ging von hier aus in die weite Welt. Die Franzosen brachten 1805 und 1809 einen feineren Stil und einen besseren Geschmack in unsere Heimat und besonders nach Wien, das in diesen schweren Tagen viel lernte; es entstanden „Pariser Restaurants“ mit großen und reinen Speisesälen sowie vornehme Kaffeehäuser mit grünen Vorgärten. Die Franzosen richteten für ihre Soldaten in der Umgebung Wiens eigene Lager her, wo sie im Schatten der Bäume essen und trinken konnten, während eine Musikkapelle ein Konzert gab; das ahmten die Wiener nach.

Wohl blieben der richtige Kaffee und der Zucker infolge der Kontinentalsperre aus, doch behalf man sich mit einem Ersatz (Bohnen, Eicheln und Fisolen). In Nordmähren machte man bei Mähr-Neustadt aus dem Ahornsaft einen Zucker. In der Biedermeierzeit war man genügsam und kein Feinschmecker; Wien spürte diese Krisenzeit besonders stark, während die Landgemeinden Geld genug hatten, Raimund hat dieses Tatsache in seinem Theaterstück „Der Bauer als Millionär“ festgehalten. Nun konnte man auch in Mistelbach, Laa, Poysdorf und anderen Gemeinden ein Kaffeehaus finden, das aber noch recht bescheiden war; der Besitzer hatte schwer zu kämpfen, weil der Bauer dem Neuen gegenüber eine ablehnende Haltung einnahm; er hatte seinen Wein, bei dem er blieb und der ihm Kraft, Stärke und Mut verlieh; den anderen war der Kaffee zu teuer und jeder brauchte das wenige Geld zum Leben. Wie oft konnte man da den Satz im Kaffeehaus hören: „Kaiser Franz mach auf dein Goschen, das Rindfleisch kostet ja schon 30 Groschen!“ Kaffeemühlen und Kaffeekannen werden 1817 in einem Verlassenschaftsprotokoll zu Feldsberg erwähnt.

1815 spielte in Wien zum ersten Male eine Militärkapelle in einem Kaffeehaus. Der Biertisch blieb der Sammelpunkt der Philister und Spießbürger, beim Heurigen herrschten die Stimmung und der Frohsinn, der sich auf den Genuss beschränkte und keine Zukunftssorgen kannte, im Kaffeehaus trafen sich die Männer des Fortschrittes, die Zukunftspläne machten und trotz Polizeigeist, Spitzeln, Aufpassern und Zensur politisierten und kritisierten. Das Kaffeehaus übernahm eine stille Kulturmission, die man heute zu wenig würdigt. Hier entwickelte sich der demokratische Gedanke, der dann 1848 zum Durchbruch kam und das alte wegfegte, damit die Neuzeit zur Herrschaft gelangte. Im Kaffeehaus trafen sich Adel, Offiziere und das freiheitliche Bürgertum, hier tauschten sie ihre Gedanken aus und hier fanden sie in den Zeitungen die Ideen des Auslandes, die unsere Ahnen wohl zu würdigen verstanden.

In der Kleinstadt war man allerdings noch recht lange engherzig und spießbürgerlich; da spürte man noch wenig vom Fortschritt. Die Honoratioren des Städtchens spielten in dem Kaffeehaus Karten, Schach und vielleicht Billard. In Wien konnten die Kaffeesieder, die besser mit dem Geist der Zeit Schritt hielten, nach 1860 Speisen verkaufen; jetzt hatten auch Frauen Zutritt in alle öffentlichen Lokale; Gas und später das elektrische Licht verdrängten die Öllampen.

Der Kaffee war um 1860 in die entlegensten Gebirgsdörfer gedrungen und wurde ein Nahrungsmittel des Volkes; er ersetzte die übliche Morgensuppe, die man in den Bauernhäusern bis dahin zum Frühstück verzehrt hatte. Manchmal gab es auch heitere Episoden bei der Einführung des neuen Getränkes; so hatte mein Großvater 1865 in Olmütz den Kaffee an einem kalten Wintertage kennengelernt und kaufte sofort einen kleinen Papiersack voll, ohne sich um die Zubereitung näher zu erkundigen. Daheim erzählte er von dem „Wundertrank“ und wollte gleich eine Kostprobe herstellen; er kochte ein Wasser und schüttete die Bohnen hinein, die aber nicht weich werden wollten; erst später kam er auf seinen Irrtum darauf und kaufte eine Kaffeemühle zum Zerreiben der Bohnen.

Vielen Gebirgsbauern war der Kaffee zu teuer und sie konnten sich eine solche Geldausgabe nicht leisten; sie nahmen Gerste oder Weizen, rösteten die Körner im Backofen und hatten einen gesunden Kaffee-Ersatz, der dann auch fabriksmäßig hergestellt wurde.

So hatte die unscheinbare Kaffeebohne, eine Frucht aus den Tropen revolutionierend in unsere Genuss- und Lebensmittel eingegriffen, schuf ein neues Gewerbe und gab vielen Arbeitern Brot und Verdienst. Vom Wiener Kaffeehaus, das in der ganzen Welt einen guten Ruf hat, sagt Hermann Bahr mit Recht: „Es ist die Heimstätte des geistigen Lebens und die Zentrale der zeitpolitischen Kultur.“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Zeitung“, 7. 2. 1947 S. 2, 14. 2. 1947 S. 2

Vom Kirchturm in Poysdorf

Bis zum Jahr 1864 schmückte die Spitze des Poysdorfer Kirchturms ein Halbmond mit einem Stern. Beide Zeichen sind uralte Sinnbilder des Glückes, des Gedeihens und des Lebens, beide vertreiben die Dämonen und bösen Geister; es handelt sich um das erste Viertel, das unsere Ahnen den „jungen Mond“ nannten, da er geheimnisvolle Kräfte besaß, die dem Menschen nur nützten.

Im ersten Viertel heirateten die jungen Leute und der Kaufmann unternahm seine weite Geschäftsreise; der Bauer säte das Getreide, schnitt den Weingarten, begann die Ernte und die Lese, ließ sich die Haare schneiden und beim Bader schröpfen. Die Bäuerin säte in diesem Mondesviertel den Gemüsesamen und setzt die Henne auf die Eier; denn das war eine gute Zeit, in der unsere Ahnen alle wichtigen Arbeiten begannen, damit sie gut enden sollten. Der Morgenstern verkündet den Tag, die Sonne und vertreibt alle Dämonen und Hexen. Den Halbmond erwählten die Mohammedaner als Sinnbild ihres Glaubens. Im Orient sahen sie das erste Vierte liegend – wir aber stehend. Diese Tatsache fiel schon den Römern auf, die den Mond einen Lügner = mendar nannten. Durch die Kreuzzüge und noch mehr durch den Templerorden, der bis 1311 in Südmähren u. zw. in Tscheikowitz, eine Niederlassung hatte, wurden diese Ideen mächtig gefördert; man betrachte sich nur das Bild über der Tür des Mistelbacher Karners.

Dir Kirche kämpfte zähe gegen diese eingewurzelten Gedanken, an denen aber das Volk festhielt und die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden. Das erste Viertel wurde langsam eine Unglückszeit; da hieß es: Drischt der Bauer da sein Getreide, so machen ihm die Mäuse großen Schaden; ebenso, wenn er sein Hausdach mit Stroh eindeckt; blühen die die Kirschbäume, so werden die Früchte wurmig. Der Nervenkranken spüren den Mondwechsel, sodass man heute noch oft den Satz hört: „Ja, der Mond nimmt zu.“ Die Ansicht, dass der Mond die Witterung beeinflusst, war früher eine feststehende Meinung. Die erwähnten Sinnbilder schmückten früher viele Kirchturmspitzen. Man erklärte sie als das Symbol der weltlichen und geistlichen Macht. Im ersten Weltkrieg sah ich sie 1916 in Ungarn bei den reformierten Kirchen der helvetischen Konfession. Die Poysdorfer, die mit besonderer Liebe an diesem Zeichen festhielten, baten in einem Gesuch 1864 das Wiener Konsistorium um die Turmzierde. Als die Bitte abgewiesen wurde, gab es große Aufregung im Markte; daher blieben die Bewohner am 22. Juli der Feier fern, wo Kugel und Kreuz aufgesetzt wurden; es geschah dies „sang- und klanglos“.

Heute ziert den Turm ein Doppelkreuz, das nur den Kirchen eines Erzbistums zusteht, während die eines Bistums sich mit einem einfachen Kreuz begnügen sollten. Doch hält man diese Bestimmung nicht so strenge ein. Oft hört man die Behauptung, dass Kirchen mit einem Doppelkreuz protestantische Kirchen waren, die dann in der Zeit der Gegenreformation wieder katholisch wurden. Da sei nur auf die Poysdorfer Barbarakapelle mit ihrem Doppelkreuz hingewiesen, die aus dem Jahr 1663 stammt und sich nie im Besitze der Protestanten befand.

Der Dämonenglaube unserer Vorfahren war die Ursache, dass die ersten Kirchtürme stets an der Westseite des Gotteshauses standen, weil im Westen das Reich der bösen Geister war, im Osten aber das Licht. Die Türme auf der Südostseite verraten deutlich den Wehrcharakter (in Poysdorf und Alt-Lichtenwarth). Nur Laa a. d. Thaya besitzt noch einen Westturm, denn diese Kirche war durch die Verteidigungsanlage der Stadt genügend geschützt. In Poysdorf musste die Kirche drei oder gar viermal umgebaut werden Es ist nur schade, dass die Wehrmauer mit den Schießscharten um 1830 zum Teil abgetragen wurde.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 8. 3. 1952, S. 4

Vom Kranksein in alter und neuer Zeit

Was die menschliche Gesundheitspflege betrifft, so war man in früherer Zeit deswegen nicht sehr besorgt; es bestanden da recht traurige Verhältnisse; im Kampfe gegen die Krankheiten beschränkte man sich auf den Gebrauch von Heilkräutern, Reinigungstee und Salben, hielt große Stücke auf den Aderlass und, wo menschliche Hilfe versagte, nahm man die Zuflucht zum Aberglauben und zu den tief eingewurzelten kultischen Handlungen, die bis ins Heidentum zurückreichen. Die Heilkräuter schnitt man in der vollsten Blüte ab, trockneten sie in der Sonne und bewahrte sie an einem luftigen und trockenen Orte auf; es war dies in der Regel der Dachboden. Solche Kräuter waren Wermut, Salbei, Johanniskraut, Lindenblüten, Tausendguldenkraut, Augentrost, Leberblümchen, Schafgarbe, Lungenkraut u. s. w.

Es gab eigene Kräuter- und Arzneibücher, die aber für den gemeinen Mann zu teuer waren, darum schrieb man sie ab und bewahrte sie wie ein Heiligtum in der Familie. Hirten, Totengräber und die Schinder waren neben dem Wundarzt – er hieß auch noch Bader – die Helfer der leidenden Menschheit. Der Beruf eines Arztes gehörte zum Gewerbe; es gab keinen vorgeschriebenen Bildungsgang. Der junge Mann trat bei einem Bader in die Lehre, begleitete ihn auf seinen Gängen und Krankenbesuchen und erwarb sich so ein gewisses Maß von Wissen, das er dann als „Meister“ benötigte. Die Namen solcher Wundärzte, die in Poysdorf wirkten, sind nach einem Grundbuche vom Jahre 1666 : Öttl, Schmid, Fischer, Jäckisch, Namieski und Hürtl. Auch sie konnten sich nicht frei machen von dem Aberglauben ihrer Zeit und richteten sich nach den bewährten Vorschriften der Arzneibücheln. Einige Beispiele seien hier angegeben:

Gegen hitzige Augen nehme man ein hartgesottenes Ei, schneide es in der Mitte durch und lege es auf die Augen; mit Rosenwasser, das man um einen Kreuzer kauft und dem man eine Messerspitze Safran beisetzt, wasche man die Augen aus.

Den Bruch eines Kindes schmiert man mit Fuchsschmalz ein; dies hilft auch dem Erwach= senen, doch muss er noch einen Trank einnehmen (einen Saunikel in Wasser und Wein kochen).

Gegen Fieber verwendet man einen Schwefel, der zuerst erhitzt wird, dass er fließt; hernach zerreibt man ihn zu Pulver und genießt ihn mit einem scharfen Essig.

Gegen geschwollene Füße (Wassersucht) lege man Kümmel auf einen heißen Stein, gieße Wasser darauf und lasse die Füße „been“ (zweimal im Tage).

Gegen die schwarze Gelbsucht sammelt man im Herbst Schnecken mit dem Häuschen, brenne sie zu Pulver und nehme täglich zweimal drei Messerspitzen voll.

Gegen Gicht und Gliederreißen schlägt man einen Ameisenhaufen in einen Sack, kocht das Ganze und legt es auf die kranken Körperteile; man nehme einen kleinen Sack voll Kastanien und lege ihn zu Füßen des Kranken; auch das Schlagen mit Brennesseln oder ein Stich von einer Biene hilft.

Wer stark hustet, brate Zwiebeln und schmiere die Fußsohlen. Auf Hühneraugen lege man zerriebenen Knoblauch. Um lästige Haare wegzubringen, schneide man sie ab und bestreiche die Stelle mit dem Blute von einer Fledermaus. Gegen Harnbeschwerden sind Eicheln ein vorzügliches Mittel. Kopfgrinde lassen sich mit einer Salbe heilen, die aus dem Safte von grünem Korn, Weißpech und Inslet besteht. Wer einen „blöden Kopf“ hat, trinke Eselsblut. Die Krätze verschwindet, wenn die Stellen mit dem Safte einer gebratenen schwarzen Schnecke eingeschmiert werden. Gegen Kolik helfen 3 Tropfen Pferdekot, die der Kranke mit Branntwein einnimmt. Dabei muss er sich warm halten.

Die Läuse vertreibt man, indem man das Moos , das im Totenkopf eines Kriegers oder eines Ermordeten sich vorfindet, in ein Tüchlein gibt und am bloßen Leib trägt.

Gegen Schwerhörigkeit : der Kranke schabe Rettich, gibt etwas Salz dazu, lässt das 24 Stunden kochen, gießt den Saft herunter und tröpfelt ihn in die Ohren.

Bei Pestgefahr ist es gut, die Wohnstube mit Wacholder, Myrrhe und Weihrauch fleißig einzuräuchern, Bibernelle, Wacholderbeeren, auch gestoßene Nusskerne mit Weinessig zu genießen

Runzeln können aus dem Gesichte verschwinden, wenn sie mit Wasser von weißen Lilien gewaschen werden.

Wer die Sprache verloren hat, schmiere den Kopf mit Storchschmalz ein.

Wer einen schweren Atem hat, schneide Kräuternesseln, gießt Branntwein darauf und gibt einige Rosinen dazu; dies genießt er am Morgen und am Abend.

Sommersprossen verschwinden, wenn man sie mit den Tautropfen von Weizen, mit Rosenwasser und Lilienöl wäscht.

Um eine gute Stimme zu bekommen, trinke man fleißig Fenchelwasser.

Gegen die Lungenschwindsucht : Lunge und Leber eines Fuchses gut zerreiben und in einer warmen Suppe einnehmen. Auch Lungen- und Leberkraut reiben, dazu Jungfernhonig und Weinessig geben und täglich früh und morgens eine Messerspitze voll einnehmen.

Gegen Würmer esse jeder gelbe Rüben.

Gegen Zahnweh von hohlen Zähnen: Judenkirschen und Wachs lege auf einen heißen Stein und atme den Dampf ein.

Um die Zähne weiß zu machen, reibe sie fleißig mit Gerste, Honig und Salz ein.

Gegen Zahngeschwüre hilft Alaun und Weinessig.

Das Beschwören der Krankheit, das Gesundbeten, das Übertragen der Krankheit auf Tiere oder Pflanzen, das Tragen von Amuletten (Choleraketten, Goldfaden gegen Gelbsucht, die Fraisketten, Zahnketten u. s. w.), die Opferung von Wachshänden, -füßen, -ohren, und –augen sind zum Teil heute vergessen. Gegen das „Verschreien oder Verhexen“ schützt man Kinder und Tiere, wenn man ihnen ein rotes Halsband gibt; andere spucken dreimal aus, halten den Daumen ein oder schlagen rasch mit den Rutenbesen herum, damit die Hexe keinen Angriffspunkt hat.

Das Einräuchern hatte früher eine große Bedeutung. Beim Sonnwendfeuer ließen sich Menschen und Tiere beräuchern, damit sie gesund bleiben.

Gegen einzelne Krankheiten gab es Heilige, die man in Zeiten der Not besonders verehrte, so waren der hl. Rochus , Franz Xaver, Sebastian Karl Borromäus und die hl. Rosalia die Pestpatrone. Die hl. Apollonia heilte Zahnweh, der hl. Valentin die hinfallende Krankheit, der hl. Leonhard die Geisteskrankheiten und der hl. Johann und Veit den Veitstanz.

Die schlechten Wohnverhältnisse trugen viel dazu bei, dass sich die Krankheiten rasch verbreiteten und viele Opfer forderten. Die Häuser waren oft tief in die Erde gebaut, hatten kleine Fenster und Türen, die man selten öffnete. Im Winter schloss die Mutter die Fenster fest zu und gab Sand, Sägespäne oder Moos dazwischen, dass ja keine frische Luft hereinkam. Küche und Wohnung war oft ein Raum, in der auch im Winter die Wäsche getrocknet wurde.

Das Trinkwasser lieferte ein Hausbrunnen, der in einem Winkel des Hauses oder neben der Düngergrube gegraben war. Die Reinlichkeit ließ viel zu wünschen übrig und darin lag eine Vorbedingung für die ansteckenden Krankheiten wie Lungenschwindsucht und Typhus.

Die Kleidung richtete sich nach dem alten Herkommen. Um sich vor jeder Verkühlung zu schützen, zogen sich die Leute recht warm an. Das Halstuch wurde auch in der schönen Jahreszeit getragen. Bei den Kindern war man besonders vorsichtig, da sie oft zwei bis drei Unterkleider trugen. Allgemein herrschte die Ansicht: “Nur recht warm halten, sich vor jeder Zugluft und der Sonne schützen“. Der Körperpflege, dem Turnen und dem Spiele schenkte man geringe Bedeutung. Auf der staubigen Straße und neben dem Poybach waren die Spielplätze der Jugend, die aber früher mehr zur Arbeit angehalten wurde als heute.

Schon die Kinder tranken oft Wein; ja in vielen Familien herrschte der Brauch, den kranken und schwächlichen Kindern Wein zu geben, damit sie kräftig werden. Die Hauptnahrung unserer Leute ist das Fleisch. Dazu essen sie Kartoffeln, Kraut, Bohnen und Brot und trinken ein Glas Wein, den sogenannten Haustrunk. Mehlspeisen gibt es am Freitag, da macht die Mutter Buchteln oder Flecken, die in Schmalz ausgebacken werden, dazu kommen noch Bohnen. Zum Frühstück erscheint auf dem Tisch der Kaffee, bisweilen auch ein Tee oder nur Milch. Grüner Salat, Kohl, Gurken sind ein beliebtes Gemüse, nicht aber der Spinat und die Möhren.

Die Säuglingspflege wurde wenig beachtet, daher rührt auch die große Kindersterblichkeit. Die Mutter war mit den vielen häuslichen Arbeiten überlastet und schenkte der Kinder- erziehung geringe Aufmerksamkeit. Vor allem fehlte oft die Reinlichkeit. Damit der Kleine Ruhe gab, schläferte man ihn ein und überließ ihn seinem Schicksal. Die größeren Ge- schwister mussten auf ihn „aufschauen“; manchmal nahm ihn die Mutter mit auf das Feld, wo er in einem „Wangerl“ schlafen oder im Grünen spielen konnte. Solche Kinder waren recht selbständig, zufrieden und zur gegenseitigen Hilfe bereit; sie lernten entsagen, nicht jeder Wunsch wurde ihnen erfüllt; ein Zug der Strenge waltete in der Erziehung. In einer Nachbargemeinde war es Sitte, die Kinder in ein Fass zu stellen, damit sie nicht der Beaufsichtigung bedürfen. Badegelegenheiten gaben die 6 Eisteiche, welche den Gastwirten gehörten. Eine eigene Badeanstalt gab es schon vor 1850; denn der Besitzer Lorenz Kastner erklärte am 17. 5. 1851, dass alle Ortsarmen umsonst baden können, wenn sie eine Bestätigung des Arztes und des Armeninstitutes vorweisen.

Große Verdienste um die Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse erwarben sich die Ärzte und die Schule; die fortgesetzte Aufklärung beseitigte all die Vorurteile, die in unserem Volke so tief eingewurzelt sind.

Die Wohnungen sind groß, luftig und trocken. Die Häuser werden ganz neuzeitlich gebaut; seit 1920 gibt es in einzelnen sogar schon Badezimmer. Der Lüftung wird ein großes Augenmerk geschenkt. Das Schlafen bei offenen Fenstern in der Sommerzeit ist stark verbreitet. Die Kanalisation und Straßenpflasterung waren notwendige Arbeiten, welche die allgemeine Staubplage zum Teil beseitigten. Von 1929 an wurden die Bundesstraße gekehrt und gereinigt; im Sommer fuhr der Spritzwagen durch die Straßen; die Auslagen zahlten teilweise die Parteien, die eine Sammlung veranstalteten, später die Gemeinde. Von 1932 unterblieb diese zeitgemäße Arbeit, da die Einkünfte der Stadtgemeinde gering waren. Für die Kinder besteht ein eigener Spielplatz, der fleißig benützt wird; leichtbekleidet, barfuß , ohne Kopfbedeckung, oft mit entblößtem Oberkörper tummeln sich da die Kinder, besonders die Knaben in der Sonne und in der freien Luft herum, huldigen dem Spiel und dem Sport; am beliebtesten sind die verschiedenen Ballspiele. Fast alle Kinder gehen in der schönen Zeit barfuß und tragen keine Kopfbedeckung; eine schöne braune Farbe ist modern. Der Sonnenschirm ist heute verschwunden, da man von der Heilkraft der Sonne überzeugt ist. Die Bedeutung der „Abhärtung“ ist auch in die weiten Kreise gedrungen, da sie die beste Vorbeugung gegen Krankheiten ist; die Kinder gehen leicht angezogen, Halstücher und Schale sieht man nicht mehr so häufig wie früher. Manchmal gehen einzelne Klassen der Schulen gemeinsam baden. Die Erwachsenen besuchen mit Vorliebe den Teich in Herrnbaumgarten. Im Jahre 1919 lehnte die Gemeinde den Ankauf des Bades ab, da sie kein Geld hatte. Im Jahre 1928 sprach man von einem Bad, das man bei der Poluken oder bei der Dampfmühle erbauen wollte.

Die Kranken kamen früher in das Spital der Barmherzigen nach Feldsberg, das schon 1605 der Fürst Karl von Liechtenstein erbaut hatte. Der k.k. Rat und Offizial der geheimen Kabinettskanzlei Anton Poeßler von Eichenfeld stiftete mit 3000 fl für ewige Zeiten 2 Betten im Feldsberger Spital für Poysdorfer Bürger (1777). Im Jahre 1892 errichtete die Gemeinde im Hause Nr. 119 ein Notspital ein, es war dies eine Spende der Sparkasse. Als nach dem Weltkriege die Stadt Mistelbach eine eigene Infektionsabteilung bei ihrem Spital anbaute, so mussten alle, die an einer Infektionskrankheit erkrankten, dahin geschickt werden; dazu diente früher ein Krankenwagen, für den sich 1913 der Arzt Dr. Priester auf dem Bezirksfeuerwehrtag in Wetzelsdorf einsetzte und der dann auch mit Hilfe von Spenden angeschafft wurde; er kostete 2005 K 44 h und wurde von der Poysdorfer Feuerwehr bedient. 1916 sollte ein Kraftwagen gekauft werden, doch die Gemeinde lehnte ihn ab. Für das Bezirkskrankenhaus in Mistelbach spendeten die Bewohner fast alljährlich größere Geldbeträge und Lebensmittel.

Nach dem Weltkriege entfaltete die Mutterberatungsstelle eine segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Säuglingspflege; Vorträge über die Zubereitung der Speisen, Kochkurse und die stille unermüdliche Aufklärung durch die Ärzte und durch die Schule tragen viel dazu bei, dass die gesundheitlichen Verhältnisse unserer Heimat heute besser sind als früher. In den letzten Jahren erschienen geschäftstüchtige Leute, die ihre Erzeugnisse wie künstliche Höhensonne, Radiumumschläge, Kräuterbücher u. dgl. verkauften.

Eine große Aufmerksamkeit schenkt man heute auch der Zahnpflege; um 1880 fuhren unsere Bewohner, die schadhafte Zähne hatten, nach Wien, um sich dieselben plombieren zu lassen. Es waren aber sehr wenige, die soviel Geld ausgeben konnten. Um 1900 versah ein Zahnarzt, der in Mistelbach wohnte, den Dienst in Poysdorf, Laa und Mistelbach. Heute besitzt Poysdorf allein zwei Zahnärzte.

Handschrift von Franz Thiel

Vom Sauerkraut

Das Kraut galt früher bei uns als ein wichtiges Nahrungsmittel, das die Kartoffeln ersetzte; der Anbau und die Pflege der Pflanzen gehörte in den Bereich der Bäuerin, die sich um einen guten Samen und um die erforderlich Bodenbearbeitung zu kümmern hatte; denn das Kraut war für die Küche bestimmt und da herrschte die Frau. Im Frühjahr säte sie den Samen in ein gut gedüngtes Gartenbeet, das auf der Sonnseite lag; öfters schaute sie nach und freute sich, wenn die kleinen Pflänzchen schön wuchsen. Nach einem Regen versetzte sie diese in das Feld, damit sie sich schnell einwurzelten. Bei trockenem Wetter mußten die Pflänzchen mit Wasser eingegossen werden. Die Dorfgemeinden hatten für das Kraut eine eigene Ried, die nicht dem Flurzwang und den Bestimmungen der Dreifelderwirtschaft unterworfen war. Noch heute erinnern die Flurnamen an diese alte Zeit, z. B. „Krautländer“ in Schrattenberg, Steinabrunn (um 1800) und Erdberg, „Krautlissen“ in Drasenhofen, „Krautland“ in Schrick, „Krautgärten“ in Wilfersdorf, Michelstetten usw.

Nach dem Nikolsburger Urbar (1414) reichten die Liechtensteinischen Untertanen in Rabensburg von einem ganzen Krautgarten dem Herrn 6 den (ar) Zins, von einem halben aber 3 den, (30 Hühnereier kosteten damals 3 den, ebenso eine Henne). In der Gemeinde Klein-Baumgarten zählte man damals 3 Krautgärten, in Zlabern aber sechs. Diese mußten eingezäunt werden zum Schutze gegen das Wild; daher findet sich 1414 in Friebritz (Bezirk Laa an der Thaya) die Bezeichnung „In der Pewten“ d. h. in der Point = eine eingezäunte Ried.

Nach den alten Dorfrechten hatte der Bauer bis zum Veitstag diese Zäune aufzurichten – bei Weingärten vor Georgi – sonst zahlte er Strafe; streng verboten war das Anzünden der Einfriedung. Die Krautfelder des Grundherrn bestellte auch der Bauer; es war dies die Handrobot.

1549 wird in Ottenthal ein Krautsiedehaus erwähnt, das als öffentliches Gebäude betrachtet wurde. Von seinem Kraut lieferte der Bauer den Zehent ab, der „Kleiner Zehent“ genannt wurde.

Schweren Schaden fügten die Engerlinge und Raupen den Krautgärten zu; da hieß es fleißig diese Schädlinge im Sommer abklauben. Manche Gemeinde veranstaltete Bittprozessionen zu Ehren des hl. Anselm (z. B. Wilfersdorf). Gegen Hagelwetter und Ungewitter steckte man die abgebrannten Rutenbesen von dem Sonnwendfeuer in die Krautfelder – ein Brauch, den ich noch in meiner Jugendzeit sah. Im Herbste schnitt der Bauer das Kraut heraus, führte es heim, wo es geputzt und auf dem Krauthobel zerkleinert wurde – „Krauteinschneiden“ hieß die Arbeit. Im „Krautstander“ stieß es der Knecht mit einem Stößl fest zusammen; die Bäuerin gab Kümmel dazu und legte, wenn alles fertig war, einen schweren Stein auf das Kraut. Sauerkraut war die bodenständige Bauernspeise im Weinland, besonders in Verbindung mit Knödeln und Geselchtem. Unsere Ahnen wußten es sehr zu schätzen; denn sie sagten: „Wer viel Kraut ißt, lebt lange“. „Ein Krautesser braucht keinen Arzt“. „Rohes Sauerkraut ist eine Medizin“. „Kraut füllt die Haut“. Allerdings verspottete man einen Krautliebhaber als „Krauterer“. Die Frauen nahmen beim Kochen des Sauerkrautes viel Einbrenn und sagten: „Das Kraut muß Hoserln haben“.

1675 hatte ein Tobias Schneider in Poysdorf auf seinem Grund, wo sonst nur Schutt und Unrat ausgeleert wurden, ein Haus gebaut; sein schöner Krautgarten erregte den Neid der Bewohner, die den Zaun umrissen, und den Garten verwüsteten. Der Fürst Liechtenstein verlangte als Strafe 1000 Dukaten in Gold, 60 fl. für den Zaun und 40 fl. für das Kraut (1 Metzen Korn kostete 1 fl., Weizen 1 fl. 15 kr. und Hafer 24 kr.).

1727 hatten die Mistelbacher ihre Krautfelder beim Schafflerhof. Mancher Grundherr richtete sich einen eigenen Krautkeller ein, wo das Kraut in die Erde eingeschlagen wurde, damit die Küche auch im Winter frisches Gemüse hatte. Den schönen Krautkeller beim Mistelbacher Tulferhof kaufte 1782 der Fürst Liechstenstein. Die Bauern gaben dieses Kraut in das Preßhaus oder in einen kleinen Seitenkeller. Als Flächenmaß für die Krautgärten galt wie bei den Wiesen das Tagwerk.

1773 schätzte in Waltersdorf an der March das Dorfgericht einen Krautgarten auf 10 fl.; ebenso teuer war ein Tagwerk Hanfgarten – 1 Metzen Korn 1 fl. 30 kr. Der Ringelsdorfer Schafmeister Johann Untermayer verfügte 1784 für seinen Hausbedarf über 35 Eimer Sauerkraut. Die Kartoffeln, die sich nach 1800 bei uns im Weinlande langsam einbürgerten, verdrängten die Krautfelder. 1809 werden die Erdäpfel in Alt-Lichtenwarth und 1812 in Groß-Krut erwähnt. Im Falkenstein schätzte das Gericht 1818 – 1/8 Krautgarten auf 40 fl. (1 Metzen Korn 5 fl., 5 kr., Gerste 3 fl. 41 kr.).

Einen guten Ruf hatte das Mödritzer Kraut von Südmähren, das in der alten Monarchie ein wichtiger Handelsartikel war. Nach dem ersten Weltkrieg wetteiferten die Marchgemeinden in der Herstellung eines guten Sauerkrautes; der Marktgemeinde Hohenau gebührte da eine hervorragende Stellung, die den Wettbewerb mit dem Mödritzer aufnehmen konnte.

Quellen: Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv. Verlassenschaftabhandlungen der Herrschaft Rabensburg.

Veröffentlicht in: „Die Landwirtschaft“, 1949, S. 58 + 59

Vom täglichen Brot im Weinland

Neben den Erdäpfeln ist für uns das „liebe Brot“ die wichtigste Nahrung, die wir erst in Zeiten der Not kennen und schätzen lernen. Wir bevorzugen das dunkle Kornbrot, während im Süden das weiße Weizenbrot gegessen wird.

Da gilt der bekannte Satz:

„Wo die Mädchen weiß sind, ist das Brot schwarz,

wo sie dunkel sind, ist es weiß.“

Immer stand das Brot bei unserem Volke in hohem Ansehen, da es als eine Gabe Gottes verehrt wurde. Jeder Mißbrauch war strenge bestraft worden. Ein Beweis dafür ist die Sage von der Frau Hütt bei Innsbruck und vom Fuhrmannstein im Altvatergebirge. Beide hatten das Brot entehrt und wurden in Stein verwandelt. Allgemein verbreitet ist noch heute der Glaube, daß das Brot blutet, wenn es jemand mit den Füßen sündhaft tritt.

Unsere Bauersfrauen backen seit alter Zeit ihr Hausbrot aus Kornmehl, das an einem luftigen Orte gut verwahrt wird. Frisch von der Mühle weg nehmen sie nie das Mehl, weil es „nichts ausgibt“ und keine Kraft hat. Denn eine alte Bauernregel sagt:

„Mühlwarm und ofenwarm

machen den reichsten Bauern arm.“

Das Brotbacken ist Sache der Frauen, die da eine große Erfahrung haben, die aber strenge Familientradition bleibt. Im Backtrog wird der Teig mit den Händen geknetet. Die Frau weiß genau, wieviel Mehl, Wasser, Sauerteig – „Ura“ -, Fenchel und Salz sie nehmen muß, um ein schmackhaftes Hausbrot herzustellen. Auf das Kneten und „Auswirchen“ kommt es an. „Jede Hand macht ein anderes Brot“, erklärte mir eine alte Bäuerin.

Der liebe alte Backofen ist leider in vielen Bauernhäusern verschwunden oder wird nicht mehr verwendet. Als Knabe machte mir es immer ein besonderes Vergnügen, im Backofen einzuheizen, weil ich da an Hänsel und Gretel dachte. Heute tragen die Frauen ihr Brot lieber zum Bäcker, kleben einen Namenszettel auf den Laib und breiten ein schneeweißes Linnen darüber, damit kein Staub oder Schmutz darauf fällt. Der Bäcker bezeichnet es als „Störbrot“, da es nicht aus seiner Werkstätte ist. Das Wort „Stör“ stammt aus dem Mittelalter, wo die Zünfte damit jede fremde Arbeit bezeichneten.

Im Bauernhaus hält man an der runden Form fest; das ist uralter Brauch, von dem man nicht abgeht. Im Bäckerladen bekommt man auch die kleine Weckenform. Frischgebackenes Brot schneidet man nicht gerne an, weil es nicht sättigt. Die Bäuerin legt es in die „Speis“ auf die „Brotleiter“, von wo es nach 2 bis 3 Tagen geholt wird. Wer das Brot anschneidet, macht mit dem Messer zuvor drei Kreuze auf die rückwärtige Seite. Das kleine „Scherzl“ bevorzugen die Kinder, die noch gute Zähne haben und fest zubeißen können. Die gewölbte Seite nennt man im Thayatal die „Weiber- oder Menschaseiten“, die flache dagegen die „Männer- oder Buimaseiten“. Starke Esser schneiden sich ein großes Stück herunter – „ein Trum“, einen „Ranft“, einen „Mugel“, eine „Keule“ oder einen „Knüttel“. Ein kleines Stück heißt ein „Ranftl“. Die Großmutter, die keine Zähne mehr hat, schneidet die Rinde weg und verzehrt die „Schmoln“. Der Großvater hat mit einem halben Ranftl genug, mit einem „Wittiber“. Der Vater braucht schon ein ganzes „Rundumadum“. Wer das Brot für andere abschneiden muß, heißt „die Brotmutter“. Zur Ritterzeit war es ein Verstoß gegen die Zucht, wenn man das Brot beim Anschneiden an die Brust stemmte; man mußte es frei halten. Mit der Brotrinde nahmen die Ritter die Fleischstücke aus der Schüssel, weil sie noch keine Gabeln kannten. Die Juden in Nikolsburg rösteten sich das Brot auf der warmen Ofenplatte und rieben es mit Knoblauch ein. Die Kinder im Weinland verzehren mit Vorliebe ein Schmalz- oder Butterbrot. Zur Weinlese ist als Jause ein „Kasbrot“ beliebt. Im Keller verzehrt mancher Bauer Brot mit Grammeln oder Nüssen, um besser trinken zu können. Zu jeder Zeit schmeckt ein Stück gutes Hausbrot, das auch für einen Großstädter etwas Seltsames ist. Gerne kaufte sich der Wiener früher ein Landbrot und nahm vom Urlaub einen Laib mit in die Großstadt, da es saftig ist und nicht leicht austrocknet. Bekannt ist im Weinviertel das „Mistelbacher Landbrot“, das früher mit der Ostbahn in größeren Mengen nach Wien befördert wurde.

Nach einem alten Brauch ißt die Braut, wenn sie von der Trauung heimkommt, ein Stück Brot, das sie selbst abschneiden muß. Einem fremden Gast bietet man Brot und ein Glas Wein an. Die Brotkrumen wirft die Hausfrau nicht weg, sondern gibt sie in das Katzenschüsserl und schüttet eine Milch darauf. Gleich nach dem Abkalben reichte die Bäuerin der Kuh eine große Brotschnitte, damit die Hexen keinen Schaden anrichten.

Das Brot muß immer mit der Männerseite auf dem Tisch liegen, sonst kommt Verdruß in das Haus; schaut die Schnittfläche zur Tür, so geht der Brotsegen aus dem Bauernhause fort. Bleibt frischgebackenes Brot an dem Messer kleben, so kehrt Not und Armut in die Familie ein. Brot, das in der Osternacht gebacken wurde, besitzt eine Wunderkraft. Überstreicht man ein Messer oder eine Stichwaffe kreuzweise mit einem solchen Brotstück, so besitzen sie eine ungeheure Schärfe. Wer den Laib auf die Weiberseite legt, bringt Unfrieden und Zwietracht ins Haus.

Wer beim Abschneiden das Messer nicht gleichmäßig hält, so daß ein Loch oder eine Unebenheit entsteht, von dem heißt es, daß er ein Lügner ist. Zeigt ein Brot große, natürliche Löcher, so sagt man: „Da wohnt des Teufels Seele“. Besitze ich ein Stück Brot und schneide mir noch ein zweites Stück ab, so kommt ein hungriger Gast auf Besuch.

Für die Jause nimmt die Bäuerin, falls sie viele Arbeitskräfte hat, einen ganzen Laib mit ins Feld. Da kann sich jeder abschneiden, so viel er will. Bleibt ein Stück übrig, so bringt sie es den Kindern als „Hasenbrot“ heim, das besser schmeckt und gesund ist. Das Jausenbrot auf dem Felde essen, hört im Herbst auf, wenn die Stare fortziehen. Sie nehmen die Jause mit. Eine alte Bauernregel sagt wieder: „Auf dem Felde gibt es keine Jause mehr, wenn der Bauer die Egge aufhängt.“

Am Karfreitag bäckt die Bäuerin kein Brot, sonst bleibt der Regen aus und es kommt eine Mißernte. Im alten Wien wurde ein Bäcker, der zu kleine Brote buk, schwer bestraft; denn das „Bäckerschupfen“ an der Donau traf den Missetäter viel härter als eine hohe Geldstrafe. Neben dem Riesentor des Stephansdomes bemerken wir noch heute das „Groschenbrot“ – ein Denkmal aus dem mittelalterlichen Zunftleben. Damals machte man mit dem Brote auch eine Wasserprobe; war es gut ausgebacken, so schwamm es oben, nicht ausgebackenes sank unter.

Um das Gewicht des Brotes zu erhöhen, mischten gewissenlose Müller Gips in das Roggenmehl; dies geschah gerne in Kriegszeiten beim Militär, das ein eigenes „Kommißbrot“ – auch „Bims“ genannt – erhielt. 1859 gab ein Müllermeister im Zayatal Gips ins Kornmehl. Der Schwindel wurde aber aufgedeckt und der Mann mußte nach der Volksüberlieferung durch sein ganzes Leben „die schwarze Schnur“ tragen.

Zu den hohen Feiertagen bäckt die Bäuerin ein weißes Brot, zu dem sie Milch und Weizenmehl nimmt; daher spricht sie von einem Milchbrot. Das Volk aber ist der Anschauung: „Nüsse bossen und weißes Brot essen darf nur der, welcher ein ausbezahltes Haus hat.“

Am Weihnachtsabend ist es noch Sitte, ein Kletzenbrot zu essen. Dazu nimmt die Mutter zerschnittene Feigen, Rosinen, Zwetschken und Nüsse. Zu Allerheiligen darf nie der Striezel fehlen und zu Ostern ein schönes Osterbrot.

In den letzten Jahren schenkte man der richtigen Ernährung eine größere Bedeutung und griff auf ein gesundes und kräftiges Brot, das der Gesundheit förderlich ist. Es ist dies neben dem Schwarzbrot unserer Ahnen das Graham-, Simons- und Vollkornbrot, die alle reich an Nährstoffen sind, welche der menschliche Körper so notwendig braucht. 100 Gramm Brot enthalten 249 Kalorien, 100 Gramm Fleisch 130 Kalorien und 100 Gramm Erdäpfel

90 Kalorien. Nicht ein schneeweißes Gebäck, Kipfeln und Semmeln sind der Gesundheit zuträglich, sondern das alte Schwarzbrot, das unsere Vorfahren aßen und dem sie ihre Gesundheit verdankten. Damals hatte der Satz: „Salz und Brot macht Wangen rot“ seine volle Berechtigung; denn es war ein Kraft- und Gesundheitsbrot. Ihnen war es nicht nur ein Nahrungsmittel, das den Hunger stillte, es spielte auch im Brauchtum und Glauben eine wichtige Rolle – unser täglich Brot.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Mai 1947, S. 56 + 57

Vom Tanze

Der Tanz gehörte bei allen Völkern zu den religiösen Gebräuchen, er war eine kultische Handlung; denn die Götter selbst tanzten und nach unserer Vorstellung tun es die Engel im Himmel ebenfalls. Bei den Aegyptern, den Juden, bei den Kelten und Germanen war der Tanz ein Teil des Gottesdienstes. Tacitus erwähnt den Schwertertanz, der bei den Germanen im Frühling getanzt wurde. Beim Faschingstreiben führten unsere Ahnen eine Reihe von Tänzen auf, die den Zweck hatten, die Macht der bösen Wintergeister zu brechen und die Fruchtbarkeit der Erde zu stärken. Beim Begräbnis gab es einen Totentanz; nackte Personen drehten sich im Kreise, um die Geister und Dämonen zu vertreiben. Diese alten Tänze gerieten in Vergessenheit, weil sie durch das Christentum verboten wurden; denn sie waren etwas Heidnisches, der Ausdruck der Lebensfreude und des sinnlichen Genusses. Nur in Spanien sind Tänze bei dem Fronleichnamsumgang noch heute gebräuchlich.

Eine zweite Art sind die Liebestänze, die wir ja auch im Tierreich bei den Bienen, beim Auerhahn und Fasan beobachten können; sie sind die eigentlichen Volkstänze und werden von einem Burschen und Mädchen getanzt. Reich und vielgestaltig sind diese alten Volkstänze, die Anmut und Schönheit vereinigen.

Die dritte Art sind die Arbeitstänze; sie sind der Ausdruck der Freude und Geselligkeit, Frohsinn und Unterhaltung; nach getaner Arbeit kommt das Vergnügen, ist ein alter Grundsatz unseres Volkes. Man kannte da z. B. einen Schuster-, Weber-, Müller-, Winzer- und Schnittertanz. In ihnen ahmte der Tänzer die Arbeiten des betreffenden Handwerkes nach. Beim Winzertanz werden das Pflücken der Trauben, das Pressen, das Trinken und die Folgen des Rausches dargestellt.

Das Christentum konnte aber diese natürliche und reine Quelle der menschlichen Freude nicht ganz zuschütten; im verborgenen huldigte das Volk seinem uralten Vergnügen des Tanzes, wie es ja das Beispiel des Schwerttanzes zeigt; auch andere neue Formen entstanden im Laufe der Zeit. Die Ritter kannten den gemessenen, feierlichen Tanz, der mit Gesang verbunden war; es war mehr ein Schreiten, Gehen und Wiegen im Kreise. Unsere Kinder haben diesen alten höfischen Tanz in ihren Spielen treu bewahrt. Die Feierlichkeit des ritterlichen Tanzes war in der Kleidung begründet, da ja die Frauen lange Schleppen trugen.

Bei Hochzeiten gab es Fackel- und Reigentänze. Schon im 14. Jahrhundert war der Walzer im Schwabenland bekannt. Im Zeitalter der Renaissance machte man einen Unterschied zwischen dem Hof- und dem Bauerntanz; der erstere wurde nur von den Adeligen gepflegt; der andere war der gewöhnliche Volkstanz, der oft recht derb und ausgelassen war. Man brauchte keinen Saal dazu, ein freier Platz genügte; unter der Dorflinde drehten sich die Paare und vergaßen auf einige Stunden die Sorgen und das Elend im irdischen Jammertal. Die Tänzerin hatte kurze Kleider, schwere Lederhalbschuhe und nackte Beine; der Strumpf war noch unbekannt. Der Ländler war ein langsamer und gemächlicher Tanz.

Den Kampf gegen die Tanzlust, gegen die Freuden und den Lebensgenuß hat die Kirche zu allen Zeiten mit größerem oder geringerem Erfolg geführt. Harmlos und sittsam waren eben diese Unterhaltungen der vergangenen Jahrhunderte nie; doch hatten die Strafen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit selten eine Besserung in den bestehenden Verhältnissen gezeitigt. Kamen Seuchen, Mißernten, Kriege und Hungersnot, so waren dies immer Folgen des leichtsinnigen Lebenswandels und die Prediger suchten mit ihrer Donnerstimme das Volk zur Umkehr zu bewegen. Die Besserung hielt aber nur kurze Zeit an, umso größer war der Freudentaumel nachher, wenn alles wieder glücklich vorüber war. Wurden z. B. in den Türkenkriegen unsere Truppen besiegt, plünderte der Feind unser Land, dann verbot die Obrigkeit alle Tanzunterhaltungen. Waren aber unsere Krieger siegreich, so haute das Volk wieder über die Schnur und genoß die Freuden des Daseins in vollen Zügen.

In der Barockzeit entwickelte sich das Menuett, ein Tanz mit kleinen Schritten; steif und gemessen war er und deswegen entsprach er vollkommen dem Geiste des Barocks. Die vornehme Gesellschaft kannte schon um diese Zeit Tanzschuhe, auch rote und weiße Stiefel waren beliebt, die hohen Stöckelschuhe sind französischen Ursprungs. Den Höhepunkt der höfischen Tanzunterhaltungen bildete das tolle Faschingstreiben mit seinen Maskenbällen, die besonders in Paris, Wien, in den süddeutschen und italienischen Städten eine Sehenswürdigkeit waren. Dafür hatten die Landesfürsten Geld, dafür gab man Unsummen aus – es war eben die Zeit der absoluten Fürstenmacht. Gegen diese Maskenbälle richtete sich mit Recht der volle Zorn der strengen Sittenprediger, leider mit geringem Erfolg. Die Maske ist heidnischen Ursprungs und wurde zu den Frühlingsfeierlichkeiten getragen. Man wollte in diesen Tagen ein anderer Mensch sein, man vertauschte die Rolle des Standes, des Berufes und des Volkes. Der Harlekin und der Pierrot sind italienischen Ursprungs, der Domino war ein Straßenmantel der Geistlichen.

Nach der großen Revolution bürgerte sich bei uns der Walzer ein. Die napoleonischen Kriege trugen viel zu seiner Verbreitung bei. Gegen ihn eiferten die Alten und die Geistlichen predigten gegen die neue Unsitte, weil der Tänzer die Tänzerin um die Taille nahm. Daraus erklärt es sich, daß z. B. in Frankreich einzelne Geistliche demjenigen, der Walzer tanzte, die Absolution verweigerten (1820). In Rußland war am kaiserlichen Hof dieser Tanz bis zum Weltkriege strenge verboten, auch in Berlin durfte er bei den kaiserlichen Unterhaltungen nicht getanzt werden. Zu uns kam er im Jahre 1805 und 1809, wo ihn die Wiener Jugend leidenschaftlich pflegte. Damals erfolgte noch eine große Veränderung im Gesellschaftstanz. Während früher nur immer ein Paar tanzte und die anderen zuschauten, drehten sich jetzt alle im flotten Kreise. Nur in den sogenannten Tourentänzen blieb eine kleine Erinnerung an diese Einzeltänze bis auf unsere Zeit erhalten; heute sind sie auch vergessen, nachdem sie um 1900 behördlich verboten wurden, da sie den Anlaß zu Zank und Streit gaben. In der Kongreßzeit und im Vormärz huldigte unser Volk in Oesterreich und besonders die Wiener mit großer Vorliebe dem Tanzvergnügen. Die Donaustadt besaß die schönsten und prachtvollsten Vergnügungslokale, wie sie keine andere Stadt aufweisen konnte; da waren es vor allem die Apollo-Säle (1808 - 1839), eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Trotz der schlechten wirtschaftlichen Zeit, trotz der scharfen Zensur, der geistigen Bevormundung liebten alle den neuen Tanz, der, obgleich ihn die Franzosen zu uns brachten, doch ein deutscher Tanz war und ist. Sogar der große Beethoven wollte ihn erlernen, doch konnte er – keinen Takt halten.

Mit dem zunehmenden Verkehr kamen die Völker in nähere Berührung, sie lernten gegenseitig ihre bodenständigen Tänze kennen; von Ungarn, von Polen, ja in den letzten Jahren drangen von Afrika und Amerika die Volkstänze bei uns ein und alle werden mit großer Begeisterung aufgenommen. Leider findet unser Volk alles Fremde für schön und nachahmenswert und vergißt dabei das eigene alte Volksgut. Als Gegengewicht gegen die Ueberfremdung gewinnen die alten Volkstänze wieder an Bedeutung und Ansehen. Viele Vereine und Körperschaften versuchen das alte Kulturgut wieder zu Ehren zu bringen, sonderbarerweise hat hier die Großstadt die Führung und das Land folgt langsam nach.

Eine Art des Tanzes – die Pantomime – war den alten Völkern nicht unbekannt; hier konnte jede Regung der Seele, Furcht, Freude, Angst usw. im Tanze dargestellt werden. In der Renaissance kam er zur vollen Geltung und hieß seither Ballett; im Barockzeitalter erreichte er seinen Höhepunkt und die Landesfürsten zahlten für die Pflege des Balletts schweres Geld. In Frankreich schob man es in die Oper ein, bei uns wurde es seit 1800 ein selbständiger Teil des Theaters. Die Lehrmeister des Balletts waren zuerst die Italiener und in der letzten Zeit die Russen. In Paris, Wien, Stuttgart, Venedig, Rom und Petersburg erreichte es die höchste Kunst- und Prachtentfaltung. Im Ballett durften anfangs nur Herren mitwirken, da ja den Frauen der Zutritt zur Bühne verboten war (wie auch auf dem Kirchenchor). In Paris erschien 1681 zum ersten Mal eine Dame auf der Bühne, von 1772 legten die Tänzer die Masken ab, wenn sie das Ballett tanzten. Heute im Zeitalter des Abbauens und Sparens tritt das Ballett wieder mehr zurück.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 15. 11 1933 Folge 5, S. 66

Vom Weinbau

Der Wein, den die Römer um 276 unter Kaiser Probus in die Donauländer brachten, konnte bei uns in dem fruchtbaren Lössboden vortrefflich gedeihen; schon um 900 werden Wein- gärten in Südmähren erwähnt. Die Pflege der Weinrebe und des Traubenmostes war damals noch sehr einfach; man presste die Trauben nicht aus, sondern trat sie mit den Füßen und gab den Most in Erdgruben, aus denen sich später die Keller entwickelten; Reinlichkeit war vielfach ein unbekannter Begriff, sodass die Haltbarkeit der Weine sehr gering war. Dennoch war damals der Wein das beste alkoholische Getränk, da man den Branntwein noch nicht kannte und das Bier ein gehaltloser brauner Gerstensaft war; der Mensch des Mittelalters liebte scharfe und stark gewürzte Speisen und auch solche Getränke, sodass er auch dem Weine verschiedene Kräuter beimischte, um auf solche Weise den Geschmacksanforderungen der Zeit gerecht zu werden.

Die Arbeiten und Rechte des Hauers regelte das Bergtaiding, das alljährlich die Grundherr- schaft in der Gemeinde abhielt und wo alle Bestimmungen genau besprochen wurden; sie hielten sich an das alte Herkommen und ergab sich einmal eine Unklarheit, dann fragte man in Falkenstein an und holte sich hier eine Rechtsbelehrung, weil Falkenstein eine Art „Oberster Gerichtshof“ in weinrechtlichen Fragen war.

Die Weingärten bildeten damals ein geschlossenes Gebiet, das mit Planken oder einem Zaun umgeben war; man teilte sie in Viertel und Achtel ein.

Der Eimer hatte 30 – 41 Achterin oder 4 Viertel, jedes Viertel zwei Achtel; später berechnete man den Eimer zu 40 Maß a´4 Seideln; 24 Eimer hieß man einen Dreiling; eine Fuhr oder eine Ladung enthielt 32 Eimer.

Fremde Weine durften nicht in die Gemeinde eingeführt werden (die Grundherren hatten da eine Ausnahme), sonst musste jede Fechsung in dem Orte bleiben, wo sie gewachsen war. Nach altem Rechte konnte jeder Hauer seinen Eigenbau unter dem Zeiger ausschenken, der aber über die Straße reichen musste; fremde Weine zu leutgeben, war aber untersagt. Dass diese Bestimmungen auch wirklich eingehalten wurden, dafür sorgten die Hauer, die sich an das „alte Herkommen“ hielten.

Dass die Herrschaft und der Staat den Weinbau besteuerten (manchmal vielleicht zu stark), darf uns gar nicht wundern, vom Grund und Boden reichte der Hauer den „Dienst“, von dem Ertrag den Zehent und das Bergrecht; der Zehent war der zehnte Teil der Fechsung, doch gebührte ein Drittel davon der Kirche; das Bergrecht war ¼ Eimer Most von ¼ Weingarten; das Umgeld, das 1359 eingeführt wurde, betrug 1/10 des Verkaufpreises (es war dies eine Verzehrungssteuer.

Die herrschaftlichen Weingärten hieß man Hofweingärten, die von den Robotern bearbeitet wurden; der Grundherr gab ihnen sogar eine kleine Entlohnung und reichte bei der Lese und beim Pressen eine kräftige Kost (Fleisch, Milch, Brot u. dgl.). Die Arbeitszeit dauerte im Sommer von 4 Uhr früh bis zum Sonnenuntergang, zu Mittag rastete man eine Stunde und für Frühstück und Jause galt eine halbe Stunde.

Ein Bergmeister besichtigte die Arbeiten und, wo er etwas Schlechtes oder eine Nachläs- sigkeit entdeckte, da schlug er ein Holzkreuz an einem Stecken fest.

Um 1438 werden folgende Arbeiten im Weingebirge genannt: Schneiden und Hauen in der Fastenzeit, Zaunholzmachen, den Zaun aufrichten, jäten, abräumen und jathauen; das Fasten- und Jathauen waren am teuersten.

Kaiser Ferdinand verbot 1527 das Aussetzen neuer Weingärten, weil zuwenig Getreide angebaut wurde. Die Unmäßigkeit im Trinken, die gerade damals alle Berufe unseres Volkes erfasste wirkte entsittlichend und trug viel zu dem Untergange einzelner Familien bei; vergebens kämpften Sittenprediger gegen den Saufteufel und gegen die Spielwut ihrer Zeit; meist war es das beliebte Würfelspiel, das den Bauern an den Bettelstab brachte. Das herrschaftliche Gasthaus hieß man Taverne, doch hatte der Grundherr noch das Recht, seinen Banwein in der Regel von Georgi an ausschenken zu dürfen; auch das Bier musste die Gemeinde aus dem herrschaftlichen Brauhaus nehmen.

Der Staat führte 1556 eine neue Steuer ein, die man „Zapfenmaß“ nannte und die 1568 bewilligt und auf das doppelte Ausmaß erhöht wurde, nun bezeichnete man sie als Tatz, den die Herrschaften selbst durch eigene Männer – Tatzer – einheben ließen; gewöhnlich pachtete ihn die Gemeinde um eine bestimmte Summe und behielt sich den Überschuss. Der Tatz erreichte die Höhe wie das Ungeld.

1585 pachtete Wolf von Liechtenstein das Zapfenmaß von Wilfersdorf, Mistelbach, Lanzendorf, Kettlasbrunn, Blumenthal, Loidesthal, Ober Sulz, Bullendorf, Ebersdorf, Neusiedel, Ringelsdorf, Walterskirchen und Reinthal; der Ertrag belief sich von Bullendorf, Ebersdorf, Kettlasbrunn, Loidesthal und Blumenthal auf 146 fl 16 kr 2 den, von Wilfersdorf auf 100 fl und von Ober Sulz auf 150 fl.

Im folgenden Jahre gingen folgende Beträge ein:

Mistelbach und Lanzendorf = 527 fl 59 kr 1 den,

Kettlasbrunn =35 fl 41 kr 1 den,

Bullendorf = 103 fl 58 kr 3 den,

Ebersdorf= 2 fl5 kr 1 den,

Blumenthal= 8 fl7 kr ,

Loidesthal = 19 fl 22 kr 2 den,

Ober Sulz= 150 fl

Wilfersdorf = 100 fl.

Der ganze Ertrag belief sich 1585 auf 1135 fl 27 kr 1 den, 1586 auf 1197 fl 14 kr, 1587 auf 1445 fl, 1588 auf 1602 fl.

Im 30jährigen Krieg machten Feind und Freund einen bedeutenden Schaden in den Weingärten, raubten und plünderten die Gärten und Keller aus; der Bier- und Branntweingenuss sowie das Tabakrauchen bürgerte sich bei uns ein.

1624 hieß ein Weingebirge „Auf der Heide“. Da der Staat große Einnahmen benötigte, führte er die Steuer „Weinaufschlag“ ein.

1626 wird die Reithaue, die Nabingerpresse, das Reifmesser und die Breitehaue erwähnt; in Ober Sulz hatte man eigene Weinmesser.

Der Fürst Gundacker schloss 1627 mit dem Grafen Paul Christoph von Liechtenstein, Herrn auf Pernstein, einen Vertrag, damit er durch 3 Jahre aus seinen Kellern zu Martini je 600 Eimer Wein à 3 fl abhole und den Betrag zu Georgi und Michaeli im Wilfersdorfer Rentamte erlege.

Die Herrschaft besaß 1632 folgende Weingärten:

in Bullendorf 12 Viertel = 287 ½ Eimer Maische = 241 ½ Eimer Most,

in Ober Sulz31 Viertel = 750 Eimer Maische = 702 Eimer Most,

in Poysdorf 1 Viertel =19 ½ Eimer Maische = 16 ½ Eimer Most,

in Wilfersdorf 85 Viertel = 2127Eimer Maische = 1915 Eimer Most.

Summe129 Viertel = 3184 Eimer Maische = 2875 ½ Eimer Most.

Darunter 18 Eimer Rotwein

Zehent: in Wilfersdorf = 201 Viertel = 212 4/8 Eimer

in Bullendorf = 6 Viertel

in Kettlasbrunn 78 Viertel

in Mistelbach 250 Viertel

in Hüttendorf 102 Viertel

in Lanzendorf 24 Viertel

in Poysdorf, Ketzelsdorf, Maxendorf, Wetzelsdorf und Gr. Krut ? (nicht angegeben)

in Ober Sulz 280 Viertel = 420 Eimer (darunter 24 Eimer Rotwein)

Der Fürst Gundacker verkaufte 1633 nach Prag Altstadt dem Josef Petraczek und Wokaunstein folgende Weinmengen: 200 Eimer 1626er à 6 fl rh, 300 Eimer 1629er à 5 fl rh, 100 Eimer 1633er à 5 fl rh.

Ein 10 Eimerfass kostete 1636 vom Jahre 1629 = 42 fl, 1630 = 50 fl, 1631 = 55 fl, 1633 = 40 fl, 1634 = 38 fl und 1635 = 57 fl.

Die Hobersdorfer setzten ober dem kleinen Leeberg 24 Viertel aus, verlangten vom Pfleger Freizettel auf 4 Freijahre und gaben den Zehent dem Fürsten und dem Mistelbacher Dechant, sie hatten sich große Mühe bei dieser Arbeit gegeben. Hauer gebrauchten vielfach noch eine Handpresse.

Ein sehr gutes Weinjahr war 1638 mit seiner großen Hitze und Trockenheit. Im folgenden Jahre bestellte der Fürst den Hans Jakob Hackl zum Tatzeinnehmer für die Herrschaft; er bekam täglich 30 kr Zehrungskosten, 1/8 Korn für sein Ross und wöchentlich 45 kr Lohn.

Die Regierung führte 1640 die Extra Ordinari Tranksteuer ein, da sie für den Krieg Geld benötigte.

1644 legte die Gemeinde in der Ried „Lichtenberg“ gegen Erdberg ein Weingebirge an, wo früher nur Kronawettstauden auf dem öden Felde wuchsen; die nächsten Jahre verluderten die Weingärten, der Bauer pflegte sie nicht besonders, da es an Arbeitskräften fehlte; oft schlug man gar keine Stecken ein und „das Mehltau“ machte einen unermesslichen Schaden; die Feinde suchten den Tatz an sich zu reißen, was ihnen aber nicht gelang. Die Einnahmen beliefen sich:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
|  | 1644 | 1645 |
| Mistelbach | 1250 | ? |
| Poysdorf | 800 | 900 |
| Obersulz | 160 | 200 |
| Ringelsdorf | 80 | 100 |
| Bullendorf | ? | 80 |

1647 kam ein sehr gutes Weinjahr, da die Herrschaft von 149 Viertel Weingärten 854 Eimer Maische oder 710 Eimer 7 Maß Most erntete; die Menge entsprach nicht den Erwartungen, doch war die Güte ausgezeichnet; die Weinrieden führten die Namen „Agnesberg“, „Felixberg“, „Wilfersberg“; die „schmöketen“ ließ der Pfleger absonderlich lesen; damals liebte man in den herrschaftlichen Kellern Riesenfässer, wie ein solches noch in Nikolsburg zu sehen ist.

|  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Tatzbestand | 1614 | 1625 | 1636 | 1637 | 1640 | 1642 | 1643 |
| Poysdorf , Ketzels- und Wetzelsdorf | 770 fl | 2000 fl | 1050 fl | 1000 fl | 748 fl | 664 fl | 945 fl |
| Lanzendorf | 1150 fl | 2700 fl | 1500 fl | 1500 fl | 1500 fl | 1500 fl | 1531 fl |
| Wilfersdorf | 127 fl | 300 fl | 140 fl | 140 fl | 140 fl | 130 fl | 130 fl |
| Ober Sulz | 155 fl | 245 fl | 300 fl | 300 fl | 149 fl | 225 fl | 187 fl |

Was ein Achtel Wein kostet: in Poysdorf 5 kr (beim Knoll Hans aber 6 kr), in Ober Sulz 7 in Waltersdorf 4, in Ringelsdorf 5, in Kettlasbrunn 5, in Bullendorf 6 kr (1643).

Das folgende Jahr 1648 brachte eine reiche Weinernte, da man vom „Agnesberg“ 363 Eimer Maische (sonst nur 240 Eimer) erhielt; in diesem Jahr zeigte es sich, dass nach der alten Regel eine schlechte Haferernte mit einer guten Weinlese verbunden ist; von den 149 Vierteln betrug die Fechsung 1604 Eimer Maische oder 1336 Eimer 28 Achtel Most. Beim Probepressen waren immer 1 herrschaftlicher Beamte und 2 Geschworene anwesend.

In Wilfersdorf gaben 12 Eimer Maische 10 Eimer, 5 Maß, 2 Seideln lauteren Most, in Poysdorf nur 9 Eimer, 2 Viertel, 8 Maß, 1 Seidel und in Ober Sulz 9 Eimer, 2 Viertel, 1 Maß, 1 ½ Seidel reinen Most.

Die Folge der guten Ernte war, dass die Preise von 24 fl auf 18 fl zurückgingen, doch stieg später der 1648er von 22 fl auf 40 fl bei einem 10 Eimer Fass.

Der Staat hatte zur Bestreitung der hohen und schweren Kriegsausgaben jeden 4. Pfennig von dem ausgeschenkten Wein, Met, Bier und Kräutlwein statt des Wein- und Trankkreuzers seit 1644 verlangt; dieser Betrag musste vierteljährlich bezahlt werden; doch klagten alle Gemeinden über die schlechten Weingeschäfte und über den großen Geldmangel der Leute, die sich nichts kaufen konnten.

Bei uns erzeugten die Hauer folgende Kräuterweine: Wermut-, Kortabenedikten-, Melissen-, Kamann-, Allant-, Zentauerwein, daneben gab es noch Mund-, Speise-, Offiziers- und Ordinariweine.

Im Keller fand man schon die Boding, das Mostschaffl und die 30 Eimer Fässer mit Holzreifen.

Nach der Weinlese bezahlte der Hauer seine Schulden nach dem Schuldbrief oder Schuld- rabisch.

Im Frühjahr 1649 lagen in den fürstlichen Kellern 1886 2/4 Eimer Wein, darunter von 1648 = 1479 2/4 Eimer; dieses Jahr kamen Händler aus Baiern, um von der Herrschaft Weine zu kaufen; für 499 Eimer benötigte man 12 Wagen, doch ging der Wein vom Tuttendörfl – Korneuburg mit dem Schiff donauaufwärts. Die Weinlese führten die Untertanen in der Regel in der zweiten Oktoberhälfte durch. Konnten die Bauern ihre Steuern nicht mit Geld bezahlen, so übernahm die Herrschaft dafür auch die entsprechende Weinmenge, wobei sie den Eimer um 3 fl berechnete.

Als Baulohn für 1 Viertel Weingarten zahlte man jährlich 12 fl; als Arbeiten im Weingarten werden um diese Zeit genannt: Steckenziehen, Fastenhauen, Steckenschlagen, Jätbinden, Jäthauen, Grasrupfen und Aufbinden; ein Tagwerker bekam täglich 15 kr, zum Weinabziehen und Nachfüllen stellte der Hofbinder die Roboter an, wenn er nicht selbst die Arbeit besorgte; statt des Füllweines gebrauchte man schon um diese Zeit Steine.

Von 1647 bis 1649 verpachtete die Herrschaft den Tatz für das Wilfersdorfer Gebiet um 1250 fl und den von Hohenau – Rabensburg um 300 fl.

Ein Schauerwetter am 11. Mai 1650 vernichtete die Weinernte zum großen Teil, sodass man mit einem Missjahre rechnen musste; die Herrschaft schenkte im Sommer aus: in Wilfersdorf 230 Eimer, Kettlasbrunn 50, Loidesthal 30, Ringelsdorf 130 und Waltersdorf 50, (zusammen 490 Eimer), an Banwein, der zu Georgi an die Gemeinden ausgeteilt wurde: Bullendorf 25, Ober Sulz 40, Blumenthal 20, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf 30, Lanzendorf 6 und Mistelbach 100 Eimer (Summe 711 Eimer, davon 221 Eimer Banwein, davon kostete 1 Maß 6 kr). Wer „inimediate“ im Gasthaus einkehrte, erhielt kein Brot und keinen Wein und für die Pferde keinen Hafer.

Auch das Jahr 1651 brachte eine geringe Weinernte, sodass man lieber Bier und Branntwein trank. Diesen schenkten die Juden in den Mauthäusern; bei dem Deputat galt eine Maß Wein gleich 1 ½ Maß Bier. Das vorgeschriebene Tatzgefälle von 1500 fl musste zu Michaeli und Georgi u. z. jedes Mal die Häute gezahlt werden. 1655 betrug der Tatz für das Herrschaftsgebiet: Bullendorf wollte 50 fl geben (ausgebessert 55), Kettlasbrunn 50 (65), Blumenthal 35, Loidesthal 50, Ringelsdorf 90 (130), Waltersdorf 55, Wilfersdorf 300 fl, Poysdorf, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf 1800 fl, Mistelbach und Lanzendorf 1700 fl; dabei wollten Wilfersdorf, Poysdorf und Mistelbach den Tatz gar nicht übernehmen; denn allge- mein klagte man über die hohen Steuern, die fast nicht zum bezahlen wären; in Blumenthal schenkten die Bauern soviel wie gar nichts aus, einige seien gestorben und die meisten hungerten, sodass man den Tatz erniedrigen müsse.

Die Tranksteuer wurde vom Eimer mit 38 kr berechnet.

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde: | Häuser | Tranksteuer im Voranschlag | Endliche Belastung |
| Wilfersdorf | 39 | 480 | 300 |
| Bullendorf | 31 | 60 | 50 |
| Kettlasbrunn | 48 | 120 | 60 |
| Ober Sulz | 110 | 600 | 500 |
| Blumenthal | 27 | 45 | 30 |
| Loidesthal | 30 | 80 | 50 |
| Ringelsdorf | 65 | 200 | 150 |
| Waltersdorf | 18 | 50 | 40 |
| Ketzelsdorf | 26 |  |  |
| Wetzelsdorf | 60 | 2350 | 2000 |
| Poysdorf | 210 |  |  |
| Mistelbach | 208 | 2200 | 1800 |
| Lanzendorf |  |  | 45 |
|  | 919 | 6185 fl | 4980 |

Bestand dreifach 4740 fl

Dritthalbfach 3950 fl

Die Steuern wurden vielfach zu hoch eingeschätzt, die von den Gemeinden nicht bezahlt wurden, da die Anzahl der verödeten und abgebrannten Häuser ziemlich groß war; vielfach musste die Herrschaft in ihren Forderungen stark zurückgehen z. B. beim Weinkreuzer

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| In Wilfersdorf | 200 fl | nur 120 fl |
| in Bullendorf | 55 fl | nur31 fl |
| in Kettlasbrunn | 60 fl | nur 34 fl |
| in Blumenthal | 35 fl | nur 25 fl |
| in Loidesthal | 35 fl | nur 25 fl |
| in Ringelsdorf | 130 fl | nur 70 fl |
| in Waltersdorf | 18 fl | aber 20 fl |
| in Mistelbach und Lanzendorf | 1600 fl | nur 1190 fl |
| in Poysdorf, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf | 1750 fl | nur 1635 fl |

Die Untertanen waren über diese Zahlungen nicht wenig ungehalten und klagten, dass sie dem Fürsten die Hände vergolden müssten; es gab sogar recht halsstörrische Leute, die dem Pfleger zu schaffen machten; dafür hatten aber reiche Bauern etliche hundert Eimer im Keller liegen und ließen ihn nicht beschreiben durch die Beamten von Wilfersdorf. Der Tatz, der von Georgi zu Georgi verpachtet wurde, betrug für Mistelbach 800 fl, Poysdorf 700 fl, Wilfersdorf 160 fl, Blumenthal 12 fl 30

Zu Michaeli lagen in den herrschaftlichen Kellern 11 235 ¼ Eimer, die Weinlese begann am 19. Oktober und 1 Eimer kostete 1 fl 30 kr.

Deputatwein für die Bediensteten brauchte die Herrschaft 1657 in allem 343 Eimer, für Hohenau und Rabensburg aber 151 Eimer 20 Achtering. Da sie vom Weinbau den größten Nutzen einnahm, so schauten auch die Beamten strenge darauf, dass die Hauer ordentlich die Arbeiten in den Weingärten verrichteten; die Herrschaft musste aber ihre Deputatweine ebenfalls versteuern, daher betrug die Tranksteuer für die erwähnte Weinmenge 313 fl 11 kr.

Den Tatz wollten aber die Gemeinden nicht übernehmen, obwohl der Pfleger ihnen sehr entgegenkam und ihnen das Anerbieten stellte, den Betrag halb-, vierteljährlich oder monat- lich zu bezahlen; nach längeren Verhandlungen einigten sich die Orte auf folgenden Beträge: Wilfersdorf 160 fl, Mistelbach 800 fl, Poysdorf 700 fl, Bullendorf 24 fl, Kettlasbrunn 40 fl, Eibesthal 65 fl, Ober Sulz 160 fl, Waltersdorf 20 fl, Ringelsdorf 100 fl und Loidesthal 12 fl (Summe 2081 fl).

Der Tätzer hatte kein angenehmes Amt, da man ihn beschimpfte, einen „Schelm“ nannte und ihm den Eintritt in den Keller oft verwehrte; in diesem Fall musste der Hauer 30 fl Strafe zahlen. Wer einen Wein verheimlichte, dem wurde die ganze Menge weggenommen. Bezahlte ein Hauer nicht den Tatz, so ließ die Herrschaft den Keller sperren und forderte von ihm auch den Schlüssel.

Der Weinkreuzerbestand für den Herrschaftsbereich belief sich auf 3160 fl. Die ausständigen Restbeträge vom Tatz waren infolge der schlechten Wirtschaftsverhältnisse nicht unbedeutend: Mistelbach 248 fl 27 kr, Poysdorf 230 fl, Eibesthal 28 fl 30 kr u. s. w. die Höhe des Tatzes war allen Gemeinden viel zu hoch, doch ihre Klagen konnten nicht berücksichtigt werden, weil der Staat dringend Geld brauchte.

Am 14. Juni 1647 hatte die Herrschaft in ihren Kellern folgende Weinmengen:

1647er 135 Eimer (in Poysdorf allein 135 Eimer)

1651er 193 3/4 Eimer (in Poysdorf allein 169 Eimer)

(in Wilfersdorf 24 ¾ Eimer)

1652er 170 2/4 Eimer (in Poysdorf 116 Eimer)

1653er 1560 Eimer (in Poysdorf 949 Eimer)

1654er 2049 Eimer (in Poysdorf 459)

1655er 4189 Eimer (in Poysdorf 2038 Eimer)

1656er 3272 Eimer (in Poysdorf 1037 Eimer)

Summen 11 569 ¼ Eimer

Das Wilfersdorfer Bräuhaus war 1658 ganz voll Wein; hier im Markte eigneten sich die Keller nicht zum Aufbewahren des Mostes, sodass der größte Teil nach Poysdorf überführt wurde; nur mussten die Musketiere, welche die Roboter begleiteten gut aufpassen, dass kein Wein gestohlen wurde; ein Teil des Weines kam auch nach Ober Sulz. Ein 10 Eimer Fass kostete 30 fl.

Die Weinernte ergab an Bau – und Zehent in Wilfersdorf 1261 Eimer, Poysdorf 1155 ¾ fl, Ober Sulz 1410 ¾ Eimer (zusammen 3827 2/4 Eimer)

Im gleichen Jahr kaufte der Fürst den Tatz bei allen fürstlichen Gemeinden, die nach Wilfersdorf gehörten, um 32 500 fl. Leider verzeichnete der Pfleger auch in diesem Jahre bedeutende Restbeträge in einzelnen Gemeinden.

1659 brachte den Hauern einen guten Tropfen, so dass man in Wilfersdotf am 8. Oktober und in Ober Sulz am 20. Oktober mit der Lese begann; nach Beendigung derselben machte man sofort Gruben für den Dünger. Der Tatz betrug: in Bullendorf 32 fl, in Kettlasbrunn 55 -, in Ober Sulz 160 -, in Loidesthal 18in Blumenthal 15, in Ringelsdorf 135, in Waltersdorf 32 in Eibesthal 67, in Mistelbach 900, in Poysdorf 800 fl.

Ein Lichtblick war der zunehmende Verkehr auf den Straßen und damit eine leichte Besserung der wirtschaftlichen Lage, sodass man mit einer Steigerung des Tatzes in den nächsten Jahren rechnen konnte.

Der Kellner klagte 1660 über unreine und unsaubere Fässer, die von den Robotern nicht ordentlich gewaschen wurden.

Der Weinbau hielt sich strenge an die Bauernregeln und an das alte Herkommen, sodass man immer die alten Leute von Mistelbach und Ober Sulz um Rat fragte, da diese Orte einen guten Ruf hatten. Dem zunehmenden Monde schrieb man eine große Bedeutung zu und zog deshalb zu so einer Zeit den Wein ab. Auch die Herrschaftsbeamten waren von diesem Aber- glauben fest überzeugt, da sie ja stets bei den Alten sich Rat und Auskunft holten.

Im Mai 1660 gab es im Markte Wilfersdorf noch 822 ½ Eimer Wein; dieses Jahr musste aber als ein schlechtes Weinjahr bezeichnet werden. Die Herrschaft nahm an Tatzgebühren 2238fl 57 kr ein. 1000 Weinstecken kosteten 1fl 30 kr.

Im folgenden Jahre wuchs mehr Wein, der auch besser war; folgende Tabelle gibt den Zehentwein von 1660 und 1662 in Eimer, Maß und Seideln an:

|  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  |  | 1660 |  |  | 1662 |  |
|  | Eimer | Maß | Seideln | Eimer | Maß | Seideln |
| Wilfersdorf | 192 | 20 |  | 340 | 15 |  |
| Hobersdorf | 10 | 10 |  | 20 | 9 | 1 |
| Bullendorf | 56 | 3 | 2 | 97 | 30 |  |
| Rannersdorf | 3 | 5 |  | 47 | 3 |  |
| Kettlasbrunn | 12 | 20 |  | 17 | 30 |  |
| Ober Sulz | 309 | 5 | 1 | 570 | 13 | 2 |
| Blumenthal | 52 | 28 |  | 120 |  |  |
| Loidesthal | 46 | 36 |  | 95 | 30 |  |
| Gr. Krut | 90 | 35 |  | 195 | 29 | 1 ½ |
| Maxendorf | 83 | 16 | 3 | 320 | 20 |  |
| Wetzelsdorf | 31 | 10 |  | 93 | 15 | 1 |
| Poysdorf | 371 |  |  | 1392 | 2 |  |
| Wilhelmsdorf | 32 | 20 |  | 81 | 13 | 2 |
| Mistelbach | 232 |  | 2 | 367 | 26 | 3 |
| Hüttendorf | 92 | 20 |  | 180 | 30 |  |
| Lanzendorf | 3 | 35 |  | 7 | 2 |  |
| Eibesthal | 254 | 11 | 3 | 482 | 30 |  |
|  | 1877 | 36 | 3 | 4388 | 6 | 2 ½ |

Das folgende Jahr war ein schlechtes in jeder Hinsicht, weil durch einen Frost am 19. und 20. Mai die Weingärten erfroren und die Getreidefelder schwer litten, sodass die Untertanen klagten und jammerten; in die Brachfelder säte man Buchweizen, damit die Leute etwas zu essen hätten im Winter; Getreide wurde keines verkauft und die Beamten passten strenge auf die Roboter, Hofwirte, Drescher und Kastner auf, damit keine Diebstähle vorkamen.

Korn und Heiden mischte man (20 Metzen Korn auf 10 Metzen Heiden). In Kettlasbrunn erntete man nicht einmal den Samen. Darum buk man die Brote etwas kleiner (1 Edelleutbrot hatte 5 statt 6 Pfund und ein Gesindebrot 1 ½ statt 2 Pfund ). Die Müller mahlten das Getreide besser aus, eine neue Mahl- und Backordnung erschien; die Getreidedeputate wurden gestrichen und dafür erhielten alle Beamten und Bediensteten Brot, nur die Geistlichen bekamen ihr Getreide; alle Extraausgaben stellte der Pfleger ein, Kraut und Rüben bildeten einen Brotersatz.

Die Gemeinden schuldeten der Herrschaft: 21 Mut 23 ½ Metzen Weizen, 3 Mut 2/4 Metzen Heiden, 31 Mut 11 Metzen Hafer.

Die Ernte ergab:

Weizen 1294 Schock 8 Garben (Anbau 22 Mut 13 Metzen)

Halbtreide 109 Schock 26 Garben

Korn 760 Schock 24 Garben (Anbau 15 Mut 10 Metzen, für Roboter brauchte man 16 Mut)

Heiden 355 Schock 6 Garben

Hafer 1446 Schock 52 Garben (Anbau 42 Mut)

Vom Wein ist gar keine Rede, es musste ein schlechtes Jahr gewesen sein; denn die Musketiere hatten wenig Arbeit, sodass sie fleißig auf dem Tummelplatz exerzierten.

Auch 1664 war für den Weinstock nicht günstig; der Markt hatte in den „Leebergen“ ein Weingebirge. 13 Eimer Maische ergaben 10 Eimer lauteren Wein; die Maß kostete im September 12 kr und ein Eimer 7. Der Zehent betrug 1954 ¾ Eimer und mit dem Bauwein waren es 2827 ¼ Eimer. Beliebt waren unter den Kräuterweinen der Allan-, Rosmarin- und der Wermutwein, die auch als Arznei verwendet wurden.

Im Mai 1665 erfroren teilweise die Weingebirge „Agnesberg“ und Felixberg“, sodass man nur mit der Hälfte des Ernteertrages rechnen konnte, trotzdem wurde ein sehr guter Wein.

Vor der Lese kostete eine Maß 6 – 7 kr, ein Eimer 4 fl, 1 Pfund Rindfleisch 4 kr, Kalb- oder Schweinefleisch 5 kr (1 Mastochse wog 4 – 5 alte Zentner)

Die besten Trauben für den Wirtschaftsbetrieb stellte die Umgebung von Drösing.

Ein Regen, der zur Lesezeit einsetzte, schadete dem Most (1 Eimer kostete 1 fl 30 kr bis zu 2 fl ). Wegen seiner Güte durfte dieser Wein nicht für Deputatzwecke verwendet werden.

Zehentwein dieses Jahres:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
|  | Eimer | Maß | Seidl |
| Ober Sulz | 280 | 14 |  |
| Blumenthal | 108 | 31 | 2 |
| Loidesthal | 54 | 31 | 2 |
| Kettlasbrunn | 14 |  |  |
| Hobersdorf | 3 | 21 |  |
| Bullendorf | 53 | 34 |  |
| Rannersdorf | 2 | 29 |  |
| Eibesthal | 174 ¾ |  |  |
| Hüttendorf | 67 |  |  |
| Lanzendorf | 2 | 36 | 3 |
| Paasdorf | 1 | 15 | 3 |
| Mistelbach | 158 2/4 | 7 |  |
| Wilfersdorf | 141 | 21 |  |
| Groß Krut | 101 ¾ |  |  |
| Poysdorf | 1170 ¾ |  |  |
| Wetzelsdorf | 62 ¼ |  |  |
| Wilhelmsdorf | 82 ¾ |  |  |
| Maxendorf | 253 ¼ |  |  |

Bau- und Zehentwein zusammen 3760 Eimer 31Seidl. Die mährischen und böhmischen Pauliner erhielten vom Fürsten je fünf Eimer Wein.

Am 7. Mai 1666 brachte ein Frost den Weingärten einen beträchtlichen Schaden, doch erholten sie sich teilweise wieder; Eine Maß kostete sechs Kreuzer.

Das Korn stand in diesem Jahre sehr schlecht. Für 138 Viertel, ½ und 1/8 Weingarten zahlte die Herrschaft 615 fl 45 kr; die Untertanen hatten 12 538 „Grueben“ in den Hofweingärten gemacht (sonst aber 50 000 bis 60 000)

Die Weinernte betrug in diesem Jahre 3975 ¾ Eimer (auch „Roter Muskateller“ wird erwähnt).

Die Herrschaft schenkte 1667 den Dominikanern in Wien und den Karmelitern Wein und Mundmehl für Hostien.

Da am 18, Mai ein Frost die Weingärten verbrannte, stellte der Pfleger den Weinverkauf aus den fürstlichen Kellern ein, weil er erst die Lese abwarten wollte.

Der Wilfersdorfer Gastwirt schenkte in einem Vierteljahr 138 Eimer aus.

Die Robotbauern, welche Weinladungen führten, zechten und tranken trotz der Musketiere, die sie begleiteten, so gewaltig, dass sie nicht fahren konnten; dabei nahmen sie den Wein aus den Fässern heraus.

Da die Untertanen klagten, dass die Trauben faulten, ordnete die Herrschaft für den 24. Oktober die Lese an. Als Zehentschreiber bestimmte der Pfleger für Hüttendorf und Lanzendorf den Bernhardsthaler Schulmeister, der von Kettlasbrunn schrieb in Wilhelmsdorf und der Mistelbacher Marktschreiber in Maxendorf bei Poysdorf. Die Dorfrichter und der Zehentschreiber mussten auch den Most genau kosten, nur aus den großen Bottichen sollten sie den Zehent nehmen, nicht aus den kleinen Geräten, den Bütteln und Schaffeln; was die Leute selbst gaben, war in der Regel nichts wert. In Ober Sulz blieb der Zehent in den Bot- tichen stehen, wo ihn die Leute verwässerten, sodass der Graf Sinzendorf manchmal reines Wasser heimführte nach Ernstbrunn; dabei standen noch bei den Fässern und Bottichen Wächter.

Der Tatz betrug in Mistelbach 850 fl, in Poysdorf 750 fl, in Ober Sulz 200 fl, in Eibesthal 100 fl, in Kettlasbrunn 60, in Blumenthal 24, in Loidesthal 30 und in Bullendorf 65 fl.

Das Weinabziehen besorgte man immer bei schönem Wetter, den Einschlag gab man mit dem „gallizenstein“, die Weinfässer verstrich der Fassbinder mit Branntwein.

1668 kostete ein Maß Bauwein in Kettlasbrunn 3 kr und in Wilfersdorf 4 kr. Die Weinge- schäfte gingen sehr schlecht, da in den Gasthäusern sich kein Mensch zeigte, sodass der Rentmeister den Bediensteten fast nicht den Lohn auszahlen konnte.

Nach den alten Bauernregeln schadete ein Medardiregen dem Weinstock; auf die Lostage legte man großem Wert und beachtete sie genau. Gott, Güte und Allmacht waren die Leit- sterne des Hauers, der immer wieder auf bessere Tage hoffte, wenn ihm ein Unglück zustieß. Da im Juni 1668 ein Schauerwetter Poysdorf und Umgebung heimsuchte, so verlor hier die Herrschaft 1200 Eimer Zehentwein. Die Hauer jammerten nicht wenig über diesen Schaden, der sie doppelt schwer traf in diesen schlechten Zeiten.

Die Herrschaft benötigte für Wirtschaft und Deputat vierteljährlich 129 Eimer 14 Maß Wein. In diesem Jahr konnten in den fürstlichen Weingärten „zum grünen Laub“ 19 986 „Grueb“ gemacht werden u. z. in Ober Sulz 5180, Wilfersdorf 940, Bullendorf 1300, Wind. Baumgarten 2000, Mistelbach 1500, Eibesthal 2400 u. s. f.

1669 wuchs ein ausgezeichneter Wein, doch blieb die Menge etwas zurück; die Herrschaft nahm an Bauwein 1615 Eimer, an Zehent 3066 Eimer ein, zusammen also 4681 Eimer, um 434 weniger als im Vorjahr. Der Speisewein für die fürstliche Familie kam meist von Poysdorf.

7000 Weinstecken kosteten15 fl.

Da 1670 in Blumenthal ein Maß 5 kr kostete, holten sich die Wilfersdorfer des Nachts hier Wein in größeren Mengen; da es zu Urban und Medardi regnete, befürchteten die Leute ein schlechtes Jahr. Der Sommer war wirklich nass, sodass die Bauern das Getreide nass in die Scheunen brachten und die „Wippel“ einen bedeutenden Schaden anrichteten. Am 22. Oktober begann die Lese. Ein Fass mit 10 Eimer Inhalt kostete 47 fl, 1 Mut Korn 18 fl und Weizen 30 fl. Kaufleute von Mertischein und Landskron kamen hieher um Wein.

Die Ernte ergab 5738 ¼ Eimer.

1671 machte man in den Hofweingärten 18 092 „Grueb zum grin laub“. Am 26. Oktober war die Lese. An Bauwein erntete die Herrschaft 1711 ¾ Eimer, an Zehent 2204 2/4 + 816 Eimer – dieser Zehent von Mistelbach, Krut, Blumenthal und Loidesthal kam nach Rabenburg -, Endsumme also 4732 ¼ Eimer. Die Hauerarbeiten bezahlte die Herrschaft mit Korn.

1672 kostete 1 Maß Wein 3 kr. Als aber am 10. Mai ei Frost kam, stiegen die Weinpreise; der Wolkenbruch vom 5. Juni verursachte einen erheblichen Schaden; die Herrschaft hatte 20.191 „Grueb“ zum grünen Laub gemacht. Am Veitstag begann die Heuernte. Die Weinlese brachte einen rechten Sauerampfer.

Der Fürst schenkte 1673 den Franziskanern in Zistersdorf zum Portiunkulafest 3 Eimer roten und 20 Eimer weißen Wein nebst 20 Pfund Schmalz und 6 Laib Edelleutbrot. Regen am Egidytag sollte länger andauerndes Schlechtwetter bringen. Die Weinlese brachte einen guten Wein; nach der Lese besichtigte die Herrschaft die Keller.

Als Strafe für den Hauer wurden angewendet: Kellersperre, damit er keinen Wein verkaufen konnte, Weingarten – und Lesesperre, Wegnahmen der Haue beim Fastenhauen.

1674 betrug die Zahl der „Grueb“ zum grünen Laub 16.866, in den Herrschaftsweingärten.

Die Lese ergab: 2095 ¾ Eimer Bauwein und 1314 2/4 Eimer Zehent.

An Tatz zahlte Mistelbach 849 fl 15 kr, Eibesthal 63 fl 24 kr und 1675 Mistelbach 796 fl 35 kr, Eibesthal 52 fl 48 kr,; der Wein in diesem Jahr war so sauer wie Essig und ein Teil war ganz unbrauchbar; „Grueb“ zum grünen Laub machten die Roboter 21.858. In diesem Jahre erschienen gar keine Kaufleute, die einen Wein geholt hätten.

1676 ereigneten sich viele Kellereinbrüche, wobei der Wein ausgelassen wurde; ein Schauer im Juni bereitete einen großen Schaden. 1 Eimer des 1676er kostete 7 fl 30 kr, des 1669er – 15 fl, eine Maß „74er“ = 9kr, „75er“ = 3 kr, 1 Maß Bier = 3 kr. Den Tatz wollte niemand übernehmen, weil jeder bei den schlechten Zeiten nur daraufzahle. Prozessionen um Regen gingen im heißesten Sommer nach Erdberg.

Die Weinlese ergab eine süßen Most wie im Jahre 1669; leider stahlen die Bauern viel Zehentmost, sodass der fürstliche Kellner ihnen ordentlich auf die Finger schauen musste; die fürstlichen Presshäuser wurden deshalb Tag und Nacht bewacht; an „Herbstgrueb“ machte die Herrschaft 39 690.

Im Winter 1677/78 erfroren viele Weinstöcke, so dass zahlreiche Reben im Frühjahr „blind“ = erfroren waren; deshalb stiegen die Weinpreise und die Tatzeinnahmen gingen zurück. Weinfässer gab es im fürstlichen Keller zu Poysdorf 1400 Eimer, in Wilfersdorf 250 Eimer, die Ernte schätzte man auf 3200 Eimer; „Grueb“ machte die Herrschaft im Frühjahr 9579. Die Weinstecken von Kromau hielten nur drei Jahre, dann musste man sie durch neue ersetzen.

Da eine Maß im Markte 7- 8 kr kostete, so gingen die Leute in den umliegenden Gemeinden, um einen billigen Wein zu trinken.

In diesem Jahre erbaute man den Schulmeisterkeller

Nach altem Brauche segnete man zu Johann d. Evang. Getreide und Wein und goss diesen in die Fässer des Kellers.

1678 war ein sehr gutes Weinjahr; die mostreichen Trauben gaben 1908 Eimer Bau- maische, die 1590 Eimer reinen Most lieferten. Die Herrschaft nahm an Bau- und Zehentwein 4999 ¾ Eimer ein, die Rabensburger aber 1928 Eimer. Herbstgrueb machte man 16.424. Ein Eimer kostete 1 fl 30 kr, da von Ungarn viel Wein eingeführt wurde. Die Unkosten für Zehentschreiber, Schätzer und Presser beliefen sich auf 1142 fl 30 kr ( 1679 = 195 fl und 13 Eimer 13 Maß )

1679 kostete 1 Maß Wein 4 kr. Das Ernteergebnis zeigte folgendes Bild:

Bauwein = 2447 ¼ Eimer , Zehent 5013 ¼ Eimer,

Weizen = 179 Mut 1 ¾ Metzen,

Korn = 292 Mut 27 2/4 Metzen

Hafer = 274 Mut 14 2/4 Metzen

Erbsen = 4 Mut 1 Metzen

Linsen = 9 Metzen

Heu = 558 Fuhren und Grummet 147.

Im Mai 1681 machte man in den fürstlichen Weingärten 5935 Grueb zum grünen Laub; an Zehentmaische gingen 3512 Eimer, um 889 Eimer weniger als im Vorjahr; die ganze Wein- fechsigung betrug 8081 Eimer, es war ein sehr guter Wein. Auch im folgenden Jahr wuchs ein ausgezeichneter Wein, an Herbstgrueb machte man 9280.

Tatzbestand von 1681:

Poysdorf = 775 fl, Mistelbach = 738 fl,

Ober Sulz = 210 fl, Wilfersdorf = 207 fl 48 kr,

Blumenthal = 26 fl, Kettlasbrunn = 35 fl 32 kr,

Loidesthal = 35 fl, Bullendorf = 38 fl 51 kr,

Eibesthal = 70 fl.

1682 kostete ein Maß alten Wein 4 kr und der Heurige 3 kr. Der Herrschaftswein war stets besser als der der Bauern; Die mährischen Holzreifen waren besser und billiger als die hiesigen; denn 1 Schock 15 Eimerreifen kosteten in Poysdorf 12 fl 30 kr in Kromau aber 10 fl.

Gefürchtet wurde damals der schwarze Mehltau; weil Urban und Medard schönes Wetter zeigten, hoffte man auf ein gutes Weinjahr.

Bau- und Zehentwein bekam die Herrschaft 2447 Eimer + 4201 ¼ Eimer und 1683 = 1669 Eimer, 4554 ¾ Eimer (darunter Wilfersdorf 1619 2/4, Poysdorf 2019 ¾, Ober Sulz 763, Krut 152 2/4 Eimer). Im Türkenjahr gedieh ein vortrefflicher Tropfen.

1684 verkaufte die Herrschaft Weine nach Ober Glogau, Tobitschau und Neuhaus in Böh- men. Infolge des Herbstregens faulten die Trauben, die Lese war kalt und nass; Bauwein - 809 2/4 Eimer, Zehentwein = 1778 ¼ Eimer, Herbstgrueb 13.312.

Weinfuhren nach Ostra kosteten der Herrschaft: für 10 Eimer benötigte man 4 Ross à 10 fl, der Aufschlag betrug 6 fl 30 kr.

Die kalten Wintertage 1683, 1684 und 1685 richteten in den Weingärten einen bedeutenden Schaden an, so dass 1685 die Weinpreise stiegen; den Tatz verpachtete die Herrschaft in Poysdorf um 700 fl, in Ober Sulz um 160 fl, in Loidesthal um 30, in Blumenthal um 20 und in Eibesthal um 60 fl; Bullendorf und Kettlasbrunn konnte kein Bestand aufgerichtet werden.

An Baumost erntete die Herrschaft 1219 ½ Eimer an Zehent 2145 ¼ Eimer, zusammen also 3364 Eimer, also um 777 Eimer mehr als im Vorjahr; die Ausgaben für die Zehentschreiber machten 55 fl 30 kr aus. Die Güte der Ernte war eine geringe. In den fürstlichen Kellern lagerten 4333 Eimer.

1686 benötigte die Herrschaft gegen 60 000 Weinstecken; Grueb zum grünen Laub machten die Roboter 21 755. Größere Mengen an Wein gingen nach Klein Glogau.

Das Schauerwetter am 30 Juli zerschlug die Weingärten in der Ried „Lehbergen“; am 15. August erschienen Millionen von Heuschrecken, welche den Kot auf die Brachfelder fallen ließen, sodass diese ausschauten, als ob Hafer gesät worden wäre; flogen die Tiere dahin, so meinte man, Nebelschleier zögen durch das Zayatal. Die Weinlese, die am 7. Oktober begann, ergab eine geringe Menge, doch war er sehr gut, sodass sich der Fürst einen Kräutel – Zentauer – und Rosmarinwein machen ließ. An Bauwein ging ein: 1260 Eimer, an Zehent 2779 Eimer, zusammen 4039 Eimer, einer kostete im Verkauf 3 fl.

1687 ließ der Amtmann 18 081 Grueb zum grüne Laub machen; nach der Witterung am Veitstage schloss man auf das Wetter zur Lesezeit; am Laurentiustage schätzten die Bergmänner die Weinernte in den Rieden wegen des Zehentes ab. Fremde Weine aus anderen Gemeinden durfte kein Wilfersdorfer einführen. Die Weinfechsung ergab an Bauwein 2309 ¼ Eimer, an Zehent 3204 2/4 Eimer, in den fürstlichen Kellern lagen 9864 Eimer. Die Güte des Weines war keine besondere. Das Kloster Hradisch bei Olmütz kaufte mehrere Ladungen von der Herrschaft; 10 Eimer kosteten 75 fl.

1688 konnte der Tatzbestand erhöht werden u. z. in Bullendorf von 60 auf 65 fl, in Kettlasbrunn von 55 auf 60 und in Eibesthal von 60 auf 65; im November lagen in den fürstlichen Kellern 1437 Eimer alten Weines; das Jahr war ein schlechtes, wenig Getreide und der Wein glich einem Sauerampfer.

Ein Frost vernichtete 1690 die Weingärten in den Niederungen. Weil von Mähren viel Wein eingeführt wurde, führten die Hauer Beschwerde beim Fürsten Liechtenstein.

Robotbauern, die mit Wein nach Wien fuhren, bekamen 6 kr Stallgeld und ½ Metzen Hafer.

1692 war ein schlechtes Weinjahr, sodass der Preis für ein 10 Eimerfass auf 60 und im Juli des folgenden Jahres auf 70 fl stieg; im August verfügte die Herrschaft noch über 3210 Eimer Wein; die Weinlese war im Gegensatz zur Getreideernte sehr gut; drum wollten die Bauern ihre Getreideschuld mit Wein der Herrschaft abstatten; an Heurigen besaß sie 4024 Eimer; 10 Eimer kosteten 25 fl.

Der Tatz hatte in den Ortschaften folgende Höhe: Mistelbach 700 fl Ober Sulz 160 fl, Kettlasbrunn 55, Blumenthal 22, Loidesthal 34, Bullendorf 60 und Eibesthal 65 fl. Überall konnte eine Steigerung erzielt werden.

1695 hatte die Herrschaft im Frühjahr 337 Eimer; da kam am 4. und 5. Juni ein Frost, der die Hälfte der Weinernte vernichtete; nun kostete 1 Maß Altwein 14 kr, Heuriger 8 kr.

Deputatwein bekamen: der Wilfersdorfer Pfarrer 39 Eimer, der Kettlasbrunner 23, der Amtmann 26, der Rentschreiber, Burggraf Hofbinder, Kastner, Kellner, Pfister, Wirtschafts= bereiter und Amtsschreiber je 8 Eimer 28 Maß, der Zimmerwärter 15 Eimer 7 Maß und die Gärtner 8 Eimer, der Hofzimmermann 12 Eimer 7 Maß, der Jäger in Eibesthal 13, der Kettlasbrunner 8 Eimer 28 Maß, die 13 Hausarmen zusammen 56 Eimer 14 Maß, der Gerichtsdiener 6 Eimer, der Scharfrichter 2 Eimer und außerdem alle zusammen noch 4 Eimer 20 Maß Weinessig.

Am 17. und 19. Juli zerriss der lang anhaltende Regen den Walterskirchner Damm, machte in den Ortschaften und auf den Feldern einen bedeutenden Schaden, sodass die Herrschaft die Weindeputate kürzte und dafür Bier gab (124 Eimer Wein und 509 Eimer 29 ½ Maß Bier). Es war ein schlechtes Weinjahr.

1696 holten sich Freudenthaler Kaufleute von Wilfersdorf Wein; ein Eimer von 1693 kostete 9 fl, 1 Maß Heuriger 6 kr, Alter aber 16 kr. Die Weinlese war im Herbste recht erfreulich. Im Herbste holten sich Olmützer Händler 100 Eimer. Der folgende Winter brachte eine große Kälte und viel Schnee.

Der Tatz betrug 1697: Mistelbach 725 fl, Ober Sulz 170, Kettlasbrunn 60, Bullendorf 65, Blumenthal 25, Loidesthal 40, Eibesthal 70 fl; an Bau- und Weinzehent gingen ein 3071 Eimer.

Ein Schauerwetter vernichtete am 29. Mai 1699 einen großen Teil der Weinernte.

Nun führte die Herrschaft eine strenge Wirtschaft ein, ließ durch den Kellermeister die Weingärten besichtigen, damit die Arbeiten gründlich gemacht würden, ließ die alten Wein= gärten aushacken und neue setzen und sorgte für eine bessere Bearbeitung und Behandlung der Weine.

1701 hatte man 8863 Eimer Wein u. z. 2775 ¼ Eimer Altwein und 6087 ¾ Eimer Bau- und Zehentwein; die Preise gingen stark zurück und seit vielen Jahren war der Wein noch nicht so billig wie diesmal; denn 1 Eimer kostete nur 1 fl 15 kr, dabei war der Most zuckersüß, weil manche Hauer erst im November mit der Lese begannen; das Frühjahr 1702 war sehr warm, sodass am 5. März die Weingärten schon geschnitten und das Getreide angebaut war; die Lese konnte als gut bezeichnet werden, die von 1703 als mittelmäßig und die von 1704 wieder als gut; in diesen Jahren wuchs wenig Hafer. Der strenge und kalte Winter des folgenden Jahres ließ viele Weingärten erfrieren. Um diese Zeit gebrauchte die Herrschaft schon den Schwefel zum Einschlagen, den sie aus einer Wiener Apotheke bezog. Die Weinlese litt durch die Kälte, die in diesem Jahre sehr früh einsetzte; auch im Getreidebau blieben die Erwartungen weit zurück, weil die Würmer einen bedeutenden Schaden anrichteten.

An Bau- und Zehentwein bekam die Herrschaft 1704 = 4610 ¾ Eimer und 1705 nur 2472, an Tatz nahm sie von Poysdorf 400 fl, von Mistelbach 450 fl und von der Wilfersdorfer und Bullendorfer Maut 450 fl ein.

Das Schauerwetter, das am 25. Juli 1706 in Wilfersdorf niederging, verursachte keinen besonders großen Schaden, sodass die Leute erleichtert aufatmeten.

Der nasse und regnerische Juli des Jahres 1708 brachte die Heuernte in Gefahr; die Weinlese begann am 8. Oktober.

Der strenge Winter 1708/9 brachte eine große Kälte, dass die Weingärten erfroren; doch trat der gefürchtete „Schafumbfall“ nicht ein; Wege und Straßen waren lange Zeit eingeschneit. Der Sommer brachte schwere Stürme. Die Herrschaft besaß in Wilfersdorf einen Speise-, Adler-, Bier- und Pfarrhofkeller, in denen 4628 ¾ Eimer Wein lagen; man unterschied einen Schmeckenden-, Wermut-, Rot-, Allant-, Leger-, Vaigl-, Kaistler- und Kräutlwein.

1710 kosteten 45 ¾ Eimer Wein 86 fl 75 kr; der Aufschlag – vom Eimer 15 kr = 11 fl 26 kr 1 den, die Weinmaut = 45 kr 3 den, das Zettelgeld = 12 kr. Der Zehentschreiber bekam täglich in der Lesezeit 2 Maß Wein, 2 Maß Bier, 2 Pfund Fleisch, 2 Laib Brot und 1 fl 30 kr. Die Zehentausstecker beim Getreide täglich 1 Laib Brot und 1 Maß Wein. Da der Ortsrichter früher von ihren Feldern keinen Zehent reichten, gab ihnen die Herrschaft täglich von nun an 15 kr und sonst nichts. (im Feldsberger Gebiet 45 kr); deswegen waren die Poysdorfer Zehentausstecker und der Marktrichter damit nicht zufrieden.

Der Frost am 14. Mai 1711 vernichtete die ganze Weinernte. Das Kellergraben besorgten damals die Roboter, die es aber ungern taten. Die Herrschaft kaufte in Znaym, Jaispitz und Jameritz 300 Fässer, die billiger und besser waren als bei uns; doch wäre es nicht notwendig gewesen, weil am 16. September ein Schauerwetter einzelne Weingebiete streifte, sodass der Amtmann einen Verlust von 800 Eimern berechnete. Im Meierhof gingen von 36 Kühen alle zugrunde bis auf 11 Stück. In diesem Jahre hatten einzelne Gemeinden Bittprozessionen durch die Weingebirge zu Ehren des hl. Anselm veranstaltet, da die Putzenstecher zu stark auftraten. Im November hatte die Herrschaft in den Wilfersdorfer Kellern 6180 ¾ Eimer, in dem Poysdorfer 4808. Das Jahr war also nicht gar so schlecht, wie man vermutete; denn der Hauer ist immer ein Dunkelseher, der beim geringsten Unwetter das Ärgste befürchtet.

Der Sommer des Jahres 1712 brachte einzelne Schauerwetter, die aber einen geringen Schaden bereiteten. Die Herrschaft verkaufte Weine nach Kloster Hradisch (bei Olmütz), das eine gute Kunde war, und nach Rumburg in Böhmen. Der Tatz für Wilfersdorf betrug 170 fl, früher einmal 90 und 100 fl; diese Mehreinnahme musste man dem steigenden Handelsverkehr auf der Brünnerstraße zuschreiben. In Wilfersdorf lagen in den fürstlichen Kellern 7102 ¼ Eimer, in Poysdorf 6077 2/4.

Die kalte Witterung des Jahres 1713 vernichtete die Putzenstecher; dieses Jahr war ein schlechtes Weinjahr, dazu legte die Pestseuche den Verkehr ganz lahm, sodass Wilfersdorf nur 70 fl Tatz zahlen wollte.

1714 kostete ein 10Eimerfass voll Wein 45 fl, ein Metzen Weizen 1 fl 48 kr, Korn 1 fl 30 kr, Hafer 45 kr, 1 Zentner Wolle 15 fl. Unter einem „Neubruch“ verstand man damals Wein- gärten, die an Stelle der ausgehackten Wälder gesetzt wurden. Die Weinlese begann am 15. Oktober.

Die Iglauer Jesuiten holten sich von Wilfersdorf Weine. An Deputatwein erhielt der Amtmann im Jahr 26 Eimer, der Rentschreiber, der Kellner, der Pfister und der alte Amts- schreiber je 9 Eimer, der Burggraf und Kastner je 10, die Zimmerwärterin 15 Eimer 13 Maß und der Schulmeister 4 Eimer (1715).

Das kommende Frühjahr brachte eine lang andauernde Kälte, sodass die Weingärten erst spät austrieben; der Anbau verzögerte sich auch um 2 – 3 Wochen. Der Hofbinder Ignaz Hirtl aus Wilhelmsdorf hatte folgende Entlohnung: 35 fl an Geld , 130 Pfund Fleisch, 6 Pfund Kerzen, 12 Pfund Käse, 22 ½ Pfund Schmalz, 4 Kiefen Salz, 1 Eimer Kraut, 50 Pfund Karpfen, 4 Klafter Brennholz, 5 Metzen Kuchelspeis, 4 Eimer 14 Maß Wein, 8 Eimer 28 Maß Bier und 520 Laib Gesindebrot; erforderte es die Notdurft, so wurde ihm von St. Egyd bis Juda Simoni ein Geselle bewilligt.

1716 und 1717 waren schlechte Weinjahre; in diesem Jahre lieferten die Ketzelsdorfer Bauern einen Weindieb, der mehrmals in die Keller eingebrochen war, ins Mistelbacher Landgericht, wo er zum Tode verurteilt wurde. Dabei zeigte es sich, dass der Galgen, der schon 48 Jahre stand, ganz morsch war und deshalb ausgebessert werden musste.

Die kommenden 3 Jahre zeichneten sich durch Trockenheit und Hitze aus, sodass Getreide= mangel eine Teuerung hervorrief, welche die Kaufleute zu Wucher und Preistreiberei veranlasste; besonders arg war es im Jahre 1719, da die Brunnen versiegten und in Mähren eine hitzige Krankheit auftrat, die aber nicht auf Nieder Österreich übergriff. Der Wein geriet sehr gut, ja er stieg 1721 im Preise, weil der kalte Winter von 1720/21 einen großen Schaden angerichtet hatte.

Von 1718 bis 1722 erntete die Herrschaft an Bauwein = 5934 ¾ Eimer , Zehent = 7603 2/4 Eimer und von dem Gute Erdberg an Bauwein = 1156 ¼ und an Zehent 1321 ¼, zusammen 16.024 ¾ Eimer. Das Jahr 1724 war ein gutes Weinjahr. Weil der Wilfersdorfer Hofbinder auch die fürstlichen Keller in Erdberg und Ober Sulz zu beaufsichtigen hatte, forderte er ein Ausbesserung u. z. von jedem Fass Wein 15 kr, das an die Gastwirte verkauft wird. Der Wilfersdorfer Wirt schenkte im Jahre 1725 239 ¼ Eimer, der in Kettlasbrunn 61, der Loidesthaler 82 und der Erdberger 290 2/4 Eimer aus. Ein Weingarten auf einem „Neubruch“ genoss 8 Freijahre, der auf einem „Aufbruch“ (wo schon einmal ein Weingarten war) nur 6 Freijahre.

Die Herrschaft besaß 1726 in Wilfersdorf 4749 Eimer, in Ober Sulz 678 ¾, in Erdberg 2314 ¼, in Poysdorf 7340 Eimer; der Wein „zuckete“ damals.

1728 war ein gutes Weinjahr. Da setzten die Hobersdorfer neue Weingärten aus, weil der Weinbau einen größeren Nutzen abwarf als der Getreidebau. In Wilfersdorf lagen Bauwein = 1458 Eimer, Zehent = 2089 Eimer 21 Maß, in Erdberg Bauwein = 242 Eimer, Zehent = 371 Eimer und in Poysdorf Bauwein 52 Eimer und Zehent 2676 Eimer 30 Maß.

1729 zeigten sich infolge der Kälte erst spät die Trauben; die Witterung war dem Weinbau um diese Zeit gar nicht günstig; denn Regenwetter und Hochwasser suchten unsere Heimat schwer heim, sodass echte Missjahre entstanden. Den sauren Wein nahm man zu Essig oder Branntwein, letzteren zog der Hofbinder zweimal ab.

Der Juni des Jahres 1730 war kalt und windig. Der Wein und das Getreide hatten eine schlechte Blütezeit. 1731 war ein verregneter Sommer, der Überschwemmungen brachte. Der Erdberger Wein wurde, wenn man ihn ins Zimmer trug, so schwarz wie Tinte. Der schöne und warme Herbst ließ die Trauben gut ausreifen, sodass wider Erwarten ein guter Wein wuchs und die Bauern nicht genug Fässer hatten.

1732 erntete man einen vortrefflichen Wein; am 13. und 17. Mai 1733 schädigte ein Frost die Weingärten, sodass vielem ausgehackt wurden Bis 1739 schweigen die Berichte über den Weinbau. Dieses, sowie die folgenden Jahre waren nicht günstig dem Hauer, da sie kalt, sturmreich waren und Hagel brachten; am 20. Dezember 1740 deckte ein Orkan viele Häuser ab und riss im Walde zahlreiche Bäume aus; der Sommer war kühl, daher ein schlechtes Weinlesen. Als Pressen verwendete der Hauer die Stein- und Nabingerpresse, die er aus Eichenholz herstellte.

Mit den Freijahren trieben die Leute großen Unfug, da sie die Weingärten erst anmeldeten, wenn sie im besten Tragen waren. Das Jahr 1744 war wieder ein Missjahr für den Bauer. Noch immer galt das Recht, dass der Markt jeden fremden Wein, der in die Gemeinde eingeführt wurde, wegnehmen konnte; dieses Vorrecht war 1681, 1687 und 1712 bestätigt worden.

1746 war eine schlechte Ernte, weil der Sommer zu heiß war. Noch immer hatte die Gemeinde das Recht, jeden fremden Wein, den man aus der Ortschaft einführte, wegzunehmen; dieses Recht war 1681, 1687 und 1712 bestätigt, aber 1731 und 1737 etwas gelockert und 1769 aufgehoben worden.

Die Weinlese von 1746 war eine gute und der Wein ein vorzüglicher – also eine Ausnahme der im üblen Rufe stehenden „6er“ Jahre.

Die Kriegswirren trugen vielleicht dazu bei, dass man in den Aufzeichnungen ein wenig nachlässig war, da nur ganz kurze und mangelhafte Berichte vorliegen. Da man notwendig Korn, Weizen und Hafer für Kriegszwecke brauchte, verbot die Herrschaft 1753 das Aussetzen der Weingärten und die Vergrößerung der Weinbaufläche.

Nach alter Sitte reichte die Herrschaft alle Jahre mehrere Eimer Almosenwein den Klöstern in Zistersdorf, Feldsberg und Poysdorf, eine geringe Menge bekamen die Nachthüter, die Feldhüter und manchmal auch die Handwerker. Der Amtmann klagte 1753, dass die Zehentschreiber nachlässig waren, ihre Pflichten nicht genau nahmen und die Untertanen einen schlechten Zehentmost abgeben; die Zehentschreiber erhielten für ihre Arbeit täglich 30 kr.

Heiratsgut- und Erbschaftsweine konnten nach 1760 anstandslos eingeführt werden, auch der Bader konnte von seinen Kranken statt Geld Wein nehmen und in den Markt einführen, denn sonst würden sie sich gar nicht um die Leute kümmern; ebenso ließ der Markt die Weine der Pupillen ruhig einführen. Die Wilfersdorfer verkauften ihre Weine so teuer wie die umliegenden Orte. Die Weinernte war in diesem Jahre eine sehr gute.

Am 26. März 1761 ersuchte der Müllermeister der Spitalsmühle den Fürsten, dass er ihm die Einfuhr seiner Weine aus Prinzendorf gestatte, damit er im Falle, dass er stürbe, nicht auf 2 Seiten das Pfundgeld bezahle. Die Bullendorfer Weine seien die schlechtesten in der ganzen Umgebung. Das Verbot fremde Weine einzuführen, sei dem Handel und Verkehr nur ein Hindernis und trotzdem stütze sich jede Gemeinde darauf.

Weil dieses Jahr sehr regnerisch war wuchs ein schlechter Wein. Der Absatz litt aber durch den Krieg sehr stark, weil die Leute kein Geld hatten und wenig fremde Fuhrleute auf der Poststraße zu sehen waren; diese traurigen Verhältnisse spürten vor allem die Gastwirte in den abseits gelegenen Gemeinden. Die Tatzeinnehmer bekamen für ihre Mühe 10% des vereinbarten Betrages (von 1 fl = 6 kr)

Erschienen die Juden von Nikolsburg auf den Märkten, so brachten sie ihren Koscherwein mit; denn Christenweine tranken sie nicht.

Die Tatzeinnahmen gingen infolge der schlechten Wirtschaft zurück; jeder Weinschank ohne öffentlichen Zeiger war 1764 strenge verboten.

Das kalte Jahr 1766 brachte den Hauern einen bedeutenden Schaden, weil viele Weingärten erfroren und ausgehackt wurden. Da auch die nächsten Jahre geringe Erträge abwarfen, so gerieten die Hauer in Schulden. Dafür war das Jahr 1769 ein gutes zu nennen; die Zehent- schreiber tranken 4 Eimer, die Zehentschätzer sogar 5 Eimer Wein aus.

Die nächsten 3 Jahre waren Missjahre, da es zu viel regnete und die Trauben nicht ausreifen konnten; 1771 fielen die Trauben schon im Sommer ab, so dass es keine Lese gab – es war das schlechteste Weinjahr des Jahrhunderts. Da es auch an Getreide mangelte, herrschte an vielen Orten eine Hungersnot.

Die Unkosten für einen Viertelweingarten beliefen sich in Erdberg: Baulohn - 12 fl, Gruben mit Dung eingraben = 45 kr, 200 Stecken = 48 kr, 4 Fahrtl Dung mit dem Ausführen = 2 fl 36 kr. In Poysdorf und Mistelbach waren die Arbeiten teurer.

12 Eimer Maische gaben 10 Eimer reinen Most.

Das Jahr 1775 war eines der besten Weinjahre, das in Güte und Menge alle Erwartungen übertraf und den Schaden der letzten Jahre teilweise gutmachte. Leider erfroren im Winter 1776 viele Weingärten, auch Tiere und Menschen raffte die grimmige Kälte weg. Doch entschädigten die kommenden 2 Jahre durch eine gute Lese dieses unglückliche „6er Jahr“.

Die neue Tranksteuer des Jahres 1780 befriedigte die Hauer durchaus nicht, da er vom Haustrunk und Schwund auch Steuer zahlen musste; letzterer betrug bei 100 Eimer 8 – 9 Eimer, wofür er 4 fl 30 kr an Steuer zahlte; rechnete er noch die 30 kr für die 5 Eimer Lager, so betrugen die Steuer für den Schwund 5 fl. Abziehen musste aber der Hauer den Wein, da er sonst verdarb. Aus den Sudetenländern erschienen auch wenig Käufer, sodass große Unzu- friedenheit im Volke herrschte.

Das regnerische und kalte Jahr 1730 brachte eine bittere Enttäuschung; doch wuchs im kommenden Jahre infolge der großen Hitze soviel Wein, dass die Leute nicht genug Fassgeschirr hatten, um die Menge unterzubringen; aber schon 1782 erfroren viele Stöcke und die Bauern setzten keinen Wein ab, weil die Klöster ihre Vorräte zu einem niedrigen Preis verschleuderten; es waren dies jene Klöster, die aufgehoben wurden.

Kaiser Josef II. verordnete, dass von 1783 an niemand behindert werden durfte, wenn er einen Weingarten aussetzen wollte.

Konnte man die Weinernte von 1784 und 1785 als mittelmäßig bezeichnen, so war das Jahr 1786 ein feuchtes und regnerisches, das einen Sauerampfer wachsen ließ, der gut für die Essigsiedereien war; nur das Obst gedieh vortrefflich. Zu Martini begann der Winter, sodass man es ein wahres Miss- und Notjahr bezeichnete.

1794 war ein schönes Frühjahr, sodass das Getreide anfangs Mai blühte, die Kirschen reiften am 8. Mai und am 8. September begann die Weinlese.

Der Winter des Jahres 1799 brachte eine grimmige Kälte; da wurde in den Städten zum ersten Mal mit Kohle geheizt, während man bei uns den Wert der Waldungen erkannte und auf allen Wegen und Straßen Bäume pflanzte.

In den Kriegsjahren ging es dem Hauer schlecht, weil die Witterung ganz ausließ; denn von 1803 bis 1806 verursachten die Regenwetter einen beträchtlichen Schaden; so reiften 1805 die Trauben erst im Oktober und die Lese zog sich bis über Allerheiligen hinaus, doch war der Most sehr sauer; dafür waren 1807, 1808 und 1809 bessere Jahre, auch die Preise zogen an, weil ja durch die Geldinflation alle Waren teurer wurden; der Eimer Most erreichte den Preis von 20 bis 26 fl; denn das Militär kaufte viele Ladungen den Bauern ab, die Papiergeld „wie Mist“ besaßen.

1810 war ein mittelmäßiges Weinjahr, 1811 aber ein sehr gutes, sodass der Wein die Kraft hatte wie der Branntwein; wer ihn nicht verkaufen brauchte, verdiente an diesem Tropfen in den nächsten Jahren viel Geld, da von 1813 bis 1818 schlechte Jahre waren, die kein Getreide und keinen Wein lieferten; da pochte die Not an die Türen der Bewohner, die sich keinen Wein vergönnen konnten und lieber Bier und Branntwein tranken; wer noch einen „8er“ oder gar einen „11er“ im Keller besaß, erhielt für den Eimer 50 bis 60 fl, sodass damals die Leute mit Recht sagten: „saurer Wein – süßer Pfennig“.

Der Weinbau machte damals eine schwere Zeit durch, weil die Witterung ganz abnormal war und die Regenwetter die Trauben verfaulen ließen; so verfaulte 1821 auch das Getreide, die Weinlese begann zu Allerheiligen, denn der Weinstock hatte gegen Ende Juli geblüht; der heiße und trockene Sommer von 1822 ließ die Trauben Ende Juli reifen und ergab eine gute Lese; das folgende Jahr musste als Missjahr angesprochen werden, nur 1824, 1827 und 1829 befriedigten durch eine gute Lese und füllten die Keller mit dem edlen Traubensafte; zu Leopold 1829 fiel der erste Schnee und der Winter dauerte bis zum März; diesem strengen Winter folgte ein sturmreiches Jahr, so entwurzelte am 26. Mai ein Orkan zahlreiche Bäume, deckte Häuser ab, riss Stallungen und Wohngebäude ein, sodass die Leute glaubten, das Ende der Welt stehe bevor.

Das beste Weinjahr war 1834, das sehr heiß und trocken war; das Korn, welches die Bauern im Herbste säten, ging gar nicht auf, die Weintrauben schrumpften zusammen, hatten aber einen großen Zuckergehalt; darum war der Most zuckersüß und der Wein großartig.

Auch 1835 war ein trockenes Jahr, in dem viele Erdäpfel zugrunde gingen; in den folgenden 3 Jahren richteten Maifröste in den niederen Lagen die Weingärten übel her, sodass geringe Erträge geerntet wurden; 1840 verdarb viel Getreide in dem regenreichen Sommer.

Vom Weinbau

Die Heimat des Weinstockes ist das Gebiet um den Kaspischen See. Da er die Trockenheit und die Hitze bevorzugt, gedeiht er in unserer Heimat vortrefflich. Die römischen Legionäre brachten den Weinstock aus Italien an die Donau. Am Laaerberg bei Wien legte die 10. Legion – Cäsars Leibregiment – die ersten Weingärten an. Ein großer Förderer des Weinbaues war Kaiser Probus (276 n. Ch.), der im heutigen Sievering Weinstöcke pflanzen ließ. Da er die Legionäre zu verschiedenen Arbeiten in den Weinbergen anhielt, machte er sich sehr verhasst bei den Soldaten, die ihn auch erschlugen. Während die Trauben im Morgenlande mit den Füßen ausgetreten wurden, war den Römern schon die Presse bekannt. Sie kochten den Traubensaft, um die Gärung zu verhindern, und würzten ihn mit Safran, Harz und Kalmus. Die Legionäre beklagten sich über den schlechten Wein, der in unserem Lande wuchs. Jeder hatte das Recht, drei Maß täglich zu erhalten. Auch den Nussbaum brachten die Römer mit in die Donauländer; denn sie meinten, dass die Früchte dieses Baumes die berauschende Wirkung des Weines mildern. Doch heute isst man ja mit Vorliebe beim Heurigen Nüsse.

Das Römerreich zerfiel, doch der Weinstock blieb in unserem Lande und verbreitete sich gegen Norden bis nach Mähren, wo schon um 900 Weingärten erwähnt werden. Karl der Große gab in seinem Buche „capitulare de villis“ Ratschläge für den Weinbau und seine Behandlung. Er verlangte vor allem Reinlichkeit und verbot das Austreten des Traubensaftes mit den Füßen. Aus seiner Zeit stammt auch die Sitte des Aussteckens. 1056 wird schon erwähnt, dass auf der Marchstraße viel Wein geführt wird.

Doch vergehen noch viele Jahre, ehe Urkunden uns von dem Weinbau in Poysdorf berichten. Dies geschieht im Jahre 1334 und 1338. Die ersten Weingärten waren in den Hermannschachern. Das Bergrecht, das die Grundherren verlangten, war eine Abgabe. Dafür waren die Bauern von jeder Robot in den Frondiensten befreit. 1439 gab es Weingärten in den Steinbergen und Retech. 1359 führte Rudolf der Stifter das „Ungeld“ ein; es war dies eine Art Verzehrungssteuer, die dem Herzog gehörte, weil er auf die Münzerneuerung verzichtete.

1437 gab Kaiser Friedrich III. eine Arbeiterordnung heraus, die den Taglohn und die Arbeitszeit genau festsetzte. Solange es Tag war, musste gearbeitet werden. Ein Hauer oder Gruber bekam 16 Pfennige, ein Schneider 17 und ein Rebenklauber 8. Wer diese Ordnung übertrat, zahlte 5 Pfund Pfennig Strafe.

Das Mittelalter war die Blütezeit des Weinbaues, der im Wirtschaftsleben eine hervorragende Stellung einnahm. Ausländische Weine durften nicht eingeführt werden, die Erzeugung des Bieres war stark eingeschränkt, der Weinbau war viel ertragreicher als der Getreidebau. Die Weinbauorte konnte man in jener Zeit mit den heutigen Fabriksstädten vergleichen, die wie ein Magnet die verarmte Bevölkerung anzog und ihr ein sicheres Fortkommen sicherte. Der Mittelpunkt des Weinhandels war die Stadt Wien, doch hatten auch Klosterneuburg, Krems und Stein eine hohe Bedeutung. Unsere Weine aus Niederösterreich hieß man kurz Osterweine. Der Dichter Hartmann von der Aue (um 1200) sagt in seinem Werke „Iwein“, dass ein Becher Wein mehr Kraft enthält als 44 Becher Bier. Man liebte ja im allgemeinen damals scharfe Speisen und starke Weine. Man setzte ihnen Honig, Gewürze und verschiedene Kräuter bei, um dem Wein einen besonderen Geschmack zu verleihen.

Neben dem Bergrecht – ein Vierteleimer Most von einem Viertelweingarten – leisteten die Bauern noch den Zehent und den Pfennigdienst (= Anerkennungszins für den Boden).

1504 erhielt Wolfgang von Liechtenstein den Weinzehent von Poysdorf, Herrnbaumgarten, Falkenstein und Mistelbach und 1523 noch den von Wilhelmsdorf. 1516 teilen sich die Brüder Wolf Leonhard und Hartmann von Liechtenstein den Besitz des Bergrechtes von Poysdorf und Herrnbaumgarten.

Weil zu viele neue Weingärten angelegt wurden, so verbot dies Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1527. Alle Weingärten, die erst 4 Jahre alt waren, mussten wieder ausgehauen werden. 1548 bestimmte eine Verordnung, dass ledige Hauer keine Weingärten besitzen durften; erst mussten sie heiraten, dann konnten sie übernehmen oder ankaufen. Handwerker sollten zu ihren Weingärten keine neuen dazukaufen.

1572 erhielt Hans Freiherr von Trautsohn das Ungeld von Poysdorf, das bis dahin Hans von Fünfkirchen bezog.

Am 16. März 1574 bekennen die 4 Dorfrichter zu Poysdorf, Wetzelsdorf, Wilhelmsdorf und Hadersdorf, dass sie sich nicht weigern, den Dienst in den Fuchsenbergen, Bürsting und Hermannschachern zu reichen; doch bitten sie, von jedem Viertelweingarten jedes Jahres 4 Kreuzer zu entrichten u. z. die Hälfte zu Georgi, die andere zu Michaeli. Das Bergrecht ist zu erlassen. Es soll nicht gesteigert werden. Die Gemeinden werden treu entrichten. Niemand darf früher lesen oder das Gebirge öffnen - bei 6 Schilling Wandel. Wenn einer die Lese nicht erwarten kann, soll er den Dorfrichter bitten. Die Namen dieser 4 Männer hießen: Philipp Fraide, Muckch, Klampfl und Wilfing.

1580 gab Johann Septimius von Liechtenstein der Gemeinde Poysdorf eine besondere Weingartenordnung, da die Pflege des Weinstockes stark nachgelassen hatte und die Herrschaft in der Zehentabgabe stark geschädigt wurde.

1582 erschien das „Weinbuch“ des Johann Rasch, der Organist im Schottenstift zu Wien war. Damals wurden die Fässer nicht ausgeschwefelt, sondern mit Salzwasser ausgewaschen oder mit Weihrauch ausgeräuchert. Einen gewässerten Wein erkennt man, wenn man ein Ei hineinlegt. Sinkt es unter, dann ist der Wein nicht echt. Den Wein soll der Hauer abziehen, wenn ein heiteres und kühles Wetter ist und der Mond abnimmt; denn da ist er besser und halte sich auch länger. Bei Frostgefahr wurden schon um diese Zeit Feuer im Weingebirge angezündet, die einen starken Rauch entwickelten. Der Poysdorfer Wein nimmt die 4. Rangordnung ein, der Gumpoldskirchner ist der beste. Von Rasch stammt auch der Spruch:

„Wer Gumpoldskirchner trinkt zwei Maß, der kann allein nicht gehn sein Straß“.

Er gibt dann noch eine ganze Reihe von Vorschriften an, wie man gute Kräuterweine herstellen kann.

1595 verbot der Markt die Einfuhr fremder Weine, solange noch 10 Dreilinge Wein in den Kellern der Gemeinde vorhanden sind. Auch aus den umliegenden Orten durfte keiner hereingeschafft und verkauft werden. Nur der Liechtenstein und Trautsohn sind von dieser Bestimmung ausgenommen. Jedem anderen aber wird der Wein weggenommen und außerdem zahlt er noch eine empfindliche Strafe. Dieses Vorrecht, auf das sich später die Gemeinde wiederholt berief, war ein wirksamer Schutz des heimischen Weinbaues.

Am 31. Jänner 1603 übergab Rudolf II. den Weinzehent zu Poysdorf und Maxendorf sowie die Güter zu Poysdorf mit ihrer Zugehörung Karl von Liechtenstein. Früher besaß sie Bernhard von Fünfkirchen.

Zur Schwedenzeit kauften die umliegenden Orte in Poysdorf viel Wein und lieferten ihn nach Falkenstein, Eisgrub und in das Schloss zu Feldsberg. Der Eimer kostete 2 fl 30 kr. In der Kriegs- und Pestzeit litten die Weingärten, weil die Arbeitskräfte fehlten und der Weinhandel stockte. War in einem Hause ein Pestkranker, so mussten die Nachbarn die Lese und das Pressen besorgen. Streng verboten war dabei jede Unehrlichkeit und Diebstahl. Wer sich da fremden Wein aneignete, wurde härter gestraft als ein Verbrecher.

Fürst Gundacker von Liechtenstein hatte viel Wein in den Kellern des Marktes. Es war meist ein Zehentwein, da er ja selbst keinen großen Besitz im Marktgebiete hatte. Von 1627 an hatte er durch 6 Jahre 600 Eimer à 3 fl verkauft. 1633 führte er 1200 Eimer im Werte von 3200 fl nach Prag. Ein volles 10 Eimerfass kostete 1629 42 fl, 1630 30 fl, 1631 55 fl, 1633 40 fl, 1634 38 fl, 1635 57 fl.

1646 nahm die Gemeinde dem Georg Krimbling 5 Fass Wein weg, die er eingeführt hatte. Fürst Gundacker verlangte die Hälfte in natura oder in Geld. Die Familie Krimbling hatte den Hof bei Wilhelmsdorf. Hans Krimbling hatte 1596 der Marktgemeinde 1000 Gulden vorgestreckt.

1656 wird ein Haustrunk erwähnt. Inleute und Pürgknechte durften ihre Weine von Hadersdorf, Wetzelsdorf oder anderen Orten nicht nach Poysdorf führen und hier einlagern. Poysdorf, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf lieferten 1656 1750 fl als Weinkreuzer ab, Mistelbach und Lanzendorf nur 1600 fl, die übrige Herrschaft Wilfersdorf aber 3320 fl. Daraus ersieht man, dass Poysdorf und Mistelbach ein bedeutendes Weinbaugebiet waren und dass schon damals der Staat aus dem Ertrag des Weinbaues eine namhafte Steuersumme herausschlug. Wie hätte auch Poysdorf 1629 eine so ansehnliche Kirche bauen und 1646 die hohen Kriegssteuern in die schwedische Kasse nach Ölmütz liefern können, wenn es nicht einen guten Wein gehabt hätte, der den Ort und die Bewohner immer aus dem Unglück herausriss und der eine wahre Goldgrube war. Zwei gute Weinjahre besserten den Schaden wieder aus, den die Schweden hier angerichtet hatten. Darum war und ist noch heute unseren Leuten der Wein der Haupterwerb, dem sie jede Sorge und Mühe gerne widmen, der aber auch ihr Stolz und ihre Hoffnung ist.

Um 1660 bestand die Sitte des Vorlesens. Die frühreifen Trauben wurden vor der gesetzlichen Lese abgeschnitten und gepresst. Dieser Brauch wurde auch in Drasenhofen, Falkenstein und Herrnbaumgarten geübt, nur musste die Lese dem Marktrichter angezeigt werden, damit bei der eigentlichen Lese der entsprechende Zehentwein dem Fürsten nachgeliefert werde. Dieser Most war etwas teurer und die Fuhrleute, die hier durchreisten, nahmen ihn gern mit in ihre Heimat. Da verbot nun die Herrschaft Wilfersdorf dieses Vorlesen. Der Markt berief sich auf den kaiserlichen Brief von 1656, der ihnen alle Rechte und Freiheiten bestätigte. Es ist dies eine uralte Einrichtung, wie es ja die ältesten Leute beweisen können. Werde das Frühlesen verboten, so erwachse dem Markte ein großer Schaden, weil die Fuhrleute sich in den umliegenden Orten den Most holen. Der Fürst hatte durch dieses Verbot den Zweck verfolgt, die Lese, solange es nur möglich sei, hinauszuschieben, da ja eine Spätlese immer einen besseren Wein bringt. Die Leute wieder klagten, dass bei einer späten Lese die Trauben verfaulen, da ja meist im Oktober schlechtes Wetter eintritt. 1660 begann die Lese am 20. Oktober.

1663 mietete der Markt den Keller, den die Stifterin der Barbarakapelle – Barbara Dibiocken – auf ewige Zeiten gewidmet hatte. Hier wurde der Ratswein aufbewahrt, den die Gemeinde bei den verschiedenen Festlichkeiten benötigte. Beim Banntaiding, bei der Grenzbegehung am 4. Mai, beim Fronleichnamsfeste und an vielen anderen Tagen gab es eine kleine Jause, die öfters bei Verhandlungen und Besprechungen mehr wirkte als eine stundenlange Anrede. Der gute goldene Tropfen war meist der Schlusspunkt jeder Amtshandlung und hier wurden aus den Gegnern oft wieder gute Freunde. Dem guten Weine hatten ja auch die Bürger des Marktes ihren Freibrief zu verdanken, den der schwedische General Torstenson ausgestellt hatte, als er sich in Hohenau aufhielt.

1677 wollte die Herrschaft Wilfersdorf von den Inleuten und Taglöhnern Robotdienste zur Lesezeit verlangen. 1673 erschien das Buch „Unterösterreichischer Landkompass“ von Stefan Lixsey, der den Poysdorfer und Falkensteiner Wein für den besten im Weinviertel hält. Den Asparner, Dürnkruter, Seefelder, Haugsdorfer und Staatzer bezeichnete er als schlechter. Er nennt unter den Sorten: Muskateller, die grobe Traube und die weiße. Er empfiehlt den Herbstschnitt der Weinreben. Die Kellerwirtschaft, die doch so wichtig ist, erwähnt er nicht.

1710 nahm der Marktrat dem Bürger Michael Möderl 8 Fässer Wein weg, die er von Walterskirchen eingeführt hatte. Ausnahmsweise bezahlte der Rat den Wein u. z. ein Fass mit 18 fl, obwohl er nach dem Gesetz von 1595 nicht dazu verpflichtet war.

Im Jahre 1712 ordnete der Hauptmann von Wilfersdorf an, dass der Riesler und Muskateller besonders zu lesen sind; die Herrnbaumgartner lassen ihn sogar durchtropfen. Es war ein gutes Weinjahr, weil trotz eines Schauerwetters soviel wuchs, dass die Leute nicht genug Fassgeschirr hatten. Für ein leeres 10 Eimerfass zahlte man 5 fl, 30 kr. Der Fürst erhielt im Markte 400 Eimer Zehentwein. Die Aufsicht über die fürstlichen Keller führte ein Hofbinder. In manchen Jahren war das Wegführen des Zehentweines sehr schwer, weil die Straßen und Wege grundlos waren, wenn ein langanhaltendes Regenwetter einsetzte. Allgemein klagten die Bürger, dass die Wiener Gastwirte nichts geben wollen und dass sie lieber fremde Weine hereinführen. Der kaiserliche Hof in Wien kaufte nur ausländische Weine, warum sollten es nicht die Wiener auch machen. Für Poysdorf war das beste Absatzgebiet Mähren. Die Kaufleute nahmen immer ein oder zwei Fass mit, wenn sie heimkehrten.

1713 beschloss die Marktgemeinde, jeden Sonnabend zu Mittag die Arbeiten im Weingarten einzustellen, sonst zahlte ein Bürger 30 kr Strafe und ein Inmann 17 kr. Nur das Grasen, Ackern oder Dung führen in den Weingarten war erlaubt. Im Sommer war von 4 – 5 Uhr eine Betstunde zu Ehren Gottes, der lieben Frau und der Pestpatrone, im Winter wurde die Betstunde von 2 bis 3 abgehalten.

1714 verkaufte der Fürst aus seinen Kellern zu Poysdorf 502 Eimer a´ 4 fl. Er hatte nur Weißwein, aber keinen roten. Von Poysdorf kam der Wein nach Rumburg, Troppau, Oderberg, Ebergassing. Die Fuhrleute, die ihn wegführten, erhielten Brot, Käse und Wein als Wegzehrung. Die hiesigen Bauern halfen beim Verladen. Die Wirte, die den Wein aus den fürstlichen Kellern kauften, zahlten in Wilfersdorf keine Maut.

Nach einer Kelleramtskonsignation hatte der Fürst im Jahre 1714 in Poysdorf folgende Weine:

1701 25 Eimer 1710 547 Eimer

1704 90 Eimer 1711 780 Eimer

1706 44 Eimer 1712 1524 Eimer

1708 450 Eimer 1713 200 Eimer

Zusammen 3660 Eimer + 3565 Eimer in Wilfersdorf.

Im Jahre 1719 befanden sich in den fürstlichen Kellern zu Erdberg 637 ¾ Eimer, in Poysdorf hatte die Herrschaft 34 Eimer Bauwein und 2081 Eimer vom Zehent.

1722 hatte der Fürst im Markte 3950 Eimer Wein, außerdem noch Läger, Bier, Branntwein und Essig, da ja seine Gemeinden, in denen er der Grundherr war, alle geistigen Getränke von ihm kaufen mussten. Der Zehentwein von Mistelbach und Eibesthal kam meist nach Poysdorf. 1723 verkauften die fürstlichen Keller 1514 Eimer. Der Zehent von Poysdorf, Maxendorf, Wilhelmsdorf und Wetzelsdorf betrug 748 Eimer 1 Maß, von Großkrut 315 Eimer und von Eibesthal 165.

1724 wuchs soviel Wein, dass ihn die Leute gar nicht unterbringen konnten. 1726 besaß die Herrschaft Wilfersdorf in Erdberg 2314 Eimer 2 Viertel

in Obersulz 678 Eimer 3 Viertel

in Poysdorf 7340 Eimer

in Wilfersdorf 4749 Eimer

Zusammen 15 082 Eimer 1 Viertel

1726 war ein schlechtes Weinjahr.

Nach der Aufzeichnung vom Jahre 1728 lieferten

Wilfersdorf 1458 Eimer Bauwein, 2089 Eimer 21 Maß Zehent,

Erdberg 242 Eimer Bauwein, 371 Eimer - Maß Zehent,

Poysdorf 52 Eimer Bauwein, 2676 Eimer 30 Maß Zehent.

Zusammen 1752 Eimer Bauwein, 5137 Eimer 1 Maß Zehent.

Aus dem schlechten Wein erzeugte man Branntwein oder Essig. Der Branntwein wurde zweimal abgezogen.

1730 war der Juni kalt, windig und trocken. Die Wiesen und Körnerfrüchte litten dadurch Schaden, das Korn hatte eine schlechte Blütezeit, Heu und Hafer ist wenig zu erwarten, möge Gott einen warmen Regen schicken. Es war ein Missjahr; die Leute hatten keinen Vorrat an Korn (Mitteilung des Amtmannes an den Fürsten vom 13. Juni und vom November 1730).

1731 gab es in Erdberg einen schlechten Wein im fürstlichen Keller. Kam er in das warme Zimmer, so wurde er schwarz wie eine Tinte. Im Sommer hatte es lange geregnet, die Wiesen waren überschwemmt, die schweren Feldfrüchte konnten nicht gut eingebracht werden, die Ernte ließ viel zu wünschen übrig, der Hafer war gut, aber das Grummet nicht. Da aber eine schöne Herbstzeit kam, so war wider alles Erwarten eine reiche Weinlese, sodass der Zehentwein wegen Platzmangels in den Kellern der Bauern gelassen wurde. Auch 1732 war ein sehr gutes Weinjahr.

Die Weinpreise von 1701 angefangen gaben folgendes Bild:

1701 35 fl für ein 10 Eimerfass, 1719 3 fl 12 kr (1 Eimer)

1704 40 fl 1720 3 fl 54 kr (1 Eimer )

1706 40 fl 1721 2 fl 30 kr (1 Eimer)

1707 20 fl 1725 8 fl (10 Eimer)

1708 35 fl 1726 14 fl (10 Eimer)

1710 25 fl 1728 12 fl (10 Eimer)

1711 20 fl 1730 10 fl (10 Eimer)

1712 35 fl

1713 18 fl

Nach dem Weinvisierregister lagen in den fürstlichen Kellern folgende Weinmengen:

Im Jahr 1711 4808 Eimer

1. 6077 Eimer 2 Maß
2. 3360 Eimer und 5 Eimer Branntwein
3. 1379 ¼ Eimer
4. 3301 ¾ Eimer und 5 ¾ Eimer Branntwein.

Am 13. und 17. Mai 1733 kam ein Frost, der die Weingärten arg schädigte. Da verkaufte die Gemeinde alle Weingärten, die sie besaß. Zum größten Teil waren sie schon früher ausgehackt worden, sodass kein großer Gewinn herausschaute. Der Marktrichter Paul Weber kaufte 2 Viertelweingärten per 50 fl, ebenso viel Georg Retzl, Johann Bößler 1 Viertelweingarten um 25 fl, Paul Weißböck dagegen 4 Viertel. Das Geld wurde in die Gemeindekasse gelegt. Ein Achtelweingarten, der zum Spital gehörte, wurde um 40 fl veräußert. Auch das Getreide hatte in demselben Jahre Schaden gelitten, sodass die Preise in die Höhe gingen u. z. 1 Metzen Weizen von 1 fl 9 kr auf 2fl 15, Korn von 1 fl auf 1 fl 45 kr, Gerste von 39 kr auf 1 fl 15 und der Hafer von 30 auf 45 kr.

1753 ließ der Inspektor des Grafen Kohary Augustin Walter von Hadersdorf Wein und Wermut in Flaschen nach Poysdorf bringen, um sie hier in den Kellern einzulagern. Auf offener Straße wurde ihm alles weggenommen. Auch die Herren von Mechtl und Mangen versuchten, fremden Wein einzuführen.

1760 gab es eine reiche Lese, sodass wieder das Fassgeschirr zu wenig wurde. Der Most erreichte den Preis von 30 – 36 fl. 1761 und 1762 waren regnerische Jahre, sodass die Maische gar nicht heimgeführt werden konnte. Die nächsten drei Jahre ergaben ein mittlere Ernte. Der von 1762 war „sehr frisch“, der 1764er kostete 17 fl, der 1765er war sehr sauer, wurde aber doch mit 20 fl verkauft. Die Preise sind für ein Fass mit 10 Eimern berechnet.

1766 erfroren viele Weinstöcke in den tiefer gelegenen Rieden, auf den Höhen erhielten sie sich. Der Most war in der Lesezeit um 29 – 30 fl zu haben. In den nächsten drei Jahren vernichteten die Fröste die Blüten, sodass die Bauern sehr wenig ernteten. Dafür gab es 1769 sehr viel Wein; doch war der Sommer kühl, sodass er sauer wurde. Im Preise stand er auf 24 fl. Auch 1770 zeigten sich viele Trauben und allgemein herrschte die Hoffnung, dass es ein reiches und gutes Lesen geben werde. Leider kam ein regnerischer Sommer und die Ernte blieb hinter den Erwartungen zurück. Das Fass Most kostete 30 fl. Der alte Wein wurde stark begehrt und viele Ladungen führten die Fremden von Poysdorf weg . Durch drei Jahre gab es im Sommer viel Regen, sodass die Getreideernte zum Teil verfaulte und die Leute in manchen Gegenden große Not litten. Die Lebensmittel waren sehr teuer, da waren die Kartoffeln die Rettung für unsere schwer geprüfte Heimat. Der Pfarrer Johann Eberhard Jungblut (1720 – 1795) hatte sie schon 1761 in seinem Wirkungsorte Prinzendorf und in Maustränk angebaut. In den drei Jahren lernte man ihren Wert kennen und schätzen.

1771 fielen schon im Sommer bei dem Regenwetter die Trauben ab, sodass bei der Lese fast nichts vorhanden war. Von einem Viertelweingarten erhielten die Bauern kaum einen Eimer. Das war das schlechteste Jahr im ganzen Jahrhunderte.

1772 wuchsen wieder viel Wein und Getreide. Es gab eine reiche Lese und der Most erreichte 28 – 30 fl. Wer noch einen alten Wein hatte von 1760, 61, 62 und 66, der konnte ihn teuer verkaufen. Man gab für ein Zehneimerfass 70 – 80 fl. Die nächsten Jahre lieferten reiche Ernten , es waren „fette Jahre“, die dem Bauer Scheune und Keller füllten. Es war auch notwendig da ja in den Hungerjahren die Landwirtschaft tief in Schulden geriet.

1774 wuchs viel Wein, der aber frisch war (Preis 18 – 19 fl, gegen 25 – 26 im Vorjahr). Das Jahr 1775 gehörte zu den besten Weinjahren, da man nicht genug Fassgeschirr hatte, um den reichen Segen einzuheimsen. Im August waren die Trauben „zach und ohne Saft“, da kam aber im September ein warmer Regen, der geradezu Wunder wirkte. Die Trauben gaben sehr viel Most, wofür Gott gedankt sei. Beim Lesen zahlte man für ein Fass 12 fl, zu Martini 14 fl. Im gleichen Jahre hatte ein Bauer – er hieß Johann Georg Schober – von Erdberg den Most nach Poysdorf geführt, wo er ihm natürlich weggenommen wurde. Er klagte beim Kreisamte, das den Marktrat verurteilte. Dieser sollte auf eigene Kosten den Wein wieder dem Kläger zustellen. Der Rat ging aber weiter und berief sich auf das alte Recht und auf die Freiheiten, die ihm ja der Kaiser bestätigt hatte. Über die Entscheidung ist weiter nichts bekannt, doch muss man annehmen, dass die alten Rechte und Bräuche langsam außer Kraft gesetzt wurden. Weil 1776 ein mittleres Weinjahr war und der saure Most nur mit 13 fl verkauft wurde, stieg der 75er von 12 auf 25 fl.

1777 wuchs ein guter Wein und man war auch mit der Menge zufrieden. Bei der Lese war es so kalt, dass die Trauben wie ein Stein gefroren waren. Die Kälte schadete ihnen gar nicht, weil sie gut ausgereift waren.

1778 konnte als gutes Weinjahr bezeichnet werden. Aber im folgenden Jahre faulten die Trauben, sodass sich dieser Wein nicht halten konnte. Das Fass hatte einen Wert von 20 fl; er war „zickig“. Weil der Herbst von 1780 nass und kalt war, so bekamen die Leute einen sauren Wein, der mit 13 fl verkauft wurde. Dafür zeigte sich das folgende Jahr weit besser. Die Weintrauben konnten dank der großen Hitze gut ausreifen. Weil vor der Lese ein warmer Regen einsetzte, so gab es Most im Überfluss. Alle Gebinde waren angefüllt, in den Bottichen stand der Most 8 – 14 Tage. Der Preis stand bei der Lese auf 10 fl, stieg aber zu Martini auf 13 fl und im nächsten Jahr auf 24.

Das Jahr 1782 brachte eine große Kälte, sodass viele Weingärten erfroren. Die Lese war darum eine sehr schlechte. Im ganzen Markte führte man nicht einmal 7 Ladungen heim. Mancher Bauer konnte aus einem Viertelweingarten die Trauben in zwei Butten heimtragen.

Dafür ließ sich das folgende Jahr sehen, das alle Hoffnungen übertraf. Die Stöcke trugen reichlich, doch der Most stand auf 10 – 12 fl. Der Weinverkauf war sehr schlecht, der Absatz stockte. Als Ursache dieser Erscheinung führte man die neue Tranksteuer von 1780 an und den Wein, der von den aufgehobenen Klöstern zu einem billigen Preise verschleudert wurde. Die Körnerfrüchte waren von 1772 bis 1784 gut geraten. 1784 und 85 bezeichnete das Gedenkbuch als mittelmäßige Jahre. Der 84er wurde mit 16 fl bei der Lese verkauft, der 85er mit 19 bis 20 fl.

Das Jahr 1786 war sehr schlecht, da es vom 2. Juli bis Michaeli regnete. Korn und Hafer konnten nicht trocken heimgebracht werden. Das Getreide wuchs aus. In Böhmen und Mähren verfaulte die Ernte zum größten Teil. Eine halbe Mandel Weizen d. s. 10 Garben, die man den Schweinen vorwarf, kostete 30 kr. Der Sommer war sehr kalt. 14 Tage vor Martini begann schon der Winter. Der Regen gefror an den Bäumen sodass sie zusammenbrachen. Da es Obst in Überfluss gab, für das sich keine Abnehmer fanden, pressten es die Leute.

Bis zum Jahre 1800 fehlen die Aufzeichnungen. In diesem Jahre wuchs ein mittlerer Wein. Allgemein herrschte im Lande eine Teuerung, sodass die Preise der Lebensmittel stiegen.

Von 1803 bis 1806 waren schlechte Jahre. Der Sommer war kalt und nass. 1805 fielen die Trauben von den Stöcken ab. Sie wurden um Theresia reif und eine Woche vor Allerheiligen war die Lese. Der Wein war darum wie Essig.

Am 22. und 23 April 1807 kam ein großes Schneetreiben, das aber keinen Schaden anrichtete. Es war ein gutes Jahr.

Auch 1808 und 1809 befriedigten unsere Leute, nur konnte 1809 die Ernte infolge der Kriegswirren nicht zeitgerecht in die Scheunen kommen. Die Franzosen nahmen viel Wein den Bewohnern weg. In ihrem Übermute kochten sie das Fleisch im Weine. Trotz des Krieges herrschte oft eine recht fröhliche Stimmung unter den Feinden und den Einheimischen. Geld war ja genug vorhanden, wenn es auch einen geringen Wert hatte. Viele Feldfrüchte verdarben auf den Äckern.

1811 wuchs ein sehr guter Wein. Der Sommer war trocken und warm. Am Wilhelmsdorfer Kirtag gab es schon reife Trauben. Am Poysdorfer Kirtag begann die Lese, die recht ergiebig war. Der Wein war ausgezeichnet, er hatte die Kraft wie der Branntwein. Viel tausend Eimer wurden im nächsten Jahre mit dem sauren Wein vermischt.

1813 war aber ein schlechtes Jahr, da viele Weingärten erfroren und der Sommer nass und kalt war. Es gab gar keine Lese. Auch die nächsten Jahre brachten nur Unglück und schlechte Ernten.

1814 erschienen Fröste im Mai und, was da verschont wurde, vernichtete am 28. September ein Hagelwetter. Dazu kamen Feuer und Hochwasser. Das war wieder ein schwarzes Jahr für die Bauern. Die Weintrauben konnte mancher Hauer aus seinem Weingarten im Hute heimtragen. Es war nur eine Kostprobe, die Pressen in den Kellern feierten dieses Jahr. Wer noch einen 1812er besaß, der verdiente an diesem Sauerampfer ein schönes Stück Geld, weil der Eimer 27 fl kostete.

1815 und 16 waren schlecht, der Sommer war kühl und regnerisch, da zeigte sich der „Mühltau“. Die Leute hatten kein Geld und kein Getreide, sodass die Frauen zum Brotmehl geriebene Erdäpfel nahmen. Weil eine Maß alten Weines im Gasthaus 2 – 3 fl kostete, tranken viele Bier oder Branntwein.

Im Jahr 1816 fanden in der Faschingszeit keine Hochzeit statt. Der 1812er Wein erreichte einen Preis von 31 fl (der Eimer), der 8er und 11er sogar 60 fl. Da konnte man mit Recht sagen: „Ein saurer Wein – ein süßer Pfennig“.

Die nächsten Jahre waren mittelmäßig, nur 1822, 1824, 1827 und 1829 konnte man als gute Weinjahre bezeichnen.

1834 zählte zu den besten Jahren der Vergangenheit. Unvergesslich bleibt die Güte und Menge dieses Weines. Nach einem lauen Winter kam ein baldes Frühjahr und schon in den ersten Maitagen zeigte der Weinstock eine Üppigkeit, wie man sie um diese Zeit nicht gewohnt ist. Am 15. Mai beunruhigte ein Nachtfrost die Bewohner, doch hat er keinen Schaden angerichtet. Der Weinstock gedieh vortrefflich. Die große Hitze passte den Trauben, während sie den anderen Feldfrüchten nachteilig war. Sie schrumpften zusammen. Die Weinlese war großartig; es fehlte vielen das notwendige Fassgeschirr. Man konnte damals den Vers sagen: „Von Gedeihen und Überfluss trieft des Allerhöchsten Fuß“. Der Wein glich dem italienischen und französischen. Er war sehr süß und stark und hinsichtlich des Rausches durfte man ihm nicht trauen. Der Most wie auch der Wein waren aber recht teuer. Für den Eimer verlangte man in Poysdorf 15 fl und in Falkenstein 20 – 25 fl. Die folgenden Jahre lieferten mittlere Ernten.

Am 10. Juni 1838 erfroren die Weingärten infolge eines Wasserreifes und an den Kornähren hingen Eiszapfen.

1841 erhielten die Bauern wenig, aber einen ausgezeichneten Tropfen, der dem 1827er ähnelte. Am 2. Oktober begann die Weinlese. Die Trauben waren mit Staub bedeckt und ganz zusammengeschrumpft infolge der Hitze, sodass die Ernte um 2/3 weniger ergab als im Vorjahr. Ein Eimer Most kostete 4 fl 30 kr bis 5 fl, in Falkenstein und Herrnbaumgarten sogar 6 fl.

1845 war ein nasskaltes Jahr, in dem eine Kartoffelseuche dieses wichtige Nahrungsmittel gänzlich vernichtete. Die nächsten Jahre trat die gleiche Erscheinung auf, sodass die Bauern den Samen wechselten und ausländische Erdäpfel legten. Erst 1850 war die Seuche erloschen.

1846 brachte wieder einen ausgezeichneten Tropfen. Zwar zeigte sich anfangs eine Fäulnis unter den Trauben, sodass man eine Missernte befürchtete. Doch war die Angst unbegründet, weil die Menge und Güte alle Erwartungen übertraf. Den Eimer Most bezahlten die Gastwirte mit 10 bis 12 fl, ja einige sogar mit 15 fl. In diesem Jahre herrschte eine große Nachfrage und die Käufer erschienen in Mengen bei den Bauern.

Bis 1848 bestimmte die Herrschaft den Beginn der Weinlese. Der Marktrat besichtigte die Weingärten, prüfte die Trauben und gab ein Urteil ab. Die Wilfersdorfer Herrschaft bestimmte den Tag für die Lese. Vorlesen durften nur Witwen, Hauer, die keinen eigenen Keller hatten, und jene Bauern, die bei dem Zehent beschäftigt waren; das waren die Grundrichter und Schätzleute. Das Laubstreifen in den Weingärten war bei Strafe von 1 fl W.W. verboten. Wer mit der Lese früher begann, zahlte 5 fl Strafe. Die Hälfte gehörte der Marktgemeinde, die andere dem Anzeiger. Vor der Lese durfte niemand Trauben verkaufen. Das Weingebirge umfasste die Rieden: Hermannschachern, Kirchbergen, Steinbergen, Außern, Waldbergen, Neidharten und Maxendorf. Die Herrschaft schickte den Zehentschreiber nach Poysdorf, eigentlich waren es zwei, der eine amtierte bei der Barbarakapelle, der andere in der Zehenthütte von Maxendorf, die dann abgebrochen wurde. Mit Strenge und Härte ging die Herrschaft nicht vor, da konnten sich die Bauern nicht gerade beklagen. Sie hatte auf das wirtschaftliche Leben der Bauern auch erzieherisch eingewirkt, da ja der Amtmann auf Ordnung schaute und verschiedene Verbesserungen angab. Gerade der Liechtensteinischen Herrschaft konnte man in dieser Hinsicht die Anerkennung nicht versagen. Dass die Maßnahmen nicht den erwünschten Erfolg hatten, lag vielfach an den Bauern selbst, die mit großer Gleichgültigkeit den Neuerungen gegenüber standen und an der gewohnten Arbeitsweise festhielten.

Das Freiheitsjahr brachte eine gute Weinlese, der Preis betrug 3 fl. Doch war er zu billig, weil die Leute aus Angst alle Feldfrüchte rasch verkauften, da man an einen Bürgerkrieg dachte. Doch trat etwas Unerwartetes ein; denn die Preise gingen dann später in die Höhe, so dass der Eimer Wein 8 – 10 fl kostete. Für unsere Soldaten in Italien wurde eine Sammlung eingeleitet, die 80 fl C.M. und 7 Wagen mit Lebensmitteln und Wein ergab.

1849 vernichtete ein Hagelwetter am 31. Juli die Getreide- und Weinernte. Für die Truppen, die in Ungarn kämpften, spendete die Gemeinde 80 Eimer Wein, die schon im Mai abgeschickt wurden. Von nun an bestimmte die Gemeinde den Beginn der Lese.

Auf die schlechten Jahre 1850, 51 und 52 folgte ein gutes Weinjahr. Er wuchs im Überfluss, sodass in manchem Viertelweingarten 80 – 100 Eimer geerntet wurden. Die Güte ließ etwas zu wünschen übrig. Der Eimer wurde mit 3 – 4 fl verkauft. 1852 kam von Herrnbaumgarten ein Wein bis nach Petersburg an den russischen Kaiserhof.

1856 vernichtete ein Hagelwetter am 5. August einen Teil der Weinernte. Der Sommer war recht heiß und trocken, sodass die wenigen Trauben recht süß wurden.

1857 war ein sehr schönes Frühjahr, sodass schon Ende April die Bäume blühten, der Weinstock große Triebe zeigte und die Saaten recht üppig standen. Da schneite es am 24. April durch 48 Stunden, doch richtete dieser Wettersturz keinen Schaden an. An den Dächern hingen Eiszapfen und der Wärmemesser zeigte 4 Grad Kälte. Dieses Jahr war trotzdem eines der besten.

Das nächste war ein kühles Jahr, Wein und Getreide waren mittelmäßig.

Doch war 1859 ein gutes, da alle Feldfrüchte die Erwartungen erfüllten. Die große Sommerhitze erzeugte einen guten Tropfen. Die Gemeinde sammelte für die Truppen, die in Italien kämpften, Geld, Leinwand und Lebensmittel. 1044 fl 45 kr, 620 fl in Obligationen, 42 Eimer Wein und 42 Ellen Leinwand kamen zusammen. In den Neidharten, Höbertsgrub, Ebenthal und Blobentreu hatte ein Hagel im August einen bedeutenden Schaden angerichtet, sodass hier die Weinernte nicht befriedigte.

1860 geriet der Wein nicht, obwohl die Lese bis zum 20. Oktober hinausgeschoben wurde. Damals beschloss die Gemeinde, dass immer um den 15. Oktober gelesen wird, weil eine Spätlese einen besseren Wein ergibt. Wer sich aber nicht an die Bestimmung hält, sollte 5 fl Strafe zahlen. Einen lang gehegten Wunsche kam die Regierung in diesem Jahre den Bürgern nach und verlegte das Zimentierungsamt von Zistersdorf nach Poysdorf. Die Gemeinde bezahlte die Einrichtung, die 700 fl kostete.

1861 brachten April und Mai eine große Kälte, die den Weingärten schadete, sodass sehr wenig Wein zu erwarten war. Von manchem Viertelweingarten führte der Bauer 2 – 3 Eimer heim, doch war er sehr gut, da es vom 6. Juli bis 2. November nicht regnete. Es herrschte darum auch ein großer Futtermangel und die Winterfrucht, die in die trockene Erde kam, litt im Spätherbste unter der Kälte, sodass im Frühjahr viele Saaten eingeackert wurden.

Das Jahr 1863 war sehr heiß und trocken (40 – 42 ° R), sodass die Brunnen und Bäche kein Wasser hatten. Der Wein wurde schon im August reif und zeichnete sich durch seine Menge und Güte aus. Auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Hietzing schnitt unsere Gemeinde sehr gut ab. 12 Bauern erhielten für ihre ausgestellten Weine Preise. Leider wuchsen in dem Jahre keine Erdäpfel. Der Eimer Wein kostete nach der Börse 7 fl. Für das Vieh musste viel Futter gekauft werden.

1864 war ein Missjahr. Am 4., 5. und 6. Mai erfroren zum Teil die Weinstöcke; im Sommer sanken die Preise für alle Feldfrüchte; am 4. und 5. Oktober kam ein Frost, sodass die Trauben rasch gelesen wurden, die einen schlechten Wein gaben. Von einem Viertelweingarten erntete manche 4 – 5 Eimer. Im ganzen Jahr zählte man vom März bis Oktober 27 schöne Tage. Da konnte kein Wein wachsen.

Im nächsten Jahre war es wieder so. Im März war eine Kälte, dass Leute erfroren, im Mai hatte es „geeist“, sodass wenig Wein zu erwarten war, der aber infolge der Sommerhitze sehr gut wurde.

Das Kriegsjahr 1866 muss als ein Unglücksjahr bezeichnet werden. Weil im Mai alle Weingärten erfroren, gab es keine Weinlese. In den Presshäusern und Kellern war es im Oktober still. Auch im nächsten Jahr gab es nur wenig Wein. Weil seit 1840 der rege Durchzugsverkehr auf der Reichsstraße aufhörte, so spürten dies auch die Weinbauern. Die Fremden, die vor dem Bau der Eisenbahnlinien (Nord- und Ostbahn) bei uns durchreisten, nahmen viel Wein mit in ihre Heimat.

1868 war wohl das beste Weinjahr im ganzen Jahrhunderte. Die Güte und die Menge befriedigte allgemein und man bedauerte, dass eine so ausgezeichnete Lese nur sehr selten sich einstellt. Die Bauern mussten sich Fässer anschaffen, weil die Ernte alle Erwartungen übertraf. Da gab es kein leeres Fass in den Kellern. Der Most wurde mit 7 – 9 fl verkauft und 5 Jahre später zahlte man für den 1868er 25 fl. In diesem Jahre spürten unsere Bauern den Wettbewerb der Kunstweine, die dann zu einem großen Feinde der Landwirtschaft wurden. Im Sommer langten die ersten Reben von Amerika in Klosterneuburg ein, die uns die gefürchtete Reblaus einschleppten.

1869 vernichtete am 6. August ein Hagelwetter die Weinernte. 1871 wuchs ein Sauerampfer, dafür gab es im nächsten Jahre wieder einen guten Tropfen.

Da verbreitete sich von Klosterneuburg die Trauerbotschaft, dass man schon die Wirkung der Reblaus verspürt, die dann im Laufe der nächsten Jahre unseren blühenden Weinbau zugrunde richtete.

Die Wiener Weltausstellung (1873) brachte unserem Lande einen ungesunden Reichtum, die Weinpreise stiegen, die Leute kauften ein, es gab Geld in Überfluss, Schwindel und Betrug gehörten zu den täglichen Erscheinungen und das Ende war ein Krach. Allgemein klagte man schon damals über den Mangel an Dienstboten und Arbeitern, die Landflucht setzte ein.

Im gleichen Jahre versuchte man die ersten Direktträger, doch war man bitter enttäuscht, weil sie einen minderwertigen Wein gaben.

1874 und 1875 konnten sich wieder sehen lassen. Aus den Nachbargemeinden führten die Bauern ihren Most in die Keller Poysdorfs. Man tauschte einen Eimer Most für einen Eimer Wein ein.

1876 zerstörte schon am 1. Mai ein Hagelwetter jede Hoffnung auf eine gute Ernte. Dazu kam am 20./21. Mai ein starker Frost, der das Unheil noch größer machte.

Der 1877er war ein saurer Tropfen, dafür gab das folgende Jahr aus, in dem eine so reiche und gute Lese zu verzeichnen war, dass viele nicht wussten, wohin sie den Wein geben sollten.

Die folgenden 7 Jahre konnte man mit Recht als „magere“ bezeichnen. 1881 regelte die Regierung die Grundsteuer, die nach dem Bodenertrage festgesetzt wurde.

1884 setzten mehrere Bauern Edelsorten aus u. z. Traminer und Riesling. Der Boden wurde besser bearbeitet, tiefer rigolt, auch dem Pressen und der Kellerwirtschaft schenkte man größere Aufmerksamkeit, weil man erkannte, dass die Güte des Weines durch eine schlechte Behandlung leide.

1885 gab es einen vorzüglichen Tropfen. Das Grundbuch wurde neu angelegt.

1886 vernichtete ein Hochwasser am 28. Juni einen großen Teil der Weintrauben, sodass der Herbst nur eine geringe Ernte brachte; doch war der Wein gut.

1888 verlangte die Gemeinde von der Landesregierung ein Gesetz über die Weinleseordnung. Den Beginn der Lese hätte die Gemeinde selbst zu bestimmen.

1889 war die Lese eine Freude, da die süßen Trauben einen vorzüglichen Wein lieferten. Der Wiener Männergesangverein erschien und 200 Gastwirte kamen, die bei der Gelegenheit gleich eine große Menge einkauften.

1890 beobachtete man die Peronospora und seit 1891 mussten die Weingärten „gespritzt“ werden.

1893 gab es noch eine großartige Weinlese, doch wurde die Freude durch eine Schreckensnachricht getrübt: „In Mistelbach und Loidesthal ist die Reblaus“. Diese Mitteilung wirkte wie eine Bombe, weil man wusste, dass in wenigen Jahren dieser Feind auch bei uns auftreten werde, um hier seine Zerstörungsarbeit zu beginnen.

In den Jahren bis 1900 waren mittelmäßige Ergebnisse aus den Weingärten zu verzeichnen. Hagel, Fröste, Mäuse und Engerlinge schädigten den Weinstock. Im Jahre 1900 hatte der Most 16 Grad, auch im folgenden Jahr wuchs ein vorzüglicher Wein. Doch bemerkte man im Sommer des Jahres 1900 die Reblaus in unserem Gebiete. So war doch das Unglück auch über unsere Fluren hereingebrochen; denn die Reblaus räumte mit den Weingärten auf. In wenigen Jahren war das Bild der Heimat verändert. Wo einst die Rebe wuchs und die Traube reifte, da gab es Erdäpfel, Burgunder und Korn.

1902 riefen die Hauer eine Frostabwehr ins Leben, weil das Wetterschießen, das seit 1898 gebräuchlich war, nicht den gewünschten Erfolg hatte; denn die schlechten Jahre, die jetzt für den Weinbau hereinbrachen, hatten den einen Vorteil, dass der Mensch zur Selbsthilfe griff und viele Neuerungen einführte, um noch zu retten, was möglich war. Gegen die Hagelwetter, die so oft die Weinernte in Gefahr brachten, errichteten um 1898 einzelne Gemeinden Wetterschießstationen, die aber nicht den erwarteten Erfolg zeigten. Die Erschütterungen der Luft reichten nur bis 1000 m Höhe und berührten gar nicht die eisbildenden Wolken. Darum kam man sehr bald von dieser Einrichtung ab und Poysdorf, das auch für so eine Station ausersehen war, lehnte sie sofort ab. Die Frostgefahr im Mai bekämpfte man durch Räuchern. Im Rahmen der Feuerwehr trat die Frostwehr in Tätigkeit, die ihren Zweck vollkommen erreichte, da ihr ja geeignete Hilfsmittel zur Verfügung stehen, um das Wetter genau zu beobachten. Gegen die Reblaus hatte man keine geeignete Abwehr. Es blieb nichts übrig, als die kranken Weingärten auszuhacken und neue Sorten zu setzten. Man wählte dazu die amerikanischen Unterlagen, die mit unseren Arten veredelt wurden. Zugleich machte man die Abstände der Reihen weiter (1,10 m), sodass der Bauer bequem mit dem Pflug den Weingarten bearbeiten kann. Dem Geiste der Zeit folgend vereinigten sich die Hauer im „Weinbauverein“, der dem einzelnen mit Rat und Tat zur Seite steht. Der Verein bestellt für seine Mitglieder Reben, Kalk Kupfervitriol, Schwefelkohlenstoff u. dgl.

1901 war ein vorzüglicher Wein, dem dann mehrere schlechte folgten.

1903 bestimmte die Gemeinde, dass in jedem Viertel nur einer ausschenken darf u. z. nicht länger als zwei Monate.

1905 gab es eine so reiche Ernte, dass es an dem Fassgeschirr fehlte, um die Menge unterzubringen.

1907 und 1909 richtete ein Hagelwetter die Weingärten zugrunde; 1910, 1911, 1912 und 1913 waren auch schlechte Jahre. Dazu kam ein unlauterer Wettbewerb, weil eine Wiener Weinhandlung „echten Poysdorfer“ verkaufte, der gar nicht in unserer Heimat gewachsen war. Die vielen Missernten erzeugten in der Hauerschaft eine tiefgehende Verbitterung, die bei der großen Versammlung in Wien 1910 zum Ausdruck kam. Hier erhoben die Hauer des ganzen Landes Einspruch gegen die unerträgliche Steuerlast, die besonders den Weinbauern auferlegt wurde.

1913 wehrten sich die Hauer abermals gegen die Einfuhr ungarischer Weine, die von mehreren Gastwirten in Wien besorgt wurde. Er sollte bei uns in den Kellern eine Zeitlang eingelagert werden und dann als „Poysdorfer“ in die Welt gehen. Im selben Jahre suchte der Markt um eine Winzerschule an, wurde aber abgewiesen.

Da kam der Weltkrieg, der unserem Weinbau einen schweren Schaden zufügte. Es mangelte an Arbeitskräften, an den wichtigen Gebrauchsartikeln für die Pflege des Weinstockes, an der Sorgfalt und Mühe, an den so wichtigen Neuanlagen. Da man kein Kupfervitriol hatte, benützte man den Ersatzstoff „Perozid“ genannt. Wohl war der 1917er eine Perle, die zu den besten Weinen gezählt werden muss, die in den letzten Jahren geerntet wurden. Die Preise stiegen, viele Hauer konnten ihre Schulden mit ihrer Weinernte bezahlen. Doch war all dieser Reichtum ein trügerisches Zeichen, da sich darunter nur Elend und Not verbarg und die Wirtschaftslage dem drohenden Untergang entgegeneilte. Der Zusammenbruch im Jahre 1918 errichtete in unmittelbarer Nähe eine Zollmauer, die keinen Wein mehr einließ. Mähren war ein altes Absatzgebiet für den Poysdorfer Wein. Durch Jahrhunderte bezogen die Wirte von Brünn, Prossnitz, Olmütz, Trübau und Schönberg von hier den Wein. Sie waren gute Käufer und, wenn sie erschienen, nahmen sie immer eine hinreichende Menge mit. Das hörte nun auf. Für uns blieb die Großstadt übrig, die erst aufmerksam gemacht werden musste durch die „Weinkost“, zu der die Wiener Gastwirte eingeladen werden. Sie findet fast alle Jahre im Februar oder März statt und ist so eine Art „Weinmesse“.

Durch das Gesetz vom 17. Juni 1925 wurde den Bauern das Aufzuckern des Mostes, das Entsäuern und das Auffärben von Rotwein gestattet; doch muss die Bezirkshauptmannschaft hiezu die Erlaubnis geben. Dieses Gesetz wurde anfangs mit Freude begrüßt, später aber kam man zur Einsicht, dass nur zu oft damit Missbrauch getrieben wird. Im gleichen Jahre vernichtete Ende Juli ein Hagelwetter 30 – 80 % der Weingärten, sodass die Feuerwehr das geplante Weinlesefest verschieben musste. Damals ging auch ein Wolkenbruch nieder, der das Erdreich so aufweichte, dass Keller einzustürzen drohten. Die Feuerwehr rückte da zur Hilfeleistung aus. Seit 1924 können die Buschenschenker auch Semmeln und kalte Würste verkaufen.

1926 ergab die Weinernte 3761 hl, im ganzen Gerichtsbezirk 20 902 hl. Die Weinbaufläche betrug 167 ha – gegen 200 im Jahre 1914 –, davon waren 150 ha veredelt und 17 ha unveredelt.

1929, 1930 und 1931 waren gute Jahre, die Menge befriedigte allgemein, nicht aber die Güte, weil die Sommerhitze den Trauben fehlte. 1931 wäre sicher eines der besten Jahre gewesen, doch trat im August eine kühle Witterung ein, es regnete, sodass die Trauben zu faulen begannen. Am 20.August begannen einige Hauer mit der Lese. Der Wein hatte in diesem Jahr den niedrigsten Preis, da man für den Most gleich nach der Lese 30 – 40 g anbot.

Hervorzuheben ist noch, dass in den letzten Jahren die Hauer bemüht sind, ihr Wissen und Können zu vertiefen, dass die heranwachsende Jugend durch Vorträge und Kurse viel Nützliches lernt, was für sie dann später einmal sicher von großem Werte ist. Wiederholt hatte sie um eine Schule angesucht, doch ohne Erfolg. Zur Herstellung von Strohhüten, die man bei Frostgefahr anwandte, kaufte der Weinbauverein 2 Strohflechtmaschinen, zu deren Ankauf die Gemeinde 25 % beisteuerte.

Um unseren Weinbau der Welt bekannt zu machen, stellte die Gemeinde einen Lesewagen für das 10. deutsche Sängerfest (1928) und ließ einen eigenen Film drehen (1931).

Handschrift von Franz Thiel

Von der altrömischen Taverne zum Gasthaus

Vom Schuldirektor Thiel in Poysdorf erhalten wir einen auf historischen Quellen dieses Bezirkes gestützten Aufsatz als Beitrag „Zur Geschichte unseres Gasthauses“, den wir in seinen wesentlichen Teilen unverändert zum Abdruck bringen.

Neben den das ganze Römische Reich durchziehenden großen Heerstraßen bestanden in gewissen Abständen Raststätten, in denen die Reisenden Speise und Trank erhalten konnten. Die Römer nannten diese Einrichtungen „taberna“. Aus solchen altrömischen Tavernen gingen im Laufe der Zeiten die verschiedenen Arten unserer Gasthäuser hervor. In Wien und in vielen anderen Städten bezeichnete man mit dem Ausdruck „Taverne“ allerdings eine Gaststätte, in der nur solche Weine ausgeschenkt werden durften, die nicht aus der Fechsung aus städtischen Weingärten, die damals bekanntlich oft weit bis ins Stadtinnere hinein reichten, stammten.

Außerhalb Wiens errichteten viele Grundherren Schankhäuser, die in frühester Zeit nur sehr selten in das Eigentum der betreffenden Gemeinde übergingen. Solche „Tavernen“, wie sie auch im Mittelalter noch vielfach genannt wurden, boten im allgemeinen keinerlei Unterkunftsmöglichkeiten. Sie befaßten sich nur mit dem Weinausschank. An manchen Orten wurden später wohl auch Herbergen eingerichtet, doch blieben diese ebenso im Besitz der Grundherren wie die Tavernen. So baute zum Beispiel der Deutsche Ritterorden für Pilger, wie man die Wallfahrer damals nannte, im Jahre 1021 in Mailberg eine sogenannte „Hospital“, dem bald darauf solche in Laa an der Thaya (1295), in Mistelbach (1360) und etwas später auch eines in Falkenstein folgten.

**Der** **Tavernenzwang**

Um den Dörfern eine Einnahmequelle zu verschaffen, überließen ihnen die Grundherren oft ihre Tavernen, verhielten die Gemeinden jedoch dazu, während der Sommermonate ausschließlich den grundherrlichen „Bannwein“[[1]](#footnote-1) auszuschenken, so daß den Gemeinden nur der geringere Nutzen aus dem Schankbetriebe während des Winters verblieb.

Nach dem Tabernenzwang hatten die Untertanen ihre Taufschmause, Hochzeits- und Totenmahle in der Dorfschenke abzuhalten. Es gab deshalb noch lange keine zünftigen Gastwirte, sondern nur Pächter, die nebenbei meist auch das Fleischhauergewerbe ausübten. Als das Bier aufkam, hatten sie dieses nur von der Herrschaft zu beziehen. „Bierfürlegen“ hieß dieses Vorrecht. In größeren Gemeinden hielten sich die Bestandwirte auch vielfach Freudenmädchen, um die Gäste anzulocken; in Brünn werden solche „meretrices“, und zwar nach der Topographie von Wolnn, in den Jahren 1355, 1368 und 1391 erwähnt. In Laa an der Thaya erinnert der „Venusberg“ an jene Zeit, wo eben jedes Mittel erlaubt war, um Geld zu verdienen. Statt der Trinkgläser gab es nur Holzbecher, und Reinlichkeit war leider oft ein unbekannter Begriff. Strömten bei Kirchfahrten und Jahrmärkten viele Fremde herbei, so stellte der Wirt am Abend nach der Sperrstunde im Schankzimmer ein Nachtlager für sie her, indem er Tische und Bänke zusammenrückte und dann einige Bündel Stroh auf dem Boden ausbreitete. So ist es dann auch leicht erklärlich, daß die gefürchtete Pest durch Reisende verschleppt worden ist, und sich zuerst in den Ortschaften neben den Verkehrsstraßen bemerkbar machte. Im Mittelalter galten die deutschen Gasthäuser und Gasthöfe noch als die besten, so daß der Wegbereiter des Humanismus in Oesterreich, Aeneas Silvio Piccolomini, von ihnen 1439 sagen konnte: „Hospitia faciunt theutonici“ („Die Deutschen machen die Gasthäuser“).

**Mistelbach besaß nach 1500 ein Bierhaus und zwei Schankhäuser,**

und zwar eines für die Liechtensteingemeinde und eines für die Wieden. 1532 legte die Wilfersdorfer Herrschaft ihren Gemeinden 536 Eimer Bannwein á 30 Kreuzer vor und erzeugte auch in ihrem Brauhaus eigenes Bier. Dieser Zeit – es war in der Renaissance – gehören die ersten Privatgasthäuser an, zum Beispiel in Poysdorf die „Herberge“, heute „Zur goldenen Traube“, und die „Garküche zum Weißen Löwen“. An die Stelle der Holzgefäße traten solche aus Zinn oder Glas, wie solche der Glashüttenbesitzer Schürer aus Koflenz in Nordmähren lieferte. Die Gasthäuser wurden vergrößert oder neu gebaut. Poysdorf machte aus dem Meierhof des Fünfkirchner ein „Schänkhaus“ und befreite sich durch einen Jahreszins vom Bannweinzwang; nur das Bier bezog die Gemeinde aus Wilfersdorf, den Wein aber hatte der Bestandwirt in Poysdorf zu kaufen.

Die alten Dorfrechte enthalten wichtige Bestimmungen für den Gastbetrieb: der Wirt soll zum Beispiel einem Knecht nichts borgen; ein blutiges Gewand und ungewundenes Getreide darf er nicht als Pfand annehmen; wer seine Zeche nicht zahlt, wird gepfändet; tritt ein Fremder mit Wehr und Waffen in die Gaststube, so solle sie ihm der Wirt sofort abnehmen; der Weingartenhüter darf nur ein Glas Wein trinken, dann muß er sich entfernen; ein gemeiner Diener soll nur einen Denar vertrinken und nicht mehr; schenkt ihm der Wirt mehr ein, so zahlt dieser zwölf Denar Strafe; die Gasthaussperre war im Winter um acht Uhr und im Sommer um neun Uhr abends. In der Zeit der Gegenreformation mußte der Wirt in der „Schänkstube“ ein Kreuz anbringen, an Fast- und Feiertagen den Gästen kein Fleisch verabreichen und keine Verspottung der Religion in seinem Hause dulden und an Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienstes sein Geschäft sperren.

Durch den Dreißigjährigen Krieg verarmte aber unser Volk so sehr, daß Frankreich die Führung im europäischen Gastgewerbe übernahm. Die Sicherheitsverhältnisse waren noch um 1720 recht jämmerlich. Ueberfälle, Einbrüche und Plünderungen behinderten den Verkehr auf der Brünner Straße. Das Dirnenwesen machte sich in den Gasthäusern stark bemerkbar, oft genug fanden auch die Räuber an dem Wirt einen verläßlichen Helfer.

Der Wirt galt in der Gesellschaft als der Inbegriff der Grobheit, der mehr gefürchtet als geachtet worden ist. So mußte im Poysdorf 1721 der „Rößlwird“ wegen seiner Schmäh- und Schimpfworte sechs Gulden für die „Corporis-Christi-Bruderschaft“ zahlen; die Gefängnisstraße sah ihm der Fürst Liechtenstein gnädig nach. Der stark verschuldeten Gemeinde Poysbrunn, die bekannt war wegen ihrer schlechten Wirtschaft, wollte 1724 der Graf Eusebius Trautsohn den Gemeindeschank wegnehmen. Die Untertanen baten um Nachsicht und versprachen, beim Trauergottesdienst der verstorbenen Gräfin vollzählig zu erscheinen und fleißig für sie zu beten. Leider hielten sie ihr Versprechen nicht. In Falkenstein mußte der Gemeindewirt jedes Vierteljahr den Ratsherren eine Tafel geben.

**Aufschwung zur Zeit Maria Theresias**

Der Bau der Brünner Straße (Beginn 1732) belebte den Handel und Verkehr, so daß neue Wirtshäuser entstanden, die das Recht einer Garküche besaßen; in Poysdorf waren es ihrer drei, dazu kam noch die alte Herberge, die auch die „Auskochgerechtigkeit“ erhielt. In Mistelbach wurde im Jahre 1747 ein Ganzlehen als Gasthaus zum „Schwarzen Adler“ eingerichtet, das auch eine Garküche führte. Die Regierung sah streng darauf, daß in allen Wirtshäusern nur zimetierte[[2]](#footnote-2) Maße und Gewichte gebraucht wurden. Eine wichtige Neuerung waren die „radizierten“ Gewerbe, die vom Volke „Theresianische Konzession“ genannt wurden. Diese schufen bei uns erst die Voraussetzungen für ein freies Gastgewerbe und einen Gastwirt von Beruf, der ein eigenes Heim hatte und nicht mehr als Pächter von der Herrschaft oder von einer Gemeinde abhängig war. Jetzt erst wurde bei uns aus dem „Schänkhaus“ ein „Gasthaus“ und aus dem „Schänkwirt“ ein „Gastwirt“. Die Wirtshäuser hielten an den alten Namen wie „Zur goldenen Traube“, „Zum weißen Löwen“, „Zum schwarzen Adler“ usw. auch nach der Einführung der Hausnummern weiterhin fest. Der Postverkehr (nach 1749) schuf die zahlreichen „Zur-Post“-Gasthöfe, die meist schon recht bequem eingerichtet waren; sie hatten große Räume, mehrere Zimmer für Nachtherberge und geräumige Stallungen. Auf die sanitären Verhältnisse wurde jetzt auch größere Sorgfalt aufgewendet. Der Gasthofabort war seit Maria Theresia zu einer öffentlichen Einrichtung geworden, die jeder benutzen konnte. Die gesetzliche Sperrstunde durfte, zum Beispiel in Poysdorf, der Marktrichter um eine Stunde verlängern; verließen aber die Gäste auch dann das Schankzimmer noch nicht, so reichte der Wirt dem Richter für seine Mühewaltung, Leib- und Lebensgefahr (!) 36 Kreuzer und jeder Gast gab 18 Kreuzer als Strafe dazu. Daraus kann man auf die Zustände im Gastbetrieb überhaupt und auf das schwierige Amt eines Marktrichters, der nie ohne seinen Knotenstock die Gaststube betrat, schließen. Im Verlaufe der großen Urbarialreform[[3]](#footnote-3) verschwanden der „Tavernenzwang“, das „Bierfürlegen“ und der „Bannweinausschank“, der in Geld abgelöst werden konnte. Der Privatbesitz verdrängte den der Herrschaft. So erwarb zum Beispiel Anton Hellwein 1785 von der Poysbrunner Herrschaft das Mechtl-Wirtshaus in Poysdorf.

Statt der Oellampen stellte der Gastwirt jetzt im Extrazimmer Kerzenbeleuchtung, Sessel, Tische und Tischtücher bei. Nächtigte doch sogar der große Volkskaiser Josef II. in einem Gasthaus zu Gaweinsthal (1772) und verzehrte hier auch ein bescheidenes Mahl. Er unterhielt sich mit dem Gastwirt und dessen Kindern; Kaiser Franz I. übernachtete in Poysdorf beim „Weißen Löwen“. Hier war ein bequemes Absteigquartier für die durchreisenden Fürsten, Generale und berühmte Männer eingerichtet. Sie nahmen da in der Extrastube ihr Mittagsmahl ein oder ließen sich dieses in den Postwagen reichen; sicher hatte ihnen auch der goldene Tropfen, der schon damals sehr geschätzt wurde, sehr geschmeckt. Die Brünner Straße mit dem starken Reise- und Handelsverkehr war für die Gasthäuser eine Goldquelle; noch heute sieht man die großen Stallungen und die geräumigen Gastzimmer, die am Abend so voll waren, daß zum Beispiel in Poysdorf die Bewohner keinen Platz fanden, obwohl der Markt schon fünf große und zwei kleine Wirtshäuser besaß (1834). Diese goldene Zeit ging jäh zu Ende, als die Eisenbahnlinien gebaut wurden. Verkörperten die Gasthöfe „Zur Post“ die gute alte Zeit, so wurden die Bahnhofrestaurationen der Ausdruck der Neuzeit. Diese große Umwälzung bekamen aber nicht nur dir Wirte, sondern auch die Sattler, Wagner, Hufschmiede, Bäcker, die Weinbauern und somit die ganze Gemeinde zu verspüren.

Diese neueste Zeit, in der für rückständig geführte Gaststätten und unfreundliche oder gar grobe Wirte kein Platz mehr ist, stellt auch die jahrhundertealte Institution des Gasthauses vor neue Aufgaben, denen dieses aber nur dann gerecht zu werden vermag, wenn auch ein neuer Geist, der auf das Wohlbefinden und die Bequemlichkeit der Gäste gebührend Rücksicht nimmt, durch Küche, Keller, Gaststuben und alle anderen Räumlichkeiten des Hauses weht.

Veröffentlicht in: „Österreichische Gastgewerbezeitung“, 1951

Von der Grenze

Grenzzeichen waren: Steine, Lewerhügel, -eichen, -bäume, Felber[[4]](#footnote-4) auf Wiesen und Weiden, Hotter, Gegensteine.

In Wolfpassing setzte man 1630 die Marksteine auf den Feldern zu Georgi und in den Weingärten zu Michaeli.

1588 wurde um Wilfersdorf die Grenze durch den Grundherrn umritten; der Fürst Gundacker von Liechtenstein tat es am 15. November 1604, um die strittige Grenze zwischen Poysdorf und Ketzelsdorf festzusetzen. 1620 die Grenzbegehung in Poysdorf erfolgte zu Georgi; 1680 werden Grenzbäume erwähnt, die nicht beschädigt werden durften (Lewerbäume).

Grenzstreitigkeiten gab es 1650 zwischen Poysdorf und Falkenstein, 1654 zwischen Poysdorf und Ketzelsdorf. Beim Grenzsteinsetzen waren anwesend: der Ortsrichter, die Geschworenen und die Bergmänner; unter den Stein legte man Zeugen: Glasscherben, Holzkohle – „Junge“ genannt. Den Bergmännern warf man oft Unwissenheit und Eigennutz vor sowie Ungerechtigkeiten.

Nach 1700 musste die Grenzbegehung schriftlich festgehalten werden. 1707 wurden Marksteine zwischen Poysdorf und Ketzelsdorf gesetzt, 1735 am 1. Juli zwischen Poysdorf und Hadersdorf im Beisein des Amtmannes von Walterskirchen.

1721 war die Ausmarchung bei der Poysdorfer Viehtrift fehlerhaft durchgeführt, ebenso 1722 beim fürstlichen Schüttkasten, wo Franz Schodel auf dem Grund des Michael Weber ein Presshaus mit einem Höfel gebaut hatte.

1724 gab es einen Grenzstreit in Poysdorf wegen eines Zaunes mit einer Schlägerei und injurien[[5]](#footnote-5) zwischen zwei Frauen; da fielen die Worte: Hündin, Diebsgesinde, jetzt wollen wir zusammenrechnen. Die eine wurde verletzt am Kopf, an den Armen, Füßen und am Rücken, sodass sie der Bader Anton Jakisch behandeln musste. Die „Schlagfertige“ sollte als Strafe 30 fl und die Baderkosten zahlen. Das Gericht sah später die 30 fl nach, nur sollte der Mann seinem Weibe die „Beiß“ anlegen. 30. Dezember 1724 doch bekam die Barbara Angerin kein Schmerzengeld von 30 fl; es war der 2. Dezember 1736. Die Huberin verweigerte die Bezahlung sowie das Herrichten des Zaunes, ihr Mann drohte, sich lieber das Leben zu nehmen als zu zahlen. Die Wilfersdorfer Herrschaft wollte ihn nach Feldsberg schaffen, wo er in Band und Eisen arbeiten sollte; auch in Ketzelsdorf musste ein eigensinniger und ungehorsamer Mann von einem fürstlichen Musketier dem Richter vorgeführt werden

1850 fehlten in Poysdorf viele Grenzsteine, da durch 3 Jahre die Grenzbegehung ausfiel; nun nahmen 27 Personen teil. 1883 setzte die Gemeinde viele neue Grenzsteine, ebenso 1926.

Strafen für Grenzfrevler : Herzogbirbaum 1596. Wer einen Grenzstein im Weingarten auswarf, zahlte 5 Pfund den oder er verlor seine Hand, der Missetäter konnte da eine Strafe wählen.

Schoderlee 1489 : den Grenzfrevler setzte man in eine Grube und stieß sie mit Erde zu.

Wilhelmsdorf 1512 : Wer einen Grenzstein verrückte, zahlte jedem „Vierer“ 72 den . Tat er es aus Frevel, so entrichtete er der Herrschaft 5 Pfund den.

Ebersdorf 1514 : Der Missetäter wurde in eine tiefe Grube gelegt, der Stein auf seinen Kopf gesetzt und zugeschüttet.

Bogenneusiedl 1590 : Jeder Grenzfrevler wurde bis zum Gürtel mit dem Kopf in eine Grube gestellt; er musste sich selbst herausarbeiten.

Drösing 1602 : der Missetäter wurde mit dem Kopf nach unten in eine Grube gestellt, der Stein kam zwischen die Beine und die Grube zugeschüttet. Dieselbe Strafe erlitt der Verbrecher in Thomassl sowie in Paasdorf.

1660 kostete das Setzen eines Grenzsteines in Poysdorf 15 kr; verglichen sich 2 Nachbarn, so konnten sie es selbst tun; da zahlten sie nichts.

Poysdorf 1664. Wer einen Grenzstein verrückte, zahlte als Strafe 50 Dukaten in das Wilfersdorfer Rentamt.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.

G. Winter: Weistümer

Handschrift von Franz Thiel

Von der Kleidung

Die Kleidung ist dem Volke der Ausdruck seines Geistes und des Gemütes. Wie sich alles auf Erden ändert, so geschah es auch mit der Kleidung, die stets mit dem Zeitgeiste ging. Das Schönheitsideal wechselt beständig. Den Griechen galten die großen Augen für sehr schön; uns aber nicht. Die Völker, die keine Kleider tragen, bemalen ihren Körper und finden in dieser Tätowierung den Höhepunkt der Schönheit.

In der Kleidung prägt sich die Eigenart des Volkes und des Landes aus, wir sehen in ihr das äußere Zeichen der Volkszugehörigkeit. Lebensfreude und eine eigenartige Farbenpracht zeichnete in früherer Zeit unsere Kleidung aus, die leider durch den Einfluß der Großstadt immer mehr schwand und heute nur mehr in einzelnen entlegenen Orten und Gebirgstälern zu treffen ist. Nur bei großen Festen, bei Hochzeiten und Prozessionen nehmen die Leute mir Vorliebe die alten Kleider und da zeigt es sich, welch großer Schatz in dieser Volkstracht lag. Auf verschiedene Weise sucht man heute dieses uralte Volksgut der Vergessenheit zu entreißen und veranstaltet Feste, um die alten Volkstrachten wieder zur Geltung zu bringen.

Die alten Germanen hatten ein Hemd mit langen Ärmeln und einen Rock mit kurzen, wie man dies auf der Markussäule in Rom sehen kann. Die Frauen kleideten sich genau so wie die Männer, ihr ärmelloses Gewand wurde durch einen Gürtel oder durch eine Schnur zusammengehalten. Die Männer hatten als Kopfbedeckung eine Mütze aus Tierfell, die Frauen besaßen Haarnetze oder ein Kopftuch hielt die Haare zusammen. Im Winter und bei schlechtem Wetter nahm der Germane einen Mantel, der in der Mitte ein Loch zum Hineinstecken des Kopfes hatte. Die freien Männer, die ihr langes Haar über die Schultern fallen ließen, pflegten in einer Seitentasche einen Kamm zu tragen, mit dem sie ihr Haar in Ordnung brachten. Die Schuhe, die man im Winter trug, bestanden aus einem Stück Leder, das um den Fuß gelegt und mit Riemen festgebunden wurde. Eine Leibwäsche kannte man nicht. Die Socken sind römischen Ursprungs. Das Hemd trugen die Germanen bei Tage, im Bett schliefen sie nackt. Die Frauen verzierten ihre Kleider mit verschiedenen Formen: Hakenkreuz, Schlangenlinie, Vögel, Hirsche, Blumen und Bäume. Diese Formen sind uraltes Erbgut und in dem Baum erblicken wir eine leise Erinnerung an den Lebensbaum, an die Weltesche.

Seit der Zeit Karls d. G. kam der Handschuh und der Hut langsam in Gebrauch. Die Bischöfe durften nur gewirkte Handschuhe besitzen. Im Rittertum spielte er eine wichtige Rolle, da mit ihm die Marktgerechtigkeit einem Orte erteilt wurde. Mit dem Handschuh kündigte der Ritter auch den Kampf oder die Fehde an – Fehdehandschuh. Die Frauen nähten und stickten die Kleider, da es damals noch keine Handwerker gab. Selbst die Frauen des Kaisers fanden es nicht unter der Würde, ihrem Manne das Gewand eigenhändig zu verfertigen. Karl d. G. gab die erste Kleiderordnung und setzte auch für die Waren Höchstpreise fest.

Durch die Kreuzzüge gelangte fremder Einfluß in unserem Volke zur Geltung. Stoffe und Seide kamen aus England. Die byzantinische Mode gefiel den Rittern wegen ihrer Farbenpracht. Die Hosen band der Mann unter dem Knie zusammen und an Stelle der alten Schuhe traten Halbstiefel und buntgefärbte Schuhe. Eigenartig ist die Vorliebe des deutschen Volkes für die rote Farbe. Die Frauen trugen zwei bis drei Kleider, von denen das obere immer kürzer war als das untere. Um die Hüften banden sie das Kleid, das bis zum Boden reichte, zusammen und polsterten den Brustkorb aus. Die Ärmel waren lang und fielen weit herab. Die jungen Leute trugen im Sommer keine Kopfbedeckung, dafür aber einen buntfarbigen Blumenkranz im Haar. Das lange Haar der Mädchen fiel in zwei Zöpfen über die Brust herab. Die Männer hatten einen kurzen Rock, der später immer länger wurde, eine Hose und einen Mantel, der mit Pelzwerk verbrämt war. Der Hut wurde mit einem Sturmband unterm Kinn befestigt. Für die Hosen wählte der Ritter zwei Farben, so daß die eine Hälfte rot, die andere gelb war. Die Frauen ließen die Körperformen in sehr anstößiger Weise hervortreten, so daß die Kirche und die Landesfürsten dagegen einschreiten mußten. Die Oberkleider waren tief ausgeschnitten und die Röcke sehr kurz, „so daß sie weder vorn noch hinten etwas bedecken“ (Straßburger Predigt, 1478). Die Stände und Berufe kannte man an den Kleidern. Der Gelehrte hatte lange Gewänder, der Bauer kurze, der Scharfrichter trug einen roten Mantel, die Juden spitzige Mützen oder gehörnte Hüte, die Freudenmädchen mußten gelbe oder rote Schnüre an die Oberkleider annähen. Die Kleiderordnungen schrieben genau jedem Stande vor, welchen Stoff und wieviel Ellen er nehmen durfte. Die Ritter, Prälaten und Geistlichen durften Waffen und Kleinode tragen, Handwerker und Kaufleute nähten ihre Kleider aus einem einfachen Tuche, nie aus Seide oder Sammet. Der Bauer durfte sich nur den billigsten Stoff wählen. Die Kleiderordnungen wollten verhüten, daß viel Geld ins Ausland fließe. Denn Seide, Sammet und das feine Tuch kamen aus England, Italien und den Niederlanden.

Trotzdem kleideten sich auch die Bauern sehr auffallend, wie wir dies aus der Erzählung „Meier Helmbrecht“ entnehmen können. Die Haube des Kindes hatte Bilder von der Schlacht bei Troja, von dem Helden Roland, von der Rabenschlacht und von Dietrich von Bern. Sein Hemd war so fein, daß sieben Weber bei der Arbeit davongelaufen waren. Der Rock war von blauem Tuch, die Knöpfe vergoldet oder silberweiß. Das war aber nur ein mittlerer Bauer, der seinem Sohne solche Kleider verschaffte. Die Schuhe richteten sich nach dem Stande. Je vornehmer die Person war, desto größer waren auch die Schuhe. Daher sagt man noch heute: „Auf großem Fuß leben.“ Auch Schellen und Glöcklein nähte man an die Röcke und Hüte; dieses Gewand hatten die Hofnarren noch weit in die Neuzeit hinein.

Gegen Ende des Mittelalters waren die Landsknechte die tonangebenden Herren der Mode. Wir können es öfter beobachten, daß der Wehrstand die Tracht nach seinem Sinne beeinflußte und daß die scharfen Predigten der Geistlichen und die Gesetze und Verordnungen keinen Erfolg zeitigten. Die Schuhe zeigten damals verschiedene Formen: Kuhmäuler, Bärentatzen und Entenschnäbel. Die Kleider waren reich an Falten, zeigten Schlitzen, aus denen buntfarbiges Tuch hervorleuchtete und die Hosen arteten zu den bekannten Pluderhosen aus. Die Schlitzen sah man auch bei den Schuhen. Farbenreichtum und Stoffverschwendung waren die besonderen Merkmale der Landsknechtmode. Das Hemd gehörte im Mittelalter zu den Kleidungsstücken und wurde nicht so oft gewechselt wie heute. Darum hatten die Badeanstalten damals einen großen Wert. Überall gab es Badestuben und beide Geschlechter badeten sich öffentlich in demselben Bade. Man verbrachte viele Stunden im Bade und aß und trank auch da. In den Zunftordnungen war genau angegeben, wie oft ein Geselle oder Meister baden gehen müsse. Mit dem Auftreten der Syphilis, die von Frankreich und Spanien kam, gingen die Badeanstalten ein und verschwanden endlich ganz. Um 1500 kam langsam die Schürze in Gebrauch. Bis um diese Zeit hatte das reiche Burgund die Führung in der Mode. Von hier kam auch die Sitte, daß man beim Grüßen den Hut abnahm.

Einen gewaltigen Umschwung brachte die Reformation, die mit den enganliegenden Kleidern aufräumte und wieder die alte deutsche Tracht zur Geltung brachte. Es war die Zeit der großen Einkehr, die nach dem starren Mittelalter endlich einige Freiheit brachte zum Wohle unseres Volkes. Man verlor die Vorliebe an den farbenprächtigen Gewändern und begnügte sich mit der Einfachheit. Die dunkle Kleidung herrschte vor, nichts durfte von dem Körper vorschauen. Bart und Haare ließen sich die Männer schneiden und die Frauen trugen Hauben auf dem Kopfe. Sie waren das Zeichen der verheirateten Frau und deswegen sagt man noch heute: „Unter die Haube kommen.“

Die spanischen Habsburger brachten die Tracht aus Spanien zu uns, die allmählich von den Katholiken übernommen wurde. Da wurde es Sitte, alle Körperformen und besonders den Bauch auszustopfen, der oft unschön herabhing wie ein Sack. Auch die geschlitzten Kleider kamen wieder in Gebrauch. Den Hals zierte eine Krause, „Mühlsteinkragen“ genannt. Diese Krausen hatten auch die Ärmel und unser Landvolk hielt an diesen Spitzen noch lange fest, fast bis zum Jahre 1900.

Als Kopfbedeckung diente das Barett. Die kurze Hose, die als Pluder- und Pumphose sehr beliebt war, und die Strümpfe beherrschten mit einigen Unterbrechungen unsere Tracht bis zur Gegenwart. Auch die Frauen nahmen den Mühlsteinkragen an. Der Bauer konnte damals die Tracht des Adels und des Bürgerstandes nicht nachahmen, da er eine schwere Zeit durchmachte, in der er mit bewaffneter Gewalt gegen die geistlichen und weltlichen Grundherrn vorging, um sein erbärmliches Los zu verbessern. Der alte Bundschuh wurde dem Bauer in diesen Tagen des Kampfes das Sinnbild des Standes und wir erblicken es auf den Fahnen der aufrührerischen Landleute.

Um 1600 wurden die Franzosen und Spanier die Führer in der Mode. Der französische Hut setzte sich überall durch. Die schlanke Form wurde bei den Frauen das Schönheitsideal, nur die Ärmel polsterte man übermäßig aus und die Schürze wurde zu einem Prunkstück. Um die Mäßigkeit in der Kleiderpracht durchzusetzen, wurden Christophbruderschaften gegründet, die den Kampf auch gegen das unmäßige Fluchen und Trinken führen sollten. Doch hatten sie keinen großen Erfolg und sie lösten sich bald wieder auf.

Im Laufe des Dreißigjährigen Krieges gelangte die Soldatentracht zur Herrschaft, die in dem Wams, in der ärmellosen Weste, der Kniehose und dem Mantel bestand. Der Mühlsteinkragen machte dem Spitzenkragen Platz, der Hals blieb frei, die hohen Stulpenstiefel waren vorn breit und den Kopf bedeckte man mit dem großen Schwedischen Schlapphut, den bunte Federn schmückten. Die Stiefel bestrich man mit Wachs, glättete sie mit einem großen Sauzahn – darum der Ausdruck „wichsen“ – und ließ die Absätze rot. Diese Tracht ist bis heute in den Fahnenträgern der Vereine noch erhalten. Der Vollbart verschwand, das Haar trug man kurz, griff bei festlichen Gelegenheiten zur Perücke, die aus Roß-, Ziegenhaaren, Flachs oder Hanf bestand. Reinlichkeit war Nebensache; denn Kaiser und Könige trugen immer einen „Kopfkratzer“ bei sich, um das Ungeziefer zu vertreiben. Waschen und baden waren unbekannte Dinge; rühmte sich doch der Sonnenkönig Ludwig XIV. von Frankreich (1643 - 1715), daß er sich nie gebadet habe und täglich sein Gesicht nur mit einem wohlriechenden Wasser betupfe.

Da die Kleider viel Geld kosteten, so war man auch auf sie sehr heikel. Man vergrub, versteckte oder vermauerte sie in gefahrvollen Zeiten. So wurde um 1670 in Poysdorf im Hause des Herrn Franz Hauser eine große Menge wertvoller Kleider eingemauert, die man vor 40 Jahren gefunden hatte. Man bezeichnet diese Gegenstände als den Poysdorfer Renaissancefund, der heute im NÖ Landesmuseum zu sehen ist. Ein Offizier ließ seine Kleider und die seiner Frau einmauern, vielleicht um 1663, als die Türken über Lundenburg plündernd und raubend gegen Brünn zogen und man bei uns fürchtete, daß sie auch diese Gegend heimsuchen werden, was aber nicht geschah. Der Fund enthält folgende Kleidungsstücke: Wams, Kragen, Leibchen, Überziehjacke, Stiefelmanschetten, Sporen, Wehrgehänge, Leib-, Bett-, Tisch- und Hauswäsche, Zinnschüsseln und -teller, sowie lutherische und katholische Bücher, darunter auch ein Wiegendruck (Inkunabel). Der Offizier hieß Lambert Knoll, beschäftigte sich mit Weinbau und war im Glauben wankend, da er katholische und lutherische Bücher las. Seine Frau war aber lutherisch, da ihre Kleider sehr einfach sind und jede Farbenpracht vermissen lassen.

Die Deutschen konnten sich in diesen Tagen nicht genug leisten in der unseligen Nachäfferei der fremden Moden. Der Adel war ganz im Banne der Franzosen und unsere adeligen Frauen setzten ihren Stolz darein, sich so zu kleiden wie die Dirnen (Mätressen) der französischen Könige. Der Reifrock nahm eine ungeheure Weite an, die Kopffrisur stieg ins Abenteuerliche. Die Männertracht hatte Schnallenschuhe, die oft mit Rosetten geziert waren, Seidenstrümpfe, Hosen mit reichem Spitzenschmuck, eine weiße Weste, einen langen Seidenrock, einen Dreispitz als Kopfbedeckung, unter dem der Zopf hervorschaute, der die Perücke ablöste, und einen Degen oder einen Stock, das äußere Zeichen der besseren Gesellschaft. Die Reifröcke standen fast waagrecht vom Körper weg und ein Mieder preßte den Busen nach aufwärts, der zum größten Teil entblößt war. Gesicht, Hals Arme, Rücken und Busen wurden in ausgiebiger Weise gepudert.

Wie ein reinigendes Gewitter fuhren die Ideen der Aufklärung in diese unnatürliche Tracht. Der Ruf: „Zurück zur Natur“ fand überall begeisterte Aufnahme und die Jugend wurde der Träger der neuen Ideen. Perücke und Zopf ließ man fallen, die Haare kämmte man weit zurück, der Dreispitz und Zweispitz räumten dem Zylinder das Feld, das Hemd ließ man vorne offen und den Hemdkragen schlug man über den Rock – Schillerhemd -, die Hosen reichten bis zum Fuß, die Hosenträger ersetzten den ungesunden Gürtel oder Riemen, die Röcke wurden kürzer und die Röhrenstiefel kamen allgemein in Brauch. Man beobachtete die Natur, freute sich an dem Sonnenaufgang, stieg auf die Berge, durchstreifte die Wälder und das Bad kam wieder zum vollen Rechte. Goethe führte die Lederhose und die Stulpstiefel ein (Werthertracht).

Die Biedermeierzeit weist eine üppige Farbenpracht auf. Einfach ist die Kleidung, aber geschmackvoll und schön. Der bequeme Schnürschuh erhielt sich aus den Tagen der französischen Revolution. Die Männer banden sich um den Hals ein dunkles Tuch und bedeckten den Kopf mit dem Filzhut oder dem Zylinder. Die Jugend liebte die Farbenpracht, das Alter mehr die dunkle Farbe. Verboten war jede anstößige Kleidung auf dem Lande. Man hatte in der Regel 2 - 3 Kleider, die vollauf genügten und durch viele Jahre getragen wurden. Die Krinoline aus der Großmutterzeit verschwand 1864. Die Kaiserin Elisabeth „brachte sie um“. Die Kaiserin Eugenie beeinflußte die Balltracht; sie liebte die tief ausgeschnittenen Kleider. Sparsamkeit war ja ein Kennzeichen der Biedermeierzeit. Die Hauer Poysdorfs hielten an der Kniehose fest, wenn auch die besseren Leute die lange Hose schon geraume Zeit besaßen. Da die Unterschenkel von der Sonne gebräunt wurden, führten sie den Beinamen „die Braunhaxeten“. Die Frauen hatten lange, bauschige Röcke und ein Umhängetuch, das den Kopf und den Rücken bedeckte. Bei schlechtem Wetter nahmen die, welche kein Tuch hatten, einfach den obersten Rock über den Kopf. Die Tücher weisen eine bunte Farbenpracht auf und waren mit Spitzen und Fransen an den Seiten reich besetzt. Als Arbeitskleid diente dem Bauer der kurze Janker, eine feste Hose, hohe Stiefel, das Fürtuch, ein kleiner Hut oder eine Kappe und im Winter die Pudelmütze. Seit dem Weltkrieg sind statt der Stiefel die Niederschuhe und Gamaschen beliebt.

Mit dem Emporkommen der Industrie änderte sich die Mode sehr oft. Niemand macht sich die Leinwand, den Stoff oder das Tuch selbst, das besorgen die Fabriken, die alles billiger herstellen als der Handarbeiter. Doch die Kleider halten nicht so lange wie früher. Heute ist die Mode eine Notwendigkeit, da sie die Erzeugnisse der Fabriken verwertet und Tausenden von Menschen ein Fortkommen sichert. Die Modistin, die früher in den Großstädten zu treffen war, wirkt heute fast in jedem größeren Orte und alles folgt der Mode, die unser ganzes Leben regelt. Der Sport und das Turnen, das Vereinsleben spielen in der Tracht eine große Rolle. Die Vereine haben, wie im Mittelalter die Berufe, ihre besondere Kleidung, die aber auch dem Wandel unterworfen ist. Mieder, Sonnenschirme, Handschuhe und Kopfbedeckung sind zum größten Teil verschwunden, da man dem Körper Freiheit, Licht und Luft gewährt, was er ja so notwendig braucht, damit er gesund und kräftig bleibt. Die langen Röcke, die nur den Staub aufwirbeln und die Krankheitskeime verschleppen, gehören der Vergangenheit an. Die Frauen, die heute den Männern gleichgestellt sind in den Rechten und Pflichten, kommen uns in der Haartracht nach und tragen die Haare kurz. Bei den Männern vermissen wir die Vollbärte, deren Pflege viel Zeit und Mühe fordert. Heute gilt der Satz: „Zeit ist Geld.“ Das Sonnen-, Luft- und Wasserbad erhält die gebührende Stellung im Leben des Menschen. Kommen auch Auswüchse und Verfehlungen in der Mode vor, so ist der gesunde Sinn des Volkes so weit, daß er die Modetorheiten schnell verschwinden läßt. Niemals dürfen wir uns aber so erniedrigen, daß wir Sklaven eines anderen Volkes werden, daß uns das Ausland die Tracht und Mode vorschreibt. Auch in der Kleidung müssen wir die Liebe zur Heimat und zum Volke bewahren und uns frei machen von jedem Einfluß, der unser Volkstum nur schädigen kann. In der Mode sind die Frauen revolutionärer als die Männer, was ja leicht zu erklären ist. Solange Wien Residenzstadt und der Schauplatz großer Festlichkeiten war, hatte das Wiener Gewerbe viel Arbeit und der Geschmack der Schneider und Modistinnen war weltberühmt. Das hat sich seit 1918 wesentlich geändert. Die Feste fehlen, das Volk ist verarmt, der Absatz stockt und die Folge ist die Arbeitslosigkeit.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1934, S. 11 – 13, S. 19 + 20

Von der Witterung

Unsere Heimat liegt im Grenzgebiet des kontinentalen und ozeanischen Klimas; Jenes weist heißen Sommer und kalten Winter auf, dieses dagegen hat infolge des Meeres keine großen Gegensätze und viel Feuchtigkeit. Die Trockenheit, die geringe Regenmenge, das Fehlen großer Wälder und die vorherrschenden West- und Nordwestwinde sind besondere Kennzeichen unserer Witterung; Darum gedeiht bei uns der Wein, der Mais und die Luzerne.[[6]](#footnote-6)

Das sind Pflanzen, welche die Hitze und Trockenheit lieben. Der Wetterwinkel, der die meisten Gewitter bringt, liegt im Westen, die March im Osten, die Thaya im Norden halten die Gewitter zurück, sodass von dieser Seite sehr selten ein Gewitter zu uns kommt; selbst die Falkensteiner Berge haben durchschnittlich größere Niederschlagsmengen, wie im Vergleich mit Altruppersdorf, das an der Westseite des Gebietes liegt, deutlich uns zeigt. Ruhige, stille Tage hat Poysdorf im Jahre sehr wenig, im Frühling und im Herbst wehen scharfe West- und Nordwestwinde, die wegen ihrer Kälte mehr gefürchtet sind als ruhige strenge Wintertage.

Die Bewohner schenken dem Wetter eine große Aufmerksamkeit, was ja mit dem Weinbau zusammenhängt. Das Gemeindegedenkbuch und Aufzeichnungen einzelner Wirtschaftsbesitzer geben uns seit der Zeit des 30jährigen Krieges ein aufschlussreiches Bild der Witterung in den letzten 300 Jahren.

1638 große Dürre und Futtermangel.

1639 Maikäferplage; Ein Regen vernichtete zum größten Teil diese Schädlinge.

1640 Trockenheit und Mäuseplage.

1662 ein starker Frost am Himmelfahrtstage vernichtete die Weinernte.

1712 Hagelwetter verursachen einen großen Schaden.

1724 Am 5. Dezember war ein heftiger Sturmwind.

1729 sehr strenger Winter und viel Schnee.

1730 ein kalter, windiger Juni, späte Ernte.

1731 regenreicher Sommer.

1733 Fröste vom 13. bis 17. Mai

1740 sehr kühler Sommer, keine Weinlese.

1746 sehr trockenes Jahr.

1769 regnerische und kühle Jahre, Missernten, Hungersnot und Elend

1771 In den Rösselbergen, Kirchbergen und in der Gstetten waren die Keller voll Wasser und viele stürzten ein.

1773 Fröste am 13. und 14. Mai.

1776 große Kälte im Winter, Menschen erfroren auf der Straße, Kühe im Stall und das Wild im Walde.

1794 baldes Frühjahr, in der ersten Maiwoche blühte das Getreide, im Mai waren die Kirschen reif und am 8. September begann die Lese.

1804 Missernte, schlechtes und nasskaltes Jahr

1805 ein kühles Jahr; am 15. Oktober wurden die Trauben reif, am 2. November war die Lese.

1807 vom 19. bis 22. April schneite es. Wagen blieben im Schnee stecken und konnten nicht mit 10 Pferden weiter gezogen werden. Straßen und Wege wurden ausgeschaufelt.

1812 schönes Frühjahr, kühler Sommer; Darum viel Wein, der aber sauer war.

1813 – 1818 regnerische und kühle Jahre, wenig Wein und Getreide. Da tranken die Leute lieber Branntwein.

1821 regnerischer Sommer, das Getreide verfaulte. Die Weinlese war zu Allerheiligen, da ja der Weinstock erst Ende Juli geblüht hatte. Dafür war ein schöner, warmer Spätherbst.

1822 sehr warmes Jahr. Ende Juli waren schon reife Trauben.

1823 sehr kalter Winter, wenig Schnee. Weinstöcke erfroren. In der Blütezeit des Weinstockes regnete es, daher ein schlechtes Jahr.

1825 Fröste um den 22. Mai, der Herbst sehr warm, zu Weihnachten blühten Kornähren.

1826 im Mai gab es noch Schnee, im Sommer viele Fröste, um den 24. Juni blühte der Wein.

1827 ein warmes und gutes Jahr.

1829 ein nasskaltes Jahr. Ende Mai konnte der Hafer angebaut werden. Zu Leopoldi fiel schon Schnee und der Winter dauerte bis zum März.

1830 am 26. Mai kam ein Hagelwetter, große Trockenheit um die Sonnenwende; mit dem Hagelwetter erschien ein fürchterlicher Sturm, der Bäume entwurzelte, Häuser umriss und Dächer abdeckte.

1834 ein heißes und trockenes Jahr. Das Korn, das die Bauern im Herbste säten, konnte nicht aufgehen. Im Winter fehlte der Schnee.

1835 große Trockenheit. Am 15. November zeigte sich der Winter. Viele Erdäpfel gingen Zugrunde.

1836 am 9. Mai erfroren die Weingärten. Am 15. November fiel Schnee, der in den Wäldern großen Schaden anrichtete.

1837 ein kühles Jahr; der Weinstock blühte um den 21. Juni.

1838 Fröste im April, am 10. Juni ein starker Wasserreif. An den Kornähren hingen Eiszapfen.

1840 viel Regen im Sommer, sodass das Getreide auswuchs.

1841 am 28. Jänner ein Schneesturm mit Blitz und Donner. Am 18. Juli wehte ein heißer Wind. Der Sommer war sehr trocken.

1842 sehr heißer Sommer, wenig Futter für das Vieh. Brunnen und Bäche trockneten ein. Der Herbst war nass.

1843 im Feber blühten die Bäume. Dann kam ein nasskaltes Wetter.

1844 am 23. Jänner ein Schneesturm mit Blitz und Donner. Im Mai kam ein Hochwasser.

1845 ein sehr spätes Frühjahr.

1846 heißer Sommer.

1847 ein Hagelwetter am 25. Mai. In den Weingärten zeigte sich der „schwarze Mehltau“.

1848 Weintrauben sah man im April, auch Obstbäume blühten schon. 14. Juli Hochwasser.

1849 tobte ein Sturmwind am 24. und 25. Jänner, der Häuser abdeckte. Die Weinstöcke trieben im Mai. Am 31. Juli zerschlug ein Hagelwetter die Feldfrüchte.

1850 Maifröste am 23., 24. und 25.

1851 ein kühles und regnerisches Jahr. Ende Oktober war die Lese. Am 16. November kam der Schnee. Erdäpfel und Burgunder blieben im Schnee. Keller stürzten ein.

1852 warmer April, kalter Mai. Der Sommer war recht warm.

1866 Kriegs- und Missjahr. Am 22. Mai erfroren die Weingärten. Es war wenig Getreide und kein Wein

1868 ein trockenes und heißes Jahr, wenig Futter. Am 20. September begann die Lese.

1869 vernichtete ein Hagelwetter am 6. August die Weingärten. 30 000 Eimer Wein gingen zugrunde.

1872 ging am 8. Juni ein Wolkenbruch nieder.

1873 war der Jänner und Feber warm und mild; am 1. Mai kam ein Frost.

1875 war ein spätes Frühjahr, Getreide und Wein gab es in Überfluss.

1876 viel Schnee, Verkehrsstörungen, Tauwetter und Kellereinstürze. Am 1. Mai kam ein Hagelwetter, am 20. und 21. Mai ein Frost. Am 17. Juli spürte man um 1 Uhr 15 Minuten 2 Stöße von einem Erdbeben.

1877 ein kühles und regnerisches Jahr.

1878 ein warmes und trockenes Jahr.

1879 ein sehr kalter Winter, -23° R.

1882 nass und kühl.

1885 warmer und trockener Sommer.

1886 vernichtete ein Unwetter am 28. Juni alle Feldfrüchte.

1889 ein trockenes und gutes Jahr.

1892 ein sehr heißer Sommer.

1893 war sehr trocken, Futtermangel, aber großartiger Wein.

1894 ein warmes Frühjahr; im Herbste regnete es, die Trauben faulten und am 9. Oktober vernichtete ein Unwetter die ganze Weinernte.

1895 schneite es am 6. März, dass der Verkehr stockte; am 17.Mai kam noch ein Schneefall und am 25. August ein Hagelwetter.

1896 ein Hagelwetter am 29. Mai; der Sommer war verregnet.

1897 war am 18. und 19. März ein Hagelwetter mit Blitz und Donner. Im Sommer zeigten sich viele Mäuse.

1900 ein schneereicher Winter, Verkehrsstörungen.

1901 ein heißer Sommer, Ende September noch + 30° R.

1902 ein nasskaltes Jahr.

1903 warmer Sommer, kühler Herbst.

1905 ein heißer und trockener Sommer.

1906 ein heißer Mai, ein regnerischer Sommer. Das Getreide wuchs aus und die Trauben faulten.

1907 ein kalter Winter, am 27. Mai ein Hagelwetter; der Herbst war heiß.

1909 ein Hagelwetter am 27. Juli, eine schlechte Ernte. Die Gemeinde erhielt 602 K, die an 17 Hauer verteilt wurden. Auch billige Reben zugesichert.

1910 ein regnerisches Jahr.

1911 ein sehr heißer Sommer.

1912 war ein feuchtes und kühles Jahr, Maikäferplage.

1913 nasskalt, Missjahr.

1914 viele Fröste im Frühjahr. Im Sommer Mäuseplage.

1917 ein kalter Winter, aber ein heißer Sommer.

1919 ein nasskaltes Jahr.

1925 Hagel und Hochwasser vernichteten einen großen Teil der Ernte (30 – 80 vom Hundert)

1928 Fröste machten einen erheblichen Schaden. Der Sommer war nicht warm.

1929 am 5. Juli große Stürme, am 1. August Hagelwetter über Wilhelmsdorf und Hadersdorf. Am 12. Dezember ein Gewitter mit Blitz und Donner. Dieses Jahr hatte den strengsten Winter seit langer Zeit; Am 10. Feber -25° C, sehr viel Schnee. Eisenbahn und Post konnten nicht verkehren, Menschen und Tiere erfroren, Hasen kamen bis in die Straßen der Stadt, Kohlenmangel trat ein und Brunnen froren ein.

1930 das Frühjahr war warm; Ende April erreichte das Korn eine Höhe von ½ m. Der Sommer war sehr heiß und trocken. In Wetzelsdorf brannte ein Getreidefeld ab. Ende August setzte ein Regen ein, sodass die Weintrauben zu faulen begannen. Der Regen drang durch die Mauern der Häuser. Am 23. November tobte ein Sturm, der eine Stundengeschwindigkeit von 125 km erreichte und einen großen Schaden anrichtete. Am 14. Dezember blühten die Haselnusssträucher im Park.

1931 kalter und windiger Februar, heißer und trockener Sommer; das Getreide wurde frühreif, wenig Stroh und wenig Futter; der Herbst war kühl und regnerisch, sodass die Weinlese sehr enttäuschte.

Veröffentlicht in: „ Mistelbacher Bote“, Jg. 45, Nr. 12, 18. 3. 1932, S. 6 + 7

Vor Ausbruch des ersten Weltkrieges

Am 20. Juli des Jahres 1914 fuhr ich im Verbande einer Olmüzer Reisegesellschaft nach Süden an die blaue Adria, die uns Österreichern in der letzten Stunde besonders ans Herz gewachsen war. Dieses Küstenland mit den vielen schönen Inseln, das blaue Meer, die herrlichen ehrwürdigen Städte waren gewiss wert, daß wir sie öfters besucht hätten. Leider war es nicht immer so, wie es hätte sein sollen. In letzter Stunde bereisten wir noch „unser Meer“, als friedliche Staatsbürger traten wir die Reise an, vertrauten in jenen schweren Tagen fest auf den guten Friedenswillen der einzelnen Staaten - doch dieses Vertrauen war schon nach wenigen Tagen gründlich zerstört.

In Triest und Venedig merkten wir nichts von einer Kriegstimmung, hier ging alles den gewohnten Weg, Schiffe kamen und fuhren ab; Fremde wogten durch die Straßen, betrachteten all die schönen Bauwerke und genossen die heiteren Stunden eines Aufenthaltes im sonnigen Süden.

Als wir in Pola einliefen, lagen die beiden deutschen Kriegsschiffe „Goeben“ und „Breslau“ vor Anker. In den Werften wurde fleißig gearbeitet und die vielen Panzerkreuzer glänzten und schimmerten im Sonnenschein, als ob sie erst fertiggestellt worden wären. Wir besuchten natürlich so ein Schiff; doch bevor wir die Erlaubnis dazu hatten, mußten wir von Pontius zu Pilatus laufen und mehrere Ämter besuchen, damit wir einen „Passierschein“ bekamen. Die Führung auf dem Schiffe war eine schlechte, da uns ein Kroate mitgegeben wurde, der noch weniger wußte als wir „Landratten“. Wenn er zu einem Geschütz sagte „Is sich das eine Kanon“, so mußten wir dazu nur lachen, auf jede andere Frage antwortete er immer: „Weiß ich nicht.“ Als wir die scharfe Munition überall bemerkten, wussten wir gleich, wieviel es geschlagen habe. Hier also war man schon auf den Krieg vorbereitet, hier wusste man schon, was kommen wird, darum die fieberhafte Tätigkeit im Hafen, die Zurückhaltung und Verschwiegenheit des Führers.

Am Abend verließen wir den Kriegshafen und fuhren nach Dalmatien, wo wir nichts Besonderes bemerkten. Die Jugend stand zum großen Teil auf der Seite der Serben und zeigte eine tiefe Abneigung gegen alles Oesterreichische. Dies hatte auch der Thronfolger Franz Ferdinand wenige Wochen vorher erfahren, als er bei dem großen Manöver die Städte berührte, wo ihm die Bevölkerung einen kühlen Empfang bereitete, während sie den Kronprinzen von Montenegro, der als Gast dem Manöver beiwohnte, mit großem Jubel begrüßte, wo er sich nur zeigte. Wir hatten eigentlich damals schon diese Länder verloren, die sich innerlich zu dem Serbenreiche bekannten. Mag Dalmatien im allgemeinen ein armes, unbekanntes Land gewesen sein, so waren wir über die Naturschönheiten doch entzückt und genossen mit vollen Zügen den Zauber des Südens: das tiefblaue Meer, die Kerkafälle, die Umblaquelle, das Trümmerfeld von Salona, den geräumigen Palast des Kaisers Diokletian in Spalato, die herrliche Lage der Städte Ragusa und Gravosa und das Paradies auf der Insel Lakroma, wo wir einige Stunden den Traum vom Orient träumten. Dabei vergaßen wir den Krieg.

Es war ein Sonntagsmorgen; ruhig steuerte unser Schiff gegen Gattaro, die Sonne strahlte vom dunkelblauen Himmel, Seevögel umkreisten uns und alle Gäste waren in gehobener Stimmung. Da zeigte einer auf einen vorspringenden Felsen, um den unser Schiff fahren mußte; hier ragten über die gewaltigen Betonmauern die langen Kanonenrohre eines Forts und zahlreiche Matrosen winkten uns freundliche Grüße aus der luftigen Höhe. Unser Kapitän schüttelte den Kopf, nahm sein Fernrohr und blickte rechts seitwärts in die Felsen, wo ein zweites Fort lag und meinte: „Auch das ist stark besetzt.“ Wir wurden unruhig, die gute Stimmung war vorbei; in der Bucht lagen mehrere Kriegsschiffe; ihre mächtigen Rauchsäulen wälzten sich über die spiegelglatte See; in Kastelnuovo herrschte ein reges Leben und Treiben; viel Militär sahen wir hier gruppenweise beisammenstehen, einzelne Abteilungen marschierten auf den Straßen, sie waren kriegsmäßig ausgerüstet; an mehreren Stellen der Bucht lagerten Feldwachen; ihre Gewehre standen seitwärts in Pyramiden, Motorboote voll mit Matrosen schossen pfeilschnell vorbei, auf den Straßen fuhren ganze Reihen von Wagen, die alle hochbeladen waren mit dem Hausrate — es waren Evakuierte, welche die Festung räumen mußten; mit Kind und Kegel zogen sie dahin, ungewiß war ihre Zukunft, die Frauen weinten, die Männer schritten ernst neben dem Wagen, da sie ja nicht wußten, ob sie ihre Heimat wiedersehen und in welchem Zustand sie dann sein wird.

Unsere Frauen wollten auf die Weiterfahrt verzichten und sofort umkehren, andere dachten an die Heimreise mit der Eisenbahn über Sarajevo; doch der Kapitän sprach allen Mut zu und meinte, diese Vorkehrungen seien in der Festung Gattaro notwendig, weil ja die Grenze gegen Montenegro ganz nahe liegt. Er zeigte sie uns und wir sahen dies ein. Ich betrachtete die herrliche Landschaft am Meeresufer, der Gegend ohne Winter mit den Kakteen, Zitronen- und Feigenbäumen, den Palmen und Zypressen, dahinter die kahlen und düsteren Felsen, das bleiche Steingeröll; ab und zu weidete ein Hirte eine Schafherde, auch Ziegen kletterten in den Felsen herum und suchten sich das spärliche Gras; die Hirten trugen weite blaue Hosen mit dem bunten Gürteltuch, ein schmutziges Hemd und eine rote serbische Mütze; Fischer spannten ihre Netze aus; die Leute - man nannte sie Bochesen - waren große und stattliche Erscheinungen, genügsam und sparsam, in der Heimat faul und träge, in der Fremde aber fleißig; ein Stück Brot war oft ihre Nahrung für den ganzen Tag; stundenweit gingen sie in den Felsen, ohne zu rasten, Trunksucht und Unmäßigkeit lag ihnen fern; die Frauen genießen nicht die gleichen Rechte wie die Männer; sie müssen fleißig arbeiten und altern deswegen frühzeitig; die Großmutter erhebt sich von ihrem Platze, wenn der erwachsene Enkel in die Stube tritt. Obwohl sie recht arm sind, feiern sie doch gern Feste, schmücken ihre Häuser mit Papierfähnchen, Girlanden und buntfarbigen Lämpchen; in der Dunkelheit erstrahlt die Ortschaft in dieser eigenartigen Beleuchtung, Lieder ertönen, die Musik spielt, Böller krachen und auf dem freien Platz tanzen die Erwachsenen den Rundtanz (Kolo genannt).

Im Hintergrunde erheben sich die dunklen schwarzen Berge mit dem gewaltigen Lovcen, in dessen Schluchten auch im Sommer der Schnee liegen bleibt; eine schöne Kunststraße führt in zahlreichen Schlangenwindungen über die Berge nach Montenegro. Kein Bach rinnt hier, keine Quelle murmelt, kein Wasser eilt hurtig ins Tal, kein Strauch oder Baum spendet da einen Schatten, nur Steine und Felsen sieht man und aus bombensicheren Unterständen schauen lange Kanonenrohre finster drohend auf die Bucht herab; der Lovcen war eine montenegrinische Festung, die von den Franzosen und Russen ausgebaut war. Maultiere schleppen Waren übers Gebirge, Händler ziehen des Weges und klettern mit staunenswerter Sicherheit über das Steingeröll; Schuhe und Stiefel möchten da versagen, da taugen nur die bodenständigen Opanken.

Sattaro ist die wichtigste Handelsstadt für das ganze Gebiet und hat sehr viele Basare; hierher kommen die Montenegriner und bringen ihre Waren, auch die Großmutter des Königs Nikita ist noch mit einem Bündel Holz hier am Markte erschienen und bot es zum Verkaufe an. Stundenlang handeln, feilschen, streiten und zanken sich die Leute um einige Heller; ja es kommt oft vor, daß der Verkäufer sein Hammelfell oder, was er sonst hat, nimmt und heimkehrt.Als unser Schiff in den Hafen von Sattaro einlief, erschien ein Hauptmann und erklärte das Schiff als Militäreigentum, da es für Truppentransporte benötigt werde. Darob herrschte große Bestürzung, die Frauen weinten; ein Herr meinte, die Rückreise mit der Bahn anzutreten, doch die war nur für Militärzüge offen. Weil aber in der Gesellschaft 50 Herren waren, die ja auch einrücken mußten, gab nach langen Verhandlungen das Kommando das Schiff frei. Wir stiegen ans Land und besuchten die Stadt; hier herrschte ein Leben und Treiben, ein Kommen und Gehen; vollständig ausgerüstete Militärabteilungen marschierten durch, Reservisten kamen, Wagen voll Gewehre fuhren in die Kasernen, aus denen Gesang und Musik ertönte, Frauen standen weinend und händeringend vor dem Kasernentor, Bürger packten ihre Sachen und rüsteten zur Abreise, Reiter brachten Meldungen, ein montenegrinischer Offizier erschien in einem Kraftwagen, Neugierige drängten heran und wollten wissen, was das bedeutet.

Ich schlug mich in eine schmale Seitengasse, da standen die alten ehrwürdigen Steinbauten, Häuser mit kleinen Fenstern und winkeligen Stiegen, daneben der unscheinbare Dom der Rechtgläubigen; eben war Gottesdienst, die Kirche erstrahlte im Lichterglanze,Weihrauchwolken schwangen sich empor zu den reich vergoldeten Bildern, Geistliche schritten durch die Altartüren und ernste, feierliche Choräle ließen mich aufhorchen - ich verstand kein Wort und doch fühlte ich Andacht und Ehrfurcht bei diesem wundervollen Männergesang, der ohne Orgelbegleitung durch den weiten Raum rauschte.

Der Ausflug nach Setinje in das Reich des „Zaunkönigs“ mußte unterbleiben, da auch die Montenegriner schon rüsteten und den Eintritt in ihr Land verwehrten.

Um zwei Uhr erfolgte unsere Abfahrt, da wir noch vor Einbruch der Nacht die Bucht verlassen mußten; einem großen Teil der Fahrgäste war es ganz recht, sie wollten nur daheim sein und wünschten dem Schiffe Flügel.

In Zara blieben wir noch einige Stunden, hier lasen wir schon den Mobilisierungsbefehl; Schiffe voll Reservisten fuhren ein, die öffentlichen Gebäude waren vom Militär besetzt, Streifwachen durchzogen die Stadt, Ansammlungen waren verboten, Kolonnen von Tragtieren kamen aus den Gebirgsdörfern, die ausgerüsteten Soldaten verließen die Stadt, Frauen umd Kinder gaben ihnen das Geleite, herzzerbrechende Szenen spielten sich da ab, wenn es hieß „Abschiednehmen“. Uns war die Rückreise verleidet, es fehlte die frische und fröhliche Stimmung, die Heiterkeit und Sangesfreude. Das Gespräch drehte sich um den Krieg, um das Einrücken und um die dunkle Zukunft.

Bei Pola fuhren wir um Mitternacht vorbei; hier standen zahlreihe Wachschiffe, Scheinwerfer beleuchteten das weite Meer, buntfarbige Signallichter blitzten auf, sodaß uns ganz unheimlich zumute wurde.

Erleichtert atmeten wir auf, als endlich unser Schiff in Triest landete, wo sich das gleiche Bild zeigte wie in Zara. Ich eilte zum Staatsbahnhof, der von Reisenden überfüllt war; denn fluchtartig verließ alle die Seebäder und Sommerfrischen und eilten heim. Der Schnellzug konnte die Fahrgäste gar nicht aufnehmen; die Leute standen in den Gängen der Waggons, schwitzten in der drückenden Hitze, litten Durst und Hunger, da man nirgends etwas zum Kaufen erhielt; Kinder schrien und weinten, Frauen schluchzten und ein tiefer Ernst lag auf dem Antlitz eines jeden Mannes. Brücken und Tunnele waren vom Militär bewacht; ın den großen Stationen herrschte ein beängstigender Andrang, sodaß ein neuer Zug eingeschoben wurde. Wie hatte sich doch das Bild innerhalb weniger Stunden verändert; der Krieg gab dem Verkehrswesen ein neues, ungewohntes Aussehen, beeinflußte die Unterhaltung, das Denken und Fühlen der Bürger; die Welt war mit einem Schlage eine andere geworden.

Abends um 9 Uhr rollte der Zug in die Halle des Wiener Westbahnhofes ein. Draußen auf der Straße riefen die Zeitungsjungen: „Extraausgabe! Kriegserklärung! Ein Händedruck von meinen Reisegefährten, glückliche Heimkehr aus dem Kriege wünschten sie mir; dann lief alles auseinander. Jeder hatte die Empfindung, daß wir am Vorabend großer Ereignisse standen.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, Sep./Okt. 1957

Vor dem Türkenkriege

Im Jahre 1670 wollte ein Jesuit wissen, dass eine päpstliche Bulle dem Hause Liechtenstein den Genuss und Besitz gewisser Zehente einräumte, doch fehlten darüber alle Urkunden.

Geldfuhren, die nach Wien gingen, mussten bei den unsicheren Zeiten geheim gehalten und von 2 Musketieren begleitet werden; als bei einem Schneegestöber ein Schlitten von Wilfersdorf nach Thayax fuhr, spannte der Kutscher 8 Rosse ein. Für die Kaiserinwitwe wurden mehrere Schlosszimmer geweißt, geputzt und geheizt, weil sie auf der Durchreise hier nächtigen wollte, auch Wildbret bereitete man für sie vor. Mannshoch lag der Schnee auf den Feldern, dazu herrschte eine grimmige Kälte, dass sich niemand auf die Straße wagte.

Neue Mauttafeln wurden gemacht, weil die Gebühren für Schmalz und Käse um zwei Kreuzer beim Zentner ermäßigt wurden.

In den Ortsgemeinden wollte man die Hutweiden in Ackerland verwandeln, was aber die Herrschaft verhinderte, da ja zuwenig Weideland vorhanden war. Für die Pferde schaffte der Hauptmann „Blenten“ an, kaufte ungarische Peitschen und ließ die Brustblätter auf der Innenseite füttern; die kroatischen Knechte erfreuten sich eines besseren Rufes als die deut= schen, die mit den Pferden zu langsam und zu verdrossen waren, Die deutschen und polnischen Fuhrleute schmuggelten sehr geschickt die Waren über die Grenze, sodass man auf sie ein wachsames Auge haben musste.

Bevor der Fürst im Schloss eintraf, wurden die Wohnräume gewaschen, geputzt, ausgeräuchert und gut ausgeheizt.

Das Hochwasser vom 13. Juli überschwemmte das Zayatal bis gegen Hauskirchen, vermurte die Wiesen und Felder und wusch die Weinstöcke aus.

Die Pfarrer der Patronatskirchen forderten neben den Naturalien auch noch die entsprechenden Geräte wie Fässer und Metzen; die Herrschaft beanspruchte von einem Weinfass 1 fl, als Getreidemaß galt der Mistelbacher Metzen (150 alte Metzen = 140 5/8 neue Metzen). Es waren recht unruhige Köpfe, die immer Wünsche und Forderungen hatten; der Wilfersdorfer erhielt jährlich 35 Eimer Wein und 8 Eimer Bier, der Obersulzer 40 Eimer Wein, der Kettlasbrunner 20 Eimer Wein und 8 Eimer Bier – die Mengen wurden alle Vierteljahre ausgefolgt; von jetzt mussten sie das Fassgeschirr zurückgeben.

Den 2 Ordinariboten, welche die Gemeinden besoldete, gewährte die Herrschaft als Laufgeld 6 kr für eine Meile.

Pfarrbericht vom 1. Jänner 1670 bis 1. Jänner 1671

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  | Geburten | | Getraut | Gestorben | |
| Pfarre | Knaben | Mädchen |  | Erwachsene | Kinder |
| Wilfersdorf | 22 | 24 | 8 | 18 | 29 |
| Ober-Sulz | 19 | 14 | 9 | 9 | 11 |
| Mistelbach | 17 | 21 | 3 | 14 | 7 |
| Eibesthal | 8 | 7 | 2 | 6 | 3 |
| Poysdorf | 6 | 7 | 1 | 3 | 5 |
| Walterskirchen | 5 | 1 | 1 | 1 | 1 |
| Kettlasbrunn | 14 | 11 | 5 | 4 | 4 |
|  | 91 | 85 | 29 | 56 | 60 |

Ausgeliehen hatten die Untertanen von der Herrschaft 38 Mut 15 Metzen Hafer.

1671 wurde auf dem Lehenberg ein Kreuz errichtet, das Floriani- und Laurentius Amt feierten fast alle Orte.

1 Metzen Korn kostete 27 kr, Weizen 1 fl, 1 Zentner Schmalz = 15 fl.

Zum Gartenanbau bezog die Herrschaft „wällischen Samen“ (Karfiol, Fenchel u. s. w. )

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
|  | Waisen | | Roboter | |
| Ort | Knaben | Mädchen | Ross | Handroboter |
| Wilfersdorf | 13 | 14 | 12 | 26 |
| Bullendorf | 20 | 17 | 8 | 21 |
| Kettlasbrunn | 7 | 22 | 14 | 36 |
| Ober Sulz | 27 | 21 | 12 | 47 |
| Blumenthal | 11 | 4 | 10 | 18 |
| Loidesthal | 8 | 12 | 19 | 11 |
| Mistelbach | 60 | 56 | 31 | 145 |
| Hüttendorf | 2 | 45 | 4 | 5 |
| Lanzendorf | 9 | 6 | 3 | 6 |
| Ketzelsdorf | 18 | 14 | 13 | 13 |
| Wetzelsdorf | - | 2 | 2 | 7 |
| Poysdorf | 19 | 12 | - | 68 |
| Eibesthal | 37 | 43 | 11 | 49 |
|  | 231 | 228 | 144 | 459 |

Am Neusiedler Steinberg hatte der Jäger 28 Hasen à 5 kr und 6 Füchse à 20 kr geschossen; die Wachteln fing man mit einem abgerichteten Sperber.

Am 4. April wütete ein Schneesturm, dass man auf 3 Schritte nichts sah. Als dann ein trockenes Wetter folgte, ließ die Gemeinde auf dem Domonik Altar eine Messe lesen, damit es regnen sollte.

Erntergebnis: Bauweizen : 924 Schock 34 Garben,

Zehent Bauweizen : 228 Schock 18 Garben,

Baukorn : 195 Schock 49 Garben,

Zehent Baukorn : 537 Schock 35 Garben,

Zehent Gerste : 2 Schock 20 Garben.

1 Schock Bauweizen gab 3 ¾ Metzen, Korn 4 Metzen,

1 Schock Zehentweizen gab 3 Metzen , Korn 2 – 5 Metzen.

256 Tagwerk Wiesen lieferten 479 Fuhren Heu und 259 Fuhren Grummet.

Den Damm vor dem Schloss beschotterte die Herrschaft gründlich und setzte auf der Seite Kronawettstauden; von Paris kaufte sie 2 Robotwagen um 761 fl 28 kr und von Neapel bezog sie italienische Pferde.

Mauten besaß die Herrschaft 1672 in Wilfersdorf, Bullendorf, Mistelbach, Lanzendorf und am „Harten Tanz“, die sie alle um 800 fl dem Wenzel und Marie Schwarz verpachtete.

In Wilfersdorf kostete 1 Mut Weizen 30 fl, in Ebergassing 36 fl,

In Wilfersdorf kostete 1 Mut Korn 15 fl, in Ebergassing 20 fl,

In Wilfersdorf kostete 1 Mut Hafer 8 fl 30 kr, in Ebergassing 12 fl.

Die Hausarmen des Marktes empfingen von der Herrschaft zu Neujahr, in der Fasnacht zu Georgi und Michaeli ein Almosen in Geld, Korn und Heiden, nicht aber die Bettler und Fremden; bei der Kirchentür verteilte sie fast jeden Sonntag ein Almosen; das Michaeliamt war ein Opfer für die verstorbenen Mitglieder des Fürstenhauses, nachher erhielten die Armen ein Geldgeschenk.

Am 24. März stiftete die Herrschaft ein Almosen an den Quatemberfreitagen mit einem Amte, nach dem die Armen Brot, Bier und zusammen 12 fl bekamen. Der Kaplan an der Mistelbacher Spitalkirche musste sich von nun an mit 200 fl begnügen (früher 250 fl ) und mit 4 Klafter Brennholz (ehedem 8).

Die Quatemberstiftung geriet bald in Vergessenheit, die Armen besuchten gar nicht die Kirche. Alle Bedienstete und Beamten mussten ihre Osterpflicht erfüllen und den Beichtzettel vorweisen. Da Brandleger die Orte heimsuchten, sollten die Gemeinden Wachen aufstellen, im Schloss die Tore gut versperren und die Zugbrücke aufziehen.

Nach einer Verordnung bekamen im Sommer die Bauhandwerker folgende Entlohnung:

1 Pallier auf des Meisters Groschen täglich 20 kr,

1 Maurer oder Zimmergeselle = 18 kr,

1 Malterrührer = 13 kr, 1 Ziegeldeckergeselle = 33 kr,

1 Tagwerker = 12 kr (auf dem Lande waren diese Wiener Ansätze um 2 kr niedriger). Die Arbeitszeit dauerte im Sommer von 4 Uhr früh bis 7 Uhr abends mit 3 Feierstunden, im Winter aber, solange es licht war, mit 1 Raststunde, im Frühling und Herbst 2 Feierstunden.

Jeder Meister musste einen Lehrbrief besitzen; sollte einer mehr Lohn fordern, so ist ihm der Lehrbrief abzunehmen, er für „unehrlich und untüchtig“ zu erklären und ins Landgericht einzuliefern.

Anfangs Juli pilgerten die Wilfersdorfer nach Maria Zell und blieben 7 Tage aus; der große Wolkenbruch richtete in den Feldern einen nicht unbedeutenden Schaden an, da der Bauer gerade mit der Ernte beginnen wollte. Die Ernte ergab viel Stroh, aber wenig Körner. Erst nach dem Getreideschnitt mähte man die einmahtigen Wiesen.

Am 6. August 1673 konnte der Schlossturm ausgebessert werden. An Bau- und Zehentgetreide gingen ein: Weizen 1818 Schock 46 Garben,

Korn 1271 Schock 2 Garben,

Gerste 36 Schock 13 Garben.

Das Beilager des Kaisers musste mit einem Gottesdienst in allen Kirchen gefeiert werden, damit er mit vielen Nachkommen beglückt werde.

Am 14. Dezember 1673 ließ die Herrschaft ein feierliches Lobamt zu Ehren des hl. Sebastian und Rochus lesen, weil man wegen der ungesunden Luft den Ausbruch der Pestilenz befürchtete.

Ein Schock Karpfenbrut kostete 1674 in Nikolsburg 30 kr; der Nutzen der herrschaftlichen Fischzucht belief sich auf 747 fl 46 kr, die Unkosten auf 184 fl ½ kr , sodass ein Reingewinn von 563 fl 45 ½ kr blieb. Zum Georgi Almosen spendete der Fürst 137 Metzen Heiden. Auch in diesem Jahr verursachten große Regengüsse einen bedeutenden Feldschaden.

Vom Dienerhaus führte ein Schwibbogen über das Mühlwasser, das immer sehr schlecht geräumt wurde; es war eine „Lumpenarbeit“. Von einer Klafter zahlte man 4 kr.

Die Bäcker erzeugten damals „Brezel und Peugel“.

Marchfelder Bauern holten sich in Wilfersdorf Weizen, weil das Getreide hier sehr billig war; ein Metzen Korn kostete 24 kr und Hafer 18 kr.

Die Fürstin erbaute ein hl. Grab und eine Domonikkapelle, die der Passauer Offizial am 27. Juli mit einer feierlichen Messe einweihte; der Pfleger von Kromau war der erste Wallfahrer an dieser Gnadenstätte.

Zum Schutze gegen Feuerbrände ließ der Fürst das Schloss mit Ziegeln decken.

Im Herbste kostete ein Metzen Korn 25 kr und Weizen 48 kr.

Das Jagdergebnis für 1674/75 war folgendes:

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Ort | Hasen | Füchse | Wildkatze | Rehe | Preise |
| Hausbrunn | 22 | 14 | 2 | - | 1 Hase = 3 kr |
| Neusiedl | 27 | 9 | - | - | 1 Fuchs = 15 kr |
| Schrick | 10 | 9 | - | - | 1 Wildkatze = 15 kr |
| Mistelbach | 10 | 5 | - | 3 | 1 Reh = 30 kr |
| Eibesthal | 13 | 5 | - | 3 |  |
| Poysdorf | 8 | 1 | - | - |  |
| Lanzendorf | 2 | 8 | - | - | In Geld betrug alles 19 fl 48 kr |

Der Amtmann Tobias Schneider bekam für sein ersprießliches Wirken den Titel Hauptmann.

Von Wien brauchte ein Brief 4 Tage bis nach Wilfersdorf.

Das Magdalenafest feierte man 1675 in der Schlosskapelle mit Hochamt, Predigt und Vesper; dazu kamen von Zistersdorf Franziskaner.

Die Getreideernte war eine sehr gute:

Bauweizen: 1221 Schock 18 Garben, Zehent 293 Schock 40 Garben (davon Mistelbach) = 371 Schock 30 Garben, (Kettlasbrunn 71 Schock 40 Garben, Bullendorf 70 Schock 35 Garben)

Baukorn: 356 Schock 46 Garben – Zehent 847 Schock 13 Garben,

Gerste: 21 Schock 45 Garben – Zehent 14 Garben.

Von Stockerau kaufte ein Konrad Bauer viel Getreide in Wilfersdorf. Von Rabensburg bekam die Herrschaft 308 ¾ Ellen Hanfleinwand und 265 2/4 werkene.

Die Eisgruben legte man mit Schilfrohr aus, bis Lichtmess jagten die Jäger 1676 und das Ergebnis waren 63 Hasen, 44 Füchse und 1 Reh. Die Fuchsbälge arbeitete der Kürschner aus. Die Jäger richteten Sperber für Jagdzwecke ab. Zur Fütterung der 11 Wind- und 12 Wachtelhunde benötigte die Herrschaft wöchentlich 1 Metzen Korn und 2 Metzen Hafer; zum „Purgieren“ der Jagdhunde reichte man ihnen einen jungen Frischling 2 Pfund Schwefel und Leinöl im Frühjahr. Die Jagdsteige putzte man im Herbste aus; für eine Jagd stellte man 14 Jagdhunde bereit.

1 Metzen Weizen kostete 1 fl 15 kr, Korn 1 fl und Hafer 24 kr. Die Handwerker bezahlte die Herrschaft diesmal mit Getreide; als Fastenalmosen spendete der Fürst 49 Metzen Korn. Mit dem Grafen Bräuner von Asparn tauschte die Herrschaft zwei Wiesen hinter dem Schloss neben der Schießstatt gegen eine bei Blumenthal.

Für die 371 Joch, die mit Sommerfrucht bebaut wurden, benötigte man 35 Mut 14 Metzen Hafer, 5 Metzen Erbsen, ebensoviel Bohnen und 4 Metzen Linsen.

In den fürstlichen Zimmern hatte man schon damals Matratzen..

War der Fürst mit seinem Hofstaat in Wilfersdorf, so führte der Hauptmann von Ostra und Kromau Lebensmittel hieher. Für die Bettler bei der Kirchentür gab der Rentmeister im Auftrage des Fürsten den Betrag von 7 fl 59 kr, so dass einer 2 den, manchmal auch 1 Groschen bekam.

Als am 8. Juni 1676 die polnische Königin sich auf der Durchreise im Schloss einquartierte, unterhielt sich die Gesellschaft 2 Stunden lang unter der großen Linde im Schlossgarten; das Gefolge verzehrte 24 ½ Maß Wein, 1 ¾ Eimer Bier, 4 Laib Brot und 14 Metzen Hafer.

Die Ernte ergab:

Bauweizen: 1269 Schock 33 Garben, Zehent 274 Schock 29 Garben

Korn: 288 Schock 57 Garben, Zehent 712 Schock 52 Garben

Hafer: 774 Schock 22 Garben, Zehent 699 Schock 8 Garben.

Angebaut wurden 390 ¼ Joch u. z. mit Weizen 26 Mut 17 Metzen, mit Korn 10 Mut 16 Metzen und mit Gerste 23 Metzen.

Die Untertanen hatten ausgeliehen: Korn 10 Mut 13 Metzen und Hafer 33 Mut 9 Metzen.

Hausalmosen zur Fastenzeit des Jahres 1677 :

je 4 Metzen für Wilfersdorf, Loidesthal und Ketzelsdorf,

je 3 Metzen für Bullendorf und Poysdorf

je 2 Metzen für Blumenthal, Krut, Wetzelsdorf, Lanzendorf,

je 5 Metzen für Kettlasbrunn, Ober Sulz, Eibesthal und

je 6 Metzen für Mistelbach.

Ein kaiserlicher Reiter überfiel zweimal in Hobersdorf den Gaweinsthaler Hufschmied.

Im März rafften die Masern viele Kinder weg. Das Georgi Almosen an die Armen betrug 53 Metzen 5 Massl. Ein Maler zeichnete für die Herrschaft eine Mappe mit genauer Angabe der Grenzen

Die Ernte des Jahres 1677 war eine gute:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Bauweizen | 1041 Schock 6 Garben | Zehent 182 Schock 14 Garben |
| Halbtreide | - | Zehent 74 Schock - |
| Gerste | 31 Schock 50 Garben | Zehent - 36 Garben |
| Korn | 294 Schock 5 Garben | Zehent 745 Schock 17 Garben |
| Hafer | 854 Schock - | Zehent 641 Schock 5 Garben |
| Erbsen | - 25 Garben |  |
| Linsen | - 7 Garben |  |

Die beiden Letzten wuchsen bei uns sehr schlecht.

Der Haferschnitt begann am 12 August. 1 Metzen Weizen kostete 56 kr, Korn 24 kr und Hafer 18 kr.

Am 28. August 1678 traf die Nachricht ein, dass in der Türkei und Süd-Ungarn die Pest wütete, sodass man auf die Fremden gut aufpasste und in der Dominikkapelle ein Lobamt lesen ließ; zu Michaeli und im Advent gab diesmal die Herrschaft auch ein größeres Armenalmosen; am 4.Dezember meldeten die Zeitungen, dass die Pest in Ungarn wüte und gegen Österreich langsam vordringe, was allgemeine Bestürzung unter den Einwohnern hervorrief.

Das Ernteergebnis des Jahres 1678 war folgendes:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Bauweizen | 1096 Schock 47 Garben | Zehent 245 Schock 55 Garben |
| Korn | 313 Schock 16 Garben | Zehent 819 Schock 3 Garben |
| Gerste | 32 Schock 30 Garben | Zehent 1 Schock 40 Garben |
| Hafer | 611 Schock 15 Garben | Zehent 517 Schock 10 Garben |
| Jagdergebnis | 51 Füchse, 165 Hasen, 2 Rehe für Wilfersdorf | |
|  | 27 Füchse, 102 Hasen, - Rehe für Rabensburg | |

Der Hofgärtner, der im Vorjahr aufgenommen war, beaufsichtigte den Hofküchengarten und die Obstbäume, suchte Wildlinge, pelzte sie, setzte Weichsel- und Pflaumenbäume neben Stadeln und am Mühlgraben; die Linden bei der Schießstatt standen unter seiner Aufsicht, auch die im Kettlasbrunner Walde. Den Lehrling, den er sich hielt, unterrichtete er in allen Dingen; als Lohn bekam er: 40 fl im Jahr, täglich eine Maß Bier und 2 Seideln Wein, 12 Metzen Korn, 4 Kiefel Salz, 4 Pfund Fleisch in der Woche, 20 Pfund Schmalz jährlich, 1 Metzen Vollmehl, ¾ Metzen Grieß, ½ Metzen Gerste, 20 Pfund Käse, 1 Eimer Kraut (oder 45 kr), freie Wohnung und Brennholz.

1679 wollten Mistelbach und Poysdorf dem Amtmann die Einsicht in die Gemeinderechnungen verweigern, damit er nicht ihre verborgenen „stückl“ erkennt.

Der Schulmeister Matthias Holzhauser, der in der Fastenzeit das Miserere und die Litanei hielt, bekam dafür 19 Maß 2 Seideln Wein und 39 Laib Gesindebrot. Im Mai verfügte der Kastner noch über 146 Mut 26 Metzen Weizen, 258 Mut 13 Metzen Korn und 82 Mut 10 Metzen Hafer.

Die Moskowitische Gesandtschaft ließ, als sie gegen Wien reiste, ihre 200 Pferde auf den Mistelbacher Wiesen weiden und begehrte von den Bauern Vorspanndienste bis Wolkersdorf.

Auf die Nachricht, dass am 20. Juni 1679 die Pest in Pressburg und in Wien wütete, ließ die Herrschaft in Kettlasbrunn ein Lobamt lesen.

Der lang andauernde Regen im Juli-August schädigte die Ernte und überschwemmte die Wiesen im Zayatale.

Als in Hohen Ruppersdorf 4 Häuser wegen der Pest gesperrt wurden, wusste man, dass diese Seuche aufs Land schon übergegriffen hatte; die Schulen wurden geschlossen, das Landgericht sollte folgen. Von dem verseuchten St. Ulrich ließ man keinen Menschen in den Markt; die moskowitische Gesandtschaft kehrte über Mistelbach heim; Fremde wollte kein Mensch beherbergen; die Wiener Fischhändler hatten einen Gesundheitspass vorzuzeigen, wenn sie von Wilfersdorf die Fische holten; zum Unglück erschienen noch Montecucculi Soldaten, die sich im Markte einquartierten; Handel und Verkehr stockte, die Maut büßte 500 fl in dem Jahre ein, der Mistelbacher Michaelimarkt fiel schlecht aus, die Wochenmärkte litten überall; Musikunterhaltungen, Maskeraden waren untersagt; den Metzen Weizen bezahlte man mit 1 fl 9 kr.

In der Fasnacht 1680 sperrte man die herumziehenden Faschingsnarren im Dienerhaus ein, dann zahlten sie eine Strafe, die zur Hälfte der Gemeinde und die andere der Kirche gehörte. In diesem Winter schoss der Hausbrunner Jäger 2 Wölfe.

Für den Anbau gab die Herrschaft aus: Hafer 45 Mut 27 Metzen, Linsen 3 Metzen, Bohnen 2 Metzen, Erbsen 3 ¾ Metzen; als die fürstlichen Musketiere bei einem Brande mithalfen, schenkte ihnen der Fürst ½ Eimer Wein; im Schloss hatte die Herrschaft einen Wachsvorrat von 875 Pfund.

Auf genaue Waisenrechnungen schaute der Amtmann; jeder Dorfrichter wird gestraft, wenn er Waisenkinder in unkatholische Gemeinden heiraten ließ; sie sollen fleißig die Religionslehren besuchen, den Katechismus lernen und fleißig beten; ihre Schriften und Urkunden seien genau zu verwahren, ihre Kleider und Sachen verkaufen die Angehörigen im Beisein eines Beamten, nie darf ein Richter Bitten und Geschirr der Waisen eigenmächtig verwenden und benutzen, ihre Gelder darf der Richter nur mit Vorwissen der Herrschaft hinausgeben; diese ist auch zu verständigen, sobald ein Waisenkind freigelassen wird; die Ziffern in den Schriften muss man stets ausschreiben mit Worten, damit kein Unfug getrieben wird, damit sie ein Handwerk später lernen können, müssen sie auch die Schule besuchen; die Waisenrechnungen und Waisenbücher führt jederzeit die Herrschaft; wird ein Waisenkind groß und heiratet dasselbe, so empfängt der Hauptmann von ihm 4 fl 30 kr.

Am 16. Juni 1680 hielt die Bevölkerung im Verein mit den Beamten, die ein gutes Beispiel geben mussten, am hl. Berg eine feierliche Andacht ab, damit die Gemeinde von der Pest verschont bleibe, die in Nikolsburg, Tracht, Muschau und Wisternitz so viele Todesopfer forderte. Der Mistelbacher Baron Mechtl streute die Lüge aus, dass Wilfersdorf ebenfalls schon verseucht sei, doch war es das Wilfersdorf bei Bruck a. d. L. Das Stammersdorfer Gasthaus, in dem alle Bewohner an der Pest starben, wurde gesperrt; deshalb vermied der Fürst Dietrichstein auf seiner Reise nach Wien jedes Gasthaus. Die Fürstlichkeiten aßen gern Kronawettvögel, „Zarizer“, „Quitscherln“ und Kernbeißer.

Der Wiener Uhrmacher Heinrich Sternecke forderte für die Herrichtung der Uhr 68 fl 30 kr.

Die Ernte war sehr gering dieses Jahr:

Bau- und Zehentweizen 1087 Schock 29 Garben,

Korn 989 Schock 1 Garben,

Gerste 29 Schock 2 Garben und

Hafer 1046 Schock 3 Garben.

1681 besaß die Herrschaft zu Georgi noch folgende Getreidemengen:

Weizen 167 Mut 6 Metzen (1 Metzen = 54 kr)

Korn 284 Mut 17 Metzen (1 Metzen = 45 kr)

Gerste 12 Mut (1 Metzen = 30 kr)

Heiden 15 Metzen

Blieb der Fürst mit seiner Hofhaltung in Wilfersdorf, so benötigte er Korn 74 Mut 26 ¾ Metzen, Gerste 6 Mut 18 Metzen, Hafer 224 Mut 12 Metzen, sodass Gerste und Hafer eingeführt werden mussten. Den treuen und braven Knechten schenkte der Fürst manchmal zur Belohnung einen Rauchtabak.

Am 17. Mai 1681 stürzte der neue Herrschaftskeller ein, den der Maurermeister so schlecht gearbeitet hatte.

Die Jäger schossen an Wild: 94 Füchse à 12 kr, 97 Hasen à 3 kr, 4 Rehe à 30 kr, 1 Wildkatze à 12 kr.

Die Untertanen hatten sich vom Fürsten 388 Metzen Korn und 520 Metzen Hafer ausgeliehen.

1682 arbeitete man recht fleißig am Bräuhaus; die Saaten standen im Frühjahr so schön, dass auf den Märkten das Getreide von Tag zu Tag billiger wurde.

Die Ernte lieferte an Bau- und Zehentgetreide: Weizen 1479 Schock 42 Garben,

Korn 818 Schock 22 Garben

Gerste 17 Schock 58 Garben und

Hafer 1363 Schock 55 Garben ;

Beim Probedreschen gab 1 Schock Korn sechs Metzen.

Den Schlossmaler entlohnte die Herrschaft mit 15 fl für ¼ Jahr und den Gesellen mit 8 fl 45 kr.

In diesem Jahre erlegten die Jäger 2 Wölfe u. z. in Kettlasbrunn und Eibesthal.

Die Herrschaft hatte jederzeit dem Aufschlageinnehmer Hilfe und Beistand zu gewähren; dieser Aufschlag war eine Steuer, die vom Getreide, Mehl, Wein, Kühen, Pferden, Kälbern, Ziegen, Büffelhäuten, Wachs, Honig, Inslet und Pflaumen eingehoben wurde, wenn diese Dinge ein- oder ausgeführt wurden; niemand durfte sich dieser Abgabe entziehen, einen verbotenen Weg einschlagen oder im Geheimen kaufen und verkaufen.

Handschrift von Franz Thiel

Wachsstrafen in alter Zeit

Das Bienenwachs brauchten unsere Ahnen zu verschiedenen Zwecken. Die Kirche benötigte für die Beleuchtung des Gotteshauses viel Wachs; um solches für die Kerzen zu bekommen, forderte sie bei den Strafen kein Geld, sondern meist das schöne Bienenwachs; auch die Handwerker, die in Zünften vereinigt waren, folgten diesem Beispiel, wenn ein Lehrjunge, ein Geselle oder Meister gegen die Zunftbestimmungen verstieß.

1497 mußte der Benefizial beim Sebastiani-Benefizium in Mistelbach ½ Pfund Wachs zur Martinskirche geben, wenn er seinen Pflichten nicht nachkommen sollte und er sein Amt vernachlässige. Arbeiten im Weingarten waren an einem Sonnabend nachmittags überall strenge untersagt; wer es trotzdem tat, reichte z. B. in Gedersdorf bei Brunn im Felde zur Kirche 1 Pfund Wachs und dem Dorfrichter 12 den (=Pfennige)(um 1500). In Klein-Retz gab der Missetäter für dasselbe Vergehen zum Gotteshaus Bienenwachs um einen Taler und dem Bergmeister 12 den. Solche Wachsstrafen finden wir auch in Trandorf bei Rarendorf; fluchte aber der Bauer und schimpfte er deswegen, so wurde er ohne Gnade zu einem zweiten Pfund Wachs verurteilt. Hatte in Winkel am Wagram ein Fischer das Eis mit einer Hacke eingeschlagen und „entortet“, so zahlte er 2 und 6 Schilling den, 1 Pfund Wachs und beim Fischmeister sowie den Gesellen einen Eimer Wein (1530).

Wenn in Weiten ein Fleischhauer an einem Sonntag, zu den vier Frauentagen = Marientagen und an den 12 Botentagen = Apostelfesten sowie am Antlaßtag = Gründonnerstag vor der Wandlung beim Gottesdienst schon Fleisch verkaufte, so büßte er es mit einem Pfund Wachs zur Kirche. In Bogenneusiedl trugen 1590 Frauen, die miteinander stritten, Gott lästerten und unverschämte Worte sprachen, strafweise die Fiedel oder den Bagstein und brachten dem Pfarrer ein Pfund Wachs; dieselbe Strafe enthält das Panteiding in Hagenbrunn und Wolfpassing.

Wenn in Hartenstein ein Mann dem anderen „das vollent übl“ = hinfallende Krankheit im Zorne „geit“ = gibt oder wünscht, so war er der Herrschaft mit 6 Schilling den verfallen und dem Gotteshaus mit 1 Pfund Wachs; hatte er aber dies nicht, so trieb ihn den Pfarrer um die Kirche (1605). Zahlreich waren die Wachsstrafen in Mistelbach bei den Zimmerleuten (1629): je ein Pfund gab der, welcher an dem Begräbnis eines Zunftgenossen nicht teilnahm, der einen Störer nicht anzeigte und wenn ein Meister beim Zunftvorsteher nicht erschien; je 2 Pfund – wenn ein Meister zweimal zum Zunftvorsteher gerufen werden mußte und wenn ein Meister dem anderen einen Gesellen abwendig machte; je 3 Pfund – wenn ein Geselle Meister werden wollte (dies war aber eine Spende und keine Strafe) und wenn er am Fronleichnamstag am Umgang nicht teilnahm; 4 Pfund – wenn ein Meister dem anderen die Arbeiten auszubitten trachtete; 30 Pfund – wenn ein Meister Störarbeit übernahm; je 50 Pfund - wenn ein Geselle Störarbeiten machte und wenn er nicht um den Lohn arbeiten wollte, den die Obrigkeit festgesetzt hatte.

Verschwieg ein Kürschnerlehrling in Mistelbach seine uneheliche Geburt, so reichte er zur Strafe ein Pfund Wachs. In Kagran betrieb der Pfarrer selbst fleißig die Bienenzucht, um genug Wachs für seine Kirche zu bekommen. In Niederstockstall am Wagram mußte jeder Bewohner, wenn er Gott fluchte oder schalt, unbarmherzig ein Pfund Wachs zum Gotteshaus reichen und außerdem noch ½ Tag in der Brechel oder beim Kreuz stehen. 1652 gab es in Eibesthal bei Mistelbach 10 Immerkühe; die Besitzer zinsten dafür Wachs zur Kirche, damit sie besser beleuchtet werde. Die Herrschaft Wilfersdorf verfügte 1674 über 875 Pfund Wachs, die sie für Kanzleizwecke benötigte.

Wer in Nonndorf bei Zwettl auf einem Weg eine Falle machte, büßte es 1680 mit 1 Pfund Wachs für die Kirche und zahlte noch 6 Schilling 2 den Strafe; besaß er kein Wachs, so trieb ihn der Pfarrer um die Kirche herum. Die Gemeinde Großkrut benutzte für amtliche Zwecke spanisches Wachs, die Bauern dagegen grünes. Die Kirchen bevorzugten für Kerzen braunes Wachs und nicht weißes. Junge Bäcker, die in Mistelbach bockten oder trotzten, reichten zur Strafe Wachs für die Kirche. In Groß-Gerungs hielt die Gemeinde am Freitag nach Christi Himmelfahrt nach altem Brauch ein gesungenes Lobamt ab; blieb da ein Bürger dem Gottesdienst fern, so erlegte er 1 Pfund Wachs für kirchliche Zwecke; dieselbe Strafe traf den Gastwirt oder Bräuer, der während des Hochamtes etwas ausschenkte oder der ein Stück Vieh in den Friedhof trieb; dies geschah leider öfter (1701). Der Wilfersdorfer Rentschreiber gebrauchte zum Siegeln 1723 nur spanisches Wachs. Die Poysdorfer Pfarrkirche verrechnete 1728 für Wachskerzen 94 fl. 22 kr. in einem Jahr (1000 Mauerziegel kosteten 7 fl.). Die Gläubigen spendeten oft bei verschiedenen Gelegenheiten Wachs, so z. B. 1740 der Graf Eusebius Trautsohn, der dem Poysdorfer Gotteshaus ein Pfund Wachskerzen schenkte, als die Kreuzpartikel ausgesetzt wurde. Oel und Wachs waren aber bei uns sehr teuer, weil diese Produkte vom Ausland eingeführt werden mußten. Daher klagten die Fremden über die schlechte Beleuchtung unserer Kirchen beim Gottesdienst; dafür fiel ihnen aber die lärmende Musik mit Pauken und Trompeten auf, die mehr einen militärischen Charakter zeigte und keine Andachtsstimmung aufkommen ließ.

In Weikendorf war 1748 jede schwere Arbeit an Sonn- und Feiertagen verboten, weil es der christkatholische Brauch verlangte, daß sie geheiligt werden; niemand durfte mit einem beladenen Wagen in die Mühle oder anderswohin fahren, sonst hatte er 2 Pfund Wachs dem Pfarrer abzuliefern. In besonderen Fällen mußten aber die Bauern um die Erlaubnis bitten, wenn sie arbeiten wollten. In Asparn a. d. Z. reichte jeder, der den Sonntag entheiligte, ein Pfund Wachs zum Gotteshaus, zwei Pfund aber der, welcher sich bei einem Opfergang an Fest-, Verlobungs- und Bruderschaftstagen ausschloß; ging hier an einem Sonntag jemand früher als sonst grasen, so büßte es der Hauswirt, der sich doch um seine Leute kümmern mußte und alles wissen sollte, mit 1 Pfund Wachs und einer Leibesstrafe, die öffentlich vollstreckt werden mußte. Nahm in Asparn ein Weber an dem Quatembergottesdienst nicht teil und spottete er vielleicht noch darüber, so reichte der Meister 4 Pfund und ein Geselle 2 Pfund Wachs dem Gotteshaus. Bezahlte da ein Weberknappe seine Schulden in der Herberge nicht, so gab er zur Buße ein Pfund Wachs; ebensoviel, wenn ein Knappe = Geselle mit einem „Buben“ um Geld spielt oder, wenn ein Weber dem Altknecht, der für die Lade sammeln ging, nichts gab. Bezahlte ein Schuster seinen Quatemberbeitrag für die Zunftlade nicht, so war er in Asparn mit ¼ Pfund Wachs zu „wandeln“. Im Frühling hatte jeder Meister am Quatembersamstag zu erscheinen bei einer Strafe von ½ Pfund Wachs; ebensoviel oder ein ganzes Pfund gab der Schuster, der sich vor der offenen Lade ungebührlich benahm. Redete ein Meister dem anderen sein Gesinde ab, so erlegte er zur Strafe ½ Pfund Wachs.

In Wullersdorf durfte kein Bauer an einem Sonntag ohne Erlaubnis des Pfarrers Wein abziehen, Wein führen oder sonst eine schwere Arbeit verrichten (Strafe 2 Pfund Wachs für die Pfarrkirche 1763).

In Poysdorf zählte man 1767 drei Wachsbleichen, und zwar eine beim Haus Nr. 241 alt – neu 202 -, eine bei der Schießstätte und eine in der Gstetten. 1814 besaß in Ober-Themenau ein Imker Honig und Wachs im Werte von 6 fl.; ein voller Bienenstock kostete 6 fl., ein leerer 30 kr. Der Imker hatte 5 volle Bienenstöcke und 15 leere (zum Vergleich kostete eine Henne 20 kr., ein Metzen Korn 2 fl. und 1 Pfund Speck 15 kr.). Die Themenauer und Hohenauer richteten an der Thaya und an der March eigene Bienengärten ein. Hier gab es viele Imker.

Quellen:

G. Winter, „Weistümer“.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.

J. Maurer, „Geschichte des Marktes Asparn a. d. Zaya.“

Veröffentlicht in: „Der Imker“, 1951, S. 52 + 53

Wallfahrten im Weinland

Die Wallfahrten gehören zum religiösen Brauchtum unserer Heimat, die früher reich an Gnadenstätten war, zu denen unsere Ahnen pilgerten. Damit verbanden sie auch die geheimnisvolle Sehnsucht, die Fremde und andere Menschen zu sehen sowie mit ihnen zu sprechen. Diese Pilgerfahrten vertieften das religiöse Leben und Denken, festigten den Glauben im Herzen aller, die da teilnahmen. Dieses erzieherische Moment dürfen wir nicht übersehen, da früher der Religionsunterricht in den Schulen nicht alle Kinder erfaßte, weil sie die Schule nicht besuchten.

Die Gnadenorte entwickelten sich aus einer Quelle und aus einem Baum, an dem wunderbare Erscheinungen gesehen wurden. Das Volk erzählte davon Legenden, die geglaubt wurden. Bei den Quellen ereigneten sich Heilungen kranker Personen, die dann aus Dankbarkeit ein Kreuz errichteten; bald folgte eine schlichte Holzkappelle und später die Gnadenkirche. Diese Reihenfolge konnte ich bei der Bründlkirche in Wilhelmsdorf feststellen. Wallfahrer erschienen aus den umliegenden Dörfern, die Trost in dem schweren Lebenskampf und Heilung von Krankheiten suchten. Die Wände der Kirche schmückten bald Gebetserhörungen und Votivbilder.

Die Gnadenorte lagen meist in einer waldreichen stillen Gegend oder auf Bergeshöhen. Dies erinnert an die Vorzeit, wo z. B. die Germanen ihre Götter auf Anhöhen verehrten. Der Pilger betete hier an der Gnadenstätte um seine Gesundheit, um Wohlergehen, um ein gutes Wirtschaftsjahr, um Abwendung von Hagel, Feuer und Viehseuchen, von Krieg und Pest, die von unseren Ahnen besonders gefürchtet war. Hier konnte er sein Herz erleichtern und Trost sowie Hoffnung auf bessere Tage mit nach Hause nehmen. Die Wetzelsdorfer flehten um Schutz gegen die „Butzenstecher“, die in ihren Weingärten schwere Schäden anrichteten. Die Bauern waren hilf- und ratlos gegen diese Schädlinge. Manche Wallfahrt war der Ausdruck des Dankes für ein gutes Gelingen einer Unternehmung, für eine gute Ernte, für eine wunderbare Heilung – „zur schuldigen Danksagung“ hieß es im Volke.

Der älteste Gnadenort in unserer Heimat ist Oberleis, wo sich das Bild Maria Königin befindet. Die Kirche wird schon 1080 erwähnt. Ein alter Wallfahrtsort ist angeblich Walterskirchen mit einem hl. Brunnen, dessen Wasser die Pilger gerne in Gefäßen mit nach Hause nahmen. In Zistersdorf ist die Kirche Maria Moos eine alte vielbesuchte Gnadenstätte. In der Reformationszeit erlosch der fromme Brauch der Wallfahrten, blühte aber im 30jährigen Krieg auf. Die Antriebskraft waren Pest, Krieg, seelische Not und die Grundherren, welche die Gegenreformation durchführten.

Schon 1602 pilgerten nach Laa am Veitstag die Dorfbewohner aus der Umgebung, sogar die Nikolsburger unter Führung des Kardinals Franz von Dietrichstein; 1634 wird ein Huhnopfer für die Kirche erwähnt; es waren 9 Stück; doch hörten diese Wallfahrten 1693 auf – Mitteilung des geistl. Rates K. Keck in Senning.

Nach 1600 entstanden die Gnadenorte: Nikolsburg, Wranau, Altruppersdorf, Wilhelmsdorf, Kettlasbrunn, Obersulz, Mannersdorf (Rochusberg), Karnabrunn, Ernstbrunn, Mistelbach und Wolkersdorf (Rochusberg). Alle überragte aber Maria Zell, das die Pilger von vielen Gemeinden anzog; es war ein Heiligtum des „magna mater Austriae“.

Die Pest des Jahres 1645 bewog die Poysdorfer zu einer Wallfahrt nach Altruppersdorf, wo der Pestpatron des hl. Sebastian Kirchenpatron ist; sie spendeten 1655, als die Seuche von Ungarn her unsere Heimat bedrohte, der Kirche eine Wachskerze, die jeden Sonn- und Feiertag durch 20 Jahre von dem Sebastian-Altar in Ruppersdorf brannte. 1676 brachten die Poysdorfer eine neue Kerze, die 42 Pfund schwer war und die der Lebzelter Matthias Spindler um 11 fl 45 kr herstellte; der Maler Ulrich Daniel, der sie schön verzierte, bekam 6 fl.

Eindrucksvoll war die Wallfahrt der Brünner nach Maria Zell, die sie im Schwedenkrieg 1645 gelobt hatten, weil die Mutter Gottes die Stadt beschützt hatte; die Wallfahrt war gut organisiert und gefiel unseren Leuten, die sie als Vorbild und Muster betrachteten. Kein Wunder, daß unsere Gemeinden sich im Pestjahr 1679 auch der Zeller Muttergottes verlobten und jedes Jahr dorthin pilgerten.

Schon 1637 hatte Poysdorf nach Nikolsburg der Lorettokapelle ein schönes Kreuz gespendet; doch ist die Ursache unbekannt. Die Regierung gab 1650 eine eigene Wallfahrtsordnung heraus, zu der die Brünner Wallfahrt die Grundlage gab; es hatten sich nämlich Mißstände gezeigt, die allgemeines Aergernis im Volke hervorriefen. Die Grundherren Dietrichstein in Nikolsburg, die Liechtenstein in Feldsberg und die Teufenbach in Zistersdorf förderten die Pilgerfahrten ihrer Untertanen. Die Gemeinden verlobten sich mit den Gnadenorten in feierlicher Weise. Drasenhofen 1679 mit Zistersdorf, Poysdorf mit Wranau sowie mit Maria Zell und Wilhelmsdorf mit Altruppersdorf. Dies geschah bei einem Gottesdienst in der Kirche; der Dorfrichter mit den Geschworenen wohnten der Messe bei, empfingen die Kommunion und gelobten im Namen der Gemeinde die Wallfahrt auf ewige Zeiten. Poysdorf ließ 3 Bilder von dem Markte malen, eines kam nach Wranau, eines nach Maria Zell und eines in die Pfarrkirche von Poysdorf, wo es noch heute zu sehen ist. Sollten einmal die Wallfahrten unterbleiben, so müsste der Allmächtige die Gemeinde durch ein Strafgericht an ihre Pflicht erinnern. In Wilhelmsdorf verlas nach der hl. Kommunion der Dorfrichter Thomas Gruber laut den Verbindungsbrief und leistete vor dem Allerheiligsten das Gelübde, eine Wallfahrt am Tage der hl. Rosalia nach Altruppersdorf alle Jahre zu machen. Die Poysdorfer trugen die erwähnten Votivbilder bei der ersten Prozession nach Wranau und Maria Zell. Das Bild in der Pfarrkiche zeigt das Kapuzinerkloster sowie das Gotteshaus im Renaissancestil. Die Meinung des Volkes, daß damals der Wald bis zur Kirche reichte, ist ein Irrtum. Ueber dem Markte schleudert Gott die Pestpfeile auf die Erde, doch bleibt die Gemeinde auf die Bitte der Muttergottes und der Pestpatrone von der Seuche verschont. Unter dem Bilde liest man, daß sich anno 1679, da die Pest in Unter Oesterreich sehr „grassieret“, die ehrsame Bürgerschaft in Poysdorf mit dieser Tafel und einer Prozession allher verlobt und ist durch die Fürbitte der hl. Maria von diesem Uebel erhalten worden. 1681. An der Prozession mußte von jedem Haus eine Person teilnehmen; wer nicht mitgehen wollte, stellte einen Ersatzmann, dem er 4 fl zahlte.

Der Organisator der Wallfahrt war der Vorbeter, ein gesetzter Mann, der lesen, rechnen und schreiben konnte, der eine laute Stimme besaß; er kannte die Melodie der Lieder, die gesungen wurden, sowie die vorgeschriebenen Gebete; er war schon öfter in Zell, wußte den Weg und die Raststationen. Das Liederbuch mußte er oft selbst schreiben und es blieb in der Familie. Der Vorbeter wurde bezahlt, auf der Pilgerreise zechfrei gehalten, zahlte nichts für Speise und Trank in den Gasthäusern, wo die Wallfahrer einkehrten. Strenge schaute er auf Zucht und Ordnung. Der Volksmund sagte: „Ihm trägt die Prozession eine Kuh“; denn mancher schaute auf seinen Vorteil und ließ sich die Frömmigkeit gut bezahlen. Manchmal trank er etwas zu viel und konnte z. B. die Litanei nicht lesen; da kam es einmal vor, daß er stotterte „Heiliger, heiliger – no haßt er wie er haßt – bitt für uns!“ Es war „ein tränkender und ernährender Beruf“. Mancher Vorbeter stand als Vater der Pilger ihnen mit Rat und Tat zur Seite. Er nahm auch von den Bewohnern, die daheim blieben, das Geld für Messen in den Kirchen von Lilienfeld, Annaberg und Maria Zell mit, verrechnete alles gegen schriftliche Bestätigung.

Die Abreise der Pilger verkündete der Pfarrer 8 Tage vorher von der Kanzel, damit sich alle gut vorbereiten konnten. Das Geld nähte jeder in die Kleider ein; Geselchtes, Eier, Speck, Käse, ein großes Häferl voll Einbrenn für Suppen, Kleider, Wäsche und Wein sowie Schuhe füllten das „Pinkerl“, das ein Bauer auf dem Pinkerlwagen verlud. Für ein Pinkerl zahlte man 10 kr. Nicht vergessen durfte jeder auf Unschlitt für wunde Füße.

Die Wallfahrt war keine Vergnügungsreise, sondern eine Bußfahrt und mußte jeder manches Ungemach geduldig ertragen; nur wenn es notwendig war, rasteten die Wallfahrer in einem Gasthaus, weil der Alkohol oft Anlaß zu Zank und Streit gab. Die sparsamen Herrnbaumgartner begnügten sich mit einem Sterz als Wegzehrung; einige Brocken hatte der Vorbeter im „Fürtuch“; deshalb sagte er vor der Abreise: „Wenn einer von der Schar abkommt, soll er nur auf die Sterzkrumen schauen, die auf der Straße liegen; dann findet er zu seinen Leuten.“

Die Wallfahrt machten die Leute in der schönen warmen Jahreszeit; wenn die Feldarbeit vorüber war. Am Tage der Abreise wohnten die Pilger einem Gottesdienst in der Kirche bei und zogen unter Glockengeläute auf der Straße gegen Wien. Die Angehörigen und ein Geistlicher begleiteten sie bis zum Zellerkreuz. Die Pinkerlwagen waren schon früher von Poysdorf weggefahren. Manchmal ging auch die Musik mit bis zu dem erwähnten Kreuz. Die Pilger nahmen mit einem Lied und einem Gebet Abschied, der Pfarrer sprach laut den Reisesegen, ein Händedruck mit den Begleitern und sie zogen dahin; nicht vergessen wurde ein Gruß an die Zeller Muttergottes von den Zurückgebliebenen, die dem Zuge nachschauten, bis er in der Ferne verschwand. Auf der Erdberger Höhe grüßten sie noch einmal die Heimat mit einem Lied und einem Gebet. An der Spitze des Zuges schritt ein Kreuzträger, dann folgten die Burschen und Männer sowie die Mädchen und Frauen. Alle beteten den Rosenkranz für die Daheimgebliebenen, für die Verstorbenen der Gemeinde, für die, welche im kommenden Jahr sterben werden, für die Kranken und Hilflosen, zur Abwendung aller Seuchen, besonders der Pest, zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit und der Pestpatrone, um den Beistand der Schutzengel, für den Papst in Rom, für die armen Seelen, für die Wohltäter in der Marktgemeinde, für eine gute Ernte und Weinlese, damit die Heimat verschont bleibe von Ungewitter, Ueberschwemmung, Hagelschlag und Hungersnot.

Bei jedem Bildstock senkte der Kreuzträger das Pilgerkreuz, das mit bunten Papierrosen geschmückt war. In den Dörfern, durch die der Zug ging, standen die Bewohner, die winkten, grüßten und baten, einen Gruß an die Zeller Muttergottes auszurichten. Wurde nicht gebetet oder gesungen, unterhielten sich die Pilger, kritisierten die Felder, Weingärten und Häuser oder schritten still auf der Straße dahin.

In Wilfersdorf und Gaweinstal wurde gerastet und das Pinkerl aufgemacht, um den Hunger und Durst zu stillen; weit entfernen von der Schar durfte sich niemand. In Wolkersdorf übernachteten sie in Privathäusern oder in Scheunen. Sie brachen morgens bald auf, da sie bei den Paulanern einem Gottesdienst beiwohnen wollten. Beim Auszug aus Wien sangen sie das Lied: „Schutzengel mein, führ’ uns hinein nach Maria Zell zum Brunnenquell zu der liebsten Mutter Jesu“. Dann folgte der 2. Teil: „Maria Himmelkönigin, wir ziehn nach Zell in Freuden zu Dir hin zu Deinem Gnadenthrone, zu Dir, o Mutter, wir nun gehen, um Hilf’ und Gnade zu erflehn bei Dir und Deinem Sohne.“ Nun waren sie auf der heiligen Straße – „via sacra“, die nach Zell führte.

Am späten Nachmittag erreichten die Pilger Maria Enzersdorf, das sie mit einem Lied begrüßten: „O, Heil der Kranken steh’ uns bei, erhöre unser Bittgeschrei! Laß uns das Heil genießen, erhör’ die Kranken insgemein, welche zu Dir um Hilfe schrein; laß ihnen das Heilbad zufließen. Wir bringen da dem Schöpfer dar den Dank der hier vereinten Schar für alle seine Gnaden, bleib immer unsere Schützerin! Wir lassen nichts auch künftighin an Seel’ und Leibe schaden.“

In dem waldreichen Bergland fühlten sich die Pilger wohl, weil es nicht so heiß und staubig war wie auf der Brünnerstraße. Hier fehlte es nicht an schattigen Rastplätzen und kühlen Quellen. In Heiligenkreuz küßten sie die große Kreuzpartikel in der Stiftskirche. In Alland hielten sie Mittagsrast und in Türnau Nachtstation. Hier mußten sie frühzeitig aufstehen, weil sie in Hainfeld dem Gottesdienst beiwohnen wollten. In Lilienfeld hielten sie einen feierlichen Einzug und sangen dabei das Lied: „O, Himmelskönigin, wir ziehen heut’ mit Freuden hin zu Deinem Gnadenthrone und bringen unsere Bitten dar bei Deinem heiligen Altar vor Dir und Deinem Sohne“.

Nach der Andacht in der Stiftskirche gab es ein gemeinsames Mittagesse; darauf stiegen sie betend und singend den Kalvarienberg empor. Die Nacht verbrachten sie in Türnitz, das sie am frühen Morgen verließen, um in Annaberg beim Frühgottesdienst zu sein. Alle küßten hier das Annabild. In Josefsberg blieben sie nach der Mittagsrast bei der Segenandacht, küßten in Sebastiansberg die Partikel und marschierten rasch weiter, weil sie noch vor dem Abend in Zell eintreffen wollten.

Hier rasteten sie bei der Bußsäule = Urlauberkreuz, brachten ihre Kleider und Schuhe in Ordnung, um sich für einen würdigen Einzug vorzubereiten; die Mädchen zogen sich das weiße Gewand an (Bußkleid), lösten sich die Haare auf, die sie über die Schulter fallen ließen und schmückten das Haupt mit einem Kranz, während die Burschen ein grünes Sträußchen am Arme festbanden; denn es galt, sich für einen würdigen Einzug in den Gnadenort vorzubereiten. Sechs gleichgroße Mädchen suchte der Vorbeter aus, welche die Marienstatue tragen mussten. Alle versorgten sich mit Kerzen, die sie später in Zell anzündeten.

Das Ziel war erreicht, die Strapazen und Widerwärtigkeiten vergessen im Anblick der Gnadenkirche, die im Glanze der Abendsonne aufleuchtete. Der Vorbeter sagte zu der Jugend: „Je weiter der Weg, desto größer die Gnade.“ Beim 2. Urlauberkreuz erwartete sie ein Geistlicher mit den Ministranten und Fahnenträgern; manchmal erschienen auch Musikanten zum festlichen Einzug. Der Priester segnete die Schar, ein Gebet wurde gesprochen, ein Lied gesungen, und die Pilger marschierten unter dem Glockengeläute der Gnadenkirche in den Markt ein. Die Bewohner, die auf der Straße standen, grüßten die Pilger und fragten, woher sie kommen. Mit stiller Ehrfurcht und inniger Andacht betraten die Wallfahrer die Gnadenkirche, um vor dem Bilde der Gottesmutter ein Lied zu singen und sie mit einem Gebet zu begrüßen. Der nächste Tag war der Andacht gewidmet. Alle Sorgen und Nöten des Menschen schütteten die Pilger vor dem Gnadenbilde aus und erflehten Hilfe sowie Beistand im harten Lebenskampfe. Trost, Stärke und Hoffnung schöpften sie an dieser Gnadenstätte. Die Rast tat ihnen nach dem langen Fußmarsch auf den schlechten Straßen des Gebirges wohl. Bei der Lichterprozession am Abend hatten alle brennende Kerzen; dreimal schritten sie um die Kirche und sangen dabei: „Verehrer Mariens versammelt euch hier und rufet heut wieder mit Freuden mit mir, der Tag ist vergangen, die Nacht ist schon hier, o Jesus und Maria bleibt immer bei mir!“ Das Lied hatte 26 Strophen.

Die Pilger kauften Bilder und Statuen für das Wohnhaus daheim. Der Vorbeter überwachte strenge das Programm: Besuch der Bußsäule und der 5 Kapellen, wo 3 Vater unser und das Glaubensbekenntnis gebetet wurden. Dann besuchten sie den Kalvarienberg, die Bründlkirche, wo sich jeder die Augen wusch und eine Flasche Wasser mit nach Hause nahm, ein voller Becher wurde von jedem andächtig getrunken; die Leidenskapelle vergaßen sie nicht, ebenso die Schatzkammer, die Krippe usw. Der Vorbeter kaufte ein Gnadenbild für den Poysdorfer Pfarrer und einen Kranz für das Wallfahrerkreuz; einen Rosenkranz von Zell nahm jeder mit, der dem Toten in den Sarg gelegt wurde.

Am Tage der Heimkehr wohnten früh morgens alle einem Gottesdienst in der Gnadenkirche bei und nahmen mit einem Gebet Abschied von der Gottesmutter. Ein Geistlicher begleitete sie bis zum ersten Urlauberkreuz, segnete sie und wünschte ihnen eine glückliche Heimkehr. Beim 2. Urlauberkreuz blickten die Pilger noch einmal zurück nach Zell, beteten und sangen ein Abschiedsleid, doch hofften sie auf ein Wiedersehen in den nächsten Jahren. Nun ging es heimwärts. Der Pinkerlwagen war erleichtert und Menschen wie die Pferde schritten fest auf der staubigen Straße dahin; unangenehm war nur ein Regenwetter, das den Staub in Kot verwandelte und das Gehen erschwerte; es war eben eine Bußreise.

In Poysdorf wußte man den Tag der Heimkehr, außerdem gab ein vorausgeeilter Pilger die Stunde der Ankunft bei dem Zellerkreuz bekannt. Hier versammelten sich die Angehörigen und auch andere mit dem Priester sowie mit den Ministranten. Jeder hatte einen Blumenstrauß, den er dem Heimkehrer überreichte. Ein Mädchen hing dem Pfarrer das vom Vorbeter gekaufte Marienbild um den Hals mit den Worten: „Einen schönen Gruß von der Zeller Muttergottes!“ Mit einem Gebet und einem Lied grüßten die Pilger die Heimat und zogen freudigen Herzens unter dem Geläute der Glocken in Poysdorf und in der Pfarrkirche ein. Eine kurze Andacht als Dank für die Wallfahrt schloß diese. Freude erfüllte jeden Bürger, wenn er die Schwelle des Vaterhauses überschritt und gesund jedem Angehörigen die Hand drückte mit den Worten: „Einen schönen Gruß von Maria Zell.“ Vieles gab es dann zu erzählen, gerne hörte die ganze Familie da zu. Alle sprachen das Urteil: „Schön war es!“ Die kleinen Andachtsbilder von Zell legte jeder ins Gebetbuch und später gab man sie den Toten in den Sarg. Während der Zeit der Wallfahrt versammelten sich täglich am Abend die Bewohner des Marktes beim Zellerkreuz, wo sie den Rosenkranz beteten.

Im gleichen Jahre 1679 verlobten sich die Poysdorfer mit der Gnadenkirche in Wranau unweit von Brünn -, die Anregung gab wahrscheinlich der Fürst Maximilian von Liechtenstein, Besitzer von Rabensburg, schon früher. Die Kirche mit dem Gnadenbild war mit dem Paulanerkloster und der Gruft des Fürstenhauses verbunden. Diese Prozession war nicht so feierlich wie die nach Maria Zell. Der Priester begleitete die Pilger bis zum Wranauer Kreuz am Weißenberg. Eine Tafel an dem Bildstock, der wohl der größte und schönste in Poysdorf ist, trug eine Inschrift, die schon um 1920 ganz verblaßt war, sie besagte, daß der Markt Poysdorf im Pestjahr 1679 von der Seuche verschont blieb; deshalb wurde diese Säule errichtet. Die Wallfahrt ging durch die Orte: Drasenhofen, Nikolsburg, Neues Wirtshaus – Mittagsrast -, Muschau, Eibis, Pribitz – Jause -, Schabschitz, Selowitz, Rohrbach – Nachtmahl -, Raigern – Frühstück und Gottesdienst in der alten Stiftskirche -, Brünn – Mittagessen -, Robetschitz, Anderhau und Wranau. Auf der Heimkehr machten die Pilger in Raigern Nachtstation. Die Markbewohner beteten in der Zeit der Wallfahrt täglich am Abend vor dem Braunauerkreuz den Rosenkranz, die Alten taten es beim Oelberg. Manchmal besuchten die Pilger von Wranau aus noch den Gnadenort Kiritein. Mit der Gegend von Wranau blieben die Poysdorfer eng verbunden, da sie ihre Kinder gerne in die Gemeinden „auf den Wechsel“ schickten, damit sie die tschechische Sprache erlernen; auch Dienstboten bekamen sie von dort.

In der Barockzeit zeigten unsere Ahnen eine Freude an den Wallfahrten; nach 1732 gingen die Poysdorfer auch nach Schoßberg in Ungarn. Der Priester begleitete sie bis zur Johannesstatue neben dem Walterskirchner Tor; das zweite Urlauberkreuz stand bei der Maxendorfer Feldmühle. Der Weg ging über Lichtenwarth und Hohenau. Dem Fuhrmann zahlte jeder für das Pinkerl 20 kr, weil er in Ungarn scharf aufpassen mußte, damit ihm nicht die Zigeuner einige Pinkerl stehlen. Außerdem gingen 2 Pilger noch neben jedem Wagen. Die Zigeunerkinder belästigten die Wallfahrer beim Beten und Singen, da sie um Geld bettelten. In Schlossberg rutschten die Wallfahrer auf den Knien um den Hochaltar und beteten dann bei den Kreuzwegstationen; doch unterblieb hier die Lichterprozession am Abend.

Um 1740 erreichte das Wallfahrtswesen seinen Höhepunkt; neben diesen drei erwähnten Gnadenorten gab es in unserer Heimat noch zahlreiche andere: Karnabrunn – zur hl. Dreifaltigkeit. – Ernstbrunn – Maria Bründl -, Oedenkirchen im Ernstbrunner Wald – hl. Rochus -, Oberleis – Maria Himmelskönigin -, Wilhelmsdorf – Maria Bründl -, Altruppersdorf – hl. Sebastian und hl. Rosalia -, Föllim nach 1723 – Maria Herz -, Kettlasbrunn – hl. Sebastian -, Wilfersdorf – hl. Dominik und hl. Magdalena -, Obersulz – Maria Hilf -, Mannersdorf a. d. March – hl. Rochus -, Wolkersdorf – hl. Rochus -, Zistersdorf – Maria Moos -, Mistelbach – Maria in der Gruft; auch Maria auf dem Berge -, Laa – hl. Veit -, Nikolsburg – hl. Sebastian und Loretto -, Asparn a. d. Zaya – hl. Antonius und hl. Florian. Der religiöse Eifer wurzelte in dem Spruch: „Omnia ad maiorem dei gloriam“ – Alles zu höheren Ehre Gottes.

Die Großkruter gingen jährlich zu Maria Verkündigung nach Walterskirchen, zu Floriani nach Altruppersdorf und Altlichtenwarth, in der Kreuzwoche vor Christi Himmelfaht nach Walterskirchen, Ginzersdorf und Hauskirchen, am Tage des Johann d. Täufers nach Poysdorf, um den Fronleichnamstag nach Hausbrunn und Herrnbaumgarten, zu Stephani nach Nikolsburg und Hauskirchen. An einem der 3 Bittage besuchten immer die Eibesthaler Wilfersdorf und die Wilfersdorfer kamen nach Eibesthal, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Die Schrattenberger und Walterskirchner verlobten sich nach Zistersdorf, Wetzelsdorf und Kleinhadersdorf nach Maria Dreieichen.

Als Opfergaben werden erwähnte Wachsfiguren, u. zw. ein Pferd, eine Kuh, eine Weintraube, ein Fuß, ein Arm usw. Diese sah ich noch vor Jahren in Wilfersdorf und Altruppersdorf. In Heiligenberg bei Schleinbach war als Opfer ein Huhn für den Pfarrer gebräuchlich.

Die Gebetserhörungen und Wunder bei den Gnadenorten schrieb manchmal der Mesner in ein Buch, „Mirakelbuch“ geheißen; ein solches fand ich in Wilhemsdorf bei der Familie Fröschl; leider ist es verloren gegangen (nach 1940). Die Wände der Gnadenkirchen schmückten die Pilger mit Votivtafeln, Bildern und Gebetserhörungen. In Wilhelmsdorf ließ sie der Poysdorfer Pfarrer 1930 entfernen.

In den Bauernhäusern sieht man oft Bilder von den Gnadenorten, besonders von Maria Zell und Wranau. Irrtümlich wird die Wranauer Muttergottes oft mit der Tschenstochauer verwechselt; auch in Turas und Alt-Brünn gibt es eine schwarze Muttergottes; letztere brachten angeblich die Brüder Cyrill und Method nach Brünn.

1750 schmückte ein Bursche in Steinebrunn einen Bildstock in der Trift mit einem Marienbild aus Einsiedeln (Schweiz) und wollte hier eine Wallfahrtsstätte errichten; doch scheiterte der Plan, weil 1752 das Bild in die Pfarrkirche nach Drasenhofen kam. Auch in Hornsburg hatte ein Einsiedler den Plan, einen Wallfahrtsort zu gründen, die Regierung untersagte es. In Wilfersdorf brachte der Pfarrer für die Kirche ein Bild von Maria Pötsch und hoffte auf Wallfahrer, die aber ausblieben. In Michelstetten war die Kirche eine Pilgerherberge – wahrscheinlich der Dachboden.

Poysdorf feierte 1779 die 100. Wallfahrt nach Maria Zell besonders feierlich nach Art der Brünner; damals ging auch die Musik mit; das gleiche festliche Bild zeigte die Wallfahrt nach Wranau. Drei Jahre später verbot die Regierung alle Wallfahrten, einige Gnadenkirchen sperrte sie oder brach sie ab – Obersulz, Ernstbrunn und Oberleis.

1788 sollten die Wegkreuze, Bildstöcke und Urlauberkreuze entfernt werden. Die Gemeinden erhielten 1789 den Auftrag, alle Pilger und Wallfahrer zu vertreiben und die Kreuzträger mit 50 Stockstreichen zu bestrafen; die Kreuze sollten sie zerschlagen; auch die Bilder und Votivtafeln mußten in den Gnadenkirchen verschwinden. Diese Bestimmungen galten aber nur für einige Jahre, sie wurden auch nicht so genau befolgt; denn das Volk liebte die Wallfahrten als alten Väterbrauch und ließ sich davon nicht gleich abbringen.

1795 pilgerten die Poysdorfer wieder nach Schoßberg. Bei dieser Wallfahrt legte der Vorbeter Johann Georg Esmaier folgende Rechnung:

Zu Maria Schoßberg ein- und ausläuten 24 kr.

Ein- und Auszug mit Musik = 1 fl 12 kr.

Dem Fahnenträger 6 kr, für das Hochamt 2 fl,

den Fahnenträgern 31 kr, zu St. Georg 15 kr, die

Messe zu Altlichtenwarth 30 kr, allda voreinläuten

15 kr, allda eine Messe 30 kr, allhier ein- und aus-

läuten 24 kr, wieder eine Messe nach der Prozession 30 kr.

Die Regierung erlaubte die Wallfahrten, nur mußte beim Kreisamt in Korneuburg um die Erlaubnis angesucht werden.

In Bernhardsthal stellten einige Bewohner ein Gnadenbild auf, das früher beim Beinhaus stand; sie erbauten dafür eine Steinsäule außerhalb des Ortes an der Lundenburgerstraße. Da erschienen Prozessionen aus den umliegenden Orten, es geschahen auch Wunder. Als der Rabensburger Amtmann dies erfuhr, befahl er, sofort das Bild zu entfernen und die Säule abzubrechen. Die Bernhardsthaler, die sehr aufgebracht darüber waren, traten der Kommission feindlich entgegen. Heimlich entfernte man das Bild und das Opfergeld wurde in das Armeninstitut gelegt. Die Leute nannten die Herren der Kommission Hussiten. Bei dieser befand sich auch der Reinthaler Pfarrer Wallon, der sich später in Bernhardsthal nicht sehen lassen durfte. Auf dem Haustor seines Pfarrhofes in Reinthal stand später geschrieben: „Der Pfarrer ist ein Dieb, er lehrt uns stehlen.“

1804 wollten die Bewohner von Staatz eine Wallfahrt nach Maria Zell machen, doch untersagte sie das Kreisamt in Korneuburg. Als 1817 ein Hagelwetter die Feldfrüchte in Staatz und Umgebung zerschlug, gelobten sie eine Wallfahrt alle Jahre nach Maria Bründl bei Poysdorf; diesen Schauermontag vergaßen die Staatzer nie.

Nach den Napoleonischen Kriegen ging eine Frömmigkeitswelle durch unser Land, welche die Wallfahrten begünstigte. Die Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution waren vergessen. Ein Vorkämpfer dieser neuen Richtung, die an die Barockzeit anknüpfte, war Klemens Hofbauer, der mehrmals nach Maria Zell wanderte. Das Cholerajahr 1832 förderte die Wallfahrten zu den Gnadenorten in unserer Heimat. Die Poysdorfer gingen 1874 zum letzten Mal zu Fuß nach Maria Zell, dann fuhren sie mit der Bahn nach Wien und zogen zu Fuß auf der alten via sacra zum Gnadenort. Feierlich gestalteten sie 1879 die 200. Pilgerreise nach Zell und Wranau.

1884 berichtete die Frau Barbara Strobl aus Poysdorf über ihre Wallfahrt nach Zell und Sonntagsberg. Mit der Bahn ging es nach Wien und zu Fuß nach Zell, von hier nach Neuhaus, wo sie einer Segenandacht beiwohnten und Mittagsrast hielten. Auf dem Weg nach Gaming – da übernachteten sie, - sangen sie zwischen Gebeten das Lied: „Wir reisen frohen Herzens heut’, o hl. Dreifaltigkeit zu Deinem Gnadenthron. Verstoß uns nicht! Sei gnädig allen beim Gericht! Mit Unglück uns verschon!“

Ueber Ybbsbach gelangten die Pilger nach Gresten – Gottesdienst – nach Randegg, Leonhardberg – Segen und Mittagsrast – und endlich zum Sonntagsberg. Beim feierlichen Einzug stimmten sie den Gesang an: „Wir grüßen Dich ganz süß und mild allhier in Deinem schönen Gnadenbild; erhör’ uns arme Sünder; wir bitten Dich, o großer Gott, vor Krieg, Pest und Hungersnot uns gnädiglich verschon!“

Nach dem Einzug in die Gnadenkirche legte jeder Pilger die Generalbeichte ab und küßte das Gnadenbild. Am folgenden Tag wohnten alle dem Festgottesdienst bei, besuchten die Schatzkammer und zogen weiter. Zum Abschied sangen sie das Lied: „Viel tausend Dank wir Dir ablegen, o großer Gott für Deinen Segen, den wir so oft empfangen. Verschone uns o großer Gott mit Pest, Krieg und Hungersnot! Gelobt sei Jesus Christus!“

In Amstetten war die Pilgerreise zu Fuß beendet; sie benützten die Eisenbahn von Krummnußbaum; über die fliegende Brücke gelangten sie nach Marbach. Beim Einzug in Maria Taferl sangen sie das Lied: „O, Mutter der Barmherzigkeit, sieh doch auf unsere Dürftigkeit, laß Dich von uns erbitten, sei gegen Deine Kinder mild, wir fleh’n zu Deinem Gnadenbild mit hoffnungsvollen Schritten.“ Auch hier gab es für jeden vor dem Segen eine Generalbeichte. Dann genossen sie den herrlichen Ausblick auf die Donaulandschaft, die im Schimmer der untergehenden Sonne in aller Pracht aufleuchtete. Die weite Fernsicht war eine kleine Entschädigung für die Beschwerden der langen Fußreise, die jeder als Buße mit Geduld und Ausdauer auf sich genommen hatte.

Als sie am folgenden Tag in die Kirche gingen, genossen sie noch einmal den Ausblick, aber im Glanze der aufgehenden Sonne. Die Wallfahrt bedeutete für alle nicht nur eine Seelenstärkung, sondern auch ein Erlebnis für Herz und Gemüt, denn sie sahen ein Stück Heimat, lernten andere Leute kennen, andere Sitten und eine andere Wirtschaft; so wurde für alle die Wallfahrt eine lehrreiche Wanderung durch unsere Heimat, die ihnen viel Neues bot.

Wenn sie den Taferlberg verließen, stimmten sie das Auszugslied an: „Schütz uns durch den, der uns erlöst, vor Hunger, Not, Pest und Krieg, o Mutter voll der Schmerzen, sei uns zu helfen stets bedacht, besonders in der Todesnacht, aus mütterlichem Herzen“. Von Marbach erfolgte die Heimreise mit einem Schiff auf der Donau. Bei dieser Wallfahrt walteten 3 Vorbeter ihres Amtes, u. zw. Johann Reinwald von Großschweinbarth, Thomas Eichinger von Pyrawarth und Franz Hesch von Kollnbrunn.

Die erwähnte Frau Strobl nahm an vielen Prozessionen teil und fand ein Vergnügen an den Fußreisen zu den Gnadenorten der Heimat. So pilgerte sie mit den Hadersdorfern nach Maria Dreieichen. Der Weg führte über Staatz, Kautendorf – Frühstück -, Hagendorf, Altenmarkt, Unterstinkenbrunn – Mittagessen -, Stronsdorf, Patzmannsdorf, Kammersdorf – Jause -, Dürnleis, Weikersdorf, Nappersdorf, Oberstinkenbrunn, Wullersdorf – Nachtmahl -, Steinabrunn, Grund, Nonndorf – Frühstück -, Roseldorf, Stötzeldorf, Eggenburg und Maria Dreieichen; hier feierlicher Einzug, Beichte und Nachtmahl. Am nächsten Tage Gottesdienst, Besuch der Schatzkammer und um 10 Uhr Auszug; in Eggenburg Mittagessen, in Nondorf Jause, in Wullersdorf Nachtquartier, in Kammersdorf Frühstück, in Unterstinkenbrunn Mittagessen, in Kautendorf Jause und in Hadersdorf Einzug mit einer Schlußandacht in der Kirche.

Nach Oberleis zogen die Wallfahrer im September von Staatz weg nach Wultendorf, Loosdorf, Hagenberg – Frühstück -, Zwentendorf, Pyhra, Klement, Oberleis; Einzug in die Kirche, Beichte, Nachtandacht, in der Früh Gottesdienst und um 8 Uhr Auszug; Heimkehr auf dem gleichen Weg nach Staatz. Auf der Hinreise stiegen alle auf den Bußberg (Buschberg), u. zw. auf der Nordseite; sie sangen und beteten, sprechen oder sich umdrehen war strenge verboten. Wer es tat, mußte umkehren und noch einmal den Aufstieg machen; auf dem Gipfel rasteten die Pilger. Es war ein schwerer Weg, weil die Leute oft stürzten und auf dem trockenen Grasboden ausrutschten, dabei niederfielen; es war ein richtiger Bußweg für die Pilger.

Wallfahrten nach Maria Zell machten die Gemeinden: Poysdorf – hatte eine Pilgerfahne -, Laa – erst nach 1652 -, Hohenau, Gaweinstal, Mistelbach, Zistersdorf, Asparn a. d. Z., Gnadendorf – die gingen über Tulln – und Feldsberg.

Nach Maria Dreieichen: Wetzelsdorf, Hadersdorf, Fallbach, Laa – hatte eine eigene Fahne -, und Patzmannsdorf.

Nach Oberleis: Laa, Staatz, Loosdorf, Zlabern und Patzmannsdorf.

Nach Altruppersdorf: Poysdorf, Wilhelmsdorf, Laa – schon 1675 -, Ginzersdorf – die Pilger gingen den ganzen Weg in dem kalten Jännertag als Buße ohne Kopfbedeckung – und Drasenhofen – nach 1679.

Nach Nikolsburg: Poysdorf, Hohenau, Laa, Gaubitsch, Ernstbrunn – 1705 -, Gnadendorf und Grafensulz.

Nach Zistersdorf: Schrattenberg und Walterskirchen.

Nach Hadres zur Helenakapelle: Mistelbach.

Nach Kettlasbrunn: Drösing, Kreuzstetten und Windischbaumgarten.

Nach Karnabrunn: Asparn a. d. Z. am Dreifaltigkeitssonntag.

Nach Maispitz in Mähren: Kottingneusiedl.

Die Wallfahrtszeiten: zu Floriani nach Maria Dreieichen. Im August nach der Ernte nach Maria Zell, am 18. August fanden sich die Wallfahrer hier ein; nach Schoßberg im Mai, nach Wranau im September, nach Altruppersdorf zu Sebastian im Jänner und zu Rosalia im September. Die Fallbacher besuchten Dreieichen zu Christi Himmelfahrt.

Das Hauptfest der Gnadenorte: Maria Zell = Maria Geburt, Dreieichen = Maria Himmelfahrt, Schoßberg = Pfingsten, Wranau = Dreifaltigkeitssonntag, Oberleis = Maria Geburt und Maria Namen, Altruppersdorf = Sebastian und Rosalia, und Kettlasbrunn = Sebastian.

In der Kreuzwoche vor Christi Himmelfahrt besuchten viele Gemeinden an einem Tag die Kirche des Nachbarortes, z. B. Poysbrunn – Wilhelmsdorf Maria Bründl, Eibesthal – Wilfersdorf und Wilfersdorf – Eibesthal. Die Bewohner von Asparn pilgerten zu Sebastiani nach Altruppersdorf, am Dreifaltigkeitssonntag nach Karnabrunn und Grafensulz, zu Christi Himmelfahrt nach Nikolsburg, zu Maria Verkündigung nach Wenzersdorf, zu Maria Geburt nach Oberleis, zu Barbara nach Hüttendorf, zu St. Oswald nach Hörersdorf, zu Martini nach Staatz, außerdem nach Mistelbach, Ladendorf und Wien-Hietzing.

Nach dem ersten Weltkrieg wurden viele Wallfahrten eingestellt, z. B. nach Nikolsburg, Wranau und Schoßberg, weil die Tschechen die Grenzen sperrten. Neue Antriebskräfte fehlten, die den religiösen Eifer entfacht hätten. Die Welt hatte sich verändert, die Vergangenheit verblaßte und neue Ideen erfaßten die Menschen. Die Technik und der Kraftwagen zeigten neue Wege im Pilgerverkehr und im religiösen Leben des Volkes. Es trat eine Verweltlichung des religiösen Denkens ein; der Geist der Neuzeit war stärker als das Brauchtum im Volke; das zeigt sich deutlich in unserem Leben. Die Versicherungen gegen Feuer, Hagel, Unwetter und gegen die Viehseuchen erschütterten den Glauben an den Segen Gottes und an die Hilfe von oben, der Bauer zahlt lieber die Versicherungsprämie und fühlt sich geschützt und geborgen, wenn Gefahr ihm droht. Die Pflege der Naturwissenschaften und die Fortschritte der Medizin höhlten den Volksglauben stark aus. Wer fürchtet heute die Pest und Cholera?

Mit dem Kraftwagen fuhren größere Gemeinschaften wie Heimkehrer, Bauern, Arbeiter und Intelligenzberufe Wallfahrten unter geistlicher Führung durch. Da heißt es: Etwas Neues sehen, ausspannen für einige Tage, nichts von daheim wissen, aus der Enge der Heimat fliehen, fremde Leute und Gegenden kennen lernen. Der Bußgedanke tritt mehr zurück, große Fußreisen unterbleiben. Auch das Flugzeug benützen Wohlhabende, um Jerusalem, Rom, Lourdes und Fatima zu sehen und dort zu beten.

1908 errichtete Falkenstein eine Lourdesgrotte, Altruppersdorf folgte etwas später; beide feiern im Sommer ein Grottefest, das von vielen Bewohnern aus den umliegenden Dörfern besucht wird; sie kommen zu Fuß, mit Auto und Traktoren; dasselbe gilt von den 2 Bründlfesten in Wilhelmsdorf. Diese Gemeinde pilgert jährlich noch immer am Feste der hl. Rosalia nach Altruppersdorf. 1950 wanderte die Fatima-Marienstatue durch unsere Heimat. In Poysdorf erwarteten sie zahlreiche Bewohner mit der Gemeindevertretung und den Geistlichen beim Zellerkreuz und geleiteten sie in die Pfarrkiche. 1951 kam am 24. Mai das Licht von Maria Zell nach Poysdorf. Die Kirche ist in den letzten Jahren bestrebt, neue Wege in der Volksfrömmigkeit einzuschlagen gegen die starke Verweltlichung des religiösen Lebens und Denkens. Die Wallfahrten unserer Vorfahren gehören der Vergangenheit an, sie waren der Ausdruck einer starken und tiefen Religiosität.

Quellen:

Gemeindegedenkbuch von Poysdorf und Wilhelmsdorf. Gedenkbuch der Pfarre Poysdorf. Wiener Diözesanblatt 1899.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Aufzeichnungen der Frau Barbara Strobl von Poysdorf, mündliche Mitteilungen der Frau Marie Schweinberger von Hohenau, der Frau B. Lackner und des Vorbeters Franz Sokop, der die Wallfahrten nach Oberleis begleitete – beide von Poysdorf.

Maurer: Geschichte des Marktes Asparn a. d. Z.

Schriftliche Mitteilungen des Geistlichen Rates Karl Keck von Senning bei Stockerau.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1967, S. 374 + 375, S. 377 - 381

Walpurgisnacht

Die Nacht vom letzten April zum 1. Mai heißt Walpurgisnacht. Mit ihr beginnt der Wonnemonat, die schönste Zeit des Jahres, weil die weite Natur sich in ihrem farbenprächtigen Schmuck zeigt. Manches Dörfchen im Weinland versinkt ganz im Blütenzauber der Obstbäume. Wie rasch hat sich doch die Natur geändert! Noch vor einigen Wochen war alles leer und kahl, oft jagte ein kalter Wind die Schneeflocken über Hügel und Tal; nun erfreuen uns das üppige Grün der Saaten und die Kleefelder sowie die Weingärten, in denen die Stöcke die verheißungsvollen Potzen zeigen. Der klarblaue Himmel wölbt sich wie eine Riesenkuppel über unsere traute Heimat, Lerchen trillern, Bienen summen und ein angenehmes Mailüfterl säuselt durch das blühende Strauchwerk auf der Gstetten.

Daß sich die Natur so schnell verjüngte, war unseren Ahnen ein tiefes Geheimnis, das sie mit stiller Ehrfurcht erfüllte. Diese Zauberkraft der erwachenden Natur spürten sie am eigenen Körper, wenn sie nach langen Wintermonaten im Freien arbeiten und schaffen konnten. Sie freuten sich über den Sieg der Sonne, die nach hartem schwerem Kampf die Winterdämonen und bösen Geister, die Hexen und Unholde besiegte und verjagt hatte! Doch der böse Feind gab sich nicht so leicht geschlagen. In der Walpurgisnacht versammelte er diese Feinde und besonders die Wetterhexen auf einem entlegenen Platz, um ihnen Befehle und Weisungen zu geben, wie und wann sie dem Menschen Schaden zufügen könnten. Auf einem Schürhaken ritten sie durch den Schornstein an die Stelle, wo um Mitternacht alle erscheinen mußten. Eine solche war in Poysdorf auf dem „Weißenberg“ oder beim Hexenkreuz in den „Reißhübeln“, in Kettlasbrunn bei der Bildföhre, in Asparn an der Zaya bei der Feldmühle, in Feldsberg auf dem Raistenberg, in Nikolsburg auf dem Tanzberg (heute hl. Berg), in Eibesthal beim „Trudenfuß“, in Hörersdorf und Siebenhirten in der „Hexenau“ und in Herrnbaumgarten beim Hexenstein unweit der „H…….-quanten, die liederliche Mädchen strafweise mit der Sichel abmähen mußten. Nach der Versammlung gab es Speis, Trank, Unterhaltung und Tanz, damit sich alle zum Zerstörungswerk stärken konnten. Eine Poysdorfer Hexe nahm sich einmal einige mit Zucker bestreute Flecken, die gar so gut schmeckten, vom Weißenberg mit heim. Doch am nächsten Tag hatte sie Kuhfladen in der Speis.

Zur Abwehr dieser Unholden besaß der Bauer mehrere Mittel: er stellte vor das Hoftor Birkenzweige, ebenso zur Stalltür, auf die Türbalken malte er das Trudenkreuz. Besen, Gabeln, Rechen und Eggen legte er mit den Spitzen aufwärts, streute Mohnkörner vor die Türen, warf am Vorabend ein Hühnerei über das Hausdach, band dem Jungvieh rote Bandeln um den Hals, spuckte die Schweindeln an usw. Wehte in der Walpurgisnacht der Wind, so war es ein Zeichen, daß die Hexen herumirrten, um in das Bauernhaus einzudringen.

Die Dorfjugend benützte diese Nacht, um allerlei Schabernack auszuführen; auch in ihr erwachten die Lebensgeister und alle freuten sich der ersten Maiennacht. Sie hängten Türen und Tore aus, versteckten die Brunnenschwengel, zerlegten die Bauernwagen vor dem Haus, verschleppten Werkzeug und Geräte, vertauschten bei den Handwerkern die Schilder und stellten den Maibaum auf – das Sinnbild des erwachenden Lebens und der Gesundheit. In dem bekannten Lied heißt es ja: „Alles neu macht der Mai, macht die Seele frisch und frei…“ Der Baum wurde früher im Herrschaftswald geholt (gestohlen), was aber nicht als Verbrechen betrachtet wurde. Jetzt wird meist ein kleiner Betrag eingehoben. Die Birke hat immer den Vorzug, weil sie den Hexen verhaßt ist. Ist eine solche nicht im Walde, so muß es eine Föhre sein, deren Rinde aber abgeschält wird. In Unter-Tannowitz (Südmähren) wählte die Burschenschaft („Irten“) einen blühenden Kirschenbaum. Rasch wird er aufgeputzt mit buntfarbigen Mascherln, Bändern, Fahnen und einem oder zwei Kränzen, die in waagrechter Lage an Drähten unter der Laubkrone hängen; diese Kränze sind ebenfalls mit bunten Bändern geschmückt. Fest muß der Baum stehen, daß ihn kein Sturmwind umwirft; das wäre eine Schande. Auf einer Tafel kann man die Widmung lesen: „Aus Freundschaft“ oder „Hoch der 1. Mai!“

In Ketzelsdorf setzte früher der Bursche seinem Mädchen einen grünen Ast oder ein kleines Maibäumchen in den Hausgarten. In Falkenstein erhielt jedes Haus, in dem ein Kleinkind war, ein reichgeschmücktes Ästchen von einer Birke, das am Hoftor oder an der Haustür befestigt wurde; hier zeigt sich noch der uralte Baumkult mit seinem Fruchtbarkeitszauber. In den letzten Jahren banden häufig die Burschen unter die Laubkrone des Maibaumes eine Weinflasche. Ungetreuen oder spröden Mädchen setzte man gern einen Tatermann, eine Strohpuppe oder einen dürren Ast vor die Tür. In der Znaimer Gegend nahmen die Burschen einen Akazienast, den sie mit Strohbandeln schmückten. Hier bekamen der Bürgermeister, der Oberlehrer und das Gasthaus, in dem die Irtenburschen verkehrten, einen Baum. Verehren die Burschen um Znaim dem Mädchen ein Bäumchen, befestigen sie statt der Tafel ein Herz mit der Inschrift „Aus Liebe“ an dem Stamm. Jeder Bursche wacht bei seinem Bäumchen, bis die Morgensonne scheint, damit kein Diebstahl vorkommt. In Unter-Tannowitz bekamen alle Gemeinderäte, der Altbursch und die Altdirn einen Maibaum. In Irritz bei Grußbach nannte man das Aufstellen „Maibaum stößen“. Da ereignete es sich einmal, daß der Baum beim Pfarrer gestohlen wurde. Sofort holten die Burschen aus dem Walde einen neuen. Da es etwas länger dauerte, stand schon die Sonne am Himmel, bis alles fertig war. Den Pfarrer ließ man nicht früher aus dem Hause treten, so daß sich an diesem Tage sogar der Gottesdienst verspätete. In der Staatzer Gegend stehlen nach alter Sitte die Burschen den Maibaum aus dem Herrschaftswalde und essen und trinken beim Aufstellen desselben nach Herzenslust. Im Pulkautal bekommen die „Honoratioren“ einen Baum und die „besseren Leute“ eine Maitafel. Sind in einer Gemeinde zwei Burschenschaften, so stellt jede vor ihrem Gasthaus einen auf.

Stiehlt ihn eine Nachbargemeinde, so ist es eine große Schande. Die Strahlen der aufgehenden Sonne müssen den fertigen Baum beleuchten. Da öffnen sich Türen, Tore und Fenster und alle bewundern den Baum in seiner Pracht. Lustig flattern die Bänder und Fähnchen im Morgenwind und die Mädchen sind stolz auf den Liebesbeweis der Burschen, wenn sie vor dem Fenster etwas Grünes oder gar einen Blumenstrauß finden. Regen in der Walpurgisnacht verkündet ein fruchtbares Jahr. Wer sich mit dem Walpurgistau benetzt, bleibt schön und gesund. Von Georgi und Walpurgis an soll man erst Quellwasser trinken. Wer es früher tut, kann krank werden. Mit diesem heilkräftigen Wasser, auf das die Dämonen keinen Einfluß mehr haben, bespritzten sich früher die Leute gegenseitig und auch die Haustiere bekamen ihren Teil.

Wohl zeigen sich am Walpurgistag die Liebespaare ihre Zuneigung, doch ist es kein Heiratsantrag. Im Kuhländchen war es um 1292 sogar ein Zinstag, wie man aus der Neutitscheiner Urkunde ersehen kann, in der von einem Walpurgisfest die Rede ist. Dabei fehlt nie der Tanz bei der Dorflinde – Maimusik heißt es noch heute. Dabei sah man die alten Volkstänze und Volkstrachten, die dem Fest ihr besonderes Gepräge gaben. Wichtig war der Tanz im Freien oder gar auf einem Berg, wie z. B. in Nikolsburg (Tanzberg). Die geistliche und weltliche Obrigkeit verboten diese Volksfeste – in Nikolsburg tat es der Kardinal Dietrichstein, von dem auch der Name hl. Berg herrührte.

In Weingegenden bereiteten die Bauern mit Hilfe von verschiedenen Kräutern den „Maiwein“, der wie der „Johanniswein“ heilkräftig war. Der „Mairitt“ der Bauernburschen durch die Felder der Heimatgemeinde lebte im Sudetenland nach dem ersten Weltkrieg als „Saatreiten“ wieder auf. Wo es eine Schießstätte gab, veranstalteten die Schützen am Walpurgistag einen Umzug und dann das erste Festschießen im neuen Jahr. Die Schuljugend feierte den Tag mit einem Maiausflug getreu dem Dichterwort: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus. Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.“

Aus diesem Brauchtum unserer Ahnen sehen wir die innige Naturverbundenheit und die Freude an der erwachenden Natur. Der Mensch wollte an diesen geheimnisvollen Kräften einen Anteil nehmen; auf der anderen Seite bemerken wir die Sorge um das tägliche Brot in der Abwehr aller Feinde, die den Fluren und Feldfrüchten nur Schaden bringen. Dieses bäuerliche Brauchtum geriet leider in Vergessenheit.

Heute ist das alte Walpurgisfest ein Staatsfeiertag – der Tag der Arbeit. 1889 übernahmen ihn die Arbeiter als Weltfeiertag, an dem jede Arbeit ruhte. In Wien sah man an diesem Tag den berühmten Blumenkorso, wo der Adel und das wohlhabende Bürgertum den Glanz und den Reichtum in einer farbenprächtigen Praterfahrt zu zeigen wußten. In den letzten Jahren versuchte man, den Bauernstand in diese Maifeiern einzugliedern, was aber nicht gelingen will, obwohl doch das alte Brauchtum um die Walpurgisnacht rein bäuerlichen Charakters ist. Heute, im Zeitalter der Parteien, feiert jede dieses Fest in ihrer Weise und splittert die Volksgemeinschaft auf, die einmal die Trägerin der Volksfeste und der Volkskultur war. Wenn Schiller sagt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“, so kann man diesen Satz auch auf das Brauchtum anwenden. Und dieser innere Geist fehlt heute in unseren Dorfgemeinden.

Am 31. Mai räumen die Burschen den Maibaum weg. Die damit geehrt wurden, mußten „etwas brandeln“, d. h. sie zahlten den Burschen ein Faß Bier oder gaben einen Wein her. In der Staatzer Gegend findet der Stamm vom Maibaum Verwendung beim Kirtag für Bänke oder für die Musikantenbühne. Der Name Walpurgis ist im Weinlande nicht stark verbreitet; denn die Kurzform „Walperl“ bekundet eine beschränkte Person, die etwas „hopatatschet“ ist.

Veröffentlicht in: „“Der Winzer“, April 1950, S. 50 + 51

Walterskirchen

Ich träum als Kind mich zurück,

und schüttle mein greises Haupt;

wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,

die lang ich vergessen geglaubt.

Chamisso "Schloß Boncourt"

Die Herrschaft Walterskirchen besaßen von 1656 bis 1826 die Grafen von Hohenfeld; bei der Übernahme des Gutes waren die Wunden des 30jährigen Krieges noch nicht verheilt; unbebaute Felder voll Unkraut, rauchgeschwärzte ruinenhafte Bauernhäuser, leerstehende Gebäude, verluderte Weingärten und öde Verkehrswege kennzeichneten das Bild der Heimat, auf der die Türkengefahr wie ein schwerer Alpdruck lastete. Erst nach dem Siege über den Erbfeind im Jahre 1683 besserten sich die Verhältnisse und der Aufbauwille des Volkes sowie des Adels zeigte sich überall.

Der Grundherr von Walterskirchen war Heinrich von Hohenfeld, ein dominus nobilis, der in den Matriken der Pfarre immer als "illustrissimus" - sehr hochstehend genannt wird; sein Besitz war eine Herrschaft, mit der auch ein Landgericht verbunden war. Die Bauern leisteten ihm als Untertanen Robot und gaben ihm den Zehent. Es war eine harte Zeit, in der mancher Grundherr "das Mark aus den Beinen zog". Der Graf genoß im Dorfe als erste Standesperson das höchste Ansehen; denn er war der gnädige Herr, dem jeder, der mit ihm sprach, die Hand küßte; seine Kinder besuchten nicht die Dorfschule, wo nur die der Dorfbewohner "grob und ungeschickt" erzogen wurden. Die Erziehung im Herrenhaus war Aufgabe eines katholische Hofmeisters, der sie genau nach den Grundsätzen des Adels jener Zeit unterrichtete, denn nur der Edelmann war ein Mensch, der von Gott berufene Führer, der die hohen Ämter in Staat und Kirche bekleiden konnte; deshalb mußte der Hofmeister ein gebildeter Mann sein, der in allen Fächern der Wissenschaft bewandert war, der reiten, tanzen, fechten konnte und französisch sprach. Das Ziel seiner Erziehung war, einen vollendeten Kavalier aus dem jungen Grafen zu machen.

Dem Grundherrn standen die Beamten, auch Offiziere genannt, zur Seite. Die erste Stellle nahm der Pfleger ein, manchmal Amtmann geheißen, den die Matriken einen "wohlbestellten Herrn" nennen; ihre Namen lauteten: 1563 Jakob Mantel, 1670 Tobias Ignaz Purschka, 1671 Wolfgang Mittermayer, der von Rabensburg als Präfekt 1668 nach Walterskirchen kam, 1693 Augustin Trittinger, 1707 Anton Ehrlich, der das Landesgericht verrwaltete und beim Grafen Josef von Hohenfeld in hohem Ansehen stand, 1731 Josef Anton Pfliegler, 1741 Franz Josef Donath - 1733 heißt er Präfekt lenins domini - 1757 Anton Hartl (wohl ein Verwandter des Poysdorfer Postmeisters?), 1761 Florian Arbesser - 1780 heiratete der edle gestrenge Herrschaftsverwalter Florian Arbesser die wohledle Frau Theresia Roßmanit, die Hauptmannswitwe von Eisenberg in Nordmähren - 1766 Anton Deuscher, 1772 Josef Hösch, 1830 Johann Josef Jelinek von Urschitz in Mähren, 1838 Philipp Fiedler.

Der Pfleger verwaltete den ganzen Herrschaftsbetrieb, das Gerichtswesen, die Dorfgemeinden Klein-Hadersdorf, Walterskirchen, Harrersdorf, Ginzersdorf und Alt-Höflein, stellte Kaufbriefe, Pachtverträge und Kontrakte aus und war eine wichtige Person, die für die Verwaltung auch verantwortlich war. Seine Uniform war Hut, Perücke, ein langer Rock, eine bunte Weste, kurze Hose, weiße Strümpfe, Schnallenschuhe und ein Degen.

Der Burggraf - 1823 genannt - überwachte das Gebäude und das Baumaterial, der Kastner den Schüttkasten mit der Körnerfrucht, der Hofbinder den Herrschaftskeller mit dem eingelagerten Wein, das Faßgeschirr, die Lese, den Zehentwein und alle Kellerarbeiten; ihn unterstützten die Roboter sowie die Gesellen in der Werkstatt. Diese kamen meist aus den Sudetenländern (1730). Alle Beamten führten ein genaues Register und legten strenge Rechnung über Einnahmen und Ausgaben. In der Kanzlei saßen der Rentmeister, der Amtsschreiber, der Schreiber und der Gegenschreiber.

Die Waldaufsicht führte der Jäger mit einem Gehilfen. 1685 gab es einen Falkner. Der Hufschmied, der nur für den Meierhof arbeitete, war ein Pächter - Bestandschmied. Die Gemeinde besaß einen eigenen Hufschmied, Ketzelsdorf erst nach 1719. Der "ehrengeachtete" Verwalter des Landesgerichtes, falls ein solcher angestellt wurde, leitete das Halsgericht, sprach Recht, fällte das Urteil, war bei der Hinrichtung anwesend, die der Feldsberger Scharfrichter durchführte und kontrollierte die Dorfrichter und die Grundrichter; Walterskirchen hatte einen Liechtensteinischen und einen pfarrlichen, weil der Ortsgeistliche auch Untertanen hier besaß. Der Herrschaftsbote holte die Post von Ketzelsdorf, nach 1710 von Poysdorf, während der Kreisbote die amtlichen Verordnungen und Bestimmungen nach 1760 brachte. Der Dechant hingegen hatte einen Kapitelboten.

Nach 1700 begann eine rege Bautätigkeit (Schloß, Meierhof, Schüttkasten, Wirtschaftsgebäude). 1701 erwähnen die Matriken einen Hoftischler, einen Hofgärtner schon 1670 und einen Lust-und Ziergärtner 1700; solche finden wir in Poysbrunn, Steinebrunn und Feldsberg; sogar in der Poysdorfer Singermühle wohnte ein Gärtner, namens Karl Schmutz, und einer im Dechanthof von Walterskirchen; einmal wird ein Gärtner ein Kunstgelehrter genannt. Er legte den Park beim Schloß an, sorgte für Obstbäume, für Gemüse und Blumen sowie für schattige Alleen.

In der Schloßkirche, Schloßküche waltete der Hofpfister (Bäcker), der Koch sowie der Mundkoch (1703). Die Ordnung in den Zimmern besorgten die "Zimmermenscha", die Beschließerin und der Zimmerheizer. Der Graf besaß für seine Person einen Kammerdiener und die Gräfin eine Kammerzofe - Kammerjungfrau.

Die Herrschaft, die auch eine Schäferei hatte, brauchte dazu einen Schafmeister, Knechte und Hirten, Kasmacher und Kasknechte (1693). Das Waschen der Schafe besorgten, bevor sie geschoren wurden, die Roboter bei der "Schofwosch". Den Schafkäse kauften Wiener Händler, die Wolle die Nikolsburger Juden. Durch Walterskirchen führte die Kommerzialstraße Nikolsburg - Preßburg. Viele Arbeitskräfte forderte der Meierhof: Mägde, Hirten, Kuh- und Kälberjungen, Knechte (Roß- Ochsen- Kuhmeister, Ober-, Obermeierknecht und Hauerknechte). Der Graf hatte einen Kutscher, auch der Pfarrer. Im Sommer arbeiteten mährische Schnitter, die 1786 von Budweis(ausnahmsweise)kamen. Die Arbeitskräfte wanderten aus den Sudetenländern ein, die zum Teil hier blieben oder nach Wien gingen. Die Aufsicht über die Feldarbeiter führte ein Nachsteher - Drabe genannt - dessen Stock oder Peitsche gefürchtet war. Wenn im Winter in der Scheune mit der Drischel gedroschen wurde, schaute ein Tenn-Nachsteher darauf, daß keine Kornfrucht gestohlen wurde. Das Hofgesinde unterstand dem Wirtschaftsmeier, das Schloßgesinde dem Schloßmeier.

1693 hatte die Herrschaft einen Ziegelofen; da arbeiteten die Ziegelmacher, -gesellen (um 1800) und Ziegelmeister (1737). Einen Baugesellen, namens Karl Heinrich, erwähnen die Matriken 1727. Die Ziegelschläger, die ein recht armseliges Leben führten und von den Dorfbewohnern verachtet wurden, wanderten um 1817 aus dem Friesetal und aus der Umgebung von Grulich ein, um 1820 aus der Znaimer Gegend. Die großen Fischteiche hielt ein Teichgräber in Ordnung.

Die Aufklärung brachte nach 1770 eine bessere Wirtschaft und eine genaue Verwaltung, sodaß der Aufgabenkreis der Herrschaft größer wurde; sie nahm die Steuern ein, leitete durch geprüfte Juristen das Gerichtswesen, führte das Grundbuch und das Waisenamt; es gab einen Justiz- und Kriminalrichter, der Pfarrer hatte einen "pfarrlichen Grundbuchshändler" (1811). Der Landadel genoß nicht die Achtung wie der Hofadel, der auch die höchsten Stellen bekleidete.

Ein besonderes Fest war die Huldigung, die beim Regierungsantritt eines neuen Herrn die Beamten und die Untertanen leisteten. Hielt er seinen Einzug, so bildeten Kinder und Erwachsene Spalier, Böller krachten, die Glocken läuteten. Ansprachen wurden gehalten und die Honorationen küßten dem Herrn sowie der Gemahlin die Hand. Der Graf ermahnte alle, gehorsam zu sein, der gottgewollten Obrigkeit pünktlich die Steuern zu zahlen, die Gesetze zu befolgen, sowie in Frieden und Eintracht zu leben. Die Hohenfeld übernehmen oft die Patenstelle bei ihren Beamten, nahmen an Hochzeiten teil, erschienen am Kirtag bei der Unterhaltung am Dorfplatz und waren Ratgeber der Untertanen. Auch die Beamten führten kein volksfremdes Einsiedlerleben, sie waren Paten bei dem Dorf- und Grundrichter, gingen mit in den Keller, machten am Kirtag mit den Dorfmädchen die Ehrentänze und teilten Freud und Leid mit den Bewohnern, es herrschte oft ein recht patriachalisches Verhältnis zwischen Herrn und Untertan - besonders nach 1780. Das Vorbild Kaiser Josefs fand beim Adel Nachahmung und der Humanitätsgedanke war kein leerer Begriff.

1717 heiratete der Graf Ernst Maximillian Wlaschim von Jamnitz-Vöttau die Gräfin Maria Theresia von Hohenfeld, mit Glanz und Prunk war dieses Fest gefeiert, bei dem die Ortsbewohner die Damen, die Kavaliere und die Pagen des Adels in der farbenprächtigen Kleidung der Barockzeit sahen; das Paar wurde im Oratorium kopuliert. Die Schloßkapelle mußte unter Kaiser Josef II. entweiht und geschlossen werden.

Das neue Naturgefühl, das die Aufklärung brachte, veränderte den Schloßpark und die Umgebung zu einem großen englischen Garten mit den buntfarbigen Rosen- und Blumenbeeten, den Lauben, Alleen, Groten, Teichen, Wasserfällen und Lufthäusern, in denen der Adel die Ruhe und den stillen Frieden der Natur genießen konnte, wie es Schiller in der "Braut von Messina" sagt:

"Wohl dem! Selig muß ich preisen,

der in der Stille der ländlichen Flur,

fern von des Lebens verworrenen Kreisen

kindlich liegt an der Brust der Natur".

Eine schattige Pappelallee, die schönste in ganz Österreich, führt vom Schloß zu dem Waldlusthaus und zum Passauerteich, in dessen Mitte eine Insel lag, die eine Gloriette zierte, auf dem Teich fuhr die Familie in kleinen Gondeln - ein stilles verträumtes Waldidyll, in das kein Lärm des Alltags drang.

Als 1826 dieses Fideikommißgut in den Besitz der Familie Sachsen-Koburg Gotha gelangte wurde später der Hügel neben der alten Kommerzialstraße für eine Aussichtswarte hergerichtet, von der man einen schönen Rundblick über das gesegnete Poybachtal genießt. Noch erinnern sich die Alten an die glanzvollen Jagden zur Herbstzeit, an Waldhorn- und Trompetenklang, an die alten Jagdsignale, an die vielen Adeligen, die in der alten Tracht mit der wallenden Feder auf dem Hute teilnahmen. Da herrschte ein bewegtes buntfarbiges Leben in dem sonst stillen Walterskirchen. Bei den größten Manövern 1892 und 1897 glich das Dorf einem großen Militärlager, auf dem Dorfplatze gab es ein Militärkonzert.

Heute ist nichts mehr vorhanden von der alten Schönheit, die einst das Schloß umgab, selbst die Kastanienallee, die zur erwähnten Aussichtswarte führte, wurde nach dem ersten Weltkrieg gefällt. Die Vergangenheit ist ausgelöscht, so daß man mit Recht sagen kann: "Vergebens spähe ich umher, ich finde deine Spur nicht mehr."

Quellen:

Die Matriken der Pfarre Walterskirchen.

Schweickhart von Sickingen: "Darstellung des Erzherzogtums Österreich u. d. E."

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 5. Mai 1960, S. 5

Wegkreuze und Bildsäulen in und um Poysdorf

Ein Stück Heimatgeschichte liegt in den vielen schlichten Kreuzen und Säulen, die der Wanderer an den Wegen, an Straßen und in Feldern antrifft, die uns an Begebenheiten, an Ereignisse freudiger und trauriger Natur, an Kriege, an Seuchen und Ungewitter, an Hochwasser, an Mord und Totschlag erinnern. Einfach und schlicht sind diese Denkmäler, oft fehlt jede nähere Angabe des Grundes, warum unsere Ahnen diese oder jene Säule erbauten, selten findet man eine Jahreszahl. Der Zahn der Zeit hat mancher arg zugesetzt, der Mörtel ist abgefallen, Ziegel fielen heraus und dann riß man sie oft noch um; Im Volke lebte die Erinnerung um die Kreuze noch lange, sie vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht; doch die heutige Zeit ist anders und die Menschen gehen achtlos an den Ueberlieferungen aus alter Zeit vorüber. Sie fragen nicht um diese oder jene Säule, sie sehen in ihr ein altes Gerümpel, das der Beachtung nicht wert ist.

Und doch sprechen diese Denksäulen eine beredte Sprache zu uns. Die meisten sind mit Heiligenbildern im Innern geschmückt und stammen aus der Zeit, da die Pest in unserer Heimat so viele Opfer forderte, daß einzelne Ortschaften fast ausstarben. Die Säulen sind aus Ziegeln gebaut, die tabernakelförmige Oeffnung schließt das Bild oder die Statue ein, auf der Spitze steht in der Regel ein schönes Doppelkreuz aus Schmiedeeisen. Die Halbmondgestalt, die ich bei einigen fand, hängt nicht mit dem türkischen Halbmond zusammen, sondern verweist uns auf die Jungfrau Maria, die ja oft auf einem Halbmond stehend abgebildet wird.

Viele Kirchen — zum Beispiel auch die Poysdorfer Pfarrkirche — hatten auf der Kirchturmspitze einen Halbmond und Stern bis zum Jahre 1860. Um diese Zeit verschwanden Halbmond und Stern und jeder Turm erhielt ein Kreuz.

Wo in den Pestjahren 1645, 1695, 1679, 1713 die Toten in Massengräbern außerhalb des Ortes begraben wurden, da stehen heute Denksäulen mit dem Bilde der HI. Dreifaltigkeit, die ja in den Pestzeiten eifrig verehrt wurde.

Derartige Pestfriedhöfe waren in Poysdorf am Weißenberg, in Wilhelmsdorf bei den Kellern, in Wetzelsdorf auf dem Platze vor dem Gemeindegasthaus, in Walterskirchen am „Salzweg“ und an der Kreuzung der Poysdorfer und Walterskirchner Straße. An vielen Häusern in dieser Gegend findet man die drei göttlichen Personen; man wollte gewiß das Haus in den Schutz der Dreifaltigkeit stellen, damit es von jeder Krankheit verschont bleibe. Aus demselben Grunde erkläre ich mir die Bildstöcke am Ortsein- und Ausgange sowie an Wegkreuzungen; denn die Pest war gefürchtet und der bloße Name flößte unseren Ahnen Furcht und Schrecken ein. Die Menschen kannten keine Hilfe, so nahmen sie Zuflucht zum Himmel.

Im Jahre 1713/14 gelobten die Bürger Poysdorfs der Hl. Dreifaltigkeit eine Säule, wenn der Markt von der Pest verschont bliebe. Im Jahre 1715 wurde sie aufgestellt und sie ist wohl das herrlichste Werk, das Poysdorf besitzt. Der Wiener Bildhauer Rochus Mayrhofer schuf aus Eggenburger Sandstein die Säule im Barockstil. Da der Grund feucht war, legte man Lärchenpfosten in die Erde und mauerte darauf das Fundament. Zur Grundsteinlegung kamen die Vertreter des Fürsten Anton Florian von Liechtenstein und des Grafen Eusebius Trautsohn von Poysbrunn. Die Weihe nahm der Dechant von Walterskirchen vor. Im Rathause vereinigte alle Gäste eine „herrliche Mahlzeit“, die den Schluß des Festtages machte. Die Unkosten zu dem Festessen bestritt man teils durch eine Sammlung, teils durch die Gemeindekasse. Die Säule kostete 1700 fl. Die Bauern leisteten freiwillig die Handarbeiten und Fuhren umsonst. Auf dem 2 ½ Meter hohen viereckigen Sockel erhebt sich in der Mitte eine 8 Meter hohe Säule, deren Seiten mit Wolken und Engelsköpfen geschmückt sind. An der Spitze thront die hl. Dreifaltigkeit, unter ihr sieht man die hl. Jungfrau Maria. An den vier Ecken des Sockels stehen die hl. Pestpatrone: Sebastian; Rochus, Karl und Franz. An den vier Seitenflächen sieht man vier reich vergoldete Bilder, vorn die hI. Rosalia, die in einer Grotte schlummert, rechts Christus am Kreuze mit dem hl. Johannes und der hl. Maria, links den Sündenfall der ersten Menschen im Paradiese. Rückwärts prangt das Wappen von Poysdorf. Am Fuße der Säule ruht das des Fürsten Liechtenstein, der ja der Herr des Marktes bis zum Jahre 1848 war. Auf die vier schwarzen Tafeln schrieb der damalige Marktschreiber Johann Kreizer folgenden Spruch:

„Sobald die Gemeinde allhier im Gelübde einig war,

Schickt die Dreieinigkeit von oben Hilfe dar.

Man hat gleich angerufen die heiligen Pestpatronen,

Daß Gott vor Pestilenz Markt Poysdorf möcht verschonen.

Und weil Maria ins Mittel sich hat geleget,

Hat ihre Vorbitt auch soviel bei Gott vermöget,

Daß er (nun wundre Dich) halt den Kontumazort rein;

Drum will mit dieser Säule die Gemeinde dankbar sein.“

Im Jahre 1781 ließ die Postmeisterstochter Katharina Hartlin die Säule renovieren, die 3 göttlichen Personen und die 4 Bilder des Sockels wurden mit echtem Dukatengold vergoldet. Ein Pflaster wurde um die Säule angelegt, ebenso eine Steineinfassung von ¾ Meter Höhe. Zum Schutze derselben gab man ringsherum eine schwere Eisenkette, die an mächtigen Prellsteinen befestigt ist. Noch einmal wurde sie aufgefrischt, als im Jahre 1832 die Cholera in ganz Oesterreich auftrat. Alljährlich bewegte sich am Dreifaltigkeitssonntag eine Prozession von der Pfarrkirche zur Pestsäule, wo zuerst eine Predigt und daran anschließend eine Andacht abgehalten wurde. Dies hatte die Bürgerschaft im Jahre 1714 gelobt. Auch sonst sah die Pestsäule noch oft die Bürger des Marktes, wenn sie bei großer Trockenheit oder bei Choleragefahr sich hier am Abend versammelten und die Hilfe des Himmels im Gebet erflehte. Vieles hat dieses Denkmal in den 210 Jahren erlebt und gesehen, Freud und Leid, Hochwasser und Feuer, Kriege und Plünderungen. Feinde marschierten an ihm vorbei, Kaiser und Könige schauten auf der Durchreise zu ihm empor, viele Reisende betrachteten es ehrfurchtsvoll aus der dahinrollenden Postkutsche und jeden Toten, der in den Friedhof getragen wird, grüßt es still auf seiner letzten Fahrt.

Aus der Pestzeit stammen noch einige Denksäulen, die in der nächsten Umgebung der Stadt stehen. An der Brünnerstraße bauten unsere Ahnen im Jahre 1679 das Braunauerkreuz, weil — wie die Inschrift erzählt — der Markt durch die Fürbitte der hI. Jungfrau Maria in Braunau von der Seuche verschont blieb, während in ganz Niederösterreich in dem Jahre 1679 „die Pest arg grassieret“. Wenn die Bürger nach Wranau bei Brünn pilgerten, so begleitete ein Priester die Wallfahrer bis hieher, gab ihnen den Segen und verabschiedete sich von ihnen. Die Angehörigen taten dasselbe. Die Pilger zogen singend und betend weiter auf der Straße. Vorn schritten die Fahnenträger mit der Fahne, die jetzt noch in der Pfarrkirche verwahrt ist und auf der das Gnadenbild der Muttergottes von Wranau prangt. Kehrten die Wallfahrer heim, so kamen ihnen der Priester und die Angehörigen bis hieher entgegen und geleiteten sie in die Pfarrkirche. Was von diesem Braunauerkreuz gesagt wurde, gilt auch für das Zellerkreuz, das auf der Wienerstraße auf dem halben Weg gegen Wetzelsdorf steht. Beide Denksäulen sind sogenannte „Urlauberkreuze”‘; sie erinnern uns an die Wallfahrten, die von den Bürgern in den Pestjahren der Gottesmutter versprochen wurden und zu denen jedes Haus wenigstens eine Person stellen mußte. Um die Auslagen für den Vorsänger und Vorbeter zu decken, wurde in der Herbstzeit Wein gesammelt, der im „Zellerkeller“ aufbewahrt und dann verkauft wurde. Heute ist das Gelübde vergessen, niemand pilgert mehr auf Schusters Rappen zur Zellermutter; jeder benützt das Dampfroß. Eine ähnliche Säule wie das Braunauerkreuz stand vor dem ehemaligen Wienertor beim heutigen Kindergarten. Diese wurde umgerissen, wie auch eine andere, die bei der Mädchenschule stand, ehe die gebaut wurde. Beide Denksäulen fand ich in der Franziszeischen Mappe eingezeichnet. Ihre Bedeutung ist unklar, nur wenige Personen können sich an beide erinnern.

Am Westende der Stadt, nahe bei Wilhelmsdorf erblickt man den Schutzengel. Auf einer 3 Meter hohen Säule steht ein Engel und zeigt mit der Hand gegen Wilhelmsdorf. An der Vorderseite bemerkt man Kipfeln, Semmeln und Wecken, die in Stein eingemeißelt sind. Mit diesem Denkmal hat es folgende Bewandtnis: Im Pestjahre 1679 mußten die Bäcker Poysdorfs Brot und Semmeln in Körben alle Tage an diese Stelle tragen. Sobald sie sich entfernt hatten, kamen die Wilhelmsdorfer — in diesem Orte wütete die Pest sehr stark — nahmen sich, was sie brauchten und legten das Geld in einen mit Wasser gefüllten Bottich. War das Gebäck abgeholt, so nahmen die Bäcker ihre Körbe und das Geld und gingen heim. Zum Danke dafür, daß die Bäcker von der Seuche verschont blieben, errichteten sie dies Denkmal, das auch in anderer Weise von hoher Bedeutung ist, da es uns das Gebäck um 1679 vor Augen führt. Es hat sich seitdem nicht verändert. Die Kipfeln waren also schon vor der zweiten Türkenbelagerung gebräuchlich bei uns, nicht die Türken haben uns diese Form erst gebracht. In dem Jahre 1679 starb fast ganz Wilhelmsdorf aus. Die Toten wurden hinter der Ortschaft begraben und die Stelle schmückt eine einfache, weißgetünchte Säule mit folgender Inschrift:

„Stehe still allhier

und erwecke stets bei dir,

wer sind diese wohl gewesen,

die allhier im Staub verwesen,

tue ihnen zum Andenken

ein Vaterunser schenken.

Gebe noch die Worte hinzu,

Herr, gib ihnen die ewige Ruh!

Hier unter dieser Säule ruhen die Gebeine unserer Vorahnen, die vor mehreren Jahrhunderten in dem hier bestandenen Friedhof beerdigt worden sind. Ruhe ihrer Asche! Zur Erinnerung hat die Gemeinde Wilhelmsdorf diese Säule errichtet.“ Ringsherum stehen die Weinkeller der Gemeinde, die Begräbnisstelle ist frei. Von hier führt ein Weg zu fünf mächtigen Linden, die ein Holzkreuz beschatten. Das war bis zum Jahre 1848 die Dingstätte, wo die Grundherrschaft das Gericht abhielt. Pfleger kamen von Prinzendorf und die Gemeinde, Dorfrichter, Geschworne und das Volk versammelten sich an dieser Stelle zum Banntaiding. Es ist wohl ein seltener Fall in unserer Heimat, daß Gerichtslinden bei uns noch stehen. Die Linde war ja der Baum, unter dem Recht gesprochen wurde.

In der Zeit der Gegenreformation erstanden viele Denkmäler; da sind die Kreuze oder Kapellen zu erwähnen, die am Ortsein- und -Ausgange standen, die Kalvarienberge, die Oelberge, die Einsiedlerkapellen und jene Bildstöcke, die der Bauer dort auf dem Felde errichtete, wo der Priester bei dem Umgang durch die Fluren an den Bittagen den Segen sprach und die Aecker mit Weihwasser besprengte.

Der Poysdorfer Oelberg ist sehr alt; zwei Jahre nach dem Abzug der Türken wurde er aufgefrischt und mit einem Ziegeldach gegen Feuersgefahr versichert. In der Fastenzeit und in der Karwoche wurden da Betstunden abgehalten. Mildtätige Spender schenkten mehrere Wachskerzen, die da an den letzten Tagen der Karwoche ununterbrochen brannten; mit grünem Moos waren die Abhänge des Berges geschmückt, dazwischen leuchteten rote und weiße Papierrosen hervor.

Die Einsiedlerkapelle war die Wohnung eines Einsiedlers. Solche Einsiedeleien tauchten um das Jahr 1670 auf. Männer, die vor der Welt flohen, suchten ein einsames Plätzchen auch draußen im Walde oder weit im Felde, bauten sich da eine Hütte und führten ein frommes Leben. Als Ministranten oder Mesner halfen sie in der Pfarr- oder Klosterkirche mit. Sie unterstanden der geistlichen Aufsicht; der Dechant hatte das Recht, sie zu inspizieren, und sie mußten seinen Anordnungen Folge leisten. War der Einsiedler alt und krank, dann erhielt er im Kapuzinerkloster eine Art Altersversorgung. Im Volksmunde ist die Ansicht verbreitet, daß bis zu dieser Kapelle einst der Wald reichte. Kaiser Josef II. hob auch diese Einsiedeleien auf. Heute steht die Kapelle hoch über dem Fahrweg, denn das Regenwasser wäscht in unserer Gegend die Hohlwege ziemlich stark aus. Das Volk nennt die Felder bei der Kapelle „In den Einsiedeln“.

Ein Stück Kunstgeschichte unserer Heimat zeigen die beiden Friedhöfe bei der Pfarrkirche und beim Spital. Wohl sind die ältesten Grabsteine verschwunden bis auf ein Stück, das der eifrige Sammler V. Kudernatsch in seinem Museum aufbewahrt. Zwischen duftenden Linden, blühenden Fliedersträuchern und immergrünen Zedern stehen die urnengeschmückten Säulen und rostzerfressenen Eisenkreuze mit verblaßten Inschriften und Sinnbildern, die unsere Zeit längst vergessen hat: Die Aschenurne mit dem Tränentuche, die gesenkte Fackel, die so recht die Ruhe, das Schweigen des Todes und den Grabesfrieden verkündet, der Kreis oder die Schlange mit dem sie durchkreuzenden Pfeil — die rasch dahineilende Zeit und die ewig stillstehende Vergangenheit —, die zerbrochene Säule, die den Tod verkörpert, der ohne Erbarmen das Menschenleben knickt, der Engel, welcher Rosen der Liebe auf das Grab streut — darum heißt auch der Friedhof häufig Rosengarten. Das Muster eines Barockkreuzes können wir im Barbarafriedhof bewundern: Der sterbende Erlöser am Kreuze, zu den Füßen des Heilandes kniet die Büßerin Magdalena, von der schweren Sündenlast gebeugt, zu beiden Seiten trauern Maria und Johannes, die von dem Tode des Heilandes, von seinen Schmerzen und Qualen ganz ergriffen sind. Eine Seltenheit unserer Friedhöfe sind die kunstvollen Eisenkreuze, die den Beweis geben, daß einst in unseren Handwerkern ein Kunstverständnis wurzelte. Die Namen der Verstorbenen stehen bei solchen Kreuzen in einem verschließbaren Kämmerlein, damit sie nicht durch die Witterung verblassen.

Auch ein Stück Konkordatszeit sieht man hier. Hinter dem Bilde des Gekreuzigten ist ein freier Raum für Nichtkatholiken und für die, welche freiwillig aus dem Leben schieden. Eine mächtige alte Linde hält neben dem Eingang Wache. In ihrem Schatten spielten einst die, welche man nach einem sorgen- und mühevollen Leben hier in der kühlen Erde zur ewigen Ruhe bestattete. Die Linde war nicht nur der Rechtsbaum, er zierte unsere Friedhöfe seit altersher, unsere Plätze, Wege und Brunnen. Die Fremden wurden nicht im Friedhofe begraben, sondern draußen am Abhang des Weißenberges in der Nähe des Preußendenkmales. Da steht eine alte Tabernakelsäule; hier war der Fremdenfriedhof. Der Wanderer, der in Poysdorf vom Tode ereilt wurde, fand da seine Ruhestätte. Die fremden Soldaten ruhen hier: Franzosen aus dem Jahre 1809 und 136 Preußen, die bei uns an der Cholera im Jahre 1866 starben.

Die Sorge um das tägliche Brot, der Kummer um das Gedeihen der Feldfrüchte und die Furcht vor Hagel und Ungewitter veranlaßten den Bauer, an Wegkreuzungen, auf Bergen und an der Ortsgrenze Kreuze oder Kapellen zu erbauen. Die Kreuzwege und die Grenzen galten ja seit jeher als Tummelplatz der bösen Geister, die dem Menschen nur Schaden und Unglück zufügen. Ihre Macht sollte ein Kreuz oder eine Säule mit dem Bilde der Bauernpatrone: Medardus, Donatus, Pankraz, Notburga u. a. brechen. Der hl. Medardus war der Beschützer der Weingärten und eine Tabernakelsäule mit seinem Bilde fand ich neben dem „Fürstenweg“ bei den Kellern Ketzelsdorfs. Sogenannte Wetterkreuze, die der Bauer auf Bergeshöhen gegen Hagel und Hochwasser errichtete, sind das Sechterkreuz bei Wetzelsdorf, die Johannes-Kapelle zwischen Herrnbaumgarten und dem Ausspann, und das Knollsche Wetterkreuz links neben den Kellern an der Reichstraße. Die Johannesstatuen neben Brücken sind nicht bodenständig, sondern wurden vielfach erst um die Zeit 1650 bis 1700 unserer Heimat aufgenötigt. Früher war der hl. Christoph der Brückenwächter. Da in unserer Gegend die Viehzucht im Vergleiche zum Weinbau zurücktritt, so vermißt man Bildstöcke der Viehpatrone Leonhard und St. Veit. Nur das „Hutscharlkreuz‘‘ neben dem Radaweg erinnert uns an die einstige Hutweide, die hier bestand. Das Wort „Schar“ bedeutet ein kleines Feld und kommt noch in den Zusammensetzungen Hochschar, Überschar, Kuhschar vor. Das Kreuz hat nichts mit den Husaren zu tun, wie manche glauben. Nicht weit von dem Hutscharlkreuz steht das Heuschreckenkreuz; es ist dies eine 3 Meter hohe Tabernakelsäule, darin hängt ein ganz verrostetes Bild. Die rätselhafte Inschrift ist stark verwittert und sie lautet: D H P B J M J L N P D 1690 J A H R. Neben Hagel, Hochwasser, schädlichen Tieren fürchteten unsere Ahnen, besonders das Feuer, das damals oft ganze Ortschaften vernichtete und gegen das die Menschen machtlos waren. Der Schutzpatron gegen dieses Element war der hl. Florian, der uns in vielen Bildstöcken und an den Wänden der Wohnhäuser entgegentritt.

So tritt uns in all den Steindenkmälern der fromme Sinn unserer Ahnen, die religiöse Ideenwelt einer längst vergangenen Zeit vor Augen. Unsere Vorfahren verwoben alle ihre Gedanken mit dem Himmel und den Heiligen. Aus dem Gefühl der Dankbarkeit erwuchsen viele Kreuze und Standbilder. Die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Menschen. Heute haben wir in der Zeit der Organisation Versicherungen gegen all das, was unsere Voreltern so fürchteten und wo ihre schwachen Kräfte nicht ausreichten, das Unglück fern zu halten.

Wo ein Mensch plötzlich vom Tode ereilt wurde, setzten die Hinterbliebenen ein Kreuz. Das Volk nennt diese Art „Sühnekreuze“. Eines trifft man links neben der Reichsstraße in den Neidharten, wo eine Frau vom Blitze erschlagen wurde, ein zweites rechts in den Waldbergen, wo im Jahre 1736 ein Bursche von einem Stier niedergerannt wurde — die Leute nennen es Baumhackelkreuz, weil der Bursche Baumhackel hieß [Die Inschrift ist so stark verwittert, daß ich sie nicht lesen konnte. Sie beginnt: „Zu Ehren der allerheiligsten . . . . . 1736“.] — ein drittes schmückt die Straße von Walterskirchen nach Herrenbaumgarten und heißt das Bacherkreuz. Es befindet sich neben dem letzten Keller von Walterskirchen. Ein Förster sollte 1805 den Franzosen den Weg zeigen. Da er sich weigerte, wurde er an der Stelle, wo heute das Kreuz steht, erschossen. Es heißt auch im Volksmunde Franzosenkreuz. Im Mistelbacher Walde traf ich unweit der Wüstung „Enzersbrunn‘‘ das Stadlerkreuz. Es ist dies eine 3 Meter hohe quadratische Steinsäule, mit folgender Inschrift: „Gott zu Ehren habe ich dieses Kreuz allhier verlobet, denn mein gottseliger Mann Tomas Stadler von Wotzdorf, den 2. August 1709, auf diesem Ort durch ein Baumholz, weil der Wagen umgefallen ist und ihn das Holz erschlagen hat. Gott verleihe ihm und allen christgläubigen Seelen die ewige Ruhe und eine fröhliche Auferstehung, Amen. A. M. S.“

An Denksäulen, die uns an geschichtliche Ereignisse und zwar an Kriege erinnern, ist unsere Gegend arm. Hieher gehören das „Weiße Kreuz“ beim neuen Friedhof in Poysdorf und das Türkenkreuz auf dem Feldwege Poysbrunn-Drasenhofen. Die „Weißen Kreuze" stammen aus dem Jahre 1598. Damals eroberten unsere Soldaten die Festung Raab, die von den Türken zu einem sehr starken Bollwerk ausgebaut war. Alle Gemeinden sollten eine solche Denksäule erbauen, doch viele taten es nicht. In Poysdorf wurde sie bei einem Neubau zum Teil niedergerissen, der übrige Teil eingemauert.

Das Türkenkreuz bei Poysbrunn ist 3 bis 4 Meter hoch und enthält folgende Inschrift: Der allerheiligsten Dreieinigkeit zu Ehren um Abwendung dieser Zeit gefährlichen Türkenkrieges unter der glorwürdigen Regierung des Papstes Alexander des Siebenten, Kaiser Leopolds des Ersten und des Grafen und Herren Paul Sixtus Trautsohn Graf zu Falkenstein des andern dieses Namens Grundherr hat Herr Franz Georg Singer von Singermühl diese Gedächtnissäulen aufbauen lassen S. F. Gebirg Poysbrunn im Jahre 1664."

Wenden wir uns noch den Säulen und Denkmälern zu, die von dem Landgerichte oder dem Herrschaftsgerichte aufgestellt wurden. Hieher gehören: Galgen, Pranger und Grenzsteine. Die Galgen waren meist aus Holz und standen nahe bei dem Herrensitz, mit dem das Landgericht verbunden war. Nur bei Groß-Krut ist ein Galgen aus Stein, der 1781 zum letzten Male in Verwendung stand, als ein Schneidergeselle zum Tod verurteilt und hingerichtet wurde. Das Falkensteiner Landgericht hatte den Galgen am Galgenberg. Von ihm sieht man keine Spur, aber am Wege, der von Falkenstein hinauf auf den Berg führt, trifft man eine Steinsäule. Bis hieher gingen wahrscheinlich die Angehörigen des Verurteilten mit, nahmen da Abschied und, während der Zug weiter ging und oben das Urteil von dem rotgekleideten Henker vollstreckt wurde, beteten sie für das Seelenheil des Unglücklichen. Der Tote blieb einen Tag am Galgen, dann wurde er an Ort und Stelle begraben. Noch gibt es Leute, die erzählen, daß um Mitternacht ein fürchterliches Getöse um den Galgenberg zu hören sei, das aber gleich verstummt, wenn es in Falkenstein ein Uhr schlägt. Auf dem Marktplatz in Poysdorf stand bis zum Jahre 1859 der Pranger oder die Schandsäule, das äußere Zeichen der Marktgerechtigkeit. Es war dies eine Steinsäule, zu der drei Stufen emporführten. Auf der Spitze kreiste eine Windfahne mit der Jahreszahl 1594. Hier wurden jene angebunden, die sich leichtere Vergehen zuschulden kommen ließen. Sie mußten den Spott und Hohn der Vorübergehenden ertragen. 8 Tage vor jedem Jahrmarkte wurde eine Hand und ein Schwert ausgesteckt. Bei uns hat nur mehr der Markt Falkenstein den Pranger bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Von den alten Grenzsäulen finden wir in unserer Umgebung nur mehr ein Stück im Walterskirchner Gebiet. Da steht mitten auf einem Acker eine vierkantige Säule von 1 Meter Höhe. In den Seitenflächen sind von Osten begonnen folgende Zahlen und Buchstaben eingemeißelt:

16 B.K. H.J W.B.

F.L. 17 H.W.

Der Stein stammt also aus dem Jahre 1617 und die Buchstaben geben uns die Anrainer der Besitzer bekannt. Heute sind aber die Felder ganz anders angeordnet und die Grenzsäule hat nur mehr einen geschichtlichen Wert.

Wenn wir zum Schlusse noch über die Entwicklung dieser Säulen sprechen, so muß man sagen, daß in der Zeit der Gegenreformation und in der Pestzeit unsere Ahnen viele Denksäulen erbauten und sie auch gut pflegten und instand hielten. Die Zeit der Aufklärung räumte aber mit diesen Ideen auf. Um das Jahr 1780 tritt ein Umschwung ein. Die Wegkreuze verschwinden langsam, man setzt wenige mehr oder gar keine. Aus der Cholerazeit haben wir nur bei Walterskirchen ein einfaches, rotes Holzkreuz, das die Gemeinde im Jahre 1832 errichtete. Es steht einige Schritte von der Bahnhaltestelle entfernt. Der nüchterne praktische Geist der Gegenwart läßt einfache Wegkreuze erstehen, die leider nur zu bald einstürzen und nie wieder aufgerichtet werden. In den letzten Jahrzehnten kommt wieder eine neue Richtung zum Durchbruche; man errichtet sogenannte Lourdesgrotten, die in der Marienzeit der Anziehungspunkt für viele Fromme aus der Umgebung sind. Die anderen Kreuze und Säulen geraten in Vergessenheit. Die Alten, die noch etwas von ihnen wissen, sterben und nehmen ihre Gedanken- und Ideenwelt mit ins kühle Grab. Und doch wäre es am Platze, wenn man diesen alten Säulen mehr Aufmerksamkeit und Pflege schenken möchte und sie vor dem gänzlichen Verfalle bewahrte. Sie sind ein Stück Heimatgeschichte und jeder, der seine Heimat liebt, wird nicht achtlos an ihnen vorübergehen.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1926, S. 67 - 71

Wegkreuze und Bildstöcke in unserer Heimat

Wer aufmerksam durch unsere Heimat wandert, dem fallen die vielen Wegkreuze, Bildstöcke und Kapellen auf, die dem Grenzland das Bild einer Sakrallandschaft geben. Holz- und Eisenkreuze mit dem Bilde des Gekreuzigten wechseln mit gemauerten Bildstöcken, die auch Marterln genannt werden; diese erreichen eine Höhe von 4 m, sind aus Lehmziegeln gebaut und haben oben eine tabernakelförmige Oeffnung für das Heiligenbild oder die Statue. Sie stehen meist neben der Straße und dem Feldweg, selten in einem Weingarten und im Felde. Auf der Spitze des Bildstockes bemerken wir ein Eisenkreuz, manchmal auch ein Doppelkreuz mit bescheidenen Verzierungen.

Die Holz- und Eisenkreuze unterliegen stark dem Einfluß der Witterung; sie verfaulen, verrosten, fallen um, werden weggeräumt und sind vergessen. Die gemauerten Bildstöcke und Kapellen, die oft im Schatten und Schutz von Bäumen stehen, widerstehen dem Wind und Wetter. Früher war es Sitte, dass jeder, der bei einem Kreuz oder Bildstock vorbeiging, den Hut abnahm, die Frauen bekreuzigten sich und sagten: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Dieser Brauch ist ausgestorben. Der Bauer sagt: „Vor einem abgesetzten Bürgermeister und umgestürzten Kreuz nimmt man nicht den Hut ab.“

Diese schlichten Denkmäler sind ein Stück Heimatgeschichte und erinnern an die schweren Zeiten der Vergangenheit, an Krieg, Pest, Cholera, Mißernten, Hagelwetter, Raub und Totschlag. Oft fehlt in den Schriften jede Angabe für die Errichtung des Bildstockes. Nur im Volke lebt die Erinnerung weiter, oft ist es eine unrichtige.

Zu den ältesten Bildstöcken zählen die Raabeser Säulen, auch Weiße Kreuze genannt; sie stammen aus dem Jahre 1598, als die kaiserlichen Truppen am 29. März die Festung Raab in Ungarn eroberten. Die Regierung befahl den Gemeinden, zum Andenken an diesen Sieg eine Denksäule zu errichten mit der Inschrift: „Sag Gott dem Herrn Lob und Dank, dass Raab wieder kommen ist in Christen Hand!“ Viele Gemeinden begnügten sich mit einer Tafel und der Inschrift, die sie an einem anderen Bildstock befestigten. Eine Raabeser Säule finden wir bei Laa; die in Poysdorf stand unweit des Walterskirchner Tores und wurde abgebrochen. In Mistelbach dürfte eine solche auf dem Kirchberg stehen. Weiße Kreuze werden erwähnt bei Wilfersdorf – neben der Hobersdorfer Brücke, bei Erdberg – unweit des Friedhofes, bei Rabensburg – hinter dem Dorf, bei Paasdorf, bei Ungerndorf und Neudorf. Ob diese Kreuze mit der Eroberung von Raab zusammenhängen, ist ungewiß; denn das Volk nennt die Bildstöcke gerne nach dem Farbanstrich, so z. B. Weißes, Blaues und Schwarzes Kreuz.

Nach dem Friedensschluß von 1648 sollten die Gemeinden auf Befehl der Obrigkeit Schwedenkreuze errichten; solche finden wir in Mistelbach beim Siechenhaus, in Gaweinstal auf der Anhöhe gegen Schrick und bei Staatz.

Türkenkreuze gibt es: in Erdberg neben dem Kellerweg auf der Anhöhe und in Poysbrunn neben dem Feldweg nach Drasenhofen; dieses hat folgende Inschrift: „Der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu Ehren um Abwendung dieser Zeit gefährlichen Türkenkrieges unter der glorwürdigen Regierung des Papstes Alexander VII., Kaiser Leopolds I. und des Grafen und Herren Paul Sixtus Trautsohn Grafen zu Falkenstein des andern dieses Namens Grundherrn hat Herr Franz Georg Singer von Singermühl diese Gedächtnissäulen aufbauen lassen. S. F. Gebirg Poysbrunn im Jahre 1664.“

In der Zeit des 30jährigen Krieges fallen die Kalvarienberge und Kreuzwege: Nikolsburg 1630, dann Falkenstein „Kreuzberg“ und Wilfersdorf mit dem Grab Christi beim Friedhof, welche die via dolorosa beschließt. Die Gemeinden konnten sich damals solche Andachtsstätten nicht leisten, weil ihnen das Geld fehlte; sie begnügten sich mit einem Oelberg – Poysdorf – oder mit einer Statue des blutschwitzenden Heilandes – bei Wilfersdorf und Palterndorf; das Volk nennt diese Statuen „knotzender Heiland“.

Das Franzosengrab in Poysdorf am Fuße des Weißenberges, wo die Toten von 1805 und 1809 liegen, schmückt ein Bildstock, den die Franzosen 1901 bei der Enthüllung des Preußendenkmales mit 2 Fahnen zierten. In Walterskirchen erschossen 1809 die Franzosen am 10. Juli den Revierförster Lorenz Hampe, der 51 Jahre alt war und dem Feinde jede Auskunft über die österreichischen Truppen verweigerte. Ein schlichtes Kreuz neben der Straße nach Herrnbaumgarten erinnert an den Helden. Die Preußen, welche 1866 in Poysdorf an der Cholera starben, ruhen neben dem erwähnten Franzosenkreuz; zu dem letzten Toten warfen unbekannte Täter ein verendetes Schwein. Im Jahre 1901 wurde diesen Toten ein Denkmal gesetzt.

Viele Bildstöcke stammen aus der Pestzeit; damals (1679) durften die Leute aus verseuchten Gemeinden nicht die Nachbarorte, die pestfrei waren, betreten; diese hatten aber die Pflicht, die Pestgemeinden mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Obrigkeit bestimmte Abgabestellen, wo der Verkauf stattfand; doch durften die Leute nicht in Berührung kommen; deshalb legten die Käufer das Geld neben der Ware in ein Gefäß, das zum Teil mit Essig gefüllt war. Solche Abgabestellen waren in Poysdorf beim Schutzengel, den die Bäcker des Marktes stifteten, bei Herrnbaumgarten, wo die Straße von Walterskirchen in die von Poysdorf einmündet, und vor Wetzelsdorf beim Gasthaus, das 1679 noch nicht bestand.

Die Pesttoten wurden nie im Ortsfriedhof beerdigt, sondern in einem Massengrab außerhalb des Dorfes. Die Toten mußten mit Kalk bestreut werden. Solche Pestfriedhöfe gab es in Wetzelsdorf vor dem Ortseingang, in Ketzelsdorf beim Gemeindegasthaus, in Poysdorf beim 16 Quantenkreuz – Pestjahr 1645 -, bei Walterskirchen neben dem Salzweg, in Höflein neben der Straße nach Hauskirchen und in Wilhelmsdorf bei den Kellern; dieser Bildstock hat folgende Inschrift: „Stehe still allhier und erwecke stets bei dir, wer sind diese wohl gewesen, die allhier im Staub verwesen? Tue ihnen zum Andenken ein Vaterunser schenken, gebe noch die Worte hinzu, Herr gib ihnen die ewige Ruh. Hier unter dieser Säule ruhen die Gebeine unserer Vorahnen, die vor mehreren Jahrhunderten in dem hier bestandenen Friedhof beerdigt worden sind. Ruhe ihrer Asche! Zur Erinnerung hat die Gemeinde Wilhelmsdorf diese Säule errichtet.“

In den Pestjahren 1645, 1655, 1679 und 1714 gelobten die Gemeinden zur Abwendung der Seuche Wallfahrten nach Mariazell, Wranau bei Brünn, Nikolsburg, Maria Dreieichen, Oberleis, Alt-Ruppersdorf usw. Die Pilger verließen die Heimatgemeinden in Begleitung eines Priesters und der Angehörigen, die ein Stück des Weges mitgingen; dann sprach der Geistliche den Reisesegen, die Wallfahrer nahmen Abschied (Urlaub) von den Begleitern und marschierten betend und singend weiter. An dieser Abschiedsstelle wurde ein Bildstock errichtet, das Urlauberkreuz heißt; solche sehen wir noch heute, in Poysdorf das Zeller-, das Wranauer- und Schlossberg-Kreuz (Schlossberg in Ungarn). Auch in anderen Gemeinden gab es solche Urlauberkreuze, z. B. in Wetzelsdorf, Großkrut, Hadersdorf und Poysbrunn.

Nach dem Pestjahr 1714 gelobten die Gemeinden Dreifaltigkeitssäulen, damit sie von dieser Seuche verschont bleiben sollten; ich erwähne nur Mistelbach, Wolkersdorf, Laa, Poysdorf, Wetzelsdorf, Poysbrunn, Walterskirchen, Großkrut usw. Die meisten kamen von Eggenburg und sind im Barockstil ausgeführt. Die Säule zeigt die Dreifaltigkeit, manchmal die Jungfrau Maria auf einem Halbmond stehend, die Heiligen – Rosalia, Rochus, Sebastian, Karl und Franz. Viele stammen von dem Bildhauer Rochus Mayerhofer. In Poysdorf wurden vor der Säule am Dreifaltigkeitssonntag Andachten abgehalten, und die Toten werden stets an ihr vorbeigetragen, ehe sie im Friedhof beerdigt werden.

Rochuskapellen aus der Pestzeit sehen wir in Wolkersdorf auf dem Gerichtsberg neben der Brünnerstraße, in Eibesthal und Schrattenberg.

In der Barockzeit meldeten sich viele junge Leute zur Aufnahme in ein Kloster, doch konnten nicht alle unterkommen. Manche wählten da das Leben eines Einsiedlers – Eremit genannt -, der fern einer Gemeinde in Waldesnähe ein beschauliches Leben führte; sie widmeten ihr Dasein der Verehrung Gottes und der Heiligen; solche Einsiedlerkapellen befanden sich in Feldsberg, Herrnbaumgarten beim Postkreuz – heute heißt sie Urbanikapelle, in Poysdorf und im Ernstbrunner Wald. Kaiser Josef II. hob diese Einsiedelei auf, und die „braunen Kuttenträger“ gingen in ein Kloster oder ergriffen einen Beruf.

1750 stelle ein Bursche in Drasenhofen bei der „Trift“ eine Marienstatue von Einsiedeln in der Schweiz auf, die viele Wallfahrer besuchten; 1752 gelangte das Bild in die Pfarrkirche von Drasenhofen, wurde aber drei Jahre später gestohlen.

Gefürchtet waren früher Hochwasser und Hagelwetter, die oft die Ernte und Weinlese in einer Stunde vernichteten. Machtlos stand der Bauer solchen Ereignissen gegenüber; allgemein glaubte das Volk, daß solche Unwetter Hexen verursachten; daher sprach man von Wetterhexen, die ihr Unwesen auf Bergeshöhen und an Wegkreuzungen besonders arg trieben. Daher errichteten die Bauern an diesen Stellen Wetterkreuze, die den Zauber unschädlich machen sollten; solche Kreuze treffen wir in Wetzelsdorf das Sechterbergkreuz, in Poysdorf das Hexenkreuz in den „Reißhübeln“, wo sich noch um 1870 eine Hexe im Sommer herumtrieb, in Wilhelmsdorf das Hegerkreuz bei den Fürstenföhren, das Knollsche Wetterkreuz in Poysdorf bei den letzten Kellern an der Brünnerstraße, das Schöllerkreuz in den Steinbergen, der Bildstock an der Brünnerstraße, wo der Poysbrunner Feldweg abzweigt, das Singerkreuz auf dem Steiglerberg (1668), in Ketzelsdorf das Donatuskreuz bei den Kellern und in Herrnbaumgarten die schon erwähnte Urbanikapelle, die weithin sichtbar ist. Sooft ich diese sehen, denke ich an die Worte des Dichters Lenau:

„Luftig wie ein leichter Kahn

auf des Hügels grüner Welle

schwebt sie lächelnd himmelan

dort, die friedliche Kapelle“.

„Die Wurmlinger Kapelle“

Am Fuße des Weißenberges in Poysdorf erinnert der schon erwähnte Bildstock an den Fremden- und Soldatenfriedhof, in dem die Fremden, die auf der Reise verunglückten, und die Soldaten von 1805, 1809, 1866 und auch Oesterreicher ruhen; denn nach 1763 marschierten viele Regimenter von Wien auf der Brünnerstraße in der Lager von Turas, wo sie besser ausgebildet wurden; mancher Soldat erkrankte, starb im Poysdorfer Spital und fand in dem Friedhof seine letzte Ruhestätte.

1806 wurde in Bernhardsthal auf der Straße nach Lundenburg eine Marienstatue aufgestellt, die zuerst beim Beinhaus stand; bald erschienen viele Wallfahrer bei dieser Statue. Die Regierung verlangte, daß sie entfernt werde. Als eine Kommission, bei der auch der Reinthaler Pfarrer Wallon sich befand, in Bernhardsthal erschien, nahmen die Bewohner eine drohende Haltung ein, sodaß sie abziehen mußte. Die Leute beschimpften die Herren und nannten sie Hussiten. Der Reinthaler Pfarrer durfte sich nicht in Bernhardsthal blicken lassen. Auf seinem Haustor stand geschrieben: „Der Pfarrer ist ein Dieb und lernt uns stehlen.“ Die Statue konnte erst nach längerer Zeit entfernt werden.

Auf eine Gerichtsstätte deutet „die geschundene Mirl“ bei Walterskirchen neben der Straße nach Herrnbaumgarten. In Falkenstein sieht man einen Bildstock auf dem Weg zum Galgenberg; hier mussten die Angehörigen des Verurteilten stehen bleiben; sie beteten da für das Seelenheil des Hingerichteten.

Wo ein Mord oder Totschlag geschah, setzte man ein Sühnekreuz; ein solches ist in Poysdorf „das Blaue Kreuz“ neben der Straße nach Wilhelmsdorf; früher stand es weiter im Felde, wo ein Schneider einen Burschen erschoß, der ihn öfters gehänselt und verspottet hatte; auch bei Stützenhofen sieht man ein Sühnekreuz, wo ein Wilderer einen Förster ermordete.

Gefürchtet waren früher die Heuschrecken, die die Feldfrüchte und Weingärten schwer schädigten und die sich nicht vertreiben ließen. Ein Heuschreckenkreuz findet man in Poysdorf unweit der Fürstenföhren. Die Inschrift ist ganz verwittert; ich fand vor 40 Jahren nur die Buchstaben: „D H P B J M J L N P L 1690 Is A, H R.“ Ein zweites Heuschreckenkreuz sieht man unweit von Neudorf. Poysdorf besitzt neben der Straße nach Herrnbaumgarten vor dem Gsolbach ein Putzenstecherkreuz.

Als Schutzpatron gegen Feuersgefahr verehrten unsere Ahnen den hl. Florian und stifteten ihm zu Ehren die Florianikapellen z. B. in Großkrut und Kl.-Hadersdorf. Der Heilige wird dargestellt als römischer Soldat, der in der einen Hand eine Fahne hält, in der anderen einen Kübel, aus dem er Wasser auf ein brennendes Haus schüttet; darum sagt das Volk: „Heiliger Florian, du Wasserkübelmann, verschon mein Haus und zünd’ das des Nachbarn an!“ In Poysdorf steht in den Wandnischen von 2 Häusern die Statue dieses Feuerpatrons, dessen Verehrung nach dem Aufkommen der Versicherungen stark nachließ. Früher war sein Tag in den Dörfern ein Gemeindefeiertag, an dem die Bewohner eine Prozession um die Gemeinde unternahmen; in Poysdorf war sie besonders feierlich.

Kein Heiliger hat in den Dörfern und Städten so viele Statuen wie der hl. Johann von Nepomuk – in Poysdorf allein 5; er ist der Brückenwächter und Beschützer bei Hochwasser. Mit Recht kann man da sagen: „An allen Wegen, Stegen und Brucken stehen hölzerne und steinerne Nepomuken.“ Dargestellt ist der Heilige im Priestergewand, der in der einen Hand ein Kreuz hält, in der anderen die Märtyrerpalme und über dem Haupte 5 Sterne – eine Auszeichnung, die kein anderer Heiliger besitzt; sie stammen aus der Zeit von 1720 bis 1750. In Großkrut wurde die Statue am 16. Mai 1741 feierlich eingeweiht; dazu kamen viele Wallfahrer aus den umliegenden Gemeinden, die dem Feste beiwohnten. Nach einer Stiftung von 1767 sollte täglich ein Licht vor dieser Statue brennen. Die Nepomuk-Feiern am 16. Mai, die heute vergessen sind, bezeichnet man als Vorläufer der Maiandachten.

Große Sorgen bereitete dem Bauern im Sommer das Vieh auf der Weide, wo es leicht einer Seuche, „Umfall“ genant, zum Opfer fallen konnte. Da bekam der Viehpatron Leonhard einen Bildstock dort, wo der Triftweg begann: in Poysdorf bei der Barbarakapelle – heute verschwunden, in Ketzelsdorf beim Teich, in Wetzelsdorf beim Falltor, in Wilhelmsdorf bei den 5 Linden usw. Auch das Hutscharlkreuz in Poysdorf gehört zu dieser Gruppe; die Leute nennen es irrtümlich Husarenkreuz nach den preußischen Husaren, die 1866 nach Poysdorf kamen.

Wo ein Mensch tödlich verunglückte oder vom Blitze – Donnerkeil hieß es – getroffen wurde, setzten die Angehörigen einen Bildstock oder ein Kreuz, damit jeder Vorübergehende des Toten mit einem Gebet gedenkt. In Poysdorf starb eine Frau in der Flur Neidfarten an den Folgen eines Blitzschlages; der Bildstock wurde vor Jahren entfernt; ein zweiter Fall ereignete sich auch in Poysdorf beim alten Schüttkasten in der Singerstraße, wo die Dreifaltigkeit steht. In Hadersdorf verunglückte ein Bursche nach dem ersten Weltkrieg durch einen Blitz neben dem Schwedensteig. In Wilhelmsdorf erschlug beim Fällen eines Nußbaumes ein Ast einen Bauer; daran erinnert das Langerkreuz. In Poysdorf verwundete ein wildgewordener Stier beim Baumhakelkreuz neben der Brünnerstraße einen Fleischhauer tödlich (1736). Die Inschrift ist nicht mehr leserlich; der Schluß lautete: „Zu Ehren der Dreifaltigkeit.“

Im Hadersdorfer Wald – Enzersbrunn finden wir das Stadlerkreuz mit folgender Inschrift: „Gott zu Ehren habe ich dieses Kreuz allhier verlobet; denn mein gottseliger Mann Thomas Stadler von Wotzdorf, den 2. August 1709 auf diesem Ort durch ein Baumholz, weil der Wagen umgefallen ist und ihn das Holz erschlagen hat; Gott verleihe ihm und allen christgläubigen Seelen die ewige Ruhe und eine fröhliche Auferstehung. Amen. A.M.S.“ Ob das Rauscherkreuz im Mistelbacher Wald auf einen Unfall zurückgeht, konnte ich nicht erfahren. Von dem Hirschenkreuz in Eibesthal erzählen die Leute, daß 1671 ein Förster von einem Hirsch getötet wurde. Das Frankkreuz in Poysdorf unweit der Singerburg steht nicht mehr.

Rätselhaft ist der Name und die Bedeutung des „Tidltoppenkreuzes“ bei Alt-Ruppersdorf.

Im Zeitalter der Aufklärung (1740 – 1790) sollten diese Wegkreuze und Bildstöcke auf Anordnung der Regierung verschwinden; es geschah aber nur selten; die Mehrheit blieb erhalten. Sie werden von Gemeinden oder Privatpersonen betreut und instand gehalten; doch fehlt die Aufklärung, weil viele Steinfiguren und Statuen recht buntfarbig bemalt werden; denn dieses schadet dem Stein, und die Statue leidet nur. „Stein bleibt Stein“, heißt ein alter Grundsatz. Was da besonders an den Johannesstatuen gesündigt wird, will ich nur nebenbei erwähnen. Unser Volk liebt das Buntfarbige und bewundert „diese Schönheit“. Bei den Ausbesserungen der Bildstöcke wird oft das alte Bild entfernt und durch ein neues ersetzt, das aber nicht dem Zweck des Bildstockes gerecht wird. Es kommt vor, daß die alte Inschrift entfernt wird und eine neue angebracht wird. In Poysdorf verschwanden in den letzten 60 Jahren 6 Bildstöcke, u. zw. in Neidharten, das Frankkreuz, das beim neuen Friedhof, das bei der Mädchenschule, das beim Kindergarten und das bei der Engelherren-Mühle (Pillermühle).

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Wiener Diözesanblatt 1898 und 1909

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1964, S. 221 - 223

Wehrbauten im Weinviertel

Das Weinviertel war immer ein offenes Hügelland mit keinen feststehenden natürlichen Grenzen; als Durchzugsland von Nord nach Süd stellte es eine bequeme Verbindung dar, so daß es nicht nur Völker auf ihren Wanderungen benutzten, sondern auch Handels- und Kaufleute; zu ihrem Schutze und zur Sicherung der Handelsplätze waren längs der Straßen Wehranlagen notwendig. Dabei bevorzugte man die Höhen, da ja immer in der Kriegsgeschichte der Satz galt: Wer die Höhe hat, hat auch den Sieg.

In dem Wallgraben bei Alt-Ruppersdorf - Buchenbrunnen fand ich 1924 in geringer Tiefe Knochen und Scherben, die aus der Jungsteinzeit stammten. Die Kelten erbauten oppida, die noch heute im Volke als „Stadt“ festgehalten werden; solche gab es in Oberleis und vielleicht bei Michlstetten, Klein-Hadersdorf, Falkenstein, Großkrut und Neusiedl an der Zaya. Die Germanen hatten Wehrbauten: in Stillfried und Oberleis (hier waren eine Zeitlang auch die Römer). Stillfried galt als Gegenstück zu Carnuntum, der stärksten Römerfestung an der Donau.

In der Völkerwanderungszeit entstanden Fliehburgen, in denen sich die Bewohner in Kriegsgefahr versteckten. Stein an der Donau war eine rugische Königsburg; vielleicht deutet der häufige Flurname Steinberg in Poysdorf, Herrnbaumgarten, Katzelsdorf, Alt-Höflein, Neusiedl a. d. Z., Zlabern, Kettlasbrunn (1719), Stronsdorf, Stronegg, Ober-Schoderlee, Klement und Altmanns („Unterm Stein“) auf solche Anlagen.

Die Slawen liebten solche Hügel, die von einem natürlichen Sumpfgebiet umgeben waren, ein Erdwall, Graben und ein starker Holzzaun bildete die Festung, hradez genannt; im Volke lebt dieser Name in Hradschin (in Katzelsdorf, Schrattenberg, Steinebrunn, Poysbrunn, Poysdorf — „Grazerberg“, Wilhelmsdorf — „Gratzeln“ und in Klein-Hadersdorf — „Gratschink“) weiter. Vorgeschobene Hügel dienten als Beobachtungs- und Aussichtswarten = strážna, darauf gehen die Flurnamen „Schönstraß“ bei Hausbrunn, „In Straß und Sand“ bei Ameis, früher „In Berg und Sand“, „Straßberg“ in Eibesthal und „Straßbergen“ in Neudorf zurück. In Südmähren finden wir die Stadt Straßnitz an dem alten Verkehrsweg nach Ungarn.

Als der deutsche Kaiser Heinrich II. nach harten Kämpfen die March-Thaya-Grenze erreichte, begann mit dem Ausbau der Ostmark ein neuer Abschnitt in dem Bau von Wehranlagen; die kaiserliche Bauordnung verlangte Mauern aus Bruchsteinen von 1 ¼ m Stärke. Im Grenzlande baute man zuerst Holzburgen — feste Häuser (daher der Name Hausberg), die mit einem Erdwall, Graben und Palisaden gesichert waren und als Fluchtburgen für die Bewohner im Kriegsfall verwendet wurden. Solche Hausberge gab es z. B. in Alt-Lichtenwarth — 7 ½ m hoch und 26.3 Schritte Umfang; 1256 heißt die Anlage castrum (Dr. Mitscha Märheim im „Monatsblatt des Vereines für Landeskunde“ 1927/25); in Alt-Höflein mit dreifachem Wall, Geiselberg, Obersulz, St. Ulrich – ähnelt dem Stronegger, in Schrick — mit dreifachem Ringwall, in Mistelbach, Eibesthal, Olgersdorf — „Simperlberg“ genannt, in Gnadendorf — Ringwall, in Ernstbrunn — großer Hausberg neben der Kirche, Steinberg bei Dörfles — Erdwall, 1912 zerstört, in Klement — ödes Schloß, in Hagenberg — „Glockenberg“, in Stronegg der größte mit 12.000m2 Fläche, 1444 zerstört, Schoderlee, Wultendorf — hier stand bis 1873 die Kirche, in Staatz — Kalvarienberg, in Neudorf — „Wasenberg“, Alt-Ruppersdorf — die Kirche steht drauf, in Neu-Ruppersdorf, Pottenhofen, Zlabern — Galgenberg, in Rabensburg und in Bullendorf — 1514 waren Weingärten an der Erdburg.

In Südmähren treffen wir die sogenannten Burgställe: Poppitz — 8 m hoch, in Tracht — Ringwall auf der Peterwiese, Schlacht am 6. August 1619 zwischen Friedrich von Teuffenbach und Dampierre, in Wisternitz — „Hoher Garten“, in Saitz, Prittlach, Neudeck — Ringwall, in Pulgram, Muschau, Dürnholz und in Lundenburg — „Heidenstatt.“

In unserem Grenzlande finden wir den Namen Burgstall in den Flurnamen: Burgstallen im Poysbrunner Wald, am Burgweg Schletz, in Burgstall — Höbersbrunn, Burgstall — Klein-Baumgarten, Föllim und Unter-Stinkenbrunn, Burgstallberg — Neu-Ruppersdorf und Reinthal 1570, Burgstall-Leiten — Eibesthal, gehörte um 1600 zum Johannes-Benefizium in Mistelbach, war aber 1617 schon abgemaist, äußerer und innerer Burgstall — im Mistelbacher Wald 1681, in Burggraben — Frättingsdorf, bei der Burg — Altmanns und Burgstift — Asparn.

Andere Flurnamen, die auf eine Wehranlage hinweisen: Schanzleiten — im Poysbrunner Wald, Schanzboden — Alt-Ruppersdorf, Schanzel — Neu-Ruppersdorf, Schanze — Pottenhofen, Wehrlehen und Wehrweide in Bernhardsthal; ob auch Gießhübel — Klein-Schweinbarth und Bregatenfeld —Altenmarkt hieher gehören, ist ungewiß.

Nach dem Mongolensturm 1241 und dem Einfall der Kumanen 1252/53 verschwanden die Holzburgen und machten den Steinburgen Platz; die Lehrmeister auf diesem Gebiete waren Italiener und die Johanniter in Mailberg, die über eine reiche Erfahrung aus dem Morgenlande verfügten. Die Herrenburgen, die dem Hochadel gehörten, sollten voneinander eine Tagreise entfernt sein. Die Höfe erhielten Türme und dienten neben den Wallanlagen als Zufluchtsorte für die Dorfbewohner. Die Herrenburgen waren Eigenbesitz, meist aber Lehen; die Besitzer führten ein Wappen, siegelten mit rotem Wachs und besaßen die hohe Gerichtsbarkeit. Sie waren später der wirtschaftliche und politische Mittelpunkt für mehrere Dörfer (Wilfersdorf, Ernstbrunn, Staatz, Falkenstein und Rabensburg).

Einen Rittersitz bezeichnete man als Feste, oft war es nur ein Turmhof. Die alten Burgen, die im romanischen Stil gebaut waren, besaßen wuchtige quadratförmige Wehrtürme mit meterstarken Mauern, die oben einen bequemen Rundgang und Ausblick nach allen Seiten ermöglichten. Den Wachdienst leisteten die Untertanen oder zahlten dafür ein Wachgeld, Lichtsignale, die einen feindlichen Einfall den Dorfbewohnern anzeigten, mußten weitergegeben werden. Solche Plätze leben in den Flurnamen weiter: Lichtenbergen — in Wilfersdorf 1644, Kritschenberg — Steinbach bei Ernstbrunn, Kreitfeld — Gaweinstal (im Kreit — Eibesthal und Stronegg , Kreit — Stützenhofen, Herrnbaumgarten und Loosdorf, auf der Krent — Alt-Ruppersdorf), Wartberg — Großkrut ein Steinbruch, neben dem die Bewohner 1719 Weingarten aussetzten, in Poysdorf war er eine Weide und ein Steinbruch, Wachtberg — Kettlasbrunn, Gaweinstal, Herrnleis und Stronsdorf, Wartlissen — Katzelsdorf, Wartliß — Hausbrunn 1570 und Patzmannsdorf, auf der Wart — Eibesthal, Mistelbach 1414 und Obersulz, wo man 1641 Weingärten aussetzte. Wart — Asparn, lange Wart — Wildendürnbach, Warte Äcker — Ebendorf, Wartfeld — Hanfthal. Hutsaul = Auslug — Alt-Lichtenwarth, Hutberg — Bullendorf, Hutstall — Niederleis, Hutacker — Herrnleis, Hutschar — Poysdorf, Spiegeln = specula = Auslugberg — Olgersdorf und Feldsberg (Spielberg bei Kromau und in Brünn).

Feste gab es in: Ringelsdorf — 1359 Witwenstuhl der Frau Agnes von Liechtenstein, Gemahlin des Hans von Liechtenstein, Obersulz 1343. Bernhartsthal — 1470 kaufte Heinrich von Liechtenstein Feste und Markt Bernhardsthal, Hohenau, Palterndorf 1504, Herrnbaumgarten und Neu-Lichtenwarth-St. Ulrich 1471, Walterskirchen 1348, Schrattenberg 1523, Prinzendorf 1453 — Haus genannt, Poysbrunn 1423, Guttenbrunn 1455, aber um 1600 öde, Steinebrunn, um 1600 öde, Stützenhofen 1455, Neu-Ruppersdorf 1494, Falkenstein 1369 von dem Hofmeister Hans von Liechtenstein erbaut, Niederleis 1343, Herrnleis, Altmanns, Paasdorf, Alt-Höflein, Gnadendorf 1455, von den Hussiten zerstört, Hagenberg 1403+1523, Loosdorf 1416, Hagendorf — die Bewohner sprechen noch heute von der Feste, auch Wultendorf und Wenzersdorf besaBen eine; 1441 wird die Feste Wilfersdorf und der ,,Perekstall“ den Herren von Liechtenstein verliehen.

Die unruhigen Zeiten des 15. Jahrhunderts im Grenzland zwangen so die Dorfbewohner, zur Verteidigung notwendige Vorkehrungen zu treffen. Ist doch das Anger- und Straßendorf eine Wehranlage, die oft mit Wall und Graben umgeben war. Nach dem Weistum von Ebersdorf a. d. Z. war die Gemeinde verpflichtet, sie jedes Jahr herzurichten. Die vier Fluchtgraben in Hörersdorf durften nicht verengt werden (1512). Größere Häuser besaßen einen bescheidenen Turm — ein Bauernhaus in Palterndorf und der Pfarrhof in Staatz. Falltore in Wilhelmsdorf, Wetzelsdorf (2), Rannersdorf, Baumgarten a. d. M. und Niedersulz verwehrten dem Feinde das schnelle Eindringen. Denselben Zweck hatten die Feldtore in Hörersdorf und die Markttore in Poysdorf, Wilfersdorf, Hausbrunn und Herrnbaumgarten (1580). Manche Gemeinden errichteten besondere Beobachtungstürme: Groß-Inzersdorf in der Dorfmitte; Kirchstetten (der schönste und heute noch gut erhalten), Ketzelsdorf, Wetzelsdorf und Erdberg (1787 kassiert); Flurnamen hängen mit diesen Bauwerken zusammen: Turmberg bei Falkenstein 1760, Turmlüß in Wetzelsdorf und Turmäcker in Palterndorf 1787.

Höfe, die mit Mauern umgeben waren und in der Regel einen Turm hatten, befanden sich in Hausbrunn 1435+1465, Großkrut 1414, Schrattenberg, „Dreiknabenhof“, Falkenstein — Spitalshof, Zlabern 1519, Ottenthal 1519, Poysdorf — Freihof und Hündischer Hof, Klein-Hadersdorf 1319, Wilhelmsdorf usw.

Viele dieser Wehranlagen zerstörten Hussiten, 1458 die Tschechen unter Georg von Podjebrad und die Ungarn 1485. Die Erfindung des Schießpulvers wirkte wie eine Revolution und änderte den Bau der Wehranlagen. In einzelnen Orten gab es ein „Gschloß“ — in Bernhardsthal, Hauskirchen, Prinzendorf, Föllim — 1458 zerstört, Eibesthal — das Haus des Waldbereiters soll es gewesen sein, Poysbrunn, Fünfkirchen (mit Wall und Graben), Alt-Prerau, Mistelbach — im Walde (hier wurde die Burg 1597 abgebrochen und die Steine für den Kirchenbau verwendet), Siebenhirten — heute ein Bauernhaus, dessen Besitzer Schloßherr heißt, daneben die Schlösselgasse. 1605 war hier ein Freihof oder Edelmannsitz, und Klement — ödes Schloß.

Die Renaissance änderte die Wehrbauten zeitgemäß: sie erhielten Batterietürme (in Wilfersdorf), Rondells — Poysdorf, Basteien (Falkenstein), Vorwerke (Ernstbrunn), statt Wehrgängen Galerien, Arkaden in den Höfen und schöne Rundtürme (Falkenstein). Das Innere der Bauten zeigt eine behagliche Wohnkultur im Gegensatz zu den Ritterburgen. Renaissancebauten sind bei uns Michlstetten, Asparn und Wilfersdorf vor dem Umbau. Wachgeld zahlten 1568 Dörfles bei Ernstbrunn, Zistersdorf 8 fl. 1569 und Aspern a. d. Zaya 32 fl. 1577.

Der Dreißigjährige Krieg zerstörte viele Wehrbauten, die aber teilweise wieder erbaut wurden (nicht Falkenstein, Staatz, Herrnbaumgarten). In Rabensburg standen 1633 auf den Basteien mehrere Kanonen, ebenso in Wilfersdorf. Als die Schweden 1638/39 mit einem Einfall ins Weinviertel drohten, warfen die Leute rasch Schanzen auf, so z. B. in Gaiselberg und Alt-Höflein. 1645 richteten die Schweden mit Hilfe der Bewohner die beschädigten Wehranlagen, in Falkenstein die Bastei auf der Nordseite und in Poysdorf die Wehrkirche. Dieser Zeit gehörten die Erdställe an, die meist in Kellern und Hohlwegen eingebaut wurden — in Poysdorf in der Gstetten, in Bürsting, in Fuchsenbergen und in Hauskellern, in Erdberg, Alt-Höflein im Hausberg, in Maustrenk usw.; im Propstwald bei Ameis befindet sich noch heute eine ganze Anlage von solchen Verstecken.

Unterirdische Gänge führten angeblich von Rabensburg nach Nieder-Absdorf, von der Kirche in Alt-Lichtenwarth in die nahen Keller, von der Kapelle in Alt-Höflein in den Meierhof, von der Großkruter Kirche in einige Privathäuser, von der Poysdorfer Kirche in die Singerburg — erbaut um 1668 —, vom Wilfersdorfer Schloß zum hl. Berg, vom Lehrnhofkeller in Erdberg zum Türkenkreuz, vom Schloß Ernstbrunn zum Heidhof und von Staatz nach Falkenstein.

Wallenstein und der Fürst Gundacker von Liechtenstein verlangten vom Kaiser Ferdinand II., daß die Marchlinie befestigt, und zwar besonders Hohenau, Rabensburg, Dürnkrut, sowie Schanzen angelegt werden. Der Kaiser lehnte den Plan ab. Bernhartsthal war 1458 ein starkes Bollwerk, doch zerstörten die eigenen Leute diese wichtige Anlage (!!). In den Schießstätten zu Feldsberg, Rabensburg, Poysdorf, Wilfersdorf und Mistelbach übten sich die Bewohner im Gebrauch der Feuerwaffen; beliebt war das KränzelschieBen — 1661 in Wilfersdorf.

Die Türkengefahr zwang die Regierung 1663 zu einer Defensivordnung; die alten Wehranlagen mußten erneuert und andere errichtet werden. Zu spät erinnerte man sich an den Plan Wallensteins. Indolente Dorfrichter warfen die Anordnungen der Behörde weg und trieben Sabotage. Sie wollten alles besser verstehen und übten an den Anlagen Kritik. Wie der Feind kam, waren sie die ersten, welche nach Westen flohen. M. Vischer bereiste 1672 unsere Heimat und malte die alten Burgen, Ruinen, Schlösser und groBe auffallende Gebäude. Der Freiherr von Schellenberg hatte den Plan, Feldsberg zu einer modernen Festung auszubauen. 1683 besaß das Schloß Niederleis vier Rundtürme und eine Zugbrücke, das in Ladendorf einen Wassergraben, Zugbrücke und drei Türme, das in Erdberg einen flachen Aussichtsturm.

Nach 1717 kamen für unsere Heimat friedliche Zeiten, die wenig Interesse für Wehrbauten zeigte, die Schanzen an der March ackerte der Bauer um, die Burgen verfielen und die Schlösser wurden neu gebaut; es war die Barockzeit, die unser Landschaftsbild neu formte: Prachtschlösser, Kirchen, Kapellen, Garten- und Parkanlagen, Einsiedeleien und Jagdschlößchen sowie Fasanerien. In den Kanzleien der Schlösser saßen Beamte, welche die Verwaltung, die Steuern und das Rechtswesen regelten; es entstand hier der erste Beamtenkörper, die Seele des neuen Staates. Im Zeitalter der Aufklärung verschwanden viele alte Wehranlagen, weil sie den Verkehr behinderten und an die Vergangenheit erinnerten. Die Tore verfielen in den Gemeinden, ebenso die Gemeindetürme; das Kreisamt in Korneuburg verlangte 1814, daß die Torreste, die Ruinen und Mauern abgetragen werden.

In der Zeit von 1764 bis 1840 arbeiteten Offiziere Kriegspläne für Mähren und Niederösterreich bis zur Donau aus; dominierende Höhen und fest gebaute Häuser sowie Friedhöfe sollten den Truppen im Kampfe als Stützpunkte zur Verteidigung dienen. Die mährischen Pläne, die im Gegensatz zu den niederösterreichischen erhalten sind, verweisen einmal ganz kurz auf die Höhen beim Ausspann, die bei einem Rückzug unserer Truppen geeignet waren, den Gegner im Vormarsch aufzuhalten; die Pollauer Berge besaßen keine Bedeutung für eine Kampfhandlung. Die Brünner- und Znaimer Straße galten dem Gegner als wichtige Wege für einen erfolgreichen Angriff auf Wien; deshalb marschierte 1866 die preußische Elbe-Armee in Eilmärschen über Iglau—Znaim in den Raum Wilfersdorf—Korneuburg, um rasch das linke Donauufer und vor allem den Bisamberg zu besetzen. Die mährischen Kriegspläne, die ich in der Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte „Mährens und Schlesiens“ 1940 behandelte, kamen nach der Schlacht bei Radowa-Königgrätz nicht mehr in Frage.

Im letzten Weltkrieg mußte der Volkssturm 1945 geeignete Verteidigungsstellung bei einzelnen Gemeinden, z. B. bei Poysdorf, machen, die aber wertlos waren und für die Kampfhandlungen keine Bedeutung hatten.

Die vielen Wehranlagen in unserer Heimat waren ein Beweis, daß die Ostmark immer ein Bollwerk gegen Osten war — ,,ein Hort und Schild des Abendlandes“.

Quellen:

Dachler „Erdburgen in Niederösterreich“ in „Mitteilungen des Altertumvereines“ 45.

Much „Tumuli in Niederdsterreich“ in „Blätter des Vereines für Landeskunde” 1874.

Karl Zobek „Führer durch die Pollauer Berge“. — Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindemappen im Bezirksgericht Laa und Poysdorf sowie im Vermessungsamt Mistebach.

Fitzka „Geschichte der Stadt Mistelbach”.

Dr. J. Kraft „Dörfles bei Ernstbrunn“ im „Monatsblatt des Vereines für Erdkunde” 1926.

Fr. Binder „DieChronik von Zistersdorf“ .

Veröffentlicht in: „Heimatkundlicher Familienkalender“, 1959, S. 168 - 173

Weihnachten im Weinlande

Das volkstümlichste Fest in der Winterszeit sind die Weihnachten mit ihrem bäuerlichen Brauchtum, das diesem Feste sein besonderes Gepräge gibt. Schon der alte Name „ze wihen nahten“ weist auf die graue Vorzeit, wo die Nacht dazu benützt wurde, um die überirdischen Wesen zu verehren. Unsere Ahnen fühlten sich in der dunklen Nacht ihren Göttern besonders nahe. Denken wir nur an die Perchtennacht vor dem Dreikönigstag, an die Fasnacht, Walpurgisnacht (1. Mai) usw. Am 21. Dezember war und ist der Tag der Wintersonnenwende. Nun beginnt der Aufstieg des Lichtes, doch müssen noch zwölf Nächte verstreichen, bis man die Änderungen des Sonnenstandes ein wenig bemerkt. Es sind die geheimnisvollen Rauhnächte voll Erwartung und Spannung, in denen böse und gute Geister, Dämonen, Kobolde, die wilde Jagd und die Frau Berchta auf Erden herumgeisterten und durch die Lüfte dahinjagten. Da gibt die Natur selbst die Zukunft preis und gewährt dem Menschen, wenn er es nur recht versteht, Einblick in das kommende Jahr, in die Witterung und in sein eigenes Schicksal. „Losengehen“ heißt dieser uralte Brauch, der den Zweck hat, in die Zukunft zu schauen. Zum Schutze gegen die Dämonen und bösen Geister pflegte der Bauer Haus und Hof einzuräuchern. Davon rührt der Name Rauhnächte her.

Der Heilige Abend war die erste und die Perchtennacht die letzte. Er ist kein richtiger Arbeitstag und auch kein Feiertag im Bauernleben, sondern mehr ein Tag der Vorfreude und der stillen, besinnlichen Betrachtung. Früher erschienen da die Urlauber-Soldaten, Studenten, Lehrburschen und Familienangehörigen aus der Fremde, um in der Heimat und im Elternhause die Feiertage zu verbringen. Denn gerade an diesem Tage sehnt sich der Mensch ins Vaterhaus, wo er als Kind zum erstenmal in seinem Leben den Lichterbaum sah und wo er die stille Freude des Hl. Abends in der gemütlichen Bauernstube genießen durfte. Diesen Abend in der Fremde feiern, fern von Eltern und Geschwistern, ist sehr bitter. Ich spürte dies im ersten Weltkriege. Da merkte ich aber auch den großen Unterschied zwischen der Weihnachtsfeier bei uns und der bei anderen Völkern.

Haus und Hof wird in Ordnung gebracht, die Wagen und Arbeitsgeräte weggeräumt, der Hof und die Gänge gekehrt, überall der Staub und die Spinngewebe entfernt, die Wohnräume gewaschen und hergerichtet. Der Bauer hat schon einige Tage vorher ein Schwein geschlachtet, damit die Mutter einen Schweinsbraten auf den Tisch bringen kann. Wohl ist der Hl. Abend ein Festtag, der in unseren Bauernhäusern strenge eingehalten wird; in Hohenau gab es zu Mittag nur „Rußln“ (Fische), Olmützer Quargeln und Butter mit Brot – also etwas Kaltes. Den Kindern sagte man, daß sie am Abend, wenn sie fasten, ein goldenes Schweindl oder ein goldenes „Heißl“ über dem Hausdache bemerken werden.

In der Küche gibt es viel Arbeit, weil die Bäuerin für die Feiertage etwas herrichten muß: früher Kletzenbrot (eine alte Kultspeise), Apfel-, Nuß und Mohnstrudel, Dörrobst – besonders Pflaumen -, Flecken, Striezel, Weißbrot und jetzt auch Zuckerbäckerei. In Hohenau war eine besondere Mehlspeise für den Abend vorbereitet - die Bugantse“\*) = Dukatenbuchterln aus Weizenmehl und Milch, die im Backofen gebacken, mit heißer Milch übergossen und mit

\* ) Behaim erzählt von den Wienern, daß sie sich zur Zeit Kaiser Friedrichs III. „Bugatschen“ buken; waren diese ähnlich den Hohenauern „ Bugantse“? („Blätter des Vereines für Landeskunde“ 1870/S. 131.)

Mohn sowie mit Zucker überstreut wurden. Die alte Hetscherlsuppe in armen Familien ist heute schon vergessen. In der Umgebung von Sternberg in Nordmähren durften in der Zeit der Rauhnächte keine Hülsenfrüchte auf den Tisch kommen. In Wilhelmsdorf bei Poysdorf begaben sich die Schulkinder zur Bründlkirche, wo sie in der Dämmerung eine Krippe suchen mußten, die in dem Gesträuch versteckt war; doch zeigte ihnen ein Lichtlein den Ort, den sie leicht fanden. Im geschlossenen Zuge trugen sie die Krippe in die Kirche und stellten sie hier auf. Die große Bauernstube (das Zimmer) ist an diesem Tage zum Ärger der Kleinen versperrt, ebenso sind die Fenster verhängt, weil der Christbaum aufgeputzt wird. Wohl horchen die Kinder an der Stubentür, blicken durch das Schlüsselloch hinein und können sich die sonderbaren Geräusche nicht erklären, die sie ab und zu hören. Gerade am Hl. Abend hocken sie daheim und es lockt sie kein gefrorener Teich und keine Schlittenbahn hinaus ins Freie. Es weihnachtet in Haus und Hof, auf der Dorfstraße und in Gottes freier Natur; denn jeder verrichtet still und ruhig seine Arbeit, da wird nicht gezankt oder gestritten. Kein Betrunkener torkelt durch das Dorf. Grüne Fichtenzweige oder Mispelästchen steckt man hinter die Bilder und es duftet überall nach Tannenharz und Fichtennadeln. Träge und matt schleicht die Sonne über den Himmel und erhellt notdürftig die einsame und stille Winterlandschaft. Der Tag ist wirklich, wie die Bauern sagen, „sch-ßlang“ und doch können die Kleinen die Dämmerung nicht erwarten. Nach alter Sitte soll in den zwölf Nächten keine Wäsche im Freien oder auf dem Dachboden hängen; das bedeutet Unglück für das Haus. Nicht nur Haus und Hof sollen rein und sauber sein, auch der Mensch säubert seine Seele von dem sündhaften Staub. Bei der Herrschaft Wilfersdorf hatten alle Beamten und Bediensteten am Abend den Beichtzettel dem Amtmann vorzulegen. Einem Binder, der sich 1658 weigerte, zur Beichte zu gehen, wurde eine Strafe angedroht.

Rasch werden die Arbeiten im Stall fertig gemacht und dem Vieh etwas mehr Futter in den Trog geworfen. In Stützenhofen bekommen sie das Heu von dem Gras, das am Fronleichnamstag auf die Dorfstraße gestreut wird, wo der Umzug stattfindet. In der Dämmerung spürt man in Hohenau in den Gassen eine gewisse Lebendigkeit. Kinder stehen da und warten, bis es ganz dunkel ist. Dann singen sie fromme Weihnachtslieder und die hellen Kinderstimmen locken die Erwachsenen aus den Häusern. Sie lauschen still und andächtig dem Gesang und spenden eine kleine Gabe. Ein verspäteter Wagen rollt durch die Straße und verschwindet im Dunkeln, so daß die Kleinen den Vater fragen, ob das vielleicht das Christkind mit seinen Geschenken war. Nun erscheint der Halter mit seiner Peitsche und knallt in die Nacht hinein, als ob er die Stalltüre auf die Weide treiben wollte. Hinter ihm geht sein Weib, das einen großen Korb trägt, der mit den Flecken gefüllt wird, welche die Bäuerinnen spenden. Die Glocken des Turmes klingen über die Häuser und weißen Felder. Einige Musikanten blasen vom Turm der Pfarrkirche Weihnachtslinder („Stille Nacht“, „O Tannenbaum“ und „O du heilige, o du selige ….“), Schüsse krachen bald hier und bald dort. Das Turmblasen war früher verboten und wurde z. B. in Poysdorf erst 1926 eingeführt. In Irritz (Südmähren) hatten die Jäger die Pflicht, fleißig zu schießen, sonst wurden sie aus der Jagdgesellschaft ausgeschlossen. Früher war es Sitte, an diesem Abend Haus und Hof einzuräuchern. Mit der Glutpfanne, auf die der Bauer einige Harzkörner streute, schritt er schweigend durch die Räume, ohne sich umzublicken (Obersulz). Vor 300 Jahren geschah dieses Einräuchern in der Christ- Neujahrs- und Perchtennacht. Wo es der Geistliche tat, erhielt er sein „Rauchgeld“.

An diesem Abend schließen die Gasthäuser, Buchenschänken und Geschäfte früher; es gibt auch keine Kellerpartien, weil diese Stunden der Familie gewidmet sind. Nach dem Nachtmahl ertönt ein Glöckchen und alle treten in die harzduftende Bauernstube, in der die Geschenke unter der Lichtertanne liegen. Früher lud der Bauer zu der Bescherung alle Arbeiter ein, die ihm während des Jahres geholfen hatten; jeder bekam eine Kleinigkeit, zumindest eine Flasche Wein, als Geschenk. Alle Gaben sind mit einem roten Bandl und einem Fichtenzweig geschmückt. Der Christbaum wurde in Poysdorf um 1870 zuerst in den Lehrerfamilien eingeführt, die aus dem Sudetenland stammten. Die Bauern lehnten ihn damals ab, doch heute ist er in allen Familien zu finden. Seit dem ersten Weltkrieg schmücken die Leute auch die Gräber mit einem Bäumchen und zünden einige Kerzen an. Die Familienfeier unter dem Christbaum ist für jeden ein Erlebnis, das zu Herzen geht und jeden ergreift, der noch einen Sinn für alte Vätersitte und -brauch hat. Es ist wirklich ein Heiliger Abend, wie ihn die Familie im ganzen Jahr nicht erlebt.

Die Mitternachtsmette verbot Kaiser Josef II. Die Kirche in Mistelbach befolgte 1788 die Weisung, Pyrawarth dagegen nicht und in Stockerau gab es einen Zwischenfall. Der Kaiser wünscht bei der Mette, die in die frühen Morgenstunden verlegt wurde, einen Opfergang für die Armen, damit auch sie einen Beweis der Nächstenliebe an diesem Tage erhalten. Schon um 3 Uhr oder 4 Uhr müssen die Leute aufstehen und sich zum Mettengang rüsten. Eine finstere Nacht verkündet eine schlechte Ernte, eine kalte und sternklare dagegen viel Frucht und Wein. Sind die Weihnachten grün, so werden die Ostern weiß. Weihnachten feucht und naß, bleibt leer die Scheune und das Faß. Wer mit einer Laterne zur Mette geht, kommt nicht in den Himmel. Beim Mettengang soll in jedem Haus der Christbaum brennen und sein Licht auf die dunkle Dorfstraße senden. Die hellen Kirchenfenster leuchten weithin in das verschneite Tal und geben den Andächtigen das Ziel an, dem sie zustreben. Auch die Dorfkirche zeigt grünen Waldesschmuck, der im Glanze vieler Lichter erstrahlt. Noch vor 50 Jahren zündete jeder Kirchenbesucher in der Bank einen Wachsstock an, so daß man wirklich von einem Lichtermeer in dem kleinen Gotteshaus sprechen konnte. Da dachte ich immer an den tiefen Sinn des Weihnachtsfestes in der Zeit unserer Vorfahren – die Wiedergeburt des ewigen Lichtes, des Segen, Gedeihen und Wachstum der Erde spendet. Die Chormusik in der Mette benützte früher gerne ländliche Instrumente, so daß man oft eine Hirtenmusik, Vogelgezwitscher und alte Volksweisen hörte. Dies alles gab der Mette jenen wunderbaren Reiz, dem sich wohl niemand entziehen konnte. Als der Bauer den Christbaum noch nicht kannte, erfolgte die Bescherung der Kleinen in den Morgenstunden des Christtages. Da brachte das goldene Rössl oder „Heißl“ die Geschenke und legte sie in die Fenster des Hauses.

Der Christtag ist ein Feiertag im wahrsten Sinne des Wortes, den die Familie in besinnlicher Ruhe verbringt. Die Verkaufsläden sind gesperrt, oft ist auch das Dorfwirtshaus geschlossen, ebenso die Buschenschänken, und in der Kellergasse rührt sich nichts. Wohl stehen hie und da kleinere Gruppen beisammen und erzählen sich ihre Erlebnisse – es sind alte Schulkameraden, die sich durch mehrere Jahre nicht gesehen haben und die das Weihnachtsfest wieder einmal in die Heimat gezogen hat. Auf den Mittagstisch muß in einem Bauernhaus ein Schweinsbraten kommen und ein gutes Glas Wein, aber kein Haustrunk. Am Naschmittag herrscht eine feierliche Ruhe im Haus, auf der Straße und im ganzen Dorfe. Der Mutter fleißige Hände feiern; das Näh- und Strickkörbl rührt sie nicht an; sie würde es sich als Sünde anrechnen, an diesem Tage zu arbeiten. Kein Wagen poltert auf der Straße, keinen Glockenklang eines Schlittens hört man, der Dorfteich und der Halterberg sieht keine fröhliche Kinderschar, die heute daheimsitzen und die Geschenke bewundern und ausprobieren. Da lassen sie die Eisenbahn fahren, basteln und arbeiten mit dem Matador, laufen zum Nachbarn und schauen dort den Christbaum und die Geschenke der Kameraden an. Die Eltern betrachten mit stiller Freude das Tun und Treiben der Kleinen, die ganz im Banne des Weihnachtsfestes stehen. Da gibt es kein Hasten, kein Eilen und Laufen, alles geht so still und ruhig ohne Zank und ohne Streit. Denn es ist die selige, fröhliche und gnadenbringende Weihnachtszeit, die, vom bäuerlichen Brauchtum umrankt, uns so lieb und teuer ist.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Dezember 1950, Folge 12, S. 144 - 145

Der Weinbau in Südmähren

Der römische Kaiser Probus brachte um 276 n. Chr. den Weinstock in das Donaugebiet, wo er sich südlich der Donau rasch einbürgerte, weil ihm das Klima paßte. Vor Jahren fand man römische Weinmesser bei Hollabrunn und im Pulkautal, ein Zeichen, daß im heutigen Weinviertel die Rebe nicht unbekannt war.

Nach dem Abzug der Langobarden (568) erschienen die Awaren mit den Slawen. Dieses Steppenvolk degenerierte infolge des übermäßigen Weingenusses, es ließ die Slawen arbeiten, die den Awaren hörig waren. Zur Zeit der Apostel Cyrill und Method (864-865) gab es in den Pollauer Bergen sicher schon Weingärten, da ja beim Gottesdienst der Wein notwendig war. Das Olmützer Bistum erwarb 864 Besitz um Lundenburg. Hier gab es eine Zollstätte, bei der 1056 Wein aus Österreich durchgeführt wurde, in diesem Jahr erhielt das Passauer Bistum, das den Weinbau überall förderte und den Weinhandel begünstigte, das Gebiet um Feldsberg, das immer eine gute Weingegend war und noch heute ist.

Kostel wurde nach einer Urkunde von 1063 ein Kirchengut des Prager Bistums. Auch Klöster bemühten sich, Landbesitz in Südmähren zu erwerben, 1048 erfolgte die Gründung des Klosters Raigen, 1183 die Nonnenabtei in Kanitz, 1190 die Abtei Bruck bei Znaim, 1202 die Abtei Welehrad usw.

Die große Ostbewegung, die nach 1046 unsere Heimat dem westlichen Kulturkreis erschloß, stellte den Weinbau auf eine neue Grundlage, denn die Anordnungen Karls des Großen brachten die neuen Ansiedler mit und wirtschafteten nach ihnen: Dreifelderwirtschaft, Flurzwang, Bestiftungszwang usw. Der Weinstock, der nicht dem Flurzwang unterworfen war, blieb dem Hügelland vorbehalten, daher der Name Weinberg, Biri genannt, er wurde in Gemeinschaftsarbeit aller mit einem Rutenzaun umgeben, damit die Tiere keinen Schaden anrichten konnten. Die Arbeiten geschahen gleichzeitig und wurden vom Bergmeister, dem Stellvertreter des Grundherrn, strenge kontrolliert. Jeder Fehler mußte sofort behoben werden.

Weil der Grundherr den Zehent nahm, hatte er auch ein Interesse an der bäuerlichen Wirtschaft, doch besaß auch er Weingärten (Dominikalbesitz).

Der Weinbau lieferte höhere Einnahmen als der Getreideanbau, daher war auch der Weinbauer wohlhabender und stolzer als der Körnlbauer.

Da der Wein das einzige alkoholische Getränk war, das Kraft und Stärke gab, finden wir den Weinbau in nördlichen Gegenden, wo heute keine Rebe mehr zu finden ist. War er auch minderwertig, so tranken ihn die Leute lieber als das saftlose Bier, das oft im Sommer sauer wurde.

Bekannt ist der Ruf des schlesischen Weines im Mittelalter als ein Essiggetränk, das aber trotzdem Abnehmer fand.

Aus den Raubzügen und Italienreisen brachten die Ritter viele Anregungen, Verbesserungen und andere Sorten für ihre Weingärten, die auch den Bauern zugute kamen; hervorzuheben ist da die Tätigkeit der Ritterorden, die bei uns eine Pionierarbeit leisteten, vor allem die Johanniter in Mailberg-Erdberg. Die Olmützer Propstei bezog 1220 den Weinzehent von Pustomersch im Wischauer Gebiet. In Znaim und Umgebung nahm die Abtei Bruck den Zehent auch von den Neuanlagen, die 1226 ausgesetzt wurden. Chadolt von Seefeld bewirtete 1227 in der Burg zu Feldsberg den Minnesänger Ulrich von Liechtenstein, der als Frau Venus seine Fahrt hier beendet, mit „guot spise, met und win“. Die Kollegialkirche von Alt-Bunzlau nahm schon seit 1049 den Zehent vom Sklavenhandel an der mährischen Grenze, der meist in den Händen der Juden lag. Der Weinhandel brachte nach Mähren viele österreichische und ungarische starke Weine, welche die trinkfesten Ritter auf ihren Burgen liebten. Auch die Frauen verschmähten nicht die Gottesgabe.

1240 wurden Weingärten bei Pausram erwähnt und 1262 bei Bergen. Der Weinstock hatte viele Feinde: Frost, Hagel, Kälte, Regen bei der Blüte sowie Hasen, Füchse und Stare zur Lesezeit. Oft blieben die Fässer im Keller leer, dann kamen Jahre, wo so viel Wein wuchs, daß es an Faßgeschirr mangelte, die gehammt (geeicht) wurden. Im Handel durften nur solche verwendet werden. Schweren Schaden verursachten die Grenzkämpfe: 1241 der Mongolensturm, 1251 der Einfall der Kumanen, 1278 die Plünderung der Österreicher im Brünner Kreis und der Ungarn im Znaimer Kreis. Doch erholte sich die Heimat rasch, wenn es gute Weinjahre gab.

Dudik erwähnt ein Dorf Wynrebe bei Goldenstein in Nordmähren 1325 und 1340 ein Wynohrad bei Mährisch Ostrau; gab es da auch Weinberge?

Die Rechtsfragen im Weinbau und Weinhandel besprachen die Bauern im Bergtaiding, das jedes Jahr abgehalten wurde. Den Vorsitz führte der Bergmeister. Der Weingarten war eine Freiung, da durfte niemand mit dem Nachbarn handgreiflich werden. Tauchten unklare Fälle beim Taiding auf, so holten sich zwei Männer eine Rechtsbelehrung beim Obergericht in Falkenstein (Niederösterreich). Solche Berggerichte gab es in Auspitz 1324, Prittlach 1334, Poppitz 1341, Selowitz 1349 und Klein-Niemtschitz 1350. Auch tschechische Weinorte holten sich in Falkenstein eine Rechtsbelehrung.

König Johann verbot 1324 den Brünnern den Ausschank österreichischer Weine im Winterhalbjahr. Erst zu Ostern konnten sie damit beginnen. Die Südmährer klagten öfters über die einseitigen Urteile des Falkensteiner Berggerichtes; deshalb erhob die Äbtissin Elisabeth des Brünner Königsklosters 1362 das Berggericht von Auspitz zum Obergericht und verbot den Untertanen die Berufung in Falkenstein. Karl IV. bestätigte diese Anordnung und es sollte von nun an jede Übertretung derselben mit 10 fl. in Gold bestraft werden. Der Weinbau, der damals seinen Höhepunkt erreichte, erstreckte sich über Eibenschitz bis Brünn. Die Mittelpunkte waren: Nikolsburg, Znaim, Auspitz und Bisenz. Die Znaimer konnten nach einer Verordnung Karls IV. vom Jahre 1375 überall ihre Weine in Mähren und Böhmen verkaufen, ausgenommen in Prag.

1371 werden Weingärten in Gurdau erwähnt und 1389 bei Seitz. Die Brünner durften nach 1393 in ihrer Stadt-Taverne italienische, ungarische und österreichische Weine im Winterhalbjahr ausschenken, ebenso Bier aus Schweidnitz. Die Stadt Znaim wurde 1405 von allen Steuern und Abgaben der Weingärten auf sechs Jahre befreit, weil sie durch eine Feuersbrunst und durch die Kämpfe der Raubritter großen Schaden erlitten hatte. Um 1416 blühte der Weinbau in und um Lundenburg.

Nun änderte sich die Lage, weil durch übermäßige Rodung der Wälder die klimatischen Verhältnisse den Weinbau einschränkten; so mußten die Bauern um Straßnitz ihre Weingärten aushacken. Die Hussitenkriege trafen die deutschen Weinbauern besonders hart, denn der Feind raubte, plünderte und ließ den Bewohnern nur die Augen, damit sie ihr Unglück sehen und beweinen konnten.

1437 erhielt Znaim eine eigene Weinschankordnung, 1464 beschränkte diese Stadt die Zinsungen auf Weingärten. Das ausgehende Mittelalter mit seinen Kämpfen und politischen sowie sozialen Spannungen lähmte jede Wirtschaft. König Ludwig schätzte 1522 die mährischen Weine und zog sie den österreichischen sowie ungarischen vor.

Die Renaissance beeinflußte den Weinbau, da sich der Staat seiner annahm, denn er gab am 24. April 1534 eine allgemeine Bergordnung für die Weinorte heraus, bestimmte den Taglohn der Arbeiter, verbot das Aussetzen minderwertiger Reben und das Weinverfälschen. Die Adeligen, die das Ausland besuchten, studierten dort die Wirtschaft und brachten viele Neuerungen in unsere Heimat. Von Holland kamen erfahrene Bierbrauer und Branntweinbrenner. Da mußte sich der Weinbau umstellen, bessere Sorten aussetzen und der Kellerwirtschaft mehr Beachtung schenken.

Damals leisteten die Brüdergemeinden (Wiedertäufer und Habaner genannt) vorbildliche Arbeit, da sie eine rationelle Wirtschaft betrieben. Sie erzeugten neben den Faßweinen auch Kräuter- und Medizinalweine, sie verwendeten Wermut, Salbei, Raute, Rosmarin und Honig. Sie besaßen Lehrbücher über Weinbau, Pferdezucht, Seidenraupenzucht usw. Sie schmückten ihre Keller mit Sprüchen und erzielten auf allen Gebieten der Wirtschaft große Erfolge. Religiöse Intoleranz vertrieb diese Brüder, die in Ungarn eine zweite Heimat fanden und hier eine segensreiche Kulturarbeit leisteten.

Die Bürger von Auspitz wurden 1543 von jedem Weinzehent befreit, Tannowitz erlangte 1552 einen freien Gemeindeschank von Georgi bis Michaeli, zahlte aber den Herren von Liechtenstein jährlich 100 ﬂ. Ablöse, eine Maß Wein kostete damals 2 kr. Die Regierung untersagte 1565 die Anlage neuer Weingärten, weil zu wenig Brotgetreide auf die Märkte kam.

Unermeßlichen Schaden verursachte der Dreißigjährige Krieg; denn Freund und Feind plünderten und raubten, zerstörten die Weingärten, schossen in die Weinfässer und ließen den Wein ausrinnen. Arbeitskräfte fehlten, Felder konnten nicht bebaut werden. Die Weingärten der Brüdergemeinden wurden unter die Armen aufgeteilt, z. B. 1642 in der Herrschaft Pawlowitz. 1643 machte der Brünner Bindermeister Christoph Specht für die Nikolsburger Herrschaft ein großes Zehntfaß, das 1786 Eimer 9 Maß faßte. Das berühmte Heidelberger Faß hatte nur einen Inhalt von 1588 Eimer. Die Schweden brauchten viel Wein, den die Bauern nach Falkenstein in das Proviantmagazin lieferten.

Rudolf von Teufenbach, Schiller nannte ihn im Wallenstein Tiefenbacher, erlaubte 1652 der Gemeinde Treskowitz ein eigenes Bergbuch für die Weingärten. Für Falkenstein fand ich ein solches von 1660 im Bezirksgericht von Poysdorf. Die Stadt Nikolsburg hatte um diese Zeit noch immer den Bannwein der Herrschaft auszuschenken. Rakwitz besaß 1657 den freien Gemeindeausschank.

1679 verbot die Regierung das Aussetzen neuer Weinberge. Dieses Verbot erließ sie noch 1730, 1754, 1757, 1765 und 1766. Diese Anordnungen verfehlten den Zweck, weil viel Wein aus dem Ausland eingeführt wurde und der Schmuggel an der Grenze blühte.

Der Kaiserhof in Wien und die Adeligen gaben den ausländischen Weinen den Vorzug. Wohl wurde im Zeitalter des Merkantilismus der Ruf laut: „Kauft österreichische Waren!“ Diese Aufforderung wurde nicht befolgt, weil der Österreicher wenig Wirtschaftspatriotismus besaß. Der Fürst Liechtenstein versorgte die Tavernen seines großen Besitzes in Mähren und Böhmen mit dem Wein von Feldsberg und Wilfersdorf, wo die Bauern den Zehntwein reichten.

1761 fielen die Zollschranken an der Grenze, wo die Weinhändler früher den „Aufschlag“, eine Steuer, zahlten, die dem freien Handel nur schadete.

Die Regierung, die nun eine Agrarpolitik verfolgte, kümmerte sich um den Bauern und seine Sorgen. Sie führte auf allen Gebieten wichtige Neuerungen ein, verlangte bessere Weine für den Handel, die sogenannten Kommerzweine. Die Sudetenländer waren der neuen Zeit sehr aufgeschlossen; denn ihre Erzeugnisse wie Glas, Bier und Leinwand, besaßen Weltruf, nicht aber der Wein. Der konservative Bauer hielt am Althergebrachten fest, er düngte z. B. den neuausgesetzten Weingarten nur einmal, später aber nicht; allgemein glaubte man, daß eine Düngung im Neumond nur schade. Rinder- und Schafmist waren besonders gut, nicht aber der Schweinemist, durch den nur Schnecken in den Weingarten kämen.

Gerne kauften die Südmährer den „Vormatsch“, einen Süßmost aus Schrattenberg bei Feldsberg, der aus Schwarzen und süßen Trauben hergestellt wurde. Der Most wurde in Säckchen von 1 Schuh Länge und 4 bis 5 Zoll Breite gefüllt. Man goß nur ein halbes Maß Most hinein und ließ die Tropfen in eine Rinne fallen. Manchmal wurde der Most drei- bis viermal filtriert. Diese Arbeitsweise brachten Tiroler, vielleicht Wiedertäufer, im 16. Jahrhundert zu uns. Nach 1890 wurde kein Vormatsch mehr hergestellt.

1775 erschien eine allgemeine Weingartenordnung für die ganze Monarchie; 1783 hob die Regierung alle Beschränkungen im Weinbau und –handel auf; nun konnten auch öde Flächen in Weinkulturen umgewandelt werden.

Jeder Zwang hörte auf. Teiche und Sümpfe machte man zu Wiesen und Äckern. Sie hatten früher den Vorteil, daß sie für die Weingärten den Tau vermehrten und die Wärme aufspeicherten, die sie in der Nacht abgaben.

In einem Herrschaftsweingarten sah man in der Lesezeit bis zu 50 Leser, darunter drei Nachsteher, 5 Buttenträger, 4 Mostler, und 2 Maischwagen führten den Most in den Keller. Wer in einer Gemeinde den meisten Most erntete, hieß „Lesekönig“. Feldsberg hatte damals in der Feld- und Weinwirtschaft eine führende Stellung, so daß man es ein agrarisches Mekka nannte. Hier wirkte Theobald Walaschek Edler von Walberg (1745 bis 1834), der rheinische und südländische Reben in günstigen Lagen aussetzte und akklimatisierte; er richtete eine mustergültige Rebschule ein und leitete eine rationelle Kellerwirtschaft.

1804 war ein schlechtes Weinjahr, 1805 zerstörten die Franzosen die Weingärten, plünderten die Keller und kochten ihr Fleisch im Wein. Eine reiche Lese erfreute 1807 die Bauern, 1808 wuchs wenig, aber ein sehr guter Tropfen; in dem heißen und trockenen Sommer gab es für die Feldfrüchte eine Mißernte. 1809 verzögerte sich wegen des Krieges die Feldarbeit. 1810 und 1812 gab es Wein in Überfluß, so daß es an Faßgeschirr mangelte. 1813 reiften die Trauben nicht aus, es war ein Sauerampfer von Wein.

Das Marsgebirge bei Bisenz lieferte einen ausgezeichneten Tropfen, den „König der mährischen Weine“. Der Herrschaftskeller in Bisenz, der 20000 Eimer fassen konnte, besaß Weine aus den Jahren 1746, 1747 und 1757. Die Bauern setzten in ihren Weingärten viele Obstbäume und bearbeiteten sie mit geringer Sorgfalt. Der beste Bisenzer gedieh auf dem Hügel, den früher eine Burg krönte.

Das Augustinerstift in Alt-Brünn hatte um 1830 in seinen Weingärten 100 Sorten, die ausprobiert wurden. Der Brünner Kreis umfaßte 1836 29777 Joch Weingärten. Der Pollauer Rotwein war feurig und ähnelte dem ungarischen von Ofen; einen guten Ruf genossen die von Voitelsbrunn und Poppitz. Die Ernte im Brünner Kreis betrug 1836 446 655 Eimer, das ist achtmal soviel wie Böhmen, das nur 53 200 Eimer erntete. Wichtige Weinorte: Tannowitz, Bratelsbrunn, Gutenfeld, Neusiedel, Dürnholz, Tracht, Prittlach. Jährlicher Ertrag 40 000 Eimer. Auspitz mit 6000 Eimern im Jahr, das einen regen Weinhandel betrieb, Nikolsburg 69 Joch der Herrschaft und 1161 der Bauern, Poppitz, das seinen Rotwein gleich als Most bei der Lese verkaufte, Rakwitz, Pawlowitz, das 1834 einen Wein erntete, der dem Tokayer glich, und Frischau, wo die Herrschaft nur erlesene Sorten 1834 aussetzte.

Der Znaimer Kreis 12 885 Joch: Hier waren die wichtigsten Weinorte: Konitz, Naschetitz, Esseklee und Schattau. Ein Achtel Weingarten lieferte im Durchschnitt 15 Eimer Wein.

Sorten: Riesling, Muskateller, rote und schwarze Zierfandler, blaue Portugieser, weiße Lambert, weiße Elbling, silberweiße Mehlweiße, weiße Gutedel, blaue Burgunder und blaue Frankentaler.

Die Weinbauern, meist Deutsche, waren wegen ihrer guten Laune bekannt; andere Eigenschaften: aufrichtig, gesellig, freundlich, begeistert für Musik und Tanz. Die Weinbauern trugen am Sonntag einen dunkelblauen Mantel, dunkle Tuchhosen und dunkle Filzhüte mit breiter Krempe. Diese alte Tracht verschwand bei den Deutschen, während die Tschechen an ihrer Nationaltracht festhielten.

Die Bauern betrieben neben dem Wein- und Feldbau noch eine intensive Wirtschaft, die in den Gemeinden verschieden war: Gurken in und um Znaim; Süßholzwurzeln um Poppitz im Jahre 3000 q; Pflaumen und Zwetschgen um Brünn 74 Sorten; Obst um Brünn, 94 Sorten Kirschen und Weichsel; Mandeln um Klentnitz; süße Kastanien um Pollau; außerdem Hirse, Mohn, Hanf, Mais seit 1730, Kardendistel für die Brünner Tuchfabriken, Raps, Runkelrüben für Zuckererzeugung, Anis, Fenchel, Pfirsiche, Marillen, Aprikosen und Quitten. In Eisgrub zählte man 2000 Zitronen- und Orangenbäume. Auch die Seidenraupenzucht hatte viele Liebhaber, die an Weg- und Straßenrändern Maulbeersträucher setzten. Mähren war das gänsereichste Land der Monarchie. Die Juden kauften die meisten Tiere.

Veröffentlicht in: „Südmährisches Jahrbuch“, 1964, S. 44ff

Weinlese in alter Zeit

Solange der Bauer Untertan des Grundherren war, besaß dieser große Rechte in der gesamten Wirtschaftsweise seiner Hörigen. Dies galt auch im Weinbau, dem er seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, da er ja einen größeren Ertrag abwarf als der Getreidebau. Durch den Bergmeister wurde er genau über den Stand der Weingärten unterrichtet, ebenso über die Arbeiten, über Schädlinge, Elementarereignisse und über den Lesebeginn, den er bestimmte. Wurden die Trauben weich, so mussten Wagner, Binder und Schmiede fleißig arbeiten, alle Bestellungen rechtzeitig fertig machen und nicht die Preise steigern. Die Bauern durften sich nicht die Arbeitskräfte abreden oder ihnen vielleicht einen höheren Taglohn versprechen. Diesen bestimmte der Marktrat oder das Dorfgericht, wie es 1629 in Hagenbrunn der Fall war. Das Betreten der Weingärten war nur dem Bergmeister und Feldhüter erlaubt, damit nicht ein Besitzer heimlich Trauben heimtragen konnte.

14 Tage vor der Lese wurden die Weinberge in Falkenstein beschaut und der Zehent abgeschätzt; daran beteiligten sich zwei Männer aus der Gemeinde, zwei aus dem Marktrat und der Zehetner. In anderen Gemeinden hatte ein Vertreter der Herrschaft und der Bergmeister teilzunehmen; es waren dies meist rechtschaffene, unbescholtene Männer, die schon eine gewisse Erfahrung besaßen. Wo es eine Zehenthütte gab, hatte sie die Gemeinde auf ihre Kosten herzurichten. Hier amtierten der Zehentschreiber, der Bergmeister und der Dorfrichter. Der erste war ein Lehrer oder Herrschaftsbeamter, der aber aus einer fremden Gemeinde genommen wurde. In Großkrut bekam 1728 der Schreiber täglich 28 kr., der Richter nur 15 kr. (1 Pfund Schmalz kostete 12 kr. und Rindfleisch 4 kr.). Der Dienst war nicht leicht, weil die Bauern eigensinnig, widerspenstig und rebellisch waren, die auch vor handgreiﬂichen Auseinandersetzungen nicht zurückschreckten. Hier in Großkrut dauerte die Lese nur zwei bis drei Tage. Weil sich der Zehentschreiber mit dem Beschauen der Maische Zeit ließ, blieb sie oft mehrere Tage in den Bottichen vor den Weingärten stehen, „rauchte“ deshalb aus und der Wein glich dem Poybachwasser. Die Kruter wollten gleich mit Haue und Hacken Ordnung machen, den Beamten die Fenster einschlagen und die Zehenthütte anzünden. Die Herrschaften führten über die Zehenteinnahmen eigene Register. Der Marktschreiber von Mistelbach, Josef Holländer, war 1767 so bestechlich und ungenau, dass er nicht als Zehentschreiber verwendet wurde, einem Piaristensammler gab er statt ein Viertel Most gleich 2 Eimer. 1761 fehlten in Mistelbach der Wilfersdorfer Herrschaft 162 Eimer Zehentmost, den Barnabiten aber 110 ½ Eimer. Die sehr gelinde Strafe verlangte von den Hauern nur 38 1/8 Eimer.

Die Bauern waren auch sehr schlau und nahmen bei der ersten Maischfuhr eine kleine Load, dann aber eine große; wer aber erwischt wurde, galt als Dieb und „schädlicher Mann“ (Verbrecher). Bei „Freien Weingärten“ wurde kein Zehent verlangt. Alle Seitenwege ließ der Grundherr verschlagen, nur ein Weg blieb offen, den alle benutzten. 1512 hatte in Wilhelmsdorf jedes Biri einen Weg. Vor der Lese räumten Roboter die Wendelstätten aus. In Erdpreß wurden die Hunde zur Lesezeit eingesperrt. Wer es nicht tat, zahlte 1550 zur Strafe 72 den. Diese Bestimmung galt auch in Niedersulz. Der Ortsrichter von Erdpreß verfügte über gebrannte Maße (Mostviertel, Weinzuber, Weinviertel und -achtel nach dem Wiener Maß). In Klein-Retz unter dem „Pisenberg“ konnte der Hüter 1615 einen Hund, den er im Weingarten traf, bis ins Haus verfolgen und erschlagen, auch wenn er sich unter dem Stubentisch verbarg. In Eisenstadt war es 1567 verboten, Vieh in den Weingarten zu treiben. Als Strafe zahlte man von einem Kleinvieh 4 den, für jeden beschädigten Stock noch 72 den. Unterließ aber der Bergmeister die Anzeige, so entrichtete er die ganze Schuld. In Pyrawarth schickten 1512 die Bauern nach Klosterneuburg in das Stift einen Halbwagen mit Ross (einen Lesewagen). Wer in Schoderlee 1489 ohne Wissen des Grundherrn mit der Lese eigenmächtig begann, zahlte 32 Pfund den. Wenn in Götzendorf jemand Weinbeeren abriss, büßte er diesen Frevel mit dem Verlust einer Hand oder gab 5 Pfund den. Nur bei scheinender Sonne hatten die Bauern zu lesen.

In Falkenstein bestimmten 1528 der Bergmeister, der Rat und der Zehetner den Lesebeginn, in Herzogbirbaum aber der Richter und die Gemeinde. Wer hier dagegen handelte, wurde mit 72 den bestraft. Suchte jemand vor der Lese schon Leskörnln, so wurde er an den Pranger gebunden und in Eisenstadt zahlte er 1567 zur Strafe 2 Pfund den. Verkaufte jemand gestohlene Weintrauben, büßte er es mit 5 Pfund. In Lang-Enzersdorf war der, welcher in einem ungelesenen Weingarten Lesegerln suchte, ein schädlicher Mann. Vor Michaeli wurde in Klein-Retz nie gelesen (Strafe 72 den). In Gnadendorf konnte 1669 der Bergmeister die Vorlese zwei bis drei Bauern erlauben. In Poysdorf schlug der Marktrat den Lesebeginn der Wilfersdorfer Herrschaft vor. In Staatz und Obersulz mussten zuerst die Hofweingärten gelesen werden. Vorlesen durften der Bergmeister, der Zehetner, der Dorfrichter und die Witwen. In Poysdorf war die Vorlese ein allgemeiner Brauch, doch klagte die Herrschaft über den Verlust des Zehents. In Gnadendorf konnte ein Bauer, der in seinem Haus einen Kranken oder eine Sechswöchnerin hatte, früher lesen. Die Vorlese befreite aber den Untertan nicht vom Zehent. Die Falkensteiner ließen den Lesebeginn öffentlich ausrufen. Hatte ein Bauer hier in den „Rosenbergen“ zwei Weingärten, so ließ er den einen am Sonnabend und den anderen am Montag lesen. Auf das Abreden von Arbeitskräften stand eine Strafe von 12 den, die der Bergmeister einsteckte. Der Traubendieb kam in das Landgericht (1528). Zum Reinigen der Fässer nahm man Salzwasser, doch mussten sie nachher mit heißem Wasser fest ausgespült werden. Den Schwefel ersetzte der Weihrauch. Daneben konnte man einen Gewürzschwefel, dem Anis, Pfeffer, Weihrauch, Muskatblüte und Mastix beigemengt waren.

Zur Weinlese in Selowitz in Mähren erschien 1583 der Amtmann mit einem roten Hut auf dem Kopfe. Der Nußlauer Richter, der auf einem roten Stock einen weißen Beutel trug, überreichte ihm 2 Groschen und eine Schüssel Trauben. Wer seinen Zins oder die anderen Abgaben der Herrschaft schuldete, durfte hier nicht lesen. In Loidesthal hatten nur die Großbauern auf dem Loadwagen die „Tagaﬂechten“, die anderen aber nicht. Viele schmückten das Pferdegeschirr und den Wagen mit Weinreben, Buntpapier und Glockengeläute fehlte nie. Das Lesegeschirr war aus Holz; die Trauben traten Männer mit reinen Füßen, die während der Arbeit kein Brot, Knoblauch oder Zwiebel essen durften, im Tretschaff aus (1514 in Mödritz). Aber schon 1550 wird ein Mostlschaff mit Stößl erwähnt. Verboten war es, weiße und blaue Trauben zu mischen. Roboter erhielten von der Herrschaft Brot, Rindfleisch und Fische. Einzelne Gemeinden stellten eine Leseordnung auf, z. B. Falkenstein im Jahre 1711: a) Vorlesen, b) Lesen der Gemeindeweingärten, c) die Rieden „Ebersleiten“ und „Sätz“, d) die „Eggersbergen“ und e) die „Rosenbergen“. Wer sich in Patzmannsdorf der Leseordnung nicht fügte, gab als Strafe 6 Pfund den. In Staatz und Umgebung, genossen die Bodenständigen, d. h. die Nachbarn gewisse Vorrechte gegenüber den Zugereisten und Fremden. Ein schwerer Nachteil war es, wenn die Maische wegen des Zehentes oft ein bis zwei Tage in den Bottichen vor dem Weingarten stehen blieb. In Mistelbach war 1563 die Lese an Sonn- und Feiertagen bei 5 ﬂ. Strafe untersagt, nicht aber am Samstagnachmittag. Im Gegensatz zu den mährischen Käufern drückten die Wiener Gastwirte zur Lesezeit die Weinpreise stark herab. Wenn in Gnadendorf ein Bauer nicht vor dem Weingarten mostelte und dem Bergmeister die Beschau der Maische verweigerte, nahm ihm 1669 der Herr von Michelstetten die ganze Maische weg. In Lang-Enzersdorf zahlte 1564 derjenige, der einen Bottich und „assach“ aus einem Weingarten wegtrug, 72 den dem Bergmeister und war ein schädlicher Mann. Dasselbe galt von einem Traubendieb und einem, der in einem ungelesenen Weingarten Lesegerln suchte.

Hatte jemand in Bisamberg (1450) auf den Zehent vergessen, so reichte er ihn zu Martini vom Wein. Ritt ein Bauer in Immendorf zur oder vor der Lese durch einen Weingarten, so galt er als schädlicher Mann. Im Falle, dass er getötet wurde, legte man die Leiche auf das Stiegl, gab auf die Wunde 1 den und war frei. Der Zehentner sollte genau nach seinem Eid handeln und einen „gehämten“ (geeichten) Eimer besitzen. Zur Lesezeit durfte in Mistelbach und Eggenburg ein Bauer bis Martini Most und Wein einführen, in Weikersdorf 1495 bis Katharina, in Falkenstein dagegen überhaupt nicht. 1683 reichten in Eibesthal Bauern, die nicht zur Robot erschienen, zur Lese dem Grundherrn 4 Eimer Most. Die Erdberger waren in der Weinlese recht wild, schlugen dem Dorfrichter die Fenster ein, stahlen der Herrschaft Trauben und belästigten die Durchreisenden. In Ketzelsdorf war 1727 ein so armes Lesen, dass viele Keller leer waren, einige besaßen 1 bis 2 Fass und nur 10 Bauern hatten mehrere volle Fässer. Von hier holten sich die Kasmacher von Wetzelsdorf und Erdberg die Treber.

Lagerte ein Armer bei einem Bauern seinen Most ein, so zahlte er in Poysdorf für ein Fass 30 kr. Kellerrecht (I735).

Kaiser Josef II. verbot alle Vorrechte bei der Weinlese und führte eine allgemein gültige Leseordnung ein. Nach beendeter Lese gab es im Pulkautal für alle Arbeitskräfte einen „Lesehahn“, in Wetzelsdorf bei Poysdorf einen „Lesesonntag“ und in Ameis schoben die Ortsburschen einen Ziegenbock oder eine „Weinbeergoas“ im Wirtshaus auf der Kegelbahn aus. In Rabensburg und Umgebung bezahlten die Gläubigen die schuldigen Begräbnisunkosten dem Pfarrer 1789 mit Most oder Geld. Einige Lohn- und Preisangaben: 1546 erhielt ein Leser in Feldsberg 6 den, ein Buttenträger (für 4 Leser) 8 den, ein Treter (für 8 Leser berechnet) 8 den. In Eisenstadt gab man 1567 dem Leser 30 den, der Leserin 20 den. Wer aber das Essen ohne Wein reichte, brauchte nur die Hälfte zahlen. Beim Mittagessen hatte jeder Arbeiter im Weingarten zu bleiben. Überzahlte ein Bauer den festgesetzten Taglohn, so betrug die Strafe 2 ﬂ.; liederliche Leser bestrafte man mit 2 Pfund den (je 240 den).

1628 bekam ein Leser 6 kr. und am Morgen sowie am Abend einen Wein; 1660 betrug der Taglohn 12 1/2 kr. (1 Metzen Hafer 30 kr.), 1735 - ein Leser 10 kr., ein Mostler 12 kr., ein Buttenträger und Presser auch so viel, eine Fuhre Maische heimführen 17 kr. (1 Pfund Rindfleisch 4 1/2 kr., eine Sense 12 kr). 1740 schätzte man 1 Viertel Weingarten mit der Lese auf 40fl. (eine Kuh 8 fl., ein Pflug 3 ﬂ.). 1786 war die Lese von 1 Viertel Weingarten 30 fl. wert (300 Weinstecken 2 ﬂ. 21 kr.). 1797 kostete 1 Viertel Weingarten in Maxendorf-Ketzelsdorf 100 ﬂ., 1 Vierteljoch Acker in „Fuchsenbergen“- Poysdorf 20 fl. (eine Kuh 11 fl., eine Schaufel 6 kr.). Der Viertellehner Nr. 91 in Poysbrunn hatte 1817 in seinem Keller nur 2 Eimer 1816er Wein, 30 fl. wert. 1 Viertel Weingarten in der „Höbertsgrub-Ketzelsdorf war auf 200 ﬂ. geschätzt. Der reiche Müller Lattenmayer hatte 1817 in seinem Keller 154 Eimer Wein, der Kleinhäusler Wilfing in Wetzelsdorf 1818 aber 71 Eimer.

Strafen: Wer in Wolfpassing 1630 einen Weinstecken stahl oder heimtrug, zahlte für jedes Stück 12 den (1 Hufeisen 8 kr.); dieselbe Strafe galt in Gaiselberg 1550. Brauchte ihn der Bauer für den Wagen oder Pflug, so war er frei.

Stahl jemand in Poysdorf 1660 Obst oder Trauben an einem Sonntag, so wurde die Strafe verdoppelt. Hier ließ die Wilfersdorfer Herrschaft den Fleischhauern Weißböck und Käsmannhuber 1665 die Lese sperren, weil sie das Pfund Fleisch teurer verkauften als in Wien. Verweigerte ein Paasdorfer dem Arbeiter den festgesetzten Lohn, so nahm sich dieser dafür die Früchte im Feld oder Weingarten.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

G. Winter: Weistümer.

Verlassenschaftsabhandlungen der Rabensburger Herrschaft im Bezirksgericht in Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Oktober 1950 Folge 10, S 119 - 121

Weinwerbung in unserer Heimat

Während der Getreidebauer seine Körnerfrucht auf dem freien Markt verkaufen konnte, mußte der Weinbauer warten, bis ein Käufer in seinem Weinkeller erschien. Unsere Weine hießen die Brünnerstraßler und hatten nicht den guten Ruf wie die an der Znaimerstraße, die in der Wachau und aus dem Wiener Gebiet. Viel Wein aus unserer Heimat ging früher in die Sudetenländer. Händler und Fuhrleute, die aus dem Sudetenraum die Waren nach Wien brachten, nahmen auf der Rückreise Wein mit nach Hause. Nach 1620 versorgten die Liechtenstein, die drüben große Besitzungen hatten – Hohenstadt, Trübau, Eisenberg, Goldenstein, Aussee usw. -, ihre Tavernen = Gasthäuser, mit Wein aus unserer Heimat; es war der Zehentwein, der in den großen fürstlichen Kellern zu Feldsberg, Poysdorf und Wilfersdorf lagerte.

Der Wettbewerb fehlte; denn der Bauer sagte: „Wer einen Wein will, muß zu mir kommen.“ Hauptsache war die Menge, nicht die Güte. Wohl klagten die Gastwirte in Mähren oft über den minderwertigen Wein und wünschten einen Retzer. Doch hörte man bei uns nicht die Beschwerden; es hieß: „Für die ist alles gut.“ Der Bauer brauchte auf die Klagen und Wünsche nicht Rücksicht zu nehmen; man liebte früher die alten Weine, nicht den Heurigen. Saure Weine kaufte der Essig-Erzeuger, z. B. der in Drasenhofen, der noch um 1890 den Weinessig per Achse bis nach Reichenberg in Nordböhmen führte.

Der Bau der Eisenbahnen änderte das Bild, weil die Fuhrleute ausblieben. Da stockte bei uns der Handel, sodaß unsere Bauern Propaganda für den heimischen Wein machen mußten; sie veranstalteten eine Weinkost, einen Weinmarkt, eine Werbe- und Musterschau, bei denen auch belehrende Vorträge gehalten wurden; dazu kamen Lehrer aus der Winzerschule von Feldsberg. Sie besprachen die Weine, gaben Anregungen und Richtlinien für bessere Sortenweine und schulten die Gemeinden im Geiste der Neuzeit.

Die alten Bauern schüttelten den Kopf und waren nicht immer mit den Neuerungen einverstanden; denn der konservative Geist sträubte sich gegen die „Büchlaweisheit“. Er begnügte sich mit dem Althergebrachten aus der Zeit des Urgroßvaters und wollte diese Bahn nicht verlassen; es war das gute Alte, das schon die Väter erprobt hatten. Doch waren die Zeitverhältnisse stärker, die alle Vorurteile überwanden. Es galt auch hier der bekannte Satz: „Wähne nie, der Schule dich entwachsen, sie setzt sich durch das ganze Leben fort!“

In Mistelbach sah man schon 1887 einen Weinmarkt, zu dem nur echte Naturweine zugelassen wurden; eine Kommission prüfte die eingereichten Weinsorten; Gastwirte und Weinhändler erhielten Einladungen, doch erschienen auch Bauern aus der Umgebung sowie viele Neugierige, weil ja ein Weinmarkt in unserer Heimat etwas Neues war. Den Ausstellungsraum hatten Mädchen geschmückt, die auch als Winzerinnen den Ausschank besorgten; eine Musikkapelle spielte flotte Weisen, sodaß bald eine fröhliche Stimmung im Saale herrschte. Andere Weinmärkte folgten in den nächsten Jahren, die unsere Weine bekannt machen sollten. Die geprüften Weine stellte man in einem Katalog zusammen, ließ ihn drucken und überreichte ihn den Gästen beim Eintritt in den Saal; mancher enthielt als Vorwort einen geschichtlichen Aufsatz über den heimischen Weinbau. Die Kataloge gaben dem Fremden eine genaue Uebersicht der Ausstellung, sodaß sich jeder leicht orientieren konnte. Außerdem standen Berater zur Verfügung, die Auskunft erteilten; denn es sollte eine große Weinmenge zum Verkauf gelangen.

1895 wurde der Weinmarkt mit einer landwirtschaftlichen Ausstellung verbunden; sie sollte dem Fremden zeigen, was die Bauern des Weinlandes auf allen Gebieten leisteten; es machte damals eine schwere Krise durch, denn die gefürchteten Feinde (Peronospora und Reblaus) meldeten sich langsam im Heimatland an. Zum Weinmarkt in Mistelbach schloß sich 1901 ein großer n.ö. Weinbautag an, zu dem sich 800 Aussteller mit 1.600 Sorten anmeldeten; es war eine großartige landwirtschaftliche Schau, die eine Militärkapelle von Znaim mit ihren Darbietungen umrahmte; es war eine der größten und schönsten, die bis dahin im Weinviertel abgehalten wurden; sie gereichte der Stadt Mistelbach zur Ehre; denn die Schau zeigte, was die Bauern der Heimat leisten konnten; die viel geschmähten Mistelbacher traten damit aus der Verborgenheit heraus und bewiesen, daß sie auch wer sind; das Selbstbewußtsein und das Heimatgefühl der Bewohner wurde gestärkt; sie waren nicht rückständig und hatten den Anschluß an die neue Zeit gefunden.

Zur Weltausstellung in Paris schickten Mailberg – die Johanniter und Feldsberg – die fürstliche Gutsverwaltung, Weine , die allgemeine Anerkennung fanden. Der Fürst Liechtenstein regte eine Winzergenossenschaft an und stellte seinen großen Keller in Feldsberg zur Verfügung. Doch lehnten die Bauern das Angebot ab, weil der Genossenschaftsgedanke damals nicht verstanden wurde. Auch sahen viele den Zusammenbruch des Weinbaues in unserer Heimat voraus; denn die Reblaus vernichtete in wenigen Jahren die Altkulturen.

1907 war für Poysdorf ein ereignisreiches Jahr; im Frühjahr gab es einen großen Weinmarkt, dann wurde die neue Schule eröffnet, die alte Schießstätte, die so viele alte Scheiben besaß, neu aufgebaut, die Landesbahn nach Dobermannsdorf eröffnet, am 14. Mai war eine Reichsratswahl und am 27. Mai richtete ein Hagelschlag großen Schaden in den Weingärten an. Bei der Feldsberger Weinkost im Jahr 1909 konnte man den Strohwein von Reinthal und einen Wein aus gefrorenen Trauben kosten. Mistelbach zeigte auf der großen Weinausstellung 3.000 Weinsorten, die nicht nur aus Nieder-Oesterreich, sondern auch aus den Nachbarländern kamen, sogar aus der Herzegowina wurden Weinproben geschickt. 146 Preisrichter walteten ihres Amtes. Mit dieser Ausstellung verknüpfte man eine Maschinen- und Geräteschau für die Landwirtschaft; das Industriezeitalter für unsere Heimat brach langsam an, ohne daß man seine Auswirkung damals ahnte. Die Alten schüttelten den Kopf, doch die Jugend war begeistert.

Im Ersten Weltkrieg ruhte die Werbetätigkeit in den Gemeinden; es fehlten die Männer und in den Dörfern hatte man andere Sorgen. Die Weingärten konnten nicht mit der gewohnten Gründlichkeit bearbeitet werden, da die Arbeitskräfte fehlten. Bei Kriegsende ergab sich ein neues Bild im Weinhandel und im Verkauf. Das Sudetenland schied aus; die Käufer kamen nicht mehr. Die Landesgrenze bei Drasenhofen war Reichsgrenze und die Tschechen ließen keinen Wein aus Oesterreich einführen, da sie genug aus der Slowakei bekamen. Die Käufer aus dem Sudetenland genossen einen guten Ruf, wie mir alte Bauern versicherten; denn sie zahlten sofort und blieben nichts schuldig, wie es oft die Wiener taten. Da mußte manchmal das Gericht die Schulden eintreiben.

Jetzt war das Weinviertel auf Wien und auf die Alpenländer angewiesen; auch die Burgenländer wollten ihre Weine in Oesterreich verkaufen; dazu herrschten in den Nachkriegsjahren Not, Elend, Arbeitslosigkeit und Geldmangel in breiten Massen. In Poysdorf setzte sich der Weinbauverein für eine tatkräftige Werbung ein. Der Verein ließ als Werbemittel Etiketten drucken, und zwar kleine als Briefverschluß und große für die Fässer, die mit Wein gefüllt waren und nach Wien gingen. Der alte Satz aus Großväterzeit: „Wer Wein kaufen will, muß zu mir kommen“ verlor seine Bedeutung. Schon 1919 veranstaltete Poysdorf eine Weinkost, der viele in den nächsten Jahren nachfolgten. Die Gastwirte und Weinhändler waren kritisch und stellten Ansprüche. Die Weine stammten aus veredelten Weingärten, weil die Reblaus die Altkulturen vernichtet hatte. Werbung und Reklame traten mehr in den Vordergrund und belebten den Handel. Die Marktgemeinde ließ einen Film über den Weinbau und Weinwirtschaft in unserer Heimat drehen. Für die Wiener Messe malte ein akademischer Maler ein Bild der Weinstadt Poysdorf. Die Ansicht nahm er von der Bürstinghöhe auf, weil er im Hintergrund den Wald und die Bründlkirche im Bilde festhalten wollte. 1928 stellte Poysdorf für das 10. Deutsche Bundessängerfest einen Lesewagen bei, der im großen Festzug über die Ringstraße mitfuhr.

1933 dichtete der Mistelbacher Bezirkshauptmann Dr. Karl Engelhart für Poysdorf eine Weinhymne und vertonte sie; es war ein Marschlied „Bitt schön, noch a Vierterl!“ Sie ist heute leider vergessen.

Die Weinkost galt immer als ein agrarisches Schaufenster, der Kundenkreis und der Absatz sollten erweitert und die Qualität verbessert werden. Die Kellertechnik spielte jetzt eine größere Rolle als früher. Die Weinkost hatte auch einen belehrenden Zweck und galt als Lehrschau für die bäuerlichen Kreise; es erschienen auch Fachleute, die Anregungen und Richtlinien gaben, die bei der Jugend großes Interesse weckten.

Eine Weinkost hielt die Gemeinde im Jänner und Februar ab, weil da jede Feldarbeit ruhte; vorbereitet wurde sie vom Weinbauverein, der mehrere Gruppen bestimmte, denen eine besondere Aufgabe zufiel; die eine übernahm die Propaganda, die Presse, die Plakate und Reklame (Radio); die andere prüfte die Weine für die Ausstellung und ging dabei sehr genau vor; zu ihr gehörten erfahrene Weinbeißer mit einem guten Geschmacksempfinden. Die Weine wurden in einem Katalog verzeichnet, gedruckt und den Gästen beim Eintritt in den Saal überreicht. Mädchen und Frauen schmückten den großen Saal mit grünen Kränzen, Fahnen, Girlanden und Sprüchen.

Eine Feiertagsstimmung herrschte in der Stadt, jede Arbeit ruhte und die Bewohner trugen Sonntagskleider. Mit der Bahn, im Kraftwagen und zu Fuß kamen die Gäste, Händler, Gastwirte und Bauern. Ein Empfangskomitee begrüßte alle und führte sie in den Saal, wo die vielen Flaschen mit dem edlen Tropfen in langen Reihen auf die Zecher warteten; für die Kostproben gab es eigene kleine Gläser. Schmucke Winzerinnen und Burschen mit schneeweißen Schürzen angetan bedienten und schenkten die gewünschten Weinsorten aus, gaben auch Auskunft und Erklärungen. Die Gäste blätterten im Katalog, kosteten und prüften. Langsam entwickelte sich eine fröhliche Stimmung in dem weiten Saal, zu der die Musik viel beitrug. Die Fremden kauften, machten mit den Bauern Verträge, handelten um den Preis, stritten oft, doch wurden sie am Ende einig. Ein Handschlag besiegelte den Kauf.

1938 vereinigte eine Weinkost in Feldsberg die Weinbauern diesseits und jenseits der Thaya in der fürstlichen Reitschule, die einen würdigen Rahmen dem Feste verlieh; auch der Herrschaftskeller gab Weine dazu. Eine Militärkapelle von Znaim spielte flotte Weisen. Da kam aber der Zweite Weltkrieg, der die Entwicklung im Weinhandel lahmlegte. Die Russen befreiten uns auch in dieser Hinsicht und räumten die Keller leer. Doch verzagten unsere Leute nicht und griffen wieder fest zu, um den großen Schaden gutzumachen, den uns die Befreier zugefügt hatten.

Eine zweite Weinhymne wurde 1946 verfaßt und vertont; sie wurde bei festlichen Anlässen gespielt, wurde aber so wie die erste nicht sehr volkstümlich. Nicht unerwähnt sollen die Weinkosten in den Nachbargemeinden sein, die alle der Werbung dienten. Es erschienen in den Zeitungen und Fachblättern Aufsätze über den Weinbau, seine Geschichte, über Sitten und Gebräuche im Weinviertel und über das Leben der Hauer in der Gegenwart und Vergangenheit. Da möchte ich den „Winzer“ hervorheben; die Arbeiten dieser Monatsschrift bewahrt das Weinlandmuseum in Asparn a. d. Zaya auf.

1959 gab es im Wiener Prater ein Fest, an dem sich die Nachbargemeinden von Poysdorf beteiligten, das für den Wein aus dem Grenzlande werben sollte. Aus dem Erntedank- und dem Weinlesefest entwickelte sich das Poysdorfer Winzerfest, das alle Jahre im September stattfindet; alle Gemeinden des Gerichtbezirkes nehmen daran teil und jede ist bei dem Festumzug durch einen Wagen vertreten. Den Ortsburschen ist die Wahl überlassen, welches Motiv sie nehmen; es stammt aus dem bäuerlichen Arbeitsleben, aus der geschichtlichen Vergangenheit, aus den Märchen und Sagen der Heimat, aus dem bäuerlichen Brauchtum, aus dem alltäglichen Leben, sogar die Politik muß da herhalten; das Finanzamt mit der Steuerschraube, die Besatzungsmächte und die Reise zum Mond durften nicht fehlen. Die Zuschauer lachten und spendeten oft reichen Beifall.

Nach dem Festzug versammelt sich alles in der Gstetten, wo die Gemeinden ihren Wein ausschenken; es ist ein echter Heurigenabend, bei dem Gesang sowie Musik die Stimmung der Gäste erhöhen. Bei einem Winzerfest wurde die „Schweden-Perle“ aus der Taufe gehoben als Erinnerung an die Zeit 1645/46, als die Schweden unsere Heimat ausplünderten und die Weinkeller leerten; zu dieser Taufe erschien von Wien der schwedische Gesandte. Zu dem Winzerfest kommen viele Fremde aus Niederösterreich und Wien. Die Straßen, Plätze und die Gstetten sind mit Menschen überfüllt, die alle sich an dem goldenen Tropfen laben wollen. Neben den Straßen am Ortseingang grüßte eine Tafel die Fremden mit einem „Willkommen in der Weinstadt Poysdorf“! Der Fremdenverkehr tritt da in den Dienst der Weinwerbung. Allgemein fordert der Konsument Qualitätsweine; danach richtet sich der Weinbauer, der in den Genossenschaften von Mistelbach und Poysdorf eine Stütze findet.

Unser Viertel stand und steht noch heute im Schatten im Vergleich zu den 3 anderen. Diese Rückständigkeit suchen die Gemeinden in den letzten Jahren zu beseitigen, was im allgemeinen nur zu begrüßen ist. Der Wettbewerb wird von Jahr zu Jahr schärfer, das muß sich jeder Weinbauer vor Augen halten. Der kommende Europamarkt zwingt schon jetzt die Landwirtschaft zu einer Umstellung der Arbeitsweise, die ganz neue Bahnen einschlagen muß, will sie in Groß-Europa bestehen. Das Burgenland gab 1965 für Werbezwecke 200.000,-- S aus, um die Absatzkrise in der Landwirtschaft zu beheben. Da dürfen Propaganda und Fremdenverkehr nicht fehlen.

Quellen:

Herrschaftsakte im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gedenkbuch der Stadt Poysdorf.

Mitteilungen des verstorbenen Berndl Leopold in Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1966, S. 314 - 316

Wetzelsdorfer Handwerksfamiliennamen

Kreis Mistelbach, N.D. 1745 -1848

Johann Wiesinger, Bader von Erdberg (1785)

Karl Frank, Schmiedemeister von Ketzelsdorf (1785)

Kaspar Grohmann, Liechtensteinischer Grundrichter (1785)

Georg Gartner, Zimmermeister (1785)

Josef Schulz, Gastwirt, gebürtig von Böhm. Leipa (1790)

Josef Stadler, Bräunerischer Grundrichter (1790)

Albert Leipert, Schuster von Hadersdorf (1790)

Karl Nießner, Schuster von Braunseisen (1793)

Josef Schwarz, Schneider (1797)

Vinzenz Häblich, bürg. Zeugmacher von Poysdorf (1800)

Josef Edlmann, Tabakaufseher von Poysdorf (1801)

Paul Topf, Schneider (1803)

Johann Mitterhofer, Schafmeister (1804)

Andreas Popp, Schneider (1805)

Dominik Kotta, Wegaufseher von bayr. Jungfernburg

Georg Hörmann, Schafmeister (1807)

Ignaz Frank, fürstl. Revierjäger v.Kettlasbrunn

Josef Nadler, Bestandwirt (1809)

Georg Knoll, Bindermeister von Wilhelmsdorf

Stephan Baschka, Schuster von Komorn, Ung.

Georg Scherzer, Schneider von Pratsch in Mähren

Cyrill Swoboda, Schafmeister von Damborschitz in Mähren (1826)

Franz Klepp Binder von Mlasowitz in Böhmen (1834)

Josef Schimek, Revierjäger von Lundenburg (1836)

Johann Gradwohl, Schneider von Herrnbaumgarten (1837)

Ignaz Tögel, von Hof in Mähren

Jakob Schrank, Schuster (1846)

Jakob Stork, Fleischhauer (1847)

Quellen:

Matriken im Wetzelsdorfer Pfarramte

Veröffentlicht in: „Der Adler“, 1940, S .18

Wie sich die Bewohner der Wilfersdorfer Herrschaft zur Rebellionszeit zu verhalten haben (1683)

1. Sollen die Untertanen ihre Sachen an verwehrte Orte bringen.

2. Sollen sie rasch dreschen und das Getreide in Gruben oder sonstwie verwahren. Die Herrschaft leiht ihnen ihre eigenen Kasten zu Poysdorf und Wilfersdorf.

3. Sollen von der March in das Land aufwärts gegen Mistelbach und Poysdorf Wartstangen mit großen Buschen aufgerichtet werden, daneben andere Haufen von Stroh, Holz, Zauset, Gras, was großes Feuer und Rauch macht. Kommt der Feind, so wird der Buschen abgeworfen und der Haufen angezündet, sodaß sich die Leute retten können. Solche Wartstangen und Legfeuer sollen sein: zu Neusiedl auf dem Steinberg, zu Lichtenwarth auf dem Silberberg, zu Hausbrunn, Hauskirchen und Rannersdorf bei dem Gericht, zu Bullendorf, Hobersdorf, zu Wilfersdorf auf den Legbergen, zu Mistelbach auf dem Kirchberg, in den Leiserbergen, zu Absdorf, Zistersdorf, Austränk *(Maustrenk?)*, zu Dürnkrut, Loidesthal, Blumenthal, Obersulz auf den höchsten Bergen, bei Feldsberg, Schrattenberg, Herrn Baumgarten und Pohlsdorf *(Poysdorf?)*.

Auf diesen Bergen sollen Wachen stehen von den einzelnen Orten zu Roß oder zu Fuß und, wenn sie den Feind spüren, sollen sie das Feuer machen und den Buschen abwerfen. Die von Ober Sulz sollen einen zu Roß bei Dürnkrut haben, die von Ringelsdorf einen bei Lundenburg, die von Mistelbach einen zu Rabensburg, die von Pohlsdorf einen zu Eisgrub oder Feldsberg. Die 4 Reiter sollen von den Untertanen unterhalten werden; sobald sie den Feind spüren, sollen sie zurückreiten und die Orte warnen.

Die Leute sollen beratschlagen, wie sie den Wein aus Pohlsdorf von 2.662 Eimern nach Laa oder Krumau bringen, sie sollten es an die einzelnen Orte austeilen; sollten sie die Anleitung geben wegen der 1.700 Eimer leeren Fässer, auch beratschlagen wegen der Boten, die jetzt bei der großen Teuerung nicht mehr gehen wollen, beratschlagen wegen der 300 Klafter Brennholz zum Brennen, Brauen und Backen, beratschlagen, wie der Markt bei Feindesgefahr kann mit Wacht versehen werden, wie man ihn verschanzen und verwehren soll.

Die Bauern sollen jeder für sich seine Robot verrichten, die Pferde zusammenspannen.

Die Roboter sollen mit der Bezahlung an den Wienerischen Gebäuden aufhalten, sie sollen wöchentlich 2—3 Fuhren mit Proviant nach Wien führen. Bei gutem Wetter sollen sie das gehackte Brennholz in das Schloß bringen, das muß man auch zum Brauen brauchen. Die Ringelsdorfer und Waltersdorfer können nichts führen.

Wie sich die Untertanen dazu äußern, ist aufzuschreiben; eines der Schreiben ist sofort nach Marchegg und eines nach Zistersdorf zu schicken.

Ordnung für diejenigen, welche auf das Schloß Wilfersdorf retirieren:

An Sonn- und Feiertagen sollen, wenn der Gottesdienst abgehalten wird, alle, die hereingeflüchtet und anwesend sind, dabei sein und auch von ihren Stubenmeistern angehalten werden. Zur Sauberkeit soll jede Gemeinde einen Mann oder eine Frau benennen, welche die Zimmer rein zu halten haben, sie haben zwei Besen, zwei „mülderIn” und 2 Hauen; der Unrat wird vor das Markttor getragen. Sind die Stubenmeister unsauber, so werden sie vom Burggrafen um 30 kr gestraft oder mit der betreffenden Gemeinde aus dem Schloß geschafft. Am Morgen und am Abend sollen die Zimmer mit Kronabeerenrauch ausgeraucht werden. Die Notdurft verrichten Weibspersonen hinter der Pfisterei, die Männer auf der Stallbastei und die Kinder bei den Kellern. Die Brunnen werden versperrt. In der Früh um 8 Uhr und nachmittags um 2 Uhr wird ein Glockenzeichen gegeben, dann können die Leute Wasser holen. Darauf wird der Brunnen wieder gesperrt.

Die Personen bleiben in dem Zimmer, in das sie vom Verwalter zugewiesen werden. Jede Gemeinde muß sich selbst mit Brennholz versehen zum Heizen und Kochen und sich des Hofholzes enthalten (Strafe für jedes Scheit Holz: 3 kr). Die ihr Vieh auch im Schloß haben, müssen sich mit Stroh und Futter versehen, vom Schloß aber keines nehmen.

Schon früher müssen Fleisch, Mehl, Salz, Erbsen, Brein und Linsen ins Schloß gebracht werden. Bei besetzter Wache hat sich im Schloß alles still zu verhalten, nicht singen und schreien; nur die Wache ruft: „Wer da?” — „Steh still!" — „Gefreiter heraus!”

Nach Wilfersdorf flüchten: der Markt selbst, Hobersdorf, Bullendorf, Ebersdorf, Eibesthal, Kettlasbrunn, Ebendorf, Lanzendorf, Mistelbach, Erdberg, Höflein, Prinzendorf, Ginzersdorf, Maustrenk und Rannersdorf.

Von Wien sollen mit Beihilfe der obigen Orte abgeführt werden: 3 Zentner Pulver, 2 ½ Zentner Lunte, 1½ Zentner Blei, 8 Stück Springstöcke.

Quellen:

Herrschaftsakte „Wilfersdorf” im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein in Wien.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1962, S. 110 + 111

Wie wird der Wein sein?

Jeder Mensch möchte gerne einen Blick in die ungewisse Zukunft werfen; da gibt es in der Natur gewisse Zeichen, auch Tiere und Pflanzen, aus denen sich der Mensch das kommende Schicksal herausliest. Jeder Stand und jeder Beruf hat da seine eigene Deutung, die oft auf eine tausendjährige Vergangenheit zurückblickt. Der Bauer und Weinhauer hat auch seine Regeln und Sprüche, die ihm eine gute Ernte und Weinlese verraten. Das Landvolk war immer ein guter Beobachter der Natur und aus dieser Erkenntnis wuchsen die Sätze heraus, die als Bauernregeln von Geschlecht zu Geschlecht gingen. Sie sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern fußen in der bäuerlichen Umwelt.

Der Weinstock ist ein Kind des Südens und liebt die Hitze und Trockenheit; ein kühles und feuchtes Wetter verträgt er nicht. Darum hat der Hauer keine großen Hoffnungen in einem Jahr, in dem die Sonne Regent ist. Das sind in der Regel schlechte Jahre, ebenso die Sechserjahre; diese „heißen nichts“ bei unseren Bauern. Ich fand wirklich unter 34 Sechserjahren 24 schlechte, 4 sehr gute und 6 mittelmäßige. Dafür stehen die Achterjahre im besten Rufe, weil sie eine gute und reiche Ernte bringen. 1678 wuchs ein vinum nobile; 1718 war es ein ganz besonderer Tropfen - vinum optimum. Was äußerst selten vorkommt, ereignete sich in den folgenden zwei Jahren, die wohl zu den besten gehören, soweit wir die Geschichte unserer Heimat überblicken. Denn 1719 war es ein vinum nobile et pretiosum und 1720 ein vinum pracellentissimum. Der „Freiheitswein“ von 1848 brachte den Hauern keinen großen Gewinn, weil er schnell verkauft wurde; man fürchtete allgemein, dass die Wiener sich den Wein mit Gewalt holen werden. 1858 hatte es Wein im Überfluss, 1868 war das beste Weinjahr des Jahrhunderts, 1878 fehlte das Fassgeschirr und 1908 war es ein „]ubiläumswein“.

Zeigt im Frühling der Weinstock das erste zarte Grün, so urteilt er sofort auf die Blüte; denn eine alte Bauernregel heißt: „Wie der Trieb, so die Blüte.“ In einem regenreichen Jahr ist die Arbeit sehr schwer; der Bauer sagt: „Ein schweres Hauen - ein geringes Lesen." Viele Pfingsterdbeeren verkünden eine gute und reiche Weinlese. Sonnige Pfingsten lassen Wein und Frucht geraten. Der Weinstock und der Hafer raufen miteinander. Gedeiht das eine, so missrät das andere. Blüht der Wein, so soll es nicht regnen; der Hafer braucht aber das feuchtes Wetter. Zu St. Veit stellt sich der Hafer auf die Schrollen und bittet um einen Regen; kommt er, so wächst der Hafer, aber der Wein gerät nicht. Weinbeeren, die vor dem Veitstage (15. Juni) blühen, kommen in kein Fass.

Blüht zu Johanni (24. Juni) der Wein, so braucht die Traube 9 Wochen, bis sie weich wird, und 3 Wochen nachher bekommt sie den Zucker.

Nun einige Regeln: Viel Sauerwurm - guter Wein. Hafer gut - Wein schlecht, Hafer schlecht - Wein gut. Viel Schrollen - reiches Lesen. Viel Luzernklee - wenig Wein. Erntet der Bauer dreimal Klee, so kommt eine geringe Lese. Sonnenschein im August macht einen guten Wein. Was der August nicht siedet, kann der September nicht braten. Auf den August kommt es an, wenn die Lese soll bestahn. Bein (= Bienen) gut, Wein gut. Hollunder gut, Wein gut. Viel Wespen, guter Wein. Nach dem Ägydiwetter (1. September) richtet sich die Witterung der Lesezeit.

Regen zu Maria Himmelfahrt bringt eine schlechte Lese. Morgennebel im August und September - „Weinbeergrobler“ nennt sie der Hauer - machen saftige und mostreiche Trauben. Matthias-Sonne (21. September) macht die Trauben süß. Wenn Matthias weint statt lacht, er aus dem Wein oft Essig macht.

Häufig bringt eine geringe Lese und minderer Wein eine gute Bezahlung, weil die Preise steigen. Darum sagt der Bauer: „Saurer Wein, süßer Pfennig“. Dafür drückt eine reiche Lese den Preis herab. Große Weinbeer – kleines Lesen. Kleine Weinbeer - großes Lesen.

Zeigt der Stock viele Krampel- und Brutweinbeer, so deutet das auf ein gutes kommendes Weinjahr; ebenso wenn das Holz der Reben gut ausreifen kann.

Im Frühjahr schneidet der Hauer die Reben und bindet sie mit Strohseilen oder Draht in Bürdeln zusammen. Soviel Rebbürdeln aus dem Weingarten getragen werden; soviel Eimer Wein hofft der Hauer bei der nächsten Lese. Zwei oder drei schöne Reben nimmt er aber nach Hause, steckt sie in ein warmes Wasser und stellt sie zum Ofen; da beobachtet er den Trieb und schließt daraus auf das kommende Weinjahr. Manchmal kommt aber ein Maifrost oder ein Hagelwetter und vernichtet all die schönen Erwartungen. Trotzdem ist der Hauer nicht kleinmütig und verzagt, weil er weiß, dass seine Arbeit von der Witterung abhängt und dass gute und schlechte Weinjahre wechseln.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, November 1946, S. 11

Wilfersdorf im Zeitalter der Reformation

1514 -

Im Laufe des 16. Jahrhunderts drangen die neuen Ideen durch die Studierenden Edelleute, die ja meist im Auslande die Hochschulen besuchten, in unsere Heimat, wo man sie im weitgehenden Maße berücksichtigte.

Die Türkengefahr, die unsere Gegend bedrohte, zwang zu Abwehrmaßnahmen, sodass man die Schlösser umbaute, sie wohnlich einrichtete, mit Schmuck und Zierrat versah und sie in einen guten Verteidigungszustand setzte. Das Schloss wies Mauern, Graben und eine Zugbrücke auf, auch den Markt dürfte man durch Tore um diese Zeit gesichert haben. 1514 wird ein Badhaus erwähnt, in dem die Bewohner nicht nur badeten, sondern auch Heilung von ihrer Krankheit suchten; der Bader war der damalige Arzt, der mit seinen geringen Kenntnissen der kranken Menschheit nach besten Kräften diente.

Die Bauern allerdings klagten mit Recht über die neue Zeit, weil sich durch die Einführung des römischen Rechtes ihre Lage bedeutend verschlechterte. 1537 beschwerten sich die Bullendorfer und die 12 Kirchholden von Wilfersdorf, die nach Mistelbach gehörten, beim Kaiser über die großen Steuern, über die Robot und über die Behandlung durch den Rentmeister, der immer sagte: „Anbauen sollen nur die Bauern, fächsen werde ich.“ Darum verließen einige Bauern mit Weib und Kind ihre Häuser und zogen fort. Auch der Pfarrer, der hier vier Jahre zugebracht hatte, zog weg und ließ die Gemeinde allein. Das Schloss war mit Geschützen, Munition und Pulver hinreichend ausgerüstet, da es ja neben Nikolsburg, Feldsberg und Rabensburg zu den festen Plätzen unseres Grenzlandes gehörte. Schier uneinnehmbar war die diese Wasserfestung, die einem Türkenansturm standhalten konnte. Die Einrichtung verrät den Geist der Renaissance; denn da gab es Schmucksachen von Topas, Saphir, Rubinen und Diamanten, Goldketten, schönes Rosszeug, edle Pferde, Wagen und flinke Reitpferde (1559).

Die Handelsstraßen durch das Zayatal, nach Ketzelsdorf, Nikolsburg und nach Lundenburg, sowie die über den „Hueter Tanz“ waren schlecht und bei Regenwetter grundlos; eine ständige Kotlacke befand sich vor dem Schloss, da hier die Straße dermaß tief lag; an eine Straßenpflege dachte man damals nicht, obwohl die Regierung dazu die Herrschaften aufforderte (1568). Zum Herrichten benützte man Schotter oder Holzbündeln.

Die Waldwirtschaft war noch ganz unbekannt, da man an vielen Orten die Haustiere im Sommer hineintrieb und sie hier grasen ließ, die Untertanen bekamen ihr Brenn- und Bauholz, die Armen klaubten sich solches und suchten Beeren und Schwämme in der schönen Zeit, im Herbste gab es für die Herrschaft große Jagden. Die Bauern bewohnten meist Holzhäuser, die mit Lehm innen und außen verschmiert waren; denn Ziegelbau kannten nur die Herrschaften.

Auf den Handelsstraßen zeigte sich ein lebhafter Verkehr, da auch die leichten Wagen meist von 4 Pferden gezogen wurden. Den Dienst bei den Mauten versahen sicherlich die Juden, die in Wilfersdorf 1587 auftauchen.

Zur Landesdefenison schrieb die Regierung 1590 Steuern aus und verlangte von der Herrschaft Wilfersdorf-Feldsberg 1677 fl 7 Schilling 9 den.

1601 wird ein Posthaus erwähnt, das eine Hofstatt war und das dann Paul Tautsch der Fürstin Sidonia verkaufte. Im folgenden Jahre sandte Gundacker von Liechtenstein von Wilfersdorf nach Korneuburg 1511 Mut schweres Getreide, 52 Eimer Wein, 130 Mut 12 Metzen Hafer, 3 Mut Arbes -Ingeld zusammen 8304 fl.

Damals besaß die Herrschaft in Wilfersdorf 3 Teiche, 1 Ziegel- und 1 Kalkofen; die Maut trug 400 fl; Kirche, Schule und Schmiede gehörten ebenfalls ihr, doch verpachtete sie letztere. Das übermäßige Holzmaisen in den Waldungen und das Treiben der Weidetiere in den Jungwald verbot sie; aus dem Holz machte man Schindeln und Weinstecken; der Amtmann sah es nicht gern, wenn die Leute im Walde das Gras absichelten.

Um eine gute und ertragreiche Wirtschaft zu sichern, gab Gundacker den Leuten genaue Instruktionen (1603):

Dem Pfleger wurde das Schloss anvertraut, damit er es in guter Verwahrung halte und nichts daraus entzogen oder geschmälert wurde. Auf die Wirtschaft sollte er sein besonderes Augenmerk richten, dem Rentmeister muss Kellner beistehen, wenn das Gefälle eingebracht würde, beim Anbau und bei der Ernte fleißig Nachschau halten, dass rechtzeitig geackert, gemistet und gesät wird. Der Getreidezehent ist fleißig und treulich auszustecken, zu führen und heimzuschaffen; das gedroschene Getreide wird immer richtig und genau aufgeschrieben. Die Weingärten sind rechtzeitig zu schneiden, zu hauen, zu binden, abzuräumen, zu gruben, zu lesen und zu misten. Den kleinen Zehent von Kraut, Rüben, Haar, Hanf, Hühnern, Enten, Gänsen und Lämmern sowie die Eier und die Osterehrung haben die Untertanen zur richtigen Zeit einzubringen, damit alles genau verrechnet wird. Der Pfleger schaue bei den Teichen öfters nach, die gut geräumt, ausgelassen und ausgefischt werden; beim Meierhof halte er Nachschau, auch bei den Kalk- und Ziegelöfen; jeden Monat sorge er führ eine Besichtigung der Rauchfänge im Schloss, auf dass sie gut gekehrt und gegen Feuergefahr gesichert werden. Dem Gesinde gehe er mit gutem Beispiel voran, schaue auf Gottesfurcht und gute Zucht und dulde kein Fluchen und Lästern.

Übers Bräuhaus wache der Bräumeister, sorge für Weizen, Brennholz und Hopfen, verwahre die Schlüssel zur Träbertruhe und zu allen Türen; 26 Fässer und 3 Fässlein werden ihm und dem Gesinde zu Trunk bewilligt; den Bierrabisch hat er zu führen, auch sein Schreiber; im Bräuhaus darf sich kein fremdes Gesinde aufhalten. Der Bierschreiber führe die Verrechnung und schaue auf die Bierfässer, damit sie gereinigt und vom Hofbinder ausgebessert werden.

Den Hopfen hole man aus den Gärten und Au… das Brennholz schaffen die Bauern herbei.

Der Kastner beaufsichtige die Ernte, den Zehent, die Stadeln und den Schüttkasten, sowie die Mühlen; die Ernte und Aussaat schreibe er sich genau auf; das schlechte Getreide gebe er dem Geflügel auf dem Meierhof, für ein Kutschpferd berechne er wöchentlich 1 ¼ Metzen Hafer und für ein Wagenross 1 ½ Metzen.

Der Kellerführer des Weinregister, berechne den Bau- und Zehentwein, halte den Keller rein und sauber und lasse die Fässer füllen; bei der Lese und beim Pressen passe er gut auf alles auf, brenne die Fässer ordentlich aus und gieße den Most und den Wein nur in reine Fässer; er hat dafür zu sorgen, dass genügend Weinessig immer vorhanden sei; als Essigfülle benütze er nur den „Hengelwein“, dem Gesinde gebe er nur Bieressig; den Bier- und Weinkeller sperre er sorgfältig ab; von der Lese schaffe er genug Fässer, Reifen und Bänder an.

Der Pfister backe das Edelleut- und Gesindebrot. In dem Prozess, den der Fürst Gundacker mit Berhard von Fünfkirchen 1606 führte, ließ der ersten die Besitzungen pfänden u. z. in Ober- und Niedereibesthal 68 Untertanen, die Marktgerechtigkeit, das Landesgericht, die Schäferei mit 400 Schafen, die Jagd, alle Äcker, Wiesen und Weingärten, in Drittelberg und Hüttendorf den halben Getreide- und Weinzehent, das Gut Fellem, Altruppersdorf (32 Untertane, die Schäferei, den Wein- und Getreidezehent) und das Dorf Zlabern.

Trotz der genauen Vorschriften fand der Fürst am 1. Februar 1610, dass die Beamten ihre Pflicht nicht erfüllen und den Dienst vernachlässigen. In dem selben Jahre versandelte er im ….. mit ..eter von Fischer, wie man den Kaiser Rudolf II. mit Matthias aussöhnen und den inneren Frieden in Österreich wieder herstellen könnte.

Im Jahre 1613 machte man aus dem wilden Obst Essig. Die Pfarre Ober Sulz zahlte an Steuern 20 fl 5 Schilling 28 den, die Wilfersdorfer 6 Schilling 20 den, die Kettlasbrunner 2 fl 7 Schilling 4 den (1614).

Die Armen erhielten quatemberlich immer am „Pfinzttag“zusammen 2 Zentner Rindfleisch, jeder 1 Laib Brot und eine Halbe Wein, in der Fastenzeit Heringe, Erbsen und andere Kuchelspeis und jede Person 6 Kreuzer; nur würdige Personen wurden beteilt und es musste der Pfleger dabei sein.

Armeinverzeichnis: Ketzelsdorf = 9 (Witwen und Waisen) Wetzelsdorf = 4, Loidesthal = 5, Wilfersdorf = 11, Blumenthal = 2, Ober Sulz = 6, Großkrut = 2…, Bullendorf =3, Hüttendorf = 1, Kettlasbrunn = 8, Mistelbach = 12, Poysdorf = 4, Ringelsdorf 3 und Walterskirchen 4; die meisten hatten zwei Kinder, die höchste Kinderzahl war 5( 20. Juni 1616).

Der Wilfersdorfer Meierhof hatte 1617 bis 40 Kühe und 1000 Schafe, der in Kettlasbrunn 2000 Schafe.

Handschrift von Franz Thiel, leider waren nicht alle Passagen zu entziffern.

Wilfersdorf in der Biedermeierzeit

*(Aus der Handschriftensammlung der NÖ.Landesbibliothek (Landesarchiv ?) 24.1.1985).*

Nach den Napoleonischen Kriegen traten bei uns die wirtschaftlichen Fragen mehr in den Vordergrund, ohne daß man sie richtig zu lösen verstand; es mangelte das Verständnis bei dem Landvolke, daß infolge der geringen Schulbildung den Geist der Neuzeit nicht erfaßte.

Der Bauer ist hier vermöge seiner konservativen Einstellung den Neuerungen abhold und seine Rückständigkeit ist fast sprichwörtlich.

Der Weidebetrieb in den Gemeinden verursachte einen Düngermangel, der den Bodenertrag herabsetzte; auf 4 Joch rechnete man eine Kuh; der Reinertrag von 1 Joch war im Jahre 1811 auf 20 fl 26 kr berechnet wurden; von der Dreifelderwirtschaft ging der Bauer nicht ab; statt des Düngers ließ man die Felder ein Jahr brach liegen, wodurch aber die Äcker stark verluderten und mit Unkraut bewachsen waren; die Ackergeräte waren aus Holz.

Den Hafer säte man gleich in den Kornstoppel; langsam benutzte man die Kartoffel als Nahrungsmittel, anfangs nur als Viehfutter. Die Herrschaft Feldsberg hat sicher diese Knollenfrucht nach den Angaben des fürstlichen Schloßinspektors Johann Wiegand schon 1758/59 angebaut, der Prinzendorfer Pfarrer Jungblut 1761.

Hafer und Korn baute man stark an, Gerste aber weniger; die Erntearbeiten besorgten meist Leute, die als Mäher kamen.

Das Vieh hielt der Bauer in finsteren und niedrigen Stallungen, die selten im Winter gelüftet wurden.

Die Herrschaft besaß Schweizervieh und Schafe, die aus Spanien auf recht abenteuerliche Art geholt wurden; die Herrschaften Rabensburg und Feldsberg hatten in der Wirtschaft und Viehzucht eine viel größere Bedeutung.

Der Kleebau fand immer mehr Anhänger und drängte die Brachfelder zurück; ebenso wurde der Anbau von Runkelrüben für Viehfutter und Zucker stärker betrieben.

Wegen einer genauen Steuerbemessung ließ der Staat nach 1817 die Katastralmappen anlegen, die eine gründliche Arbeit waren, da unsere Mappen von heute auf sie zurückgehen.

Der Vormärz war eine Zeit, in der neue Gedanken mit den alten kämpften: sollte man mehr Getreide anbauen oder mehr Viehzucht betreiben, die Brache bevorzugen oder mehr Dünger erzeugen, die Felder zusammenlegen oder zerstückeln, mehr Ganzlehner oder Viertellehner in den Gemeinden machen?

Unsere Bauern überließen diese Streitfragen anderen zur Lösung, weil sie zu einfältig waren und zu sehr am Althergebrachten hingen; hier galt der Satz: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“.

Sonst galten unsere Bauern als gutmütig, die den alten österreichischen Schlendrian überall zeigten; ihre Unwissenheit und Roheit fiel den Reisenden gleich auf.

Burschen und Mädchen waren im Punkte Sittlichkeit recht derb und mußten häufig von der Kanzel gerügt werden, die unehelichen Geburten nahmen überhand, nachdem das Prangerstehen und die Kirchenstrafen verboten waren.

Die Militäreinquartierungen wirkten auf das sittliche Verhalten in der Dorfgemeinde sehr nachteilig, ebenso der Einfluß der Großstadt Wien.

Die Obstbaumzucht war bei uns ein wunder Punkt, weil alle Belehrungen und Beweisgründe erfolglos blieben; denn - so hieß es immer - der Österreicher ist „indolent“ und hat kein Verständnis für Fortschritt; unser Land schaute aus wie die Pußta; es fehlten die Alleen an den Straßen; Wegen und Feldrainen.

Fand sich jemand, der Bäume setzte, so zerschnitten sie in der Nacht boshafte Nachbarn.

1838 zählte Wilfersdorf 158 Häuser, die noch teilweise mit Stroh, Schindeln und vereinzelt mit Ziegeln gedeckt waren; die Feuerversicherung war noch unbekannt, doch sprach man von ihr schon; Kaminfeger sorgten für eine gründliche Reinigung der Schornsteine.

Die Kirche unterstand dem Dekanat Hauskirchen, das Patronat besaß die Herrschaft.

Die Bewohner des Marktes waren fürstliche Untertanen, ein Teil gehörte nach Zistersdorf.

Die Liechtensteinische Herrschaft besaß das Land- und Ortsgericht;

in militärischer Hinsicht gehörte Wilfersdorf zum Werbekreis des Inf.Regimentes Nr. 4.

Die Gemeinde hatte 207 Familien, 421 männliche und 441 weibliche Personen, 120 Schulkinder, 105 Pferde, 166 Kühe, 820 Schafe, 70 Schweine - Stallfütterung.

Die Bauern waren gut bestiftet; sie betrieben Wein- und Getreidebau, auch etwas Obstbau; die Gründe konnte man als gut bezeichnen.

Im Orte gab es : 1 Wundarzt, 2 Krämer, 2 Gasthäuser und 1 Essigfabrik.

Das Klima war mild, das Wasser gut; die Jagd lieferte Hasen und Rebhühner.

Auf der Brünner Poststraße fuhren: Händler, Kaufleute, Lohnkutscher und Stellwagen für Reisende, die Ordinari- und Eilpost legte die Strecke Wien - Brünn in einem Tag zurück.

Der Verkehr war sehr stark und bildete für die Gastwirte eine gute Einnahme.

Das Schloß hatte Wall und Graben;

1802 erhielt es die heutige Gestalt; nachdem es die Franzosen 1809 ausgeplündert hatten, blieb das obere Stockwerk immer leer, 1838 hatte es noch Wall und Graben.

Die Häuser der Untertanen waren einstöckig.

Weil der Wald fehlte, machte die Gegend einen kahlen Eindruck.

Der mächtige Schüttkasten beherrschte das wiesenreiche Zayatal.

Die Pfarrkirche, die dem Hl. Nikolaus geweiht ist, hatte einen 4eckigen Turm, 3 Glocken und eine Uhr; das Bild des Hochaltars zeigte die Himmelfahrt Mariens.

Auf den Seitenaltären bemerkte man die Bilder des Hl. Nikolaus und der unbefleckten Empfängnis.

Die Kirche enthält die Familiengruft der Liechtenstein: z.B. ruht hier der Fürst Gundacker; die eigentliche Gruft ist aber in Wranau bei Brünn.

Von den größeren Gebäuden waren noch zu erwähnen: Die Schule, der Pfarrhof, der Meierhof, das Posthaus, die Essigfabrik und der erwähnte Schüttkasten.

Vor der Kapelle der Hl.Rosalia fand noch bisweilen ein Gottesdienst im Freien und eine Predigt statt; beachtenswert waren noch die schönen Kreuzwegstationen, die am Bergesabhang stehen.

In dem Schloß waren die Kanzleien der Herrschaft untergebracht und die Beamtenwohnungen.

Die Wilfersdorfer Herrschaft umfaßte 2972 Familien, 5897 männliche und 6429 weibliche Personen, 1600 Joch Herrschafts- und 1850 Joch Privatwaldungen, 171 4/8 Joch Wiesen, 1149 5/8 Joch Felder und 1072 ½ Viertel Weingärten; sie war eine der größten unseres Landes.

Das Kreisamt befand sich 1753-1764 in Gaweinstal, 1764-1774 in Würnitz und dann in Korneuburg; es schützte den Bauern bei Übergriffen der Herrschaft.

Am 25.Mai 1839 fuhr der erste Zug auf der Nordbahn von Wien nach Lundenburg - ein denkwürdiger Tag im Verkehrswesen unserer Heimat; nun mußte eine Straße von Mistelbach zu dieser Bahnstrecke gebaut werden.

Die Reichsstraße verlor die alte Bedeutung, die Zahl der Fuhrleute nahm von Jahr zu Jahr ab; doch trieb sich noch immer ein lichtscheues Gesindel herum, auf das man zeitweise regelrechte Menschenjagden veranstaltete, dabei mußten auch Bauern mithelfen; ein größeres Gebiet wurde wie bei einer Kreisjagd umstellt und dann genau durchsucht. Besonders Strohhaufen, kleine Wälder, Verstecke u.s.w.

Viele politische Gefangene gingen auf ihrem Leidenswege zum Brünner Spielberg hier durch Wilfersdorf, da ja das Metternich’sche System jeden freiheitlich denkenden verfolgte.

Wanderten unsere Bewohner in die Großstadt Wien, die wie ein Magnet auf das flache Land wirkte, so siedelten sich Leute aus den Sudetenländern hier an; viele slawische Handwerker und Arbeiter kamen in unsere Gemeinden und nahmen deutsche Sprache und Sitte an.

Langsam verschwanden die alten Trachten, das Brauchtum aus alter Zeit und die einfache Lebensweise; der Einfluß der Großstadt wirkte nachteilig auf unsere Heimat; seit den Franzosenkriegen 1809 bürgerte sich der Walzer ein.

1848 brachte dem Bauernstande die Freiheit; es war die Tat des Schlesiers H. Kudlich, der den Antrag stellte, daß Robot, Zehent und Untertänigkeit aufgehoben werden.

Die Herrschaft trat vom Schauplatz der Geschichte ab, sie hatte ihre Aufgaben erfüllt und unsere Heimat in glücklichen, friedlichen, sowie in ernsten Zeiten gelenkt und geführt.

Wenn man ihr heute nur das Schlechte nachsagt, so ist es ein bitteres Unrecht, denn sie besorgte nicht nur die administrative Leitung der Gemeinden, sie hatte das Gericht, Steuerwesen, die Schulen und teilweise die Kirchen zu verwalten und noch ihren großen Wirtschaftsbetrieb zu führen.

Wilfersdorf war ein Musterbetrieb, von dem die Bauern etwas lernen konnten.

Die Herrschaft war der Wegweiser für unsere Heimat, sie zeigte den Geist des Fortschrittes stets in der Tat und weniger mit dem Worte; da sie die Armen, Notleidenden schützte und sich der Waisen annahm, wirkte sie im sozialen Geiste des Rechtes und der Gerechtigkeit.

Nach dem Jahre 1848 büßte Wilfersdorf seine Stellung als Mittelpunkt einer ausgedehnten Herrschaft ein;

Poysdorf, das nie den rechten Zeitgeist erfaßte, war zum Sitze einer Bezirkshauptmannschaft ausersehen.

Von(?) überflügelte Mistelbach diese Gemeinde und arbeitete …………..

Nicht vollständig! Übertragung durch Bmstr. Anton Döltl, Wilfersdorf

Wilfersdorf um 1800

Die herrschaftlichen Grundbücher sind eine reiche Quelle für die Heimatgeschichte, da sie uns ein Bild der Wirtschaft, der Zugehörigkeit der Untertanen, der Robot- und Dienstleistungen, der Zehent- und Steuerabgaben, der Soziologie, der Familien- und Flurnamenkunde vermitteln.

Wilfersdorf war eine Bauerngemeinde mit zahlreichen Handwerkern und Gewerbsleuten, die auch Grund und Boden besaßen, der ihnen einen sicheren Nebenerwerb gab. Die Gemeinde stand bis 1848 im Schatten der fürstlichen Herrschaft, die eine der größten im Weinlande war, da ihr 4 Märkte sowie 8 Dörfer gehörten. Das wußten die Wilfersdorfer und sie waren stolz auf ihre Stellung im Thayatale [Anmerkung: müsste es nicht „Zayatal“ heißen?] Die Bauern, die gut bestiftet waren, gliederten sich nach ihrem Besitz in Ganz- und Halblehner, die aber dem strengen Bestiftungszwang unterworfen waren, sodaß keine Zwergbauern entstehen konnten.

G a n z l e h n e r besaßen die Häuser: Nr. 9, 12, 16, 18, 29, 34, 46, 50 und 52; sie waren die Dorfaristokraten und stellten gewöhnlich den Ortsrichter.

H a l b l e h n e r : 10, 17, 20, 21, 28, 30, 31, 32, 33, 35, 37, 38, 39, 40, 44, 45, 51, 53, 54, 56, 66.

V i e r t e l l e h n e r : keine.

H o f s t ä t t e r : 12, 14 –bestiftet –, 19, 22, 23, 25, 36, 42, 43, 47, 48, 49, 55, 57 bis 60, 61, 63, 64, 67 bis 71.

K l e i n h ä u s l e r : 62, 63, 64, 67 bis 71, 73 bis 152, 155, 156, 160.

I n l e u t s t ü b e l : 24

Die Hausbesitzer waren fürstliche Untertanen, ausgenommen 19, 20, 49 und 50, die den Mistelbacher Barnabiten gehörten; Nr. 47 entrichtete den Grunddienst der Kirche in Mistelbach und Nr. 44 der Pfarre Erdberg. Für das Gemeindewirtshaus, Nr. 11, zahlte der Markt in das fürstliche Rentamt alle 10 Jahre eine Renovation von 600 fl. Die alte Hofschmiede, Nr. 13, besaß die Herrschaft, Nr. 18 war das Wirtshaus zur „Weißen Rose“. In Nr. 22 befand sich ein Warengewölbe; in Nr. 24 wohnte der Gemeindewächter. Für das Gemeindehalterhaus, Nr. 60, reichte der Markt als Renovation 60 fl; es war die alte Schule, gehörte der Herrschaft und umfaßte 104 Klafter; 1851 kaufte es Matthias Hutter. In Nr. 101 befand sich eine Essigsiederei.

Das Kleinhaus Nr. 132 kostete 1787 – 50 fl., und 1844 – 120 fl. Nr. 145, das Fischhalterhaus bei der Rabenmühle, reichte jährlich 2 fl. Robotrelution und 2 fl. Steuer- und Waisendienst. 1855 wurde es der Herrschaft einverleibt. Nr. 149 auf dem hl. Berg gehörte dem Seilermeister Hofer, der jährlich 26 Handtage Robot der Herrschaft leistete. Nr. 156 lag bei der Roßweide.

K e l l e r und Preßhäuser zählte der Markt 143.

R o b o t leistete ein Ganzlehner wöchentlich 2 Zugtage, ein Halblehner in der Woche 2 Handtage und ein Hofstätter 1 Handtag wöchentlich, nur Nr. 14 zwei Handtage. Ein Kleinhäusler robotete im Jahre 12 Handtage. Nr. 104 und 141 reichten jährlich 45 kr. Robotgeld. Nr. 159 leistete 13 Handtage Robot im Jahr, dagegen 146, 150, 151, 152, 153 und 156 – 26 Handtage. Keine Robot verrichteten Nr. 137, 138, 139, 140, 142, 143 und 144.

A b g a b e n sowie die Zweidrittel-Steuer: Der Dienst eines Ganzlehners betrug 8 kr., 45 kr. bis 1 fl. 15 kr. und die Zweidrittel-Steuer = 1 fl. 6 kr. bis 1 fl. 30 kr. Bei einem Halblehner: Dienst – 8 kr., 33 ¾, 45, 51 ¼ kr. und die Zweidrittel-Steuer 48 2/4 kr. bis 50 kr. Bei einer Hofstatt: Dienst –4, 19 kr., 1 fl. Für Nr. 146, Zweidrittel-Steuer = 15 ¾ kr., 22 und 30 2/4 kr. Bei einem Kleinhaus: Dienst – 3 kr., 4 2/4, 6, 8, 9, 10, 20, 24, 48 kr. (die Essigsiederei), sonst keine Zweidrittel-Steuer. Von den Stadeln verlangte die Herrschaft je 14 kr., von der Frauenleiten 2 fl. 35 kr. zu Georgi.

R a d i z i e r t e G e w e r b e – im Volke „Theresianische Konzession“ genannt: Nr. 12 – Handelsgewerbe der Besitzer zahlte in das Rentamt 3 fl. Schutzgeld im Jahr –, Nr. 14 – Schneidergewerbe und 2 Handtage Robot wöchentlich, Nr. 25 – Weberei, Nr. 42 – Schuster und 1 Handtag Robot in der Woche, Nr. 71 – Tischlerei.

Z e h e n t : Der ganze gebührte der Herrschaft in den Rieden Lichtenbergen, Feldweingärten (der Dienst gehörte nach Asparn a. d. Zaya), Salzkammer, Hasenlauf, Dürstenbergen (einige Weingärten gaben ¼ als Bergrecht 10 Maß), Wilfersbergen (Bergrecht von 1 Viertel 14 Maß Most), obere und untere Reißenbergen, obere und untere Reißensatzen, lange Satzen, Kronawettstauden, obere und untere Heid und auf der jungen Heid beim hl. Oertl. In den anderen Rieden hatte sie nur die Hälfte, die andere nahmen die Mistelbacher Barnabiten. In den Feldweingärten erhielt die Herrschaft von einigen Aeckern laut Zehentbefehl vom Jahre 1730 den halben Zehent. In den kalten Bergen hatte die Herrschaft Walterskirchen den ganzen Zehent.

W i e s e n gab es: Beim Eibesbrückl am oberen Ort, unter der Rabenmühle, unter der Kaiserstraße, beim Teicht [sic!], am Kettlasbach; die 3 Wiesen beim hl. Oertl waren schon Aecker.

H u t w e i d e n : Im Hasenlauf = 2 Joch 1425 Klafter, 40 fl. Renovation zahlt der Markt; die Gemeindehutweide von 5 Joch – Renovation 20 fl.; eine Hutweide, die 22 Joch 186 Klafter groß war, gehörte nach der Entscheidung des Mistelbacher Bezirksamtes vom 18. Mai 1860 der Herrschaft und der Gemeinde.

Die Aecker im oberen Feld waren eingeplankt.

K r a u t ä c k e r und Wiesen: Beim Edlhof hatte man die ersten zu Wiesen gemacht; beim Ziegelofen maß jeder 46 Klafter und kostete um 1800 fünf Gulden.

B a u m g ä r t e n , darunter der Pfarrgarten, lagen zwischen Kaiserstraße und Ziegelofen. Aus den 21 öden Hofstätten im Ortsplatz machte die Gemeinde Hausüberlandgärten. Die Marktgemeinde sowie der Pfarrhof besaßen Grundstücke, die Mistelbacher Kirche im Oberfeld 30 Gwanten.

P r e i s e : 1 Gwanten Acker beim Eibesbrückl kostete 1791 = 25 fl., 1799 aber 93 fl., ein Achtel Weingarten in den Hofgründen 12 fl., ein Viertel Weingarten in Bründeln beim Tötenhauer 110 fl. im Jahre 1807, ein Achtel Weingarten in Bründeln 1794 = 30 fl., 1807 aber 50 fl., eine Tagwerk Wiese beim Eibesbrückl 1763 = 30 fl. und 1794 = 50 fl.

F a m i l i e n n a m e n : Altmutter, Artner, Bachmayer, Bartl, Baumann, Boesau, Eder, Eckstein, Eisenwagen, Ernst, Fischer, Franz, Gaffek, Gaunersdorfer, Geier, Gerhauser, Glas, Graf, Griebaum, Haimer, Heindl, Herbst, Hienerth, Hipfinger, Hirschmüller, Hitschmann, Kießling, Kindl, Kirchmayer, Klink, Kronberger, la Ponte, Marchart, Mayer, Messinger, Neugebauer, Oppenauer, Pemsel, Pfarrhofer, Pillwein, Pitsch, Pribitzer, Putz, Rausch, Reisinger, Rieger, Rogler, Schiemer, Schöfböck, Schuckert, Schwarzmann, Sadtmann, Sinnreich, Stanzel, Stummvoll, Stoiber, Tauscher, Temmer, Wanderer, Weber, Weiland, Westermayer, Widhalm, Wiesinger, Wimmer.

Quellen:

Grundbuch der Wilfersdorfer Herrschaft im n.ö. Landesarchiv.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 8. 9. 1960, S. 7

Wilfersdorf unter dem Fürsten Johann Karl

Am 17. Mai 1733 vernichtete ein Frost die Weingärten, sodass die Armen, die nun keinen Verdienst hatten, den Fürsten um Brotgetreide baten, das sie bei der nächsten Ernte zurückgeben wollten; sie verlangten 4 – 5 Metzen Korn, damit sie für die Kinder ein Stück Brot hätten. Ihnen schlossen sich die Gebrechlichen, Kranken, die Witwen und die Erwerbsunfähigen an, die auch um eine Aufbesserung ersuchten.

Die Herrschaft bekam 103 Zentner 65 Pfund Schafwolle von 3991 Schafen; 1 Zentner kostete 19 fl 30 kr. Wein hatte sie in den Wilfersdorfer Kellern 11 778 Eimer, in Poysdorf 6 526 ¾ Eimer – zusammen 18 304 ¾ Eimer, 43 Stück Rinder im Meierhof und 72 900 Ziegel.

Von der Schlosseinrichtung sei angeführt: 2 Augengläser, 1 Frauenbild von Czenstochau, ein Braunauer Frauenbild, „Kontrafoits“ der fürstlichen und kaiserlichen Personen, Landkarten, Grundrisse, kleinere Bilder, 2 Spieltische, Lehnsessel, Betschemel, Tragsessel, eiserne Öfen, türkische Tisch- und Tafelteppiche, Fußteppiche, weiße Vorhänge, rote und blaue Himmelbette, spanische Wände, Federtuchenten, Leylacher, Servietten, Tischtücher, zinnerne Schüsseln, Telleresslöffel, Salzfässer, Trinkbecher, Barbierschüsseln, Leuchter aus Eisen und Messing, Konfektschüsseln, Nachtleuchter, Apothekergewichte, Nachtgeschirr, lederne Leibstühle, ein Schreibtisch mit Schubladen, Handbartwische, Abstauber, Fischwandeln, römische Kessel, Gugelhupf, Kupferflaschen, Tortenblätter, Schöpf- und Backlöffel, Pastetenformen, steinerne Messer, große Feuerhunde, Brotschragen, Brat- und Vogelspieße, Windöfen, Dreispieße, Fritatenpfannen, blecherne „Straub Mödl“, ferner an Büchern und Schriften: Stiftsbrief der Fürstin Sidonia Elisabeth Fürstin von Liechtenstein, geborene Gräfin von Salm über das Mistelbacher Spital anno 1665,

Tatzordnung – Buch mit den Patenten über den Vieh-, Bier- und Weinaufschlag

Protokolle über die fürstlichen Dekrete, Coder austriacus -,

Gedruckte peinliche Gerichtsordnung,

Verbesserte Jäger- und Reißgejaideordnung vom Jahre 1728,

Mistelbacher- Bullendorfer- und Wilfersdorfer Mautvectigal,

Protokollbücher über allerhand Hausbriefe, Wilfersdorfer Kaufbriefe und Testamente,

Feld- und Zehentbeschreibungsbücher, Bantaidingsprotokolle, Weinzehentregister,

Kirchen-, Spitals- und Kapellenrechnungen.

Das Holz, das die Herrschaft für den Schüttboden und den Mühlgraben benötigte, da alles ausgebessert wurde, holten die Leute aus dem Eibesthaler Revier.

Bei einer genauen Überprüfung der Bücher im Jahre 1734 entdeckte man, dass die Grundbücher nachlässig geführt wurden, sodass sie die Buchhalterei „neu adjustieren“ musste, wobei die Gemeindehüter zurate gezogen wurden, der Buchhalter bekam täglich 45 kr Kostgeld, der Adjunkt 30 kr; das Schreibzeug kauften sie sich in Mistelbach bei einem Drechsler, auch spanisches Wachs benötigte man. Leider fand man bei dieser Arbeit, dass die Bauern in den Gemeinden ihre Grundstücke verkauft hatten, ohne die Herrschaft zu verständigen; die Ortsrichter verheimlichten Sterbefälle und verkürzten so die fürstlichen Einnahmen um das Abfahrtsgeld; Äcker waren geteilt worden, ohne dass jemand in Wilfersdorf um die Erlaubnis ersucht hätte; Grundstücke befanden sich in 2. oder 3. Hand und in den Büchern war nichts vermerkt. Da musste nun gründliche Ordnung geschaffen werden, damit dieser Schlendrian weiter griff.

Die Waldungen befanden sich in einem trostlosen Zustande, weil man in den letzten Jahren zuviel Holz genommen hatte; nun durfte kein Baum gefällt werden, damit sich die Wälder wieder erholen konnten; dieselbe Wahrnehmung machte man in Rabensburg, sodass die Bauern ihr Bauholz von Wien herbeiführten.

In den letzten 7 Jahren führte die Wilfersdorfer Herrschaft an Grundbuchsgeldern 13 495 fl 25 kr 6/8 den ab (1735).

Die Deputate der Hofwirte, der Markrichter und Dorfrichter betrugen nach einer Liste vom 20. September 1736: Mistelbach – 2 Hofwirte à 6 Metzen, Ober Sulz – Marktrichter = 6 Metzen, Kettlasbrunn und Eibesthal Ortsrichter je 12 Metzen, Erdberg und Loidesthal Ortsrichter je 8 Metzen, Wetzelsdorf Ortsrichter 6 Metzen Getreide.

Das Badhaus, das schon 1514 erwähnt wird, zahlte als Hofstatthaus 1 fl 30 kr Dienst, die anderen aber nur 8 kr; es lag neben der herrschaftlichen Schmiede, wo es schon 1601 war.

Eine traurige Erscheinung dieser Zeit war der Amtmann Walter, der planmäßig die Untertanen aussog, die Gebühren erhöhte und sich für seine Arbeiten mehr zahlen ließ, mit den fürstlichen Pferden ausfuhr, sich 5 Kühe hielt, die er auf die herrschaftliche Weide trieb, in Poysdorf von den Grundstücken und Weingärten des Pfarrers den Zehent verlangte, gegen die Bullendorfer zu strenge war, in diese Gemeinde 9 Grenadiere legte, denen die Bullendorfer täglich je 12 kr zahlten, eigenmächtig das Grundbuch führte, in Poysdorf von den Trautsohnischen Gründen den Zehent beanspruchte, sodass eine Reihe von Prozessen entstanden, die viel Geld kosteten. Darum entließ der Fürst diesen Amtmann, führte 1740 wieder die alte Tagordnung ein, die öffentlich auf einer Tafel zu lesen war; ja es wurde jeder mit schwerer Strafe bedroht, der mehr verlangen und mehr geben würde. Leider verschwand gar bald die Tafel, der alte Schlendrian machte sich breit, das Volk wurde bedrückt, sodass der Fürst am 23. September 1744 die alte Taxordnung neuerdings einführte.

Anlass zu verschiedenen Klagen gaben die Tiere des Waldes, die auf den Feldern der Untertanen oft einen erheblichen Schaden anrichteten; da die Jagd die Hauptsache des Waldes war, so durften die Bauern keine spitzigen Zäune errichten um ihre Äcker, Wilddiebe wurden schwer gestraft, das Holzklauben, Beeren- und Schwämmesuchen eingeschränkt, weil die Ruhe der Jagdtiere dadurch gestört wurde.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf unsere Heimat der Preußeneinfall im Februar 1742, da sie unerwartet hier auftauchten, zu requirieren suchten, Geiseln aushoben und die Bevölkerung in Furcht und Schrecken setzten; rasch vergruben und vermauerten die Leute Hab und Gut, versteckten sich und flohen in die Wälder; die Schriften und Urkunden des Schlosses verpackte man in Kisten, schickte teilweise weg, zum Teil mauerte man sie ein, sodass sie schweren Schaden litten; noch 1760 waren sie in Kisten gut verwahrt.

Für das Gesindel war es eine gute Zeit, um im Trüben zu fischen; so wurde der fürstliche Meierhof in Wetzelsdorf ausgeraubt, Wilddiebe beunruhigten die Wälder, das Schloss Wilfersdorf hatte zum Schutze eine größere Abteilung Reiter und Soldaten; in Wolkersdorf standen Stafettenpferde und Reiter, doch schon im April erschienen österreichische Truppen, sodass sich der Gegner eilig zurückzog; in den folgenden Monaten marschierte viel Militär durch Wilfersdorf, das den Bewohnern schweren Kummer bereitete.

Für das Einführen des schweren und geringen Getreides reichte die Herrschaft 1743 den Robotern im ganzen Gebiete 6872 Laib Brot. Von 1734 bis 1743 nahm das Rentamt an Abfahrts-, Inventur-, Sterbegeldern, an Kauf- und Pfundgeld 31 817 fl 47 kr ein, die Accidentia der Beamten betrugen 11 190 fl 47 kr 2 den. Für Kriegszwecke stellte die Herrschaft 30 Pferde und später kamen noch 14 Stück dazu.

Das folgende Jahr war ein ausgesprochenes Missjahr, sodass sich die Untertanen Getreide von der Herrschaft ausliehen, weil sie selbst nicht genug hatten.

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Korn (Metzen) | Hafer (Metzen) | Weizen (Metzen) |
| Mistelbach | 63 | 147 | - |
| Kettlasbrunn | 60 | 113 | - |
| Blumenthal | 69 | 54 | - |
| Loidesthal | 42 | 59 | - |
| Eibesthal | 74 | 65 | - |
| Ketzelsdorf | 49 | 86 | - |
| Ober-Sulz | 163 | - | 9 |
| Erdberg | 19 | 30 | - |
| Bullendorf | 10 | 54 | - |

Die Annahme von Accidentien beim Aussetzen eines Weingartens war von nun an den Beamten strenge verboten.

1745 kostete das „Traktament“ für ein Bantaiding der Gemeinde 40 fl. Das Rentamt benötigte alljährlich 200 Federkiele – 100 Stück zahlte man mit 1 fl 8 kr.

Weil das Jahr 1746 ein Missjahr war, entschloss sich die Herrschaft am 11. März 1747, den Untertanen 200 Metzen Korn und 300 Metzen Hafer zu leihen, damit die Felder nicht öde liegen blieben.

Obwohl in der Gemeinde 3 Schuster waren (sie hießen Böhm, Reiß und Berg), suchte ein Stephan Korn um einen Posten an, da er aus einer fürstlich untertänigen Schusterfamilie stammte und er 11 Jahre in der Fremde herumgewandert war, er bekam auch die Stelle.

In diesem Jahre forschte der Amtmann genau nach bei den Markt- und Dorfrichtern um die Zahl der Waisenkinder, um die Vormünder, wo sie im Dienste stehen und ob sie im Waisenbuch stehen.

1748 hatte die Herrschaft 12 Zugpferde, 25 Melkkühe, 16 Kalbinnen, 3 Stiere, 6 Kälber und 2312 Zuchtschafe in Wilfersdorf, an Wein 10 988 ½ Eimer und in Poysdorf 5 642 ¼ Eimer. Das Robotbrot erzeugte der Hofpfister, beim Lesen und Pressen reichte die Herrschaft den Robotern auch Rindfleisch.

Handschrift von Franz Thiel

Wilfersdorf unter dem Fürsten Josef Wenzel

Um Ordnung in das Urkundenmaterial einzuführen, befahl der Fürst Josef Wenzel 1749, dass alle Schriften genau durchgesehen werden; dabei stellte man fest, dass viele Urbare fehlten , die man bei anderen Herrschaften vermutete; von Eibesthal hatte man weder Urkunden noch Urbare, die man bei Streitigkeiten so notwendig benötigte; so wurde wegen der 4 oder 5 Untertanen, die in Wilfersdorf zu den Barnabiten gehörten, ein langwieriger Prozess geführt. Nach dem Urbar zahlten sie nur den Hausdienst den Barnabiten, sonst waren sie dem Fürsten Liechtenstein untertänig.

Von den Bediensteten seien erwähnt: ein Hauptmann = Amtmann, Rentmeister, Burggraf, Kastner, Kellermeister und sein Gehilfe, Schlosstorwärter, Pfister mit seinem Jungen, ein Weinzierl, Wiesenhüter, 2 Wirtschaftstraben, 1 Schaffler im Meierhof, 2 Kälberhalter, Knechte, Anschaffer, Mägde und ein Freimann; an Deputat bekamen sie:

|  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  | Schöpsen | Mastschweine | Frischlinge | Hühner | Hechte | Karafen | Geldwert |
| Hauptmann | 3 ¾ | 1 2/4 | - | 22 2/4 | 75 | 150 | 26fl 37kr 2den |
| Rentmeister | 1 2/4 | - | - | - | - | 65 ¼ | 9 fl 4 kr |
| Burggraf | 3 | - | - | - | - | - | 9 fl |
| Kastner | - | - | - | - | - | - | 2 fl 15 kr |
| Kellermeister | - | - | 1 2/4 | - | - | - | 3 fl |
| Waldbereiter | - | - | - | - | - | 45 | 3 fl 9 kr |
| Zimmerwart | - | - | - | - | - | 37 2/4 | 2fl 37kr 2den |
| Hofbinder | - | - | - | - | - | 37 2/4 | 2fl 37kr 2den |

Dazu kam noch Getreide (Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Kuchelspeis, Mehl und Geld)

Ein Förster war in Eibesthal, 2 in Kettlasbrunn, 2 in Ottenthal und 1 in Stützenhofen.

Preise: 1 Zugpferd 30 fl, 1 Melkkuh 20 fl, 1 Kalbin 15 fl, 1 Stier 12 fl, 1 Zuchtschaf 1 fl, ein Zuchtlamm 45 kr, 1 alter Widder 3 fl, ein heuriger Widder 1 fl 30 kr, 1 Huhn 9 kr, 1 Frischling 2 fl, 1 Zentner Hechte 12 fl und 1 Zentner Karpfen 7 fl.

Zehent von Kuchelspeis und Türkenweizen:

Wilfersdorf: 2/8 tel Linsen,

Bullendorf: 1/8 und 4/8 Maßl Linsen, 3/8 Hanfkörner ,

Kettlasbrunn: 2/8 Linsen,

Groß Krut: 6/8 Erbsen, 1 7/8 Metzen Linsen, 2/8 Türkenweizen, 1/8 Hanf,

Wetzelsdorf: 1 Maßl Erbsen, 3 /8 Linsen,

Ketzelsdorf: 4/8 Maßl Linsen,

Mistelbach: 5/8 Linsen,

Hüttendorf: 1 Maßl Linsen,

Loidesthal: 4/8 Maßl Linsen.

Summe: Erbsen 6/8 Metzen und 1 Maßl

Linsen 3 6/8 Metzen und 1 4/8 Maßl

Türkenweizen 2/8 Metzen

Hanfkörner 4 /8 Metzen.

Im Jahre 1750 gaben die erwähnten Gemeinden:

Erbsen: 6 Metzen und 1 4/8,

Linsen: 2 Metzen und 6 2/8,

Türkenweizen: 3/8 und 1 Maßl,

Hanfkörner: 3/8 und 1 Maßl.

Da die Wälder zu stark in den letzten Jahren beansprucht wurden, mussten sich einige Bedienstete statt mit Deputatholz mit einfachem Klaubholz begnügen.

Da die Leute wenig Geld hatten, so konnten sie nicht die Gasthäuser besuchen, die bei der Herrschaft um eine Ermäßigung des Bestandes ansuchten. (1752); das Wilfersdorfer zahlte 120 fl, da es aus dem Verkehr den größten Nutzen zog, während die in den abseits gelegenen Ortschaften nichts verdienten, da die Armen kein Geld hatten und die Wohlhabenden einen Keller besaßen.

Von jedem Ross und Füllen, das verkauft, vererbt oder verschenkt wurde oder auf andere Weise in die Hände fremder Leute kam, zahlte man von dem Gulden einen Kreuzer, außerdem von jedem Pferd als Kopfgeld 9 kr; auch von Kühen und Tieren, die der Bauer für seine Notdurft schlachtete und verzehrte, war der sogenannte Viehaufschlag zu entrichten, ebenso musste von dem verkauften und ausgeliehenen Getreide ein Aufschlag abgeführt werden.

Da die Herrschaft für alle Brücken in ihrem Gebiet verantwortlich war, musste sie immer das Brückenholz aus ihren Waldungen liefern, obwohl diese schon stark hergenommen waren; nun gab sie zu diesem Zweck 80 Stammföhren a´ 45 kr und 5 Stamm Eichen; 1750 hatte die Herrschaft Kreuzstetten 70 Stamm a´ 1 fl 15 kr geliefert. Nun wollte der Wegreparations-Offiziant der Herrschaft die Wilfersdorfer Maut wegnehmen, wenn sie nicht das Brückenholz rechtzeitig zur Verfügung stellte. Der Amtmann wies darauf hin, dass die Herrschaft Deputatholz benötige, die Brücken in ihren Gemeinden ausbessere, den Untertanen Bauholz reiche, sodass die Wälder an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt seien. Die Erdberger Brücke war die größte und auch die schlechteste, ebenso die Poysdorfer und Hobersdorfer. Das „Frauenhölzl“ in Poysdorf genoss der Markt, der es vom Fürsten als Lehen erhalten hatte. Die Regierung erließ schon am 8. März 1581 eine strenge Verordnung gegen jede Waldverödung und verbot das Maisen; daher wäre es nur recht und billig, wenn man Steinbrücken bauen möchte, zumal das Holz rasch faulte.

Nach der Theresianischen Fassion, die eine gerechte Steuerverteilung bezweckte, hatte 1753 die Wilfersdorfer Herrschaft ihren Besitz eingeschätzt:

Hausgrundstücke = 115.592 fl,

Urbargründe = 199.418 fl 15 kr,

Herberg- und Urbarinleutstübeln = 334,

Herberg- und Urbarinleutstübeln in Erdberg = 40; zusammen 374, von denen 186 à 7 fl, 1880 à 3 fl, zusammen also 1866 fl gaben. Die Häuseln, die meist schlecht gebaut waren, standen auf Kellern und Presshäusern, hatten nur eine Wohnung und eine Graskammer; die Leute hatten sich diese selbst gebaut und benützten dazu den Straßenkot, viele waren Wohnungen für alte abgehauste Untertane, die 54 – 7 fl Jahreszins zahlten, manche waren auch unbewohnt; verkauft wurden sie um 30 – 40 fl; manchmal drohten die Bewohner, die Kamine umzuwerfen und sie wieder als Presshäuser zu verwenden; doch wäre der Abzug der Inleute ein schwerer Schlag für die Bauern, die dann aus Mangel an Arbeitskräften viele Grundstücke öde liegen lassen müssten.

In Ober Sulz waren die Liechtenstein Häuser mit 7 fl angeschlagen, die Sinzendorferischen mit 3 fl.

Allgemein verpachtete man die Gründe um 1 Metzen von der Fechsung. Viele Weingärten der Fassion waren schon ausgehackt; hier taxierte man die Gründe und Weingärten mit 25 – 30 fl, die in anderen Gegenden in die schlechtere Klasse gereiht wurden.

Was Wilfersdorf und Erdberg in die n. ö. Landschaftskasse abgeführt hatten:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Jahr | Wilfersdorf | Erdberg |  |
| 1747 | 8385 fl 23 kr 3 den | 156 fl 54 kr 3 den | Erdberg hatte 4 alte öde Häuser |
| 1748 | 7580 fl 48 kr 3 den | 145 fl 2 kr 1 den |  |
| 1749 | 9807 fl 8 kr 3 den | 177 fl 32 kr 1 den |  |
| 1750 | 9733 fl 18 kr 2 den | 167 fl 32 kr 1 den |  |
| 1751 | 9707 fl 48 kr 3 den | 167 fl 32 kr 1 den |  |
| 1752 | 9707 fl 48 kr 3 den | 167 fl 32 kr 1 den |  |

Am 7. Februar 1753 kaufte die Herrschaft die Rabenmühle, 16 Grund- und Kirchenholden und 2 vizedombische Häuser.

Von den 1125 fatierten herrschaftlichen Häusern (mehr 70 in Mistelbach, 58 in Ketzelsdorf und 2 vizedombische) zahlten 64 kein Robotgeld und leisteten auch keine Robot, 55 hatten Zug- und 1136 Handrobot.

Die Kriegswirren und die Neuerungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft erzeugten eine Missstimmung in dem Landvolke, das jetzt umlernen musste; das Weideland wurde umgeackert und zuerst auf die alten bestifteten Häuser verteilt, den Rest bekamen die Neu= stifter; wegen des Zehentes gab es dann langwierige Prozesse. Der Bodenhunger erwachte, da jeder noch mehr haben wollte, als ihm zugewiesen war. So ackerten 1754 auf dem öden Platz bei dem Schafflerhof, wo man sonst zu exerzieren pflegte, einige Bauern weit heraus und beanspruchten den Platz für sich.

1755 kam die erste Rekrutierung der Landbewohner nach dem Lose, weil der Staat Soldaten brauchte; doch verschonte man den Handwerker und den Hausbesitzer; als der Sammelort für die Rekruten galt Korneuburg, leider war die Fahnenflucht keine seltene Erscheinung, sodass man die Rekruten strenge bewachen musste, damit sie nicht entkommen.

Im 7 jährigen Kriege herrschte auf der Brünnerstraße ein reges militärisches Leben, da Truppen aller Waffengattungen hier durchmarschierten und den Bewohnern genug Sorgen bereiteten; denn wiederholt klagten sie über die schweren Lasten des Krieges und über die Lieferungen; so ging 1759 viel Heu nach Brünn in die Magazine; im gleichen Jahre vernichtete eine Feuersbrunst einen großen Teil des Marktes Wilfersdorf.

1763 kaufte der Fürst Liechtenstein die Obermühle zu Dobermannsdorf, die zur Poysdorfer Pfarrkirche gehörte, und 42 Pfarr- und Benefiziatenholden zu Hüttendorf, unter denen sich 3 Hofstättler befanden; die Mühle zahlte 2 fl Urbarsteuer, die 42 Untertanen 39 fl.

Der lange Krieg legte die ganze Wirtschaft lahm, der Verkehr auf der Brünnerstraße stockte, die Bewohner klagten über Geldmangel, da keine Weinkäufer erschienen; der Pächter des herrschaftlichen Gasthauses in Wilfersdorf zahlte auf ein halbes Jahr 130 fl Bestand, der in Kettlasbrunn 16 fl und der in Loidesthal nur 12 fl; der erste hatte in den letzten 2 Jahren 34 Eimer jährlich verkauft, der letzte nur 21, sodass sie von nun an den eigenen Wein und nicht den der Herrschaft versilbern brauchten.

Der Amtmann klagte über den geringen Eifer der Richter, über Verfehlungen, mangelhafte Waisenrechnungen, Zehenthinterziehungen /: Mistelbach:/, über die Armut der Untertanen, von denen sich mancher nicht einmal ein Glas Wein kaufen konnte, und über die große Steuerlast; so hatte die Herrschaft für 1761 – 1762 in das Wiener Landhaus abgeführt:

An Rustikalkontribution = 20.746 fl 58 kr 2 den, an Wegreparationsgeld = 320 fl, an Tabakreluitions Taxierung = 477 fl 30 kr und von jedem aufrechten Haus = 5 fl.

Die Zahl der Rekruten bestimmte man nach der Häusermenge jeder Gemeinde; so musste z. B. 1758 die Herrschaft Feldsberg von den 1263 Häusern 43 Rekruten stellen, die von Rabensburg und Absdorf von 1001 Häusern 34 und Wilfersdorf 44; auf die Gemeinde Feldsberg entfielen 8 Mann, auf Herrnbaumgarten 6, auf Schrattenberg 9, auf Reinthal 4, auf Katzelsdorf 3, auf Garschönthal 2, auf Bischofwart 3, auf Ober- und Unterthemenau je 3, der Rest auf die kleineren Gemeinden.

Die Katzelsdorfer lamentierten fürchterlich, als ihre Rekruten, von denen einer sich den Arm ausgestoßen hatte, abgeholt wurden; 2 Mann von diesen galten nicht als verdächtige Diebe, sondern waren nur Schnüpfler, die zuerst ihre Strafe abbüßten, dann zum Militär kamen.

Die Ketzelsdorfer wehrten sich dagegen, dass sie bei 58 Häusern 2 Rekruten stellen mussten.

In Mistelbach, wo man die Zahl 12 nicht aufbrachte, griff man auch zu Handwerkern, sodass der Bäckermeister Rogendorfer den jüngsten seiner 5 Söhne als Lehrbuben anmeldete.

Verbrecher und Abgestrafte steckte man sofort zu dem Militär; die Invaliden erhielten von ihrer Heimatgemeinde freien Unterstand mit Holz und Licht.

Wurden die Hutweiden zu Ackerland gemacht, so hieß man die Flur „Neuriss“, auch „Neu= bruch“, doch hatten hier die Bauern 5 Freijahre, bei Weingärten sogar 8; wegen des Zehentes musste die Herrschaft einen Prozess mit den Barnabiten führen, da man sich nicht einigen konnte, wem der Zehent von einem Neuriss zustehe. Die Freijahre behandelte jeder Amtmann willkürlich; so führte die Herrschaft 1758 von einer Wiese, die dem Mistelbacher Pfarrer gehörte und die er zu einem Acker gemacht hatte, sofort den Zehent heim.

Die Unkosten des Rekruten Schneider Johann aus Lanzendorf beliefen sich (1766): Kostgeld bei Haus 25 Tage a´ 12 kr = 5 fl , für Aufsicht und Bewachung des Rekruten = 2 fl, für Kur und Medikamente dem Bader = 4 fl 42 kr, für Hemd, Schuhe und Strümpfe = 2 fl 56 kr, Fuhrlohn nach Wien = 4 fl, Mautspesen = 1 fl 38 kr, dem Diener und Grenadier, die den Rekruten bewachten und nach Wien führten, täglich 30 kr Kostgeld, Summe = 23 fl 16 kr.

Am 1. Februar 1768 klagten einige Bewohner Wilfersdorfs den Marktrichter Anton Gruber an, dass er sie „Schlieffl und Flegel“ geheißen, die Häuser bei den Steuern höher taxiert hätte u. z. bei der Wegrobotreluition die Bauern um 20 kr und bei dem Vagabundenschubgeld um 2 den, dass er aus dem Gemeindekeller Wein verschleppte, Ehebruch beging und die Bauern, die öffentlich von diesen Verfehlungen gesprochen und sie aufgezeigt hatten, als Ehrabschneider auf dem Esel reiten ließ; dabei trug jeder eine Tafel um den Hals, auf dem das Wort Ehrabschneider stand. Der Marktrichter entkräftete diese Anschuldigungen, da er nur den Schmied als „Schlieffl“ bezeichnete; Ehebruch strafte in schweren Fällen das Landgericht mit Abstiftung. Die Kranken, die es sich leisten konnten, begaben sich nach Voitelsbrunn ins Bad.

Mancher Bauer glaubte in dieser Zeit der Aufklärung, die den Begriff „Menschlichkeit“ prägte, er könne der Herrschaft jede Robot verweigern und tun, was er wolle; so wollte der Friedrich Schmidt von Wilfersdorf, der 46 ¼ Joch Grund, 5 Tagwerk Wiesen, 3 Viertel und 1 Achtel Weingärten besaß, die wöchentliche Robot von 2 Tagen nicht leisten; doch das Kreis= amt wies das Ansuchen ab.

Die neuen Robotverhältnisse zwangen die Herrschaft in den nächsten Jahren zum Verkaufe einzelner Grundstücke. Die nassen Jahre 1769, 1770 und 1771 erzeugten Missernten, Not, Elend und viele Krankheiten unter den armen Untertanen; für die Mühlen war es eine Krisenzeit, da sie wenig Arbeit und Verdienst hatten. Mit geringem Erfolg baute die Feldsberger Herrschaft die ersten Erdäpfel in unserer Gegend an (neben dem Pfarrer Jungblut in Prinzendorf).

Seit 1771 gab es in Wilfersdorf auch ein Spital für alte und gebrechliche Leute; es war die frühere Wohnung des Fasanjägers und bestand aus einem Zimmer, einer Stube und einer Kammer; die Leute hießen das Gebäude wohl Spital, doch war es keines, da meist die Witwen von Wirtschaftsbediensteten darin unentgeltlich wohnten.

Wichtig war die Neuerung, dass jede Gemeinde die Häuser nummerieren musste, um so die Rekrutenzahl genau zu bestimmen; die Herrschaft Steinabrunn zählte 564 Häuser, die von Loosdorf 204, die Walterskirchner 169, die Hauskirchner 97, Gut Ebendorf 46, Gut Jagenberg 41, die Pfarre Mistelbach 131, die Pfarre Hörersdorf 18, die von Groß Krut 15, die Kirche in Eibesthal 13, der Mistelbacher Mitterhof 10, die Kirche in Groß Krut 3, die Pfarre Feldsberg 2, die Kirche in Herrnbaumgarten 2 und die Mistelbacher Pfaffenmühle 1.

Die Zahl der Häuser wuchs, da nach dem Kriege eine Wohnungsnot herrschte; es waren meist Kleinhäuseln, die man aus getrockneten Lehmziegeln erbaute; nicht gern sah es die Regierung, wenn auf Keller und Presshäuser Wohnräume gebaut wurden, da die Grundmauern oft schwach waren und den Kellereinbrüchen Tür und Tor geöffnet war.

1772 klagte der Amtmann über Holzdiebstähle in den fürstlichen Waldungen.

Der Fürst Wenzel von Liechtenstein war ein hervorragender Offizier und General, der 1718 bei Peterwardein und vor Belgrad gekämpft hatte, bei Prinz Eugen in hohem Ansehen stand, mit Friedrich dem Großen im brieflichen Verkehr stand, als Vater der österreichischen Artillerie das Vertrauen Maria Theresias und Kaiser Josefs genoss; letzteren begleitete er auf seinen Reisen, so z. B. am 19. August 1769, als der Kaiser bei Slawikowitz ackerte.

Die Poststraße – seit 1749 verkehrte täglich ein Ordinaripostwagen von Wien nach Brünn, der in Poysdorf Nachtstation machte – sah einen starken Reiseverkehr; Maria Theresia, Kaiser Josef (meist als „Graf von Falkenstein“), Offiziere und Generale reisten auf dieser Straße nach Mähren, sodass die Bewohner sehr häufig das prachtvolle Schauspiel einer Kaiserreise bewundern konnten, Kaiser Josef II. reiste aber meist als einfacher Mann und verbot den Pomp, die Begrüßung und das Glockengeläute bei der Durchreise einer Gemeinde.

Handschrift von Franz Thiel

Wilfersdorf unter den Fürsten Franz Josef und Albrecht I.

Am 7. Dezember 1782 brannte um ½ 5 Uhr die Essigsiederei mit dem daran stoßenden Spitalszimmer ab, doch konnte die Schule gerettet werden, die in höchster Gefahr stand; der Amtmann machte den Vorschlag, die Essigsiederei irgendwo im Markte zu erbauen. 1 Klafter Maurersteine kostete 1 fl 34 kr, 1 Metzen Kalk 39 kr, 1000 gebrannte Maurerziegel 6 fl, 1000 Dachziegel 8 fl; die alte Esssigsiederei verkaufte die Herrschaft um 163 fl. Im gleichen Jahre fiel die Leibmaut der Juden, die jeder für seine eigene Person zahlen musste, wenn er die Poststraße benützte. Nach einer Aufzeichnung des Jahres 1783 nahm die Herrschaft für die Essigsiederei 407 fl 30 kr ein.

Da jetzt die Untertanen nicht soviel Robot leisteten wie früher, verkaufte die Herrschaft in Wilfersdorf und Mistelbach mehrere Weingärten um 2415 fl; die Weingärten in den Rohrwiesen von Wilfersdorf hatten einen geringen Ertrag, sodass man einen Verkauf derselben erwog. Dafür kaufte der Fürst die ehemaligen jesuitischen Untertanen in Poysdorf, Lanzendorf und Wetzelsdorf, da dieser Orden in allen Ländern und auch in Österreich aufgehoben werden musste.

Den großen Kuchelgarten beim Schloss, der dem Kasmacher teilweise als Graserei diente, während den Rest der Hofgärtner seit 1750 um 25 fl Jahresbestand benützt hatte, verkaufte der Fürst 1763 an 10 Untertanen um 55 fl und pachtete das Gartenhaus um 10 fl; doch ermäßigte er später den Pacht auf 35 fl zusammen; das Obst trug im Jahre 5 – 6 fl ein; im Gartenhaus wohnte ein Schmied, später ein herrschaftlicher Schreiber.

Auf kaiserlichen Befehl erhielt am 10 Dezember 1784 Wilfersdorf ein eigenes Postamt, das auf dem Anger vor dem Obst- und Kuchelgarten stand; den Tummelplatz und Kuchelgarten durchschnitt die Zaya; wo die Poststraße über die Zaya führte, befand sich das Wächterhaus, anschließend der Meierhof; der Postmeister hieß Matthias Mühlbauer, der im Jahre 2 fl Grunddienst zahlte und 26 Tage roboten musste.

Ernteergebnis für 1784:

|  |  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  | Weizen | | Korn | | Gerste | | Hafer | |
|  | Schock | Garben | Schock | Garben | Schock | Garben | Schock | Garben |
| Wilfersdorf | 52 | 58 | 108 | 27 | 4 | 20 | 330 | 39 |
| Kettlasbrunn |  |  | 115 | 49 |  |  | 357 | 49 |
| Loidesthal |  |  | 65 | 50 |  |  | 161 | 22 |
| Mistelbach |  |  | 44 | 26 |  |  | 115 | 37 |
| Eibesthal |  |  | 95 | 46 |  |  | 99 | 38 |
| Wetzelsdorf |  |  | 176 | 58 | 1 | 25 | 176 | 31 |
| Erdberg | 25 | 15 | 108 | 31 | 16 | 2 | 108 | 8 |
|  | 122 | 39 | 671 | 21 | 21 | 47 | 1349 | 44 |

Der Postmeister bekam 630 Metzen Hafer.

1785 nahm die Herrschaft an Robotkorn 507 2/8 Metzen ein; die 6 Wirtschaftspferde brauchten 189 1/8 Metzen und die 10 Strapazierpferde 295 Metzen Hafer im Jahre; dem Nachtwächter reichte die Herrschaft für das Ausrufen der Stunden 3/8 Metzen Korn, dem Eibesthaler Schulmeister fürs Wetterläuten 2 Metzen Korn, dem Loidesthaler nur 1 Metzen, den Schafmeistern 195 Metzen Hafer.

Eine größere Aufmerksamkeit schenkte die Herrschaft in den letzten Jahren der Pferdezucht, die in unserer Gegend wenig beachtet wurde, sodass die Pferde der Bauern minderwertige Tiere waren; die Fürsten Liechtenstein bemühten sich, die Pferdezucht durch bessere Stuten und Hengsten zu heben und zu veredeln, dasselbe galt auch von den Kühen und Schafen, sodass die fürstlichen Meierhöfe die Stätten des landwirtschaftlichen Fortschrittes wurden, von dem der Bauer genug hätte lernen können, wenn er gewollt hätte; leider war das Beharrungsvermögen zu groß und nur die Not der Zeit zwang ihn schließlich zu einer Umstellung auf die Neuzeit.

1788 betrug der Entgang an Robottagen für die Wilfersdorfer Herrschaft nach der neuen Regelung 4992 Tage oder in Geld 748 fl 48 kr, wenn man 1 Robottag mit 9 kr berechnete.

Was die Herrschaft in den Jahren 1756 bis 1788 zuviel an Kontribution einforderte:

Wilfersdorf 576 fl 42 kr, Mistelbach 1711 fl 38 kr, Poysdorf 478 fl 17 kr bei den erkauften kameralischen Untertanen 17 fl 55 kr, Ober Sulz 587 fl 32 kr, Groß Krut 153 fl 48 kr, Kettlasbrunn 938 fl 17 rk, Blumenthal 262 fl 30 kr, Bullendorf 537 fl 51 kr mit den Mailberger und Pfarre Wolkersdorf – Untertanen, die von der Wolkersdorfer Pfarre erkauften Untertanen = 11fl 45 kr, Eibesthal 632 fl 32 kr, Hüttendorf 169 fl 51 kr, Lanzendorf 181 fl 44 kr, Wetzelsdorf 213 fl 42 kr, Paasdorf 27 fl 51 kr, Wolfpassing 4 fl 1 kr, Maustränk 1 fl 19 2/4 kr, Wind. Baumgarten 16 fl 15 kr, Erdpress 10 fl 29 kr, Dirnbach 7 fl 31 kr, Maxendorf 149 fl 55 kr, Ketzelsdorf 334 fl 38 kr mit den erkauften Untertanen, Erdberg 900 fl 42 kr, Ebersdorf 36 fl, Lehenhof 49 fl 39 ¼ kr, 1 Untertanen von Ober Sulz = 74 fl 41 2/4 kr, Mitterhof in Mistelbach = 78 fl 34 kr,

Summe = 8756 fl 57 ¼ kr.

Die untere Hofmühle pachtete 1789 Josef Haidinger und erlegte 500 fl Kaution, doch schon nach 4 Jahren kündigte er den Vertrag und bekam seine 500 fl zurück.

Nicht nur der Feldbau und die Viehzucht sondern auch die Waldwirtschaft wurde neu geregelt. Da man die Bedeutung des Waldes klar erkannte; der Weidebetrieb hörte ganz auf, die Jagd wurde etwas Nebensächliches, die Waldpflege trat in den Vordergrund; doch vollzog sich diese Umstellung ganz langsam, da es an dem ausgebildeten Forstpersonal fehlte.

Von dem Ursprung des „Schnurholzes“, das die Herrnbaumgartner, Schrattenberger und Garschönthaler bekamen, wusste man nichts; nur 1690 hieß es „der Verkauf mit dem Strickl“.

Nutzen des Waldes für die Wilfersdorfer Herrschaft:

Hartes Scheiterholz = 334 Klafter, weiches Scheiterholz = 15 Klafter, Prügeln 115 ½ Klafter, Bürdeln = 211 ½ Schock, hartes Stammholz = 159 Stamm, weiches Stammholz 314 Stamm, Stangen = 94, verkauftes Wildbret = 96 fl 9 kr, Eicheln = 5 fl, Schusslohn für nützliche Tiere = 29 fl 25 kr, Schusslohn für schädliche Tiere = 24 kr,

Preise: 1 Klafter hartes Holz mit Fuhrlohn und Hafer = 3 fl, 1 Klafter weiches Holz gegen Bezahlung des Schlagerlohnes = 1 fl 55 ½ kr, 1 Schock Bürdelholz = 1 fl 20 kr,

Einnahmen vom Walde: 4049 fl 30 kr 2 den , Unkosten : 2111 fl 30 kr 2 den

Reiner Nutzen = 1937 fl 34 kr.

Im Jahre 1790 weigerte sich die Gemeinde Hobersdorf den fürstlichen Körnerzehent in den Herrschaftsstadel zu führen; um einen Prozess führen zu können, benötigte man Urkunden, die aber im Archiv nicht gefunden wurden.

Die Gedanken der französischen Revolution ließen die Untertanen aufhorchen, da ja die Freiheit dem Bauer … erschien, nur die Schreckensherrschaft …… aber es zeigten sich später bei …… einzelnen Gemeinden der schüchterne Versuch einer Volksmiliz, die aber sehr bald wieder verschwand.

In Rabensburg baute man 1791 im alten Lustgarten den ersten Luzernklee; Kalköfen hatte die Herrschaft in Feldsberg und Hohenau; die Anzahl der Pferde betrug in Bernhardsthal 287, in Rabensburg 105, in Hohenau 184, in Ringelsdorf 200, in Waltersdorf 96, in Absdorf 98, in Hausbrunn 110, in Alt Lichtenwarth 115, nur Ober-, Unter Themenau und Bischofwarth hatten noch meist Ochsen; die Pferdezucht wurde in den Marchgemeinden mit Verständnis betrieben und wies auch schöne Erfolge auf.

1792 wollte man den Zayabach räumen, doch fand man nicht in den Urkunden, wer die Auslagen tragen sollte.

Wilfersdorf, Bullendorf und Hobersdorf bekamen ihr Holz von der Herrschaft aus der „Frauenleiten“ und zahlten dafür 2 fl 35 kr Dienst, sowie 6 fl 39 ¾ kr Kontribution; nach einer Sage wurde dieser Wald vor alter Zeit den Gemeinden geschenkt; die Vogtholden der Staatzer Herrschaft bezogen ihr Holz – vielleicht wegen der Vogtrobot.

Zwischen der Herrschaft und der Steinbruckmühle, die sie 1794 ankaufen wollte, gab es Grenzstreitigkeiten. Die alte Schule in Alt Lichtenwarth verkaufte die Herrschaft um 235 fl, ebenso das Fischbehälterhaus mit dem Schopfen um 375 fl.

In Wilfersdorf hatte man 1797 – 20 Pferde (in Feldsberg 30 Strapezier- und 20 bis 22 Wirtschaftspferde) doch musste immer ein Zug = 4 Pferde für die Fürstlichkeiten für Reisen- und Vorspannleistungen bereitgehalten werden; aus dem gleichen Grunde stand auch in Wolkersdorf ein Zug.

Reiner Nutzen der Herrschaftswaldungen:

1790 = 1285 fl 55 kr 1 den,

1791 = 2446 fl 7 kr 2 den,

1792 = 1138 fl 43 kr 1 den,

1793 = 1719 fl 5 kr 0 den,

1794 = 1865 fl 48 kr 2 den,

1795 = 2446 fl 52 kr 2 den,

1796 = 4863 fl 7 kr 3 den,

1797 = 4256 fl 30 kr 0 den,

1798 = 5572 fl 18 kr 3 den,

1799 = 4379 fl 26 kr 3 den.

Mehr als früher trat Wilfersdorf im Vergleich zu Feldsberg in den Hintergrund, da sich die fürstliche Familie lieber im Schloss Feldsberg aufhielt, wo auch der Kaiser und andere hohe Würdenträger zu Gaste weilten, glanzvolle Tage mit Konzerten, Theateraufführungen und großartigen Jagden erlebte Feldsberg, während Wilfersdorf ein Mustergut im wahren Sinne des Wortes wurde, wo all die Neuerungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft ausprobiert und durchgeführt wurden.

1786 Einnahmen und Ausgaben der Herrschaft.

Verkauft wurden 86 Fass Bier, 4 Stück Frischlinge, 32 Fasanen, 382 Rebhühner und 2 Schnepfen;

Der Abdeckereizins = 4 fl, der Kramladenzins = 14 fl, der Hafnerlehmzins = 32 fl 29 kr, der Bäckenhäuselzins = 30 fl 20 kr, der Judenschulzins = 20 fl, das Judenschutzgeld = 159 fl, für Judenbegräbnisstellen 10 fl, der Mühlzins = 1315 fl 30 kr, der Obst und Gartenzins = 365 fl, Robotgelder = 4419 fl 15 kr, der Schmiedzins 151 fl, für Obstbäumchen = 60 fl, für wildes Waldobst = 50 fl.

Die Herrschaft hatte 3 Branntweinhäuser und verkaufte Bierhefe.

Heu fürs Wild und für die Schafe 1600 fl, für Aderlass beim Rindvieh 20 fl, für Hopfenpflücken 10 fl, Schusslohn für nützliche Tiere 320 fl, Schusslohn für schädliche Tiere = 200 fl 30 kr, Spitalsunkosten = 739 fl, Schlossuhr schmieren = 24 kr, Öl für die Lampen der Fuhrleute = 4 fl 30 kr, Besoldung der Jäger und Heger = 1424 fl, Besoldung der Knechte und Schafmeister = 1220 fl, Viehmedikamente = 100 fl, Fasspech = 50 fl, für Mühlsteine = 12 fl, für die Schweinehirten 85 fl 36 kr, für Schafschererlohn = 150 fl, für Wagenschmier 60 fl,

Einnahmen = 118 179 fl 51 kr

Ausgaben = 49 467 fl 31 kr

Nutzen = 68 712 fl 20 kr,

1 Metzen Vorderweizen kostete 2 fl 12 kr, Hinterweizen 1 fl 28 kr.

1 Metzen Vorderkorn kostete 1 fl 56 kr, Hinterkorn 1 fl 18 kr,

1 Metzen Vordergerste kostete 1 fl 30 kr,

1 Metzen Hafer = 1 fl 6 kr, Weizenkleie = 15 kr, Kornkleie 30 kr.

Angebaut wurden: Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Erbsen, Hirse, Leinsamen, Gemengtes.

Handschrift von Franz Thiel

Wolf Helmhard von Hohberg

Eine interessante Gestalt des 17. Jahrhunderts war Wolf Helmhard von Hohberg, dessen Ahnen schon 1185 genannt werden und aus der Lausitz stammen. 1539 traten sie in österreichische Dienste und erwarben im Waldviertel einen größeren Besitz. Sein Vater war Wolf Heinrich von Hohberg, der die Sophia von Friedensheim geheiratet hatte. Beide wurden, da sie Protestanten waren, in die religiösen Wirren hineingezogen, welche die Jugendzeit Helmhards überschattete; geboren wurde er am 20. Oktober 1612. Sein Vater und sein Onkel gehörten dem Horner Bund an, der die Erbhuldigung des Landesfürsten verweigerte und eine „freie Republik“ für Österreich wünschte. Ein Erlaß vom 18. März 1609 gewährte den landesfürstlichen Städten sowie den Untertanen des protestantischen Adels freie Religionsübung („Religionskonzession“). Als Ferdinand II. diese nicht bestätigte, setzten die evangelischen Stände in Horn, die sich mit denen von Ob.-Österreich und den Sudetenländern vereinigt hatten, den Kaiser ab und gründeten eine Konföderation (1619). Wohl versprach der Kaiser mit seinem Ehrenwort, die Religionskonzession nicht zu ändern.

Die Schlacht am Weißenberg bei Prag am 20. 11. 1620 endete mit einer Niederlage der evangelischen Stände. Der Kaiser brach sein Ehrenwort und strafte seine Gegner. Der Vater Helmhards stand als Minderbelasteter und „unproklamierter Rebell“ auf der Liste der Eidverweigerer, sein Onkel aber, der schwerbelastet war, wurde geächtet und floh ins Ausland. Das Herrenhaus der Eltern Helmhards hatten österreichische Soldaten ausgeraubt und geplündert, ebenso die Mühle. Der Vater starb 1621 und die Mutter rettete mit Mühe und Not das Gut Süßenbach, alles andere war verloren. Damals hieß es: „Böhmische Sprache – Kopf ab, mährische Sprache – Spielberg, österreichische Sprache – Güterraub.“

Die Mutter Helmhards, eine gebildete und energische Frau, unterrichtete den Knaben in der Freizeit und brachte ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache bei. Später schickte sie ihn zu Amandus von Gera, der Klement und Paasdorf besaß und der als Belasteter seine Güter verlor, aber 1624 wieder bekam; er hatte in Marburg und Tübingen studiert. Den Jesuiten wollte die Mutter den Knaben nicht anvertrauen. In Preßburg hetzte dieser Orden gegen die deutschen Protestantenkinder und sah zu, wie diese „Heiden“ von den Katholiken mit nassen Fetzen geschlagen wurden (nach Portisch „Geschichte der Stadt Preßburg“).

In der Familie seines Onkels fand Helmhard eine sorgfältige Erziehung; da gewann er frühzeitig einen Einblick in das Wirtschaftsleben eines Landedelmannes, in die bäuerlichen Verhältnisse der Dorfbewohner, in die Herrschaftsbetriebe und besuchte gern den ausgedehnten Ernstbrunner Wald, das Schloß daselbst, das in Niederleis, Michlstetten und Asparn, bestieg die Oberleiserberge und kam sicher auch in das Mustergut nach Wilfersdorf. Mit offenen Augen betrachtete er die Umwelt und die Menschen; hier im Weinland wurde der Grund gelegt für seinen Charakter, für seine Liebe zur Natur und zur Landwirtschaft. In Klement erhielt er einen Hofmeister als Erzieher, doch besuchte er keine Universität; sein Bruder Friedrich Achilles aber studierte in Padua.

Da Helmhard Protestant war, konnte er in Österreich keine Beamtenstelle erlangen. 1632 trat er in das Regiment des Grafen Rudolf Colloredo, das in Mistelbach sein Werbequartier aufgeschlagen hatte. Er kämpfte bei Nürnberg und Lützen, wurde Hauptmann und lernte in der Freizeit die spanische, französische, italienische, griechische sowie die hebräische Sprache.

Er sah mit eigenen Augen die Schrecken des Krieges, die Plünderungen, Mord und Schändung von Frauen und Mädchen, das Saufen, Fressen, H…, die Spielwut und Streitsucht der Truppen. Er verspottete die Stubenhocker und Patrioten, die den Krieg besangen, aber nie ein Pulver rochen. Schon damals galt der Satz: „Vaterländer weit vom Schuß, hat der Krieg im Überfluß.“

1641 nahm er Abschied vom Militär, kehrte auf sein bescheidenes Gut Süßenbach zurück, wo er als gerechter und fortschrittlicher Grundherr lebte und hielt sich später genau an die Bestimmungen des „Tractatus de juribus in corporalibus“, das 1679 das Verhältnis des Grundherrn zu seinen Untertanen regelte. Er lebte mit den Bauern, teilte Freud und Leid mit ihnen, erschien am Kirtag in ihrer Mitte und tanzte den Ehrentanz – oft taten es seine Beamten –, ein Brauch, der sich in Südmähren um Grußbach bis in die Gegenwart hielt. Er, wie die Auersperg, Starhemberg und Sinzendorf – Ernstbrunn waren Protestanten, da sie auf eine Aenderung in der österreichischen Innenpolitik hofften; auch die Flüchtlinge im Auslande glaubten bestimmt auf eine Heimkehr. Die Adeligen reisten, wenn sie das Abendmahl empfangen wollten, nach Oedenburg oder Preßburg, während die Geheimprotestanten unserer Heimat bei Dürnkrut die March überschritten, um in Ungarn ihre Osterpflicht zu erfüllen, wo die religiöse Freiheit herrschte. Auch Hohberg weilte öfters in Ungarn. 1650 erwarb er Thumeritz, das dem Vater 1621 weggenommen war. Damals heiratete er.

Seine Herrschaft umfaßte nur 80 Untertanen; daher gehörte er zum Landadel, den man beim Wiener Hof gerne als „Mistjunker, Wäldler und Ackeredelleute“ verspottete. Wäre Hohberg katholisch geworden, dann hätte er seine Stellung verbessern können. Er blieb aber Protestant und ein „Sohn des leidenden Gehorsams“. Er konnte nicht die Gegenreformation mit ihren Gewaltmitteln und Schikanen vergessen, den Aufstieg der absoluten Fürstenmacht und den Untergang des alten Ständestaates; das Recht des Adels war gebrochen, die Freiheit mit Füßen getreten und die Jesuiten beherrschten den Hof. Hohberg wandte seine ganze Kraft der Landwirtschaft und der Fortbildung zu. Im Winter vergrub er sich in seine Bücher und Schriften. Er gehörte mit Rudolf von Dietrichstein der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ an, die der Fürst Ludwig von Anhalt Löthen (1579 - 1650) gegründet hatte, um den Einfluß der ausländischen Kulturen einzudämmen. Am Wiener Kaiserhof herrschten spanische und italienische Gelehrte, Dichter und Musiker; Theater und Ballett verschlangen hohe Geldsummen, während die Soldaten im Felde hungerten und zerrissene Uniformen trugen.

Hohberg verfaßte die „Georgica“ nach dem Muster des römischen Dichters Vergil, das die reiche Erfahrung auf dem landwirtschaftlichen Gebiet des Herausgebers verrät. Mit diesem Buch ist er ein Vorläufer und ein Pionier der rationellen Wirtschaft, wie sie bei uns in Wilfersdorf, Rabensburg und Feldsberg betrieben wurde; er bespricht die Getreidewirtschaft, den Obst- und Weinbau, die Erziehung der Kinder und besonders die der weiblichen Jugend, die Gartenanlagen, die Hutweiden, die Fischzucht, die Veredlung der Stalltiere und der Gründüngung. Unterstützt wurde er bei dieser Arbeit durch Hans Siegmund Freiherr von Fünfkirchen (Herr von Matzen), durch Franz Christoph Graf Khewenhüller und durch die Fürsten von Liechtenstein; da muß besonders der Fürst Gundacker von Wilfersdorf hervorgehoben werden, der schon vor dem 30jährigen Krieg Instruktionen herausgab, die das ökonomische Prinzip des klugen Planens verraten.

Hohberg kannte die Kartoffeln nur als Zierpflanze, den Tabak, das Ent- und Bewässern des Ackerbodens und verlangte die Einfuhr Schweizer Rinder. Er begrüßte die Ideen des Merkantilismus, die Becher, Hörnigk und Schröder bei uns vertraten, und forderte, daß die Regierung mehr Interesse für Handel, Verkehr und besonders für die Landwirtschaft zeigen sollte, die in Österreich ein Stiefkind der Regierung war. Das Geld müsse wie das Blut im Menschen einen Kreislauf machen, nicht in einem Strumpf als totes Kapital liegen. Im Weinland könne die Seidenraupenzucht mit gutem Erfolg betrieben werden, wie es Karl von Liechtenstein schon um 1610 in Feldsberg und Herrnbaumgarten gezeigt hatte. Die Jugend müsse im sittlichen Geist erzogen werden, auch in Politik, Rechts- und Rechnungswesen, in der Baukunst und in fremden Sprachen.

Als Dichter schrieb Hohberg Epen, Gedichte, Hirtenlieder und Travestien[[7]](#footnote-7), in denen sein Lebenshumor hervortritt. Seine Schriften sind heute eine wichtige Quelle für die Agrargeschichte Österreichs und für die Landeskunde. Nie vergaß er auf seine Glaubensbrüder, die auswandern mußten und die er gern unterstützte. Als er sah, daß Österreich keine Miene machte, diese Unglücklichen zurückzurufen, zerbrach seine Welt und seine Lebenshoffnung. Als Greis griff er zum Wanderstab, verließ seine Heimat und ging als Emigrant ins Reich, wo er am 28. Juli 1688 starb. Seine Ruhestätte fand er in der Bartholomäuskirche zu Wöhrd-Nürnberg neben den vielen Emigranten, die der Glaubenshaß von Haus und Hof vertrieben hatte.

In Österreich war Hohberg vergessen, der im wahren Sinn ein aufrechter Edelmann war wie sein Glaubens- und Leidensgenosse Karl von Zierotin in Mähren. Als Josef Petrasch (1714 - 1772) in Olmütz eine Akademie, die Gesellschaft der Unbekannten, gründete, verfaßte der Leipziger Professor Gottsched einen Aufsatz über Hohberg für die „Monatlichen Auszüge“. Erst 1949 widmete Otto Brunner diesem Edelmann in seinem Buche „Adeliges Landleben und europäischer Geist“ jene Anerkennung, die ihm die Mit- und Nachwelt so lange verweigert hatte. Österreichische Tragik!

Hohberg war ein Pionier und Wegbereiter einer besseren Zeit für die Landwirtschaft; er war, um mit Schiller zu sprechen, „ein Bürger derer, welche kommen werden“ („Don Carlos“). Daß er seine Jugendzeit in unserer Heimat verlebte und hier jene Eindrücke empfing, die für sein späteres Leben ausschlaggebend waren, dürfen wir nicht vergessen; ebenso die Tatsache, daß die Liechtenstein und Fünfkirchner ihn unterstützten, die schon damals landwirtschaftliche Musterbetriebe hatten, von denen leider die Gegenwart keine Ahnung hat. Auch hier wäre eine Ein- und Umkehr notwendig, daß wir die vielgeschmähten Herrschaften mit anderen Augen betrachten, damit ihre Bedeutung und Stellung in der Vergangenheit gewürdigt wird.

Quellen:

Otto Brunner „Adeliges Landleben und europäischer Geist“.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1957

Wüstungen im Bezirke Mistelbach

Unter Wüstungen versteht man verschwundene Ortschaften die einst bestanden und auf verschiedene Art und Weise verödeten. In der mündlichen Überlieferung, in Sagen und Flurnamen lebt die Erinnerung an diese Orte weiter, ja manche werden noch heute im Grundbuche als Katastralgemeinden weitergeführt, obgleich kein Haus und kein Hof mehr bestehen. Unser Bezirk war ja in früherer Zeit gerade das Gegenteil von dem, was er heute ist. Jetzt bietet er ein Bild der Ruhe und der friedlichen Entwicklung, die durch keine Kriege und Fehden gestört ist. Die Bäche und Flüsse können nicht mehr so verheerend wirken wie einst, ihr Lauf ist reguliert und oft von hohen Dämmen eingeschlossen. Die Gewalt des Feuers, des Hochwassers und anderer Elementargewalten ist nicht mehr so furchtbar wie vordem. Die durchaus bäuerliche Bevölkerung ist mit Grund und Boden enge verwachsen, ein Zu- und Abwandern fremder Menschen findet nicht in so ausgedehnter Weise statt wie im Mittelalter. Damals war unsere Heimat ein Durchzugsland. Auf der „Mährischen Straße «Wien - Korneuburg - Mistelbach - Poysdorf - Kostel herrschte immer reges Leben und Treiben. Aus den Pestakten der Gemeinden, die jetzt zum größten Teil im Liechtenstein Archiv zu Wien liegen, kann man ersehen, daß ein sehr starker Verkehr diese Straße belebte, daß viel fahrendes Volk sich da herumtrieb und den Bauern und Grundherren manche sorgenvolle Stunde bereitete. Nicht mit Unrecht verglich man den Heimatboden mit einer Dreschtenne. Kämpfe, Fehden, Einfälle, Einquartierungen, Raub und Plünderungen nahmen kein Ende in den vergangenen Jahrhunderten. Die Einfälle der Hussiten, die Kämpfe unter Johann I von Böhmen und die Kriege mit den Ungarn unter Matthias Corvinus der seinem Volke viel Gutes hinterließ, uns aber manch blühende Ortschaft zerstörte, haben einen Teil der Wüstungen verursacht. Das 15. Jahrhundert brachte unserem Bezirke die schwerste Krise. Bis 1450 hatte Niederösterreich die größte Ortschaftsdichte. Es gab da mehr Orte, Dörfer und Siedlungen als heute. Der Mensch war noch zu unerfahren, kannte die Natur, den vorüberfließenden Bach oder Fluß, den Grenznachbar wenig oder gar nicht. Man baute rasch einige Lehm- oder Holzhütten und teilte Grund und Boden auf. Doch siehe da, ein Hochwasser riß, in wenigen Augenblicken alles nieder, schwemmte Menschen und Tiere fort, so dass die Überlebenden den Ort verließen und in einer benachbarten Gemeinde sich häuslich einrichteten. Hochwasser, Feuer und Krieg haben die Ortschaften verödet. Die Pest kommt da gar nicht in Betracht. Denn da starben nur Leute, aber die Häuser und der Viehstand blieben doch erhalten. Bedenkt man die Bauart der Häuser in jener Zeit — die alten Grundbücher sprechen von ,,Patzenhäuseln“ — so kann man leicht begreifen, daß die Gewalt des Wassers eine geringe Arbeit hatte mit der Zerstörung einer menschlichen Ansiedlung. Unsere Flüsse — Thaya, March, Zaya — konnten, wenn sie einmal austraten, verheerend wirken. Ich verweise nur auf den Poybach der noch im Jahre 1814 148 Häuser niederriß oder beschädigte.

Das Volk schreibt diese Wüstungen den Schweden zu, die im Jahre 1645 in unserem Bezirke waren. Das ist unrichtig. So barbarisch hausten die Schweden nicht, wie es allgemein heißt. Viele ihrer Schandtaten muß man auf das Kerbholz anderer Truppen setzen. Die Ungarn waren da viel ärger als die Schweden. Mussten doch die Orte an der March unsagbares Elend ertragen. Sie kamen zu keiner Ruhe, klagt ja ein Bericht aus der Reformationszeit, daß hier in den Dörfern Kirchen und Häuser nur mehr Ruinen und Trümmerhaufen sind. Nicht vergessen dürfen wir die beiden Räuber Pangratz von Holitsch und Hans von Böttau, die bei uns ihr Räuberunwesen in schamloser Weise trieben, ganz nach dem Spruche jener Zeit: ,,Sengen und Rauben ist keine Schande-, es tun‘s doch die Besten im Lande“. Mißjahre vernichteten die Ernten des Landmannes und des Weinbauern. Teuerung, Hungersnot und Seuchen herrschten im Lande, die verarmte bäuerliche Bevölkerung verließ Haus und Hof. Handel und Verkehr waren lahmgelegt. Der Landesfürst war zu schwach und auch zu unfähig, diese Übelstände zu beseitigen. Ja, im Gegenteil seine Anordnungen brachten dem Lande noch mehr Unheil. Hohe Steuern und Zölle hob er ein, minderwertiges Geld — »Schinderlinge« — brachte er in Umlauf, die landesfürstlichen Güter verkaufte oder verpachtete er.

Friedrich lll. war keine Kraftnatur, der durch rasches Handeln sich auszeichnete, sondern ein schwerfälliger langsamer Mann, der zähe am Althergebrachten festhielt, jeder Neuerung abhold war, auf Äußerlichkeiten sehr große Stücke hielt und stets auf die Vermehrung seines Hauses bedacht war. Der Adel wuchs ihm über den Kopf, das Volk war über seine Saumseligkeit erbittert, wie wir aus einem Maueranschlag der in Graz verbreitet wurde, entnehmen können. Darin heißt es: Steh auf von deinem Schlaf, du hast nicht ein Buch, sondern ein Schwert bei deiner Krönung in die Hand bekommen, um deine Leute und die Kirche zu schützen. Du nimmst Kirchengüter weg, entlehnst von den Bürgern Geld auf Nimmerwiedersehen. Du pfändest die Bauern um das Geld, das ihr, ihrer Weiber und Kinder Schweiß und Blut, ihre Nahrung und harte Arbeit ist. Wie magst du die armen Bürger mit Steuern beschweren, denen während deiner Regierung durch 20 Jahre alle Handelsstraßen und Wege versperrt sind? Wie getraust du dich, den blutigen Schweiß der armen Arbeiter, Witwen und Waisen zu nehmen, da es doch deine Pflicht ist, sie vor Trübsal zu bewahren?!

Man kann nicht leugnen, daß der hussitische Geist in den Bürgern und Bauern jener Zeit steckt. Ihnen ging es ja damals sehr schlecht. Der Edelmann, der Ritter war den Bauern gegenüber der rohe, unbarmherzige Bauernschinder der bestrebt war, in kurzer Zeit reich zu werden, gehe es wie es wolle. Sie trieben einen regelrechten Raubbau; z. B. der Hans von Liechtenstein oder der Ulrich von Eitzing, beide besaßen eine Zeitlang die Burg Falkenstein und quetschten den Bauern ohne Erbarmen den letzten Pfennig heraus. Als der Kaiser Friedrich gegen Ulrich von Eitzing vorgehen wollte, riefen diese den König Georg von Podjebrad herbei. Der kam und plünderte die Orte unseres Bezirkes, Raubritter und anderes Gesindel half da treulichst mit. Und diesen ausgeraubten Bauern nahm der Grundherr noch die für die damalige Zeit hohen Steuern, Zehent und andere Abgaben ab, zwang sie zur Robot, wenn es nötig war, auch sechs Mal in der Woche. Die Grundherren huldigten leidenschaftlich der Jagd, überhegten das Wild, das die Felder und Weingärten schädigte. Friedrich lll. und sein verschwenderischer Sohn Maximilian waren beständig in Geldnöten. Im Osten erschien der Türke, den zu bekämpfen, dazu fehlte es an Geld und Militär. Da wurde nun der zehnte und wenn es die Not erfordertes, der fünfte Mann aufgeboten. Im Heere blickte jeder Landsknecht geringschätzig auf den Bauer herab, er war die Zielscheibe des Witzes und des Spottes, da man seiner Tapferkeit nicht viel zutraute, mußte er mehrmals als Handlanger und Maurer bei dem Ausbau der vielen Festungen von der Quelle der Theiß bis zum Adriatischen Meere mitarbeiten. Die Kosten des Baues, die Erhaltung und die Verteidigung, das konnten die zurückgebliebenen Bauern zahlen. Da verbluteten sich viele; Dörfer, Märkte und Städte verödeten. Niemand wollte Bauer sein. Ihre Zahl ging furchtbar zurück. Lief einmal der Bauer davon, dann war für den Handwerker, für den Kaufmann und Händler der Augenblick da, seine Sachen zusammenzuraffen und sich irgendwo anders niederzulassen. Es fehlt da nicht an Stimmen, die den Untergang unseres Vaterlandes in jenen Tagen weissagten. Thomas Ebendorfer sprach: »Was ich über dich, o Vaterland sagen soll? Ich weiß es nicht, vielleicht eilst du, wie ich fürchte, nur zu schnell dem Untergang entgegen«

Das 15. Jahrhundert war der traurigste Zeitabschnitt in der Geschichte unserer Heimat und die vielen Wüstungen sind eine Folge jener Zeit. Unser Bezirk ist ziemlich reich an solchen abgekommenen Ortschaften. Ebenfeld bei Bernhardstal wird 1381 zum ersten Male erwähnt und verödete um 1410 vielleicht durchs Hochwasser. Beim Bernhardstaler Teich — hier lag der Ort — fand man Münzen, Gefäße, Skelette und Brunnen. Gerersdorf lag zwischen Bernhardstal und Rabensburg in der Ried »Tiergarten«. Auch hier fand man in früherer Zeit Hausgeräte verschiedener Art. Es wurde um 1486 durch die Ungarn zerstört. Rothenlehm bei Hausbrunn wird 1289 erwähnt; heute erinnert noch die Ried ,,Rothenlam« an den verschollenen Ort. Es ist nicht richtig, wenn es heißt, die Schweden haben diesen Ort vernichtet. Schon 1540 galt Rothenlehm als verödet und die Schweden kamen erst 1645 in die hiesige Gegend. Im Bürgermeisteramte zu Hohenau hängt eine Karte, auf der steht die Jahreszahl 1696. Diese Karte zeigt u.a. eine Ortschaft »Gutbrunn« zwischen Hohenau und Rabensburg. Nach-dem sie heute nicht mehr besteht, dürfte sie wohl um 1706 von den Kuruzzen zerstört worden sein. Sie mordeten und plünderten unsere Heimat in empfindlicher Weise. Von den Franzosen, dem alten Erbfeind unseres Volkes, mit Geld bestochen, kamen sie über die March und brandschatzten hier die Orte. Am ärgsten trieben sie es in Zistersdorf. Diesen Kuruzzeneinfall fiel sicher Gutbrunn zum Opfer. Neben Rothenlehm lag Schönstraß, daß im ältesten Urbar des Fürsten Liechtenstein aus dem Jahre 1410 erwähnt wird. Die Abgaben, heißt es da, wurden so geteilt, daß zwei Teile dem Fürsten von Liechtenstein und ein Teil dem Pfarrer von Alt-Lichtenwarth gehörten. 1591 wird es zum letzten Male erwähnt. Die Ursache der Verödung wissen wir nicht. Zwischen Feldsberg und Katzelsdorf befand sich “Geldseins“. Noch heute heißt die Ried »Gelschink“. Vom Orte selbst und seinem Untergange ist nichts weiter bekannt. Zwischen Schrattenberg und Herrenbaumgarten war Potendorf. 1351 wird es zum ersten Male genannt und die Ungarn unter M. Corvinus vernichteten es im Jahre 1486. Damals wurde von ihnen auch Feldsberg im Sturme genommen. Von dem verödeten Dorfe rührt der Flurname Bodendorf her. Über Enzersbrunn sind die Ansichten geteilt. Die Lage dieser Wüstung ist nicht bestimmt. Die einen Verlegen das Dorf in den Mistelbacher Wald, und zwar dorthin, wo die Gemeinden Wetzelsdorf, Hadersdorf, Ameis und Mistelbach zusammenstossen. Noch heute nennt das Volk diese Ried „Enzersbrunn“ oder „Neuzehnbrunn“ auch »Einzehnbrunn«. Andere sagen, es sei bei Bernhardstal u. zw. mehr gegen Reintal und Feldsberg gelegen. Da fand man auch Skelette von Menschen und Tieren, Wohngruben in der Erde und Knochen. Enzersbrunn gehörte zur Pfarre Alt-Lichtenwarth und dürfte vielleicht 1328 zerstört worden sein, als die Truppen Johanns von Böhmen die damalige Feste Bernhardstal belagerten.

Bei Alt-Lichtenwarth verödeten die Dörfer Rhein und Hamet. An den ersten Ort erinnert noch der Flurname »Auf der Rhein« der zweite soll der Sage nach versunken sein. Als die Franzosen im Jahre 1809 unsere Heimat plünderten und raubend durchzogen, war auf ihren Karten der Ort Hamet eingezeichnet. Äcker und Wiesen nahm sich der Grundherr— der Liechtenstein - und heute sind dort zwei Meierhöfe: Luisenhof und Hamethof. Von dem Orte Rhein soll noch der Brunnen herrühren, der in der Ried »Auf der Rhein« noch heute Wasser spendet.

Das häufig in den Grundbüchern erwähnte Neu-Lichtenwarth hat später seinen Namen geändert und hieß dann St. Ulrich. Neu-Lichtenwarth ist also keine verschollene Ortschaft. Sie hatte neben Rabensburg die größte Bedeutung im unteren Zayatale; denn auf den ,,Galgenbiegel« war die Stätte des Hochgerichtes, wo die Verbrecher abgeurteilt wurden. Noch heute sagen die Leute in den umliegenden Dörfern wenn sie nach St. Ulrich gehen: ,,Wir gehen in die Stadt“ oder ,,Wir gehen nach Turai“. Vielleicht liegt in dem Worte Turai die Erinnerung an Tor - Donar, dem germanischen Rechtsgott. Auch westlich von Rabensburg gibt es eine Flur ,,Große Torstette“ und auf dem Wege Groß-Krut — Katzelsdorf heißt eine Ried „Beim Galgen“.

Bei Groß-Krut verödeten zwei Dörfer: Heumat und Reibersdorf. Ersteres lag nördlich von Krut. Zeit und Ursache der Verödung sind nicht bekannt. Die Preußen hatten auf ihren Karten im Jahre 1866 diesen Ort noch eingezeichnet und stellten Vorposten daselbst auf. Irrtümlicherweise nannte man den Bach aus jenen Rieden den Hamelbach. Reibersdorf — benannt nach Rihwin, einem Hochverräter in der Ostmarkt — breitete sich an beiden Ufern des Poybaches zwischen Krut und Walterskirchen aus. 1430 wird es zum letzten Male erwähnt. En Hochwasser dürfte den Ort vernichtet haben. Dasselbe gilt von Maxendorf bei Poysdorf. In den Urkunden heisst es Maessendorf von dem mittelhochdeutschen Meizare (Holzfäller, Holzschläger). Als Rest der ehemaligen Siedlung ist eine Mühle vorhanden, die zu Ketzelsdorf gehört. Das Stift Klosterneuburg hatte hier viele Grundstücke. Es besaß in Maxendorf schon im Jahre 1190 einen Besitz und zwar ein Feld, das ihm ein Ulrich von Aspern schenkte. Auch andere Adelige hatten hier Grund und Boden, verpachteten ihn aber, oder verkauften ihm später an andere Grundherren. Die Bewohner Maxendorfs waren Untertanen des Klosterneuburger Stiftes und der Herrschaft Falkenstein. Kirchlich gehörten sie zur Pfarre Falkenstein, später zu Poysdorf. Eine Sage weiß zu berichten, daß zwei Frauen den Untergang Maxendorfs überlebten. Sie gingen nach Poysdorf und baten um ein Quartier. Da sie keine Aufnahme fanden, begaben sie sich nach Ketzelsdorf. Hier erhielten sie eine Wohnung und vermachten zum Danke der Gemeinde Ketzelsdorf alle Felder von Maxendorf.

Noch lange Zeit führte die Herrschaft Wilfersdorf, als Grundobrigkeit, diese Wüstung als Katastralgemeinde, wie man aus den alten Büchern des Bezirksgerichtes Poysdorf dies ersehen kann. Heute gehören die Felder und Weingärten nach Ketzelsdorf. Um 1490 verschwindet der Ort.

Höbertsgrub — zwischen der Reichsstraße und Herrnbaumgartnerstraße — dürfte wahrscheinlich keine Ortschaft gewesen sein, obgleich es noch heute als Katastralgemeinde geführt wird. Es dürfte dies ein Versteck bei Kriegsgefahr und feindlichen Einfällen für die Bewohner der umliegenden Orte Maxendorf und Poysdorf gewesen sein, denn die nächste Erhebung war der Wachtberg oder Wartberg, auf dem die Notfeuer brannten. Diese Feuer wurden auf den Haus- und Wartbergen angezündet und verkündeten den Bewohnern das Anrücken des Feindes. Höbertsgrub fand ich in keinem älteren Grundbuch angegeben.

Bei Falkenstein liegen zwei Wüstungen: Schirnesdorf und Urtail. Ersteres verlegen einige in die Umgebung von Steinabrunn, doch fand ich in einem Grundbuch der Grafschaft Falkstein den Flur-namen »Schirn« ohne jede weitere Angabe der Lage. Ein Zusammenhang zwischen der Siedlung und dem Flurnamen dürfte sicher anzunehmen sein. Urtail befand sich neben der Straße nach Zlabern und die Riede heißt heute noch „Urtel“.

Wandern wir im Poybachtale — einem Urdonauarm — westwärts, so treffen wir zwischen Ameis – Enzersdorf - Staatz die Ried »Krotenfeld«. Hier Iag das Dorf Krotendorf das 1428 erwähnt wird. Im Dreißigjährigen Kriege verödete es; vielleicht ging es bei den Kämpfen um die Staatzer Burg im Jahre 1645 — Schweden und kaiserliche Truppen unter de Souchez stritten um den Besitz der Feste — zugrunde.

Die meisten Wüstungen weist die Laaer Ebene auf. Zwischen Laa – Neudorf - Kl. Neusiedel und Höflein breitete sich Heutal aus. Nach der Mappe im Stadtarchiv von Laa gehörten zum Grundbesitz dieses Ortes 1200 Joch, u. zw. die Rieden äußeres Gerichtsfeld, Stockfeld, Entersgraben, Zeiserlbergen, Rohrscheibe, Hacktal, Schafsteig, Baumfeld und Berglissen. 1150 wird es zum ersten Mal erwähnt. 1486 verödete es, als M. Corvinus die Feste Laa belagerte. 1514 kaufte die Gemeinde Laa das verödete Dorf von einem Priester Christoph Purcher. Der Kaufvertrag ging verloren, eine Abschrift ist im Pfarrarchiv von Laa. Die Ungarn vernichteten außerdem noch - Geiselprecht - der Ort wird 1401 erwähnt, heute ist ein Meierhof noch vorhanden - Pernhof dass 1851 erwähnt wird, Rothensee - da fand man noch Mauern und Brunnen - und Mitterhof bei Wildendürnbach. Blaustauden war eine Ortschaft, von der öfters der Zehent erwähnt wird und die 28 Hoffstätten besaßen. Ein Hochwasser dürfte diese Siedlung vernichtet haben. Die Aecker und Wiesen dieser Wüstungen kaufte der Großgrundbesitz und heute stehen an Stelle vieler Wüstungen große Gutshöfe. Am Motschüttelbach war der Ort Motsiedel, von dem weiter nichts bekannt ist. Vielleicht hatten die damaligen Herren, welche die Rieden kauften, ein gewisses Interesse an dem Verschwinden der Urkunden und Aufzeichnungen über die betreffenden Orte.

Bei Patzmannsdorf lag das Dorf Haasenwasser, heute heißt die Ried »Brandstätten«. Die Wüstung Ruedings bei Zwingendorf wird 1502 zum letzten Male erwähnt. Die weiteren Schicksale und die Ursache der Verödung beider Orte ist unbekannt.

Um Asparn a. d. Z. liegen drei Wüstungen: Aigen, Dürnschletz und Ruttaren. Aigen befand sich oberhalb Olgersdorf und wird in Kaufverträgen und Urkunden oft erwähnt. 1550 verödete es infolge einer Ueberschwemmung der Zaya. An Dürnschletz erinnert die gleichnamige Riede bei Schletz, das früher Nassenschletz hieß. In der Ried Dürnschletz fand man Hausgeräte und Spuren von Gebäuden. Ruttaren (abgeleitet von reuten, roden) wird in den Urkunden Klosterneuburgs häufig genannt und lag dort, wo heute die ,,Kohlstsatt« sich ausbreitet. Es dürfte bei einer Ueberschwemmung der Zaya vernichtet worden sein. Rätselhaft ist die Lage der Wüstung Pensdorf bei Mistelbach. Erwähnt wird der Ort einmal und da ist von einer Mühle die Rede. Somit mußte der Ort an der Zaya gelegen sein. Da man den Namen sonst nie findet, sehen einige in dem Worte Pensdorf das heutige Paasdorf. Es kam nicht selten vor, daß Orte ihren Namen änderten und daß Fehler in der Schreibung des Namens sich einschlichen. Mit dem alten Namen weiß man heute nichts anzufangen und vermutet dahinter eine Wüstung.

Zwischen Hipples und Herrnleis breitete sich das Dorf Engelgers aus u. zw. dort, wo heute in der Niederung sumpfige Wiesen sind. Genannt wird Engelgers als Ort zum ersten Male im Jahre 1454 und schon 1490 verödete es. Hier müssen wir noch eine Ursache der Verödung erwähnen. Es ist dies die Unkenntnis der Bodenbeschaffenheit. Wie man im Weltkriege jeden Fleck und jede freie Stelle schnell mit Erdäpfeln bebaute, die aber nicht gediehen und wuchsen, so ging der Mensch bei Ortsgründungen zu rasch vor, sie siedelten sich an ungeeigneten Stellen an - Nähe der Flüsse, sumpfiges Land, Sand- und Schotterboden - und mußte dann, wenn er an keinen grünen Zweig kam, abwandern.

Auch der Weinbau hat die Besiedelungsverhältnisse beeinflußt. Im 15. und 16. Jahrhundert war es dasselbe, was heute die Industrie ist. Der Bauer, der auf seinem schlechten Boden nicht vorwärts kam, wanderte lieber in einen Weinbauort, wo er ein besseres und leichteres Fortkommen hatte. Da man in solchen Weingegenden jeden Acker und jedes Stück Land zu Weingarten machte, wurde im Jahre 1527 die Umwandlung der Felder und Wiesen in Weingärten verboten.

Zwischen Ernstbrunn und Göbmanns weiß die Sage von einer Ortschaft Riedental zu erzählen, die eines Tages spurlos verschwunden sei. Es dürfte sich hier um Verstecke oder Erdhöhlen handeln, wo die Bewohner der umliegenden Dörfer Hab und Gut, Kinder, Frauen und Greise bei Kriegsgefahr verbargen.

Im Ernstbrunner Wald lag bei dem heutigen Jägerhaus »Oedenkirchen« das Dorf Abtsdorf. Eigentlich waren es zwei Siedlungen. Ober- und Unter-Abtsdorf. Die Kirche von Ober-Abtsdorf war den Pestpatronen Rochus und Sebastian geweiht und alljährlich pilgerten am 16. August viele Wallfahrer aus den benachbarten Dörfern hierher, um das Rochusfest in der Kirche festlich zu feiern. Weiters wird von zwei Einsiedlern berichtet, die hier im Walde in einer Einsiedelei wohnten. 1546 werden beide Orte noch genannt, dann bleiben sie verschollen. Aeltere Waldarbeiter erzählten häufig, daß sie vor Jahren Ueberreste verwachsener Grundmauern und Weingärten gesehen hätten. Der Name Oedenkirchen weist auch auf die eben erwähnte Kirche hin. Die Ursache der Verödung ist unbekannt. Wandern wir auf der Straße von dem Jägerhaus gegen den Haidhof, so berühren wir den Waldteich. Zwischen Merkersdorf und dem Teiche lag die Siedlung Gröber auch Neudorf genannt. Von diesem Orte weiß man nichts Genaueres.

Zum Schluß möchte ich noch eine Wüstung erwähnen, die allerdings nicht mehr zu unserem Bezirke gehört, die aber doch nicht vergessen werden darf. Wer mit der Ostbahn nach Wien fährt, sieht zwischen Neubau und Schleinbach am Waldesrande eine Kirche. Im Hintergrund umsäumt der Wald das einsame Gotteshaus, im Vordergrunde breitet sich eine blumenreiche Wiese aus. Diese Kirche gehörte einst zu dem Dorfe Heiligenberg. 1383 wird die Feste Heiligenberg erwähnt. Wo heute die muntere Grille zirpt, bunte Schmetterlinge im warmen Sonnenscheine herumflattern und Bienen und Hummeln von Blume zu Blume summen, da war ehedem ein Teich von 15 Joch Größe. Die Sage weiß zu erzählen, daß der Ort in den Fluten versank, weil ein Bauer in boshafter Weise einen Priester zu seiner gesunden Frau holte, damit er sie versehe. Doch dürften die Türken 1683 mit Feuer und Schwert die Feste vernichtet haben, wie sie ja auch das nahe Schleibach in entsetzlicher Weise brandschatzten. An dieser Kirche wirkte vor 100 Jahren der bekannte Tiroler Freiheitskämpfer Johann Haspinger als Pfarrvikar. Die große Zahl der Wüstungen unseres Bezirkes bilden einen wichtigen Teil in der geschichtlichen Entwicklung unserer Heimat. Wir schweifen so gerne in weite Ferne, erzählen von Babylon und Karthago und vergessen ganz auf unsere Heimat, wo man auch den Wellenschlag der Geschichte spürt. Das Werden und Vergehen der Siedlungen. Wo einst Leben pulsierte, wo Menschen in Frieden und Eintracht wirkten und schufen, da sind heute wogende Getreidefelder und blumenreiche Wiesen.

Die Zahl der verschollenen Orte in Niederösterreich beträgt ungefähr 500. Alle bestanden noch in historischer Zeit, vorgeschichtliche Orte kommen gar nicht in Betracht. Man kann rund sagen, daß ein Viertel aller Orte in unserem Bezirke verödeten.

Benützte Quellen:

Die Blätter des Vereines für Landeskunde

Grundbücher und Aufzeichnungen in einzelnen Archiven

Dr. A. Becker: Heimatkunde von Niederösterreich

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1925

Zistersdorf und Umgebung vor 150 Jahren

Durch österreichische Offiziere erfolgte in den Jahren 1773 - 1781 die Landesaufnahme, welche die ersten brauchbaren Karten lieferte, die aber lange Zeit geheim gehalten wurden und der Öffentlichkeit nicht zugänglich waren. Diese Karten sowie die dazugehörige Beschreibung - beide liegen im Wiener Kriegsarchiv - geben uns ein anschauliches Bild unserer Heimat in jenen Tagen, als nach langjährigen Kämpfen der Friede und die Ruhe in unser Land einkehrten.

Die Aufnahme war eine militärische und darum betont sie in erster Linie auch militärische Gesichtspunkte, ob z. B. Gebäude solide sind, welche Höhen dominieren, wie Bäche, Teiche, Wiesen, Wege und Wälder aussehen, und ob genügend Lebensmittel vorhanden sind.

Solide gebaut, d. h. aus Ziegeln oder Steinen waren Burgen sowie die herrschaftlichen Meierhöfe, Schlösser, Kirchen, Klöster, die Friedhofsmauern, Mühlen und einige Gebäude der Kirchen, sonst baute man in der Regel aus Holz und Lehm. Die Steine holte man sich vom Steinberg, der wie der Galgenberg und der Plattwald die ganze Gegend dominieren (beherrschen); die weite Aussicht vom Steinberg wird besonders hervorgehoben. Der Steinbruch in Hauskirchen lieferte gleichfalls brauchbare Bausteine. Die einzige Dorfgemeinde Eichhorn war solide gebaut, dagegen waren Erdpreß, Gaiselberg, Baumgarten, Nieder-Absdorf, Ringelsdorf, Hauskirchen und St. Ulrich aus „Lehm gebaut“, Maustrenk, Rannersdorf, Prinzendorf, Rabensburg, Hohenau, Neusiedl, Palterndorf und Dobermannsdorf aus Stein und Lehm, Drösing und Waltersdorf waren „schlecht gebaut“.

Vielfach machte sich der Bauer auf seinen Feldern selbst die Ziegeln und ließ sie in der Sonne trocknen, um sie dann als Baumaterial sofort zu verwenden. Eine Ziegelhütte erwähnt die Beschreibung bei Hohenau, u. zw. an dem Abhang der Anhöhe gegen Hausbrunn. Gedeckt wurden die Häuser mit Stroh oder Schilfrohr; auch Holzschindeln kamen zu Verwendung.

„Mittelmäßige“ Ortschaften waren Nieder-Sulz und Sierndorf, „geringe“ (kleine) Nexing, Blumenthal, Gösting und Eichhorn, große Inzersdorf, Loidesthal und Ober-Sulz.

Die soliden Kirchen und Friedhofsmauern sowie die Schlösser und Schanzen geben uns den Beweis, daß wir im Grenzlande sind, daß die Bevölkerung ein Zufluchtstätte benötigte, wenn der Feind über die March kam; doch war seit den Tagen der Kuruzzen (1703 - 1708) der Friede hier eingekehrt, den die Ortschaften so dringend bedurften. Ausgetrocknet lagen die Gräben rund um das Schloß Rabensburg, nur vor dem Hohenauer Graben flutete das Wasser um das alte Schloß; bei Gaiselberg erhob sich die mächtige Schwedenschanze mit dem dreifachen Graben, es war ja ein Hausberg, den die Schweden für Kriegszwecke umgebaut hatten, wie sie es mit der Kirche in Poysdorf, der Burg in Falkenstein und dem Simperlberg in Olgersdorf-Asparn a .d. Zaya taten. Von den vielen Türkenschanzen an der March war fast keine Spur zu sehen, ausgenommen die große Schanze in den Wiesen unterhalb von Drösing und die bei der Sierndorfer Schäferei; noch stand der solide Turm in der Mitte der Gemeinde Inzersdorf, es war wohl ein Wehrturm, wie es einen solchen in Neusiedl gab, den aber die Beschreibung nicht anführt.

Die Friedhöfe mit ihren festen Mauern galten gerade um diese Zeit als geeignete Stützpunkte, um die sich oft erbitterte Kämpfe abspielten, darum mußten sie auch erwähnt werden.

Noch immer war Zistersdorf Hauptort und Schlüsselpunkt des unteren Zayatales, Ringmauern aus Stein umschlossen die solide Stadt, aber der Graben lag ausgetrocknet da; die Häuser der Vorstadt waren Lehmhütten, solide hingegen das Schloß, das Spital, das Kloster und seine beiden Kirchen.

Längs der Flüsse standen solid gebaute Mühlen; zählte man doch an der Zaya von der Quelle bis zur Mündung 32, außerdem gab es eine in Nieder-Sulz, eine in Erdpreß und eine in Rabensburg, deren Mühlgraben von den größten Morästen umgeben war. Überhaupt bildeten diese sowie die Sümpfe und die vielen Teiche ein besonderes Merkmal der Landschaft; im Frühjahr bei der Schneeschmelze und bei lang andauerndem Regen standen die Felder und Wiesen auf weite Strecken hin unter Wasser, das den Ackerbau arg schädigte. Einige trockneten im Sommer wohl aus, aber nicht die bei Absdorf und Hohenau, deren Tiefe 2 Klafter betrug. Zu den Überschwemmungen trugen die March und Thaya viel bei, weil die österreichischen Ufer niedrig waren, das linke dagegen hoch. Die March war damals 30 - 40 Klafter breit, 1 - 2 tief, während die Breite der Thaya 10 - 12 Klafter betrug und die Tiefe höchstens 1 Klafter.

Die Teiche erfüllten einen doppelten Zweck, sie waren eine Art Staubecken und verhinderten eine plötzliche Ueberschwemmung, andererseits lieferten sie den Bewohnern die Fische, die in der Fastenzeit genossen wurden; in den Bächen, Flüssen und Mühlgraben lebten Fische, fast jede Mühle hatte einen „Fischkalter“, es waren ausschließlich Karpfen und Hechte, die bis nach Wien geliefert wurden. Das Schilfrohr an den Ufern der Teiche holten sich die Bauern als Futter in den schlechten Jahren, auch zum Eindecken der Dächer und als Brennmaterial in den Ziegelhütten leistete es gute Dienste. Im Herbst hatten die Herrschaften Gelegenheit zur Jagd auf die zahlreichen Sumpfvögel, die sich in den Gewässern aufhielten. Die kleinen Wasserläufe in der Umgebung spielten keine Rolle, sie trockneten im Sommer häufig aus.

Am Grunde des Teiches lag Schlamm, ihr Wasser konnte für das Vieh verwendet werden, aber nicht für die Menschen, eine Ausnahme bildeten die zwei kleinen Teiche bei Hausbrunn, deren Wasser von den Leuten getrunken wurde. Die Tiefe der Teiche betrug einen Klafter, der Hohenauer war der tiefste. Wurden sie abgelassen, so überschwemmten sie das Land; vor allem war es der Bernhardsthaler Teich, der die Felder auf eine halbe Stunde weit überflutete, daß die Gelsenplage im Sommer oft unerträglich war, daß die Ausdünstung des Sumpfgebietes ein Krankheitsherd für die Bewohner war, sei nebenbei bemerkt.

Fortsetzung folgt – leider nicht auffindbar!

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“ ?

Die ersten 3 Absätze bei diesem Artikel sind eine Mischung aus "Dichtung und Wahrheit", Karl Mayerl hat z.B. im Internet  etwas über die Landesaufnahme 1773-1781 gefunden:

 siehe: <https://www.onb.ac.at/bibliothek/sammlungen/karten/50-zimelien-test/18-jahrhundert/josephinische-landesaufnahme-von-niederoesterreich-1773-1781>

Zum 100. Geburtstag des Volksschauspielers Josef Kainz, eines gebürtigen Weinviertlers

Einer der bedeutendsten Schauspieler des alten Burgtheaters in Wien war Josef Kainz (1858 bis 1910), dessen Ahnen aus unserem gesegneten Weinlande stammen, das im Laufe der Zeit viele hervorragende Männer dem Vaterlande schenkte; denn aus dem Volke kommen jene Kräfte, die der Zeit ein besonderes Gepräge geben und die als Pioniere und Wegbereiter in die Zukunft weisen.Josef Kainz, der als Schauspieler an vielen Bühnen Deutschlands wirkte, gelangte 1899 an das Burgtheater, dem er bis zu seinem Tode angehörte; er schrieb auch Gedichte und Schauspiele, die heute vergessen sind. Seine Ahnen väterlicherseits verdienten ihr Brot als Weinbauern, als Wirte, Schneider, Fragner[[8]](#footnote-8), Weber und Zimmermann. Sein Vater wollte Schauspieler werden, doch fehlte ihm dazu das Talent. Sein Großvater, dessen Vorfahren in Lanzendorf bis 1649 reichen, verließ diese Gemeinde, ging nach Wien und wurde als Fragner (Kleinhändler) 1817 Bürger der Stadt.

Nach dem Stammbaum des Künstlers, den Reinhold Hackel im „Adler“ XVIII/12 zusammenstellte, kamen Ahnen aus vielen Dörfern unserer Heimat: Zwentendorf, Wenzersdorf, Niedersulz, Kollnbrunn, Altmanns, Schrick, Martinsdorf, Lanzendorf und Wulzeshofen. Seine seelischen und geistigen Kräfte verdankt er der Mutter, einer gebildeten lebhaften Frau (Bernhard), deren Vorfahren in Zwentendorf lebten. Daher konnte Kainz mit Recht die Worte Goethes sagen:

„Vom Vater hab ich die Statur,des Lebens ernstes Fühlen,vom Mütterlein die Frohnatur,die Lust zu fabulieren.“

In seinen Adern rollte Bauernblut, das er nie verleugnete; die Beweglichkeit und das Talent eines Schauspielers verdankt er den Ahnen, die aus dem Mainland-Franken ins Weinviertel einwanderten. Mit berechtigtem Stolz können die Lanzendorfer das Dichterwort sagen: „Denn er war unser.“ Der Name Kainz ist in unserer Heimat stark verbreitet und findet sich in mehreren Gemeinden. 1741 lebte in Mistelbach ein Maler Ferdinand Kainz, der sicher zu der Lanzendorfer Familie gehörte. In Poysdorf ist der Name ausgestorben.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 9. 4. 1958, S. 4

Zur Erinnerung an das Jahr 1949

Es hat den Anschein, als ob wir im Jahre 1949 den lang ersehnten Frieden mit dem Staatsvertrag bekommen sollten; denn 4 Jahre nach dem Kriegsende ist unser Vaterland von fremden Truppen besetzt, was natürlich unsere Steuerträger bezahlen müssen. Die Kriegsschäden in Poysdorf sind behoben; von 70 zerstörten und beschädigten Gebäuden sind bis auf 2 alle aufgebaut. Viele Hausbesitzer (Bauern und Handwerker) ließen ihre Häuser herrichten, färbeln und neu einrichten; denn 1946 und 1947 blühte der Schleichhandel, Wein und Nahrungsmittel waren sehr teuer und die Leute setzten ihren Reichtum in praktischen Werten um: Bau eines 2. Stockwerkes, Umbau des Hauses, neue Möbel, Wasserleitung, elektrische Geräte, Radio, weißausgekachelte Küchen, Bauernstuben, Badezimmer, Maschinen im Keller, Haus und Hof – Pressen, Dresch- und Mähmaschinen, Strohpressen usw. In Poysdorf gibt es 10 Traktore (der erste 1938 gekauft), 30 Kraftwagen (1920 war der erste), viele Motorräder und sehr viele Fahrräder, selbst Kleinkinder radeln auf den Straßen. Auch die Handwerker haben sich umgestellt und in jeder Werkstatt sieht man Maschinen und Motore.

Poysdorf zählt 653 Häuser, 3029 Bewohner, 12,51 km² Bodenfläche, 275 Gewerbetreibende, 114 Flüchtlinge aus den Nachbarstaaten, Weingartenfläche 421 ha – 1926 = 162 ha – Weinernte von 1948 = 12 200 hl, Kornanbaufläche 123,61 ha, die des Weizens 43,39 ha, Gerste 112,05 ha, Hafer 140,16 ha und Erdäpfel 79 ha; die selbstbewirtschaftete Fläche maß 1756,64 ha (die Poysdorfer haben in den Nachbargemeinden auch Grundstücke).

Gemeindeausgaben = 355 799,05 Schilling, darunter für Verwaltung 98 514,14 S , für Schule 64 037,78 S, für Fürsorge 32 625,70 S, für Gesundheitswesen 2 274,65 S u. s. w. Alle Häuser haben bis auf wenige elektrisches Licht in allen Räumen. Der Stromverbrauch betrug 1948 – 731.810 KWStunden (pro Kopf 243 KWStunden in Schweden zum Vergleich 2 000 KWStunden).

1400 Bewohner beziehen Normal – Lebensmittelkarten,

840 Bewohner sind Teilselbstversorger,

789 Bewohner sind Selbstversorger;

Die Karten werden bald aufhören, weil alle Waren frei werden, die aber dann teurer werden. Fleisch, Brot, Mehl und Fett gehen wohl noch lange auf Karten, die jeden Monat ausgegeben werden.

Den Verkehr vermitteln 7 Zugspaare gegen Enzersdorf und 5 Paar gegen Dobermannsdorf sowie fünf Kraftwagenlinien gegen Wien, Mistelbach, Ottenthal, Drasenhofen und Bernhardsthal; die Benützung dieser Verkehrsmittel ist schwach; einen großen Nutzen haben unsere Geschäftsleute, weil die Nachbarorte in Poysdorf einkaufen – früher in Nikolsburg und Lundenburg. Dafür ist alles in Poysdorf teurer als in Mistelbach, auch die Häuser und Grundstücke sowie die Arbeitslöhne.

1949 wurde im April eine Weinkost und eine Gewerbeausstellung abgehalten die einen Massenbesuch aufwiesen; Die Schulkinder veranstalteten eine Goethefeier und die Hauptschule trat mit einer Schülerausstellung vor die Öffentlichkeit; sie alle zeigten einen Aufbauwillen. Die Volksschule besuchten 323 Linder, die Hauptschule 300 – darunter 140 aus der Umgebung; 13 Studenten – davon 4 Hochschüler – und 6 Studentinnen besuchen die Schulen in Laa a. d. Th., Wien und Mödling. Die Schulkinder bekamen täglich eine warme Suppe, wofür sie 30 Groschen zahlten; die Armen waren frei. Die Naturalien lieferte die internationale „Unicev“; auch der Kindergarten hatte seine Ausspeisung. Für die gewerblichen Lehrlinge besteht eine Fortbildungsschule, für die bäuerliche Jugend nichts; es meldete sich auch niemand zu einem freiwilligen Kurs. In den Jahren 1946. 1947, 1948 und 1949 wurden vom Mistelbacher Jugendamt aus Poysdorf allein 39 Kinder in die Schweiz und 115 Kinder in österr. Jugendheime geschickt. 3 Monate blieben sie in der Schweiz, waren gut verpflegt und erhielten teilweise Wäsche und Kleider; auch Pakete mit Lebensmitteln kamen aus der Schweiz; es war dies die Hilfe des Roten Kreuzes in der Schweiz. Für die Inlandheime mussten die Pfingstsammlungen aufkommen; dabei zeigten sich manche Leute nicht sehr freigebig, wenn die Kinder mit dem Sammelbogen erschienen. Die Schweizer klagten, dass nur wenig Kinder sich dankbar zeigten, da sie die Güte als etwas Selbstverständliches betrachteten. Unsere Kinder sind teilweise schlecht genährt – nur Fleisch , Wurst und Wein – auch rachitisch, weil die Mütter frische Luft und Sonne für gefährlich halten, obwohl es hier eine Mutterberatung und ein Jugendamt gibt und die Leute in Zeitschriften aufgeklärt und belehrt werden. An dem konservativen Geist scheitern alle gutgemeinten Bemühungen. Die Schulkinder unternehmen Ausflüge in die Wachau, nach Maria Zell, Salzburg, Salzkammer= gut u. s. w., dabei kennen sie oft nicht die Umgebung Poysdorfs und die Geschichte des Heimatbodens.

Die Jugend hat heute 2 Ideale: Sport und Kino; die alten Kinderspiele werden vergessen, das kindlich naive Gemüt vermisst man; dafür liebt die Jugend recht aufregende Kinostücke, liest gern Romane (Schundliteratur), verlangt schöne Kleider, isst Gefrorenes und raucht – sogar Mädchen mit 17 – 20 Jahren; Die Heurigen werden gerne besucht. Leider muss man sagen, dass manchmal die Eltern noch ihre Freude haben über so einen Sprössling.

Das Wetter war bis jetzt kühl und regnerisch, was dem Weinstock gar nicht passt. Im April wehten Staubwinde die in der Umgebung von Laa Schaden anrichteten; die Regenmenge im Mai betrug 129,5 mm – 1948 nur 12 im Juni 80,4 – 1948 = 57 mm; die größte Regenmenge fiel am 11. Mai = 28 mm; der Kornschnitt begann am 11. Juli, im Vorjahr am 2. Juli. Die Feldfrüchte stehen gut. Engerlinge, Ungeziefer und Zeiseln, für die unsere Gemeinden Fang= prämien (1,5S pro Stück) zahlen, verursachen keinen geringen Schaden. Im Mistelbacher Walde zeigen sich Wildschweine, die seit 1780 nicht mehr gesehen wurden. Die Leute hacken leider oft die Dornen und Sträucher an den Feldrainen aus und nehmen so den nützlichen Singvögeln die Nistgelegenheit. Rebhühner sieht man fast gar keine. Der gefürchtete Kartoffelkäfer wurde bei uns noch nicht gefunden. Die Regierung ordnete eigene Suchtage an; dabei hört man, dass die Angestellten und Gewerbetreibende heranzuziehen wären, sie hätten genug Zeit. Der Weinabsatz stockt, weil vielen das Geld fehlt, sich ein Glas Wein zu kaufen. An ein Sparen denkt fast niemand; denn die Geldwirtschaft des Staates zerstörte im Volke jedes Vertrauen; dazu kommen die hohen Steuern und Abgaben, über die bitter geklagt wird; ein Steuerbekenntnis zu schreiben, ist auch nicht so einfach, sodass sich die Leute diese Arbeit von eigenen Steuerberatern machen lassen. Schlecht schneiden die Gehaltsempfänger und besonders die Ruheständler ab, die nicht so viel bekommen, um mit der Teuerung Schritt zu halten. Diese betrachtet man als Müßiggänger, die mit dem Steuergeld bezahlt werden; denn eine geistige Arbeit wird da nicht anerkannt; nur ein voller Geldsack, ein Besitz oder ein Keller voll Wein macht einen Eindruck. Wer so etwas hat, gilt auch etwas. Jeder Fremde wird als Zugereister oder Dahergeloffener betrachtet, der sich in Poysdorf sattessen will. Es gibt nur ein Poysdorf, einen Poysdorfer Wein und diese Gemeinde ist eben ein Paradies; ein Weinbauer fühlt sich mehr als ein Zwiebelbauer in Laa, als ein Heubauer in Hohenau oder als ein Getreidebauer im Marchfeld. Für etwas Geistiges hat man bei uns wenig Interesse; so lehnte 1940 die Gemeinde ein Buch von 1617 – es kostete 10 Mark ab; den Schulen empfahl ich zweimal ein Buch – es kostete 5 S –, doch wurde es nicht nicht gekauft. Dreimal versuchte man ein Heimatmuseum in Poysdorf zu errichten, doch ist es nicht möglich. Die Lehrerschaft des Bezirkes plante die Herausgabe eines Heimatbuches, es fanden sich zu wenig Mitarbeiter; allen steckte die Furcht vor Registrierung und Schikanen in den Gliedern und lähmte jeden Arbeitsgeist.

Überheblichkeit, Stolz und ein selbstbewusstes Ehrgefühl kennzeichnen unsere Leute, die alles verstehen, alles wissen und besser kennen. „Was Sie mir erzählen, habe ich schon lange vergessen“, hörte ich häufig, sobald ich Urkunden einige Tatsachen erwähnte. Was für Demütigungen und Anflegelungen musste sich der eifrige Sammler V. Kudernatsch gefallen lassen! Er war ein Zugereister und ein Narr, dem ein reicher Mann und Weinbauer das Geld für geleistete Arbeit einfach vor die Füße warf. Ihm dasselbe in die Hand zu geben, hielt er unter seiner Ehre. 1942 sagte öffentlich ein Wohlhabender: „Die Armen sollen einrücken, die haben nichts zu verlieren und für sie ist der Tod nur eine Erlösung. Was machen wir aber mit unserem Besitz?“ In den letzten Jahren bürgerte sich die Sitte ein, Schauspiele und Operetten aufzuführen, die nur den Wiener Bühnen oder städtischen Bühnen vorbehalten sind; das steigert nur die Eitelkeit, auf der anderen Seite wirkt so etwas lächerlich. Da gelten wohl die Worte Wilhelm Heinrich Riehls: „Ein in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als dass es sich in seiner Herrlichkeit verbrenne. Der feiste Bauer ist ein Mann der Gegenwart.“

Preise und Löhne 1949 im Juni:

1 Liter Wein 6 – 9 S(=Schilling) , 1946 = 20 – 30 S . 1 Liter Milch 1 S in der Genossenschaft ½ l Bier 1,6 S. 1 q Korn 75 S, Weizen 85 S, Kohle 23 S, ein Ei 1 S, 1 kg Rindfleisch 15 S, Schweinefleisch 20 S, Mehl 2 S , 1 Pferd 8 000 S, eine Kuh 4 500 S, ein Schweinl auf dem Wochenmarkt von 52 S aufwärts, 1 Gans 100 S, 1 Salathäuptl 50 Groschen, eine Postkarte 30 gr, ein Brief 60 gr im Inland, eine Fahrt nach Wien im Postkutschenwagen 9,20 S, mit der Bahn über Enzersdorf 14,4 S, 1 000 Maurerziegel 400 S, Dachziegel 900 S, 1 q ungelöschter Kalk von Ernstbrunn 30 S, 1 m³ Sand 40 S; Ein Maurer pro Arbeitsstunde 4 S 30 gr – 1945 = 72 g – dazu verlangen sie teilweise Speise und Wein; ein Maurerlehrjunge im ersten Jahr pro Stunde 1,45 S im zweiten Jahr 2,80 S, 1 m³ vermauerter Raum bei einem Hausbau = 120 – 150 S.

Ein Arbeiter im Elektr. Werk bekommt pro Stunde 2,7 – 3 S, ein Bauernknecht 250 – 300 S im Monat, eine Magd 200 – 250 S, ein Taglöhner 15 – 20 S im Tag.

Die Bahn fertigte 1928 monatlich 4331 Personen ab, im Jahr wurden 451 Waggon entladen, 247 beladen; die Post beförderte 1928 – 30 067 Briefe, 35 063 Zeitungen, 17 442 Druck= sachen und 780 Bestellpakete. Für 1948 wurde jede Auskunft verweigert – es sei Amtsge= heimnis (!!)

Poysdorf, 15 Juli 1949

Handschrift von Franz Thiel

Zur Frühgeschichte der Poysdorfer Pfarrkirche

Christliches Gedankengut brachten um 170 n. Ch. römische Legionäre — besonders die 12. Legion aus dem Morgenlande in die Garnisonen an der Donau, wo es auch die germanischen Hilfstruppen kennen lernten, die es in ihre Heimat brachten. Im Jahre 397 ersuchte die Germanenkönigin Fritigil den Mailänder Bischof Ambrosius um Missionäre. Als die Boten dort ankamen, war der Bischof schon gestorben.

Die Rugier, Westgoten und Langobarden bekannten sich zum arianischen Christentum. Das Bistum Passau, dem die Missionstätigkeit im Donautal zugewiesen wurde, schickte Geistliche, die

Taufkapellen, Predigtstationen und Notkirchen an wichtigen Punkten einrichteten (vielleicht in Oberleis, Gaubitsch, Mistelbach, Großkrut, Falkenstein u.a.). So waren damals Unterkirchen üblich, die wie die Menschenwohnungen in die Erde gebaut waren; solche gab es in Kostel bei Lundenburg, in Falkenstein, wohl auch in Poysdorf — der spätere Karner. Karl d. G. errichtete angeblich im Awarenkrieg (791—-799) im Donautal 12 Pfarren, darunter Falkenstein, die bis Ende des Mittelalters als „Zwölfer" eine besondere Stellung einnahmen.

Die beiden Slawenapostel Cyrill und Method verkündeten 864 - 885 das oströmische Christentum in unserer Gegend und versuchten eine Nationalkirche aufzubauen. An die Slawenzeit erinnern noch Flur- und Ortsnamen in unserer Heimat. Diese Missionstätigkeit unterbrach der Magyareneinbruch im Jahre 907; nun folgte „Das schwarze Jahrhundert” für unsere Heimat. Erst nach 1040 trat eine tiefgreifende Wendung ein, als der deutsche Kaiser Heinrich III (1039-1056) die Ungarn besiegte und am rechten Marchufer die Neumarkt einrichtete, die bis zum Falkensteiner Bergland reichte; in Hainburg wollte der Kaiser ein Kollegialstift gründen, eine Reichspropstei, zu der unsere Falkensteiner Pfarre gehörte. Das Bunzlauer Kollegialstift erhielt von dem Slawenhandel an der Grenze den zehnten Pfennig. Damals zeigten sich die Reformbestrebungen, die von der burgundischen Kongregation Elung ausgingen, im Reiche. Der Investiturstreit war „der erste große Geistes- und Gewissenskampf des deutschen Volkes“. Anhänger dieser Reform waren: der Passauer Bischof Altmann (1065—1091), sein Nachfolger Ulrich, der Augsburger Bischof Wolfgang, die verschiedenen Orden und später der Markgraf Leopold III (1095 bis 1136). Der Kampf richtete sich u.a. gegen die Eigenkirchen in unserem Lande, die mehr eine vermögensrechtliche Einrichtung mit einem großen Zehentbezirk waren und die Seelsorge in den Hintergrund stellten; sie waren Versorgungsanstalten für die Kinder des Grundherrn, während die Seelsorge ein Vikar ausübte, der eine geringe Entlohnung erhielt. Manchmal stand ihm ein Reitpferd zur Verfügung, um rasch in die entlegenen Orte des „Kirchspiels“ zu gelangen. Im Falkensteiner Pfarrhof gab es einen Reitstall.

Das Kollegialstift wurde nach Klosterneuburg verlegt, weil Hainburg zu nahe der Grenze war;

gegründet hat es sicher der Graf von Cham-Voburg, dessen Güter der Markgraf erbte, der 1108 seine Residenz in Klosterneuburg hatte — nicht auf dem Leopoldsberg; er war nicht der fromme Landesfürst, sondern ein rücksichtsloser Draufgänger, der überall seinen Vorteil suchte; dabei schreckte er auch vor Gewalt nicht zurück.

Der Pfarrer Otto von Falkenstein, der auch Propst des Kollegialstiftes war, weihte am 12. Juni 1114 die Stiftsbasilika in Klosterneuburg; er bat 1122 den Markgrafen, die Pfarre „Falkenstein dem Stifte einzuverleiben - incorporieren”. Leopold tat es nicht, weil er als Besitzer der Eigenkirche die Würde eines Propstes nach dem Tode Ottos seinem 14jährigen Sohn verlieh. Betont muß werden, daß Leopold nicht der Gründer der Falkensteiner Pfarre war, weil die Babenberger im Grenzlande keinen Besitz hatten. 1133 erfolgte die Uebergabe des Stiftes an die Augustiner Chorherren, die Vorkämpfer der erwähnten Kirchenreform waren. Leopold III. war nicht der Gründer des Stiftes und die Schleiersage ist eine spätere Erfindung. Die Chorherren und der Passauer Bischof waren Gegner der Eigenkirche. Nach dem Zehentstreit verzichtete der Markgraf auf Falkenstein und überließ die Falkensteiner Pfarre dem Stift Klosterneuburg. Nun war der Weg frei, um einige Filialkirchen von der alten Mutterpfarre abzuspalten. Viel trug auch die Frömmigkeitswelle bei, welche die Kreuzzüge im Abendland hervorriefen.

Als erste Filialkirche entstand Poysdorf, das damals schon über 100 Häuser zählte — darunter 86 bestiftete, 2 Höfe und 2 Mühlen —; dazu kamen Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf — also eine ansehnliche Pfarrgemeinde. Nach den karolingischen Bestimmungen mußte überall dort, wo mehr als 100 Familien wohnten, eine Pfarre errichtet werden. Damals gab es neu errichtete Pfarrkirchen in Fallbach und Staatz sowie in Simonsfeld 1147, in Asparn a. d. Z. 1149 und in Wilfersdorf 1200; Klostergründungen: 1136 in Heiligenkreuz, 1138 in Zwettl, 1144 in Altenburg, 1150 Geras und 1156/60 Schottenstift in Wien. Die Poysdorfer Pfarrkirche dürfte um 1150 gestiftet worden sein; doch blieb sie eine Tochterkirche Falkensteins und der Falkensteiner Pfarrer war ihr Patron noch 1476 (natricale passaviensis). Die wirtschaftliche Lage der Bewohner war um diese Zeit eine günstige. Die Beziehungen zum Altreich lebten noch in den Ansiedlern. Aus der Rheingegend stammt das Bergrecht, das in Falkenstein große Bedeutung für den Weinbau erlangte, von Passau kam das Burgrecht, eine günstige Leihenform für die Grundholden. Die Stiftskirche in Klosterneuburg ähnelte dem Dom zu Speyer. Die Kreuzzüge vermittelten den Einfluß aus dem Morgenland und von Konstantinopel. Es war eine große ereignisreiche Zeit in der Heimatgeschichte, die auf das religiöse Leben und auf den Bau von Kirchen einwirken mußte.

Quellen:

Dr. H. Wolf „Die Anfänge des Stiftes Klosterneuburg“ im „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde“ XXIX.

Dr. K. Lechner: „Die Babenberger in Oesterreich",

B. Dudik: „Mährens allgemeine Geschichte“.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher-Laaer Zeitung“, 1959

Zur Frühgeschichte von Groß-Krut

Das Poysbachtal ist ein uralter Siedlungsboden, auf dem seit grauer Vorzeit viele Völker sich niederließen, eine Zeitlang hier wohnten und wieder weiter zogen. Indogermanen, Illyrer, Kelten und germanische Stämme fanden in dem lößbedeckten Hügelland geeignete Wohnplätze und fruchtbaren Boden, der ihnen und den Haustieren reichliche Nahrung gab. Ueber 100 Jahre waren die Quaden in unserer Heimat, die wegen Landnot mit den Römern oft erbitterte Kämpfe führten. Diese erkannten die Stoßkraft des Gegners und sie planten eine Provinz Marcomannia auf dem linken Donauufer als Pufferstaat zu errichten. Nach der Abwanderung der Quaden, die nach Gallien (Frankreich) zogen, erschienen von Westen die Rugier, nach denen unsere Heimat Rugiland hieß (455 - 488). Odoaker zerstörte dieses Rugierreich, in dem auch Heruler (?) am rechten Marchufer wohnten. Kurze Zeit hielten sich die Langobarden in dem Lößgebiet auf, verließen es aber schon 568, als die Awaren und Slawen kamen, die als Hackbauern und Viehzüchter eine niedrige Kulturstufe einnahmen; sie waren kein kriegerisches Volk, und leisteten den Awaren einen Tribut. Mit Vorliebe siedelten sie bei einem Sumpfland, erbauten Wehranlagen mit Wall, Pallisaden und Graben („hradec" genannt), in die sie bei Kriegsgefahr flüchteten. Sieben solcher Anlagen zählte man in unserer Heimat, die von Bernhardsthal bis Klein-Hadersdorf einen Gürtel bildeten. Ihnen waren Pflug und Schwert unbekannt, doch gebrauchten sie zur Verteidigung die awarische Streitaxt. Die Wüstung Schönstraß bei Hausbrunn („straz“ = Wachtberg) sicherte den Handelsweg, der von der March durch das Poybachtal nach Westen führte und in den Verkehrsweg mündete, welcher das Donautal mit dem der Elbe verknüpfte.

Großkrut geht auf eine Slawensiedlung zurück, die schon eine größere Bedeutung hatte, weil hier ein zweiter wichtiger Weg von Lundenburg durch das Zayatal, Ernstbrunn ins Tullnerfeld führte. Der alte Name Chrubaten rührt von einem Slawenstamm her, wie ja viele Orts- und Flurnamen aus dieser Zeit stammen, die von 568 bis 907 reicht. Das Groß-mährische Reich, zu dem auch unsere Heimat gehörte, hatte seine Grenze an der Donau, seine Fürsten Moimir, Rastislav und Swatopluk, suchten ihre politische Selbständigkeit gegen deutsche Angriffe zu wahren (805, 855, 864, 872, 883 und 892). Im Awarenkrieg marschierte ein Teil des fränkischen Heeres 791 von der Donau auf der erwähnten Straße durch Böhmen nach Deutschland (auch die Ungarn benutzten sie 933). Ludwig der Deutsche entschied 829, daß unser Gebiet - das heutige Weinviertel zum Passauer Bistum gehörte. Die Slawen lehnten aber das weströmische Christentum ab und beriefen von Ostrom die Missionare Konstantin und Method (862), die das Evangelium verkündeten. Vor Jahren fand der Prähistoriker Pittioni in einem Grabe bei Bernhardsthal ein byzanthinisches Kreuz; der Verstorbene war also ein Anhänger der oströmischen Kirche. Konstantin schuf das glagolithische Alphabet, das noch die Russen verwenden, und übersetzte die Bibel wie der Westgote Wultila (?).

Auf den Verkehrswegen zogen von Norden, sogar von Rußland Händler und Kaufleute nach Mautern, das der wichtigste Handelsplatz an der Donau war; es herrschten geordnete Rechtsverhältnisse, wie die Raffelstettner Zollordnung beweist (906). Die Siedlung bei Krut muß ein Handelsplalz für die Umgebung gewesen sein; darauf deutet der uralte Name Samstagstadt hin, wo die Händler ihre Waren verkauften; es war ein Geld- und Tauschhandel. Magyaren, welche 907 das Großmährische Reich und karolingische Ostmark vernichteten, besetzten auch unser Gebiet und gründeten später Siedlungen neben der erwähnten Straße: Schotterlee bei Krut, Wetzelsdorf (?), Fallbach, Ungerndorf, Gaubitsch und Schotterlee.

Dieses Steppenvolk erlitt aber 933 eine schwere Niederlage, ebenso 955 bei Augsburg - es war ein Wendepunkt in der Geschichte unseres Landes, das schon damals eine Schlüsselstellung besaß, um die ein harter Kampf entbrannte. Die Ungarn wollten es nicht räumen, die Polen unter Boleslav Chabry verlangten es, auch die Tschechen unter Bretislav, auf den der slawische Name Brezlav = Lundenburg zurückgeht; es war ein schweres Ringen. in dem die deutschen Kaiser auch Rückschläge mitnehmen mußten, ehe sie den Sieg errangen. Trotz der Wirren und Kämpfe ging die Kolonisation durch Deutsche weiter und gelangte auch bis in die Marchgegend; denn 1014 erhielt das Kloster Nieder-Alteich Besitz bei dem heutigen Nieder-Absdorf. 1012 wird der hl. Koloman bei Stockerau gefoltert. Der Kaiser Konrad sprach dem Passauer Bistum 1034 den Zehent von allen gegründeten und noch zu gründenden Orten nördlich der Donau zu. Der slawische Fürst Bretislav verdrängte 1028 die Magyaren aus Mähren und gründete eine befestigte Siedlung (Lundenburg). Auch aus unserem Viertel wurden sie hinausgedrängt, erhielten es aber nach der Niederlage der Deutschen vor Wien wieder. Der Markgraf Adalbert, der 1044 eine Stadt an der mährischen Grenze eroberte, zerstörte sie. Welche war es aber? Falkenstein, Klein-Haderdorf und Oberleis haben noch heute in ihrer Gemeinde einen Ortsteil „Stadt“ und Krut die schon erwähnte Samstagstadt; im gleichen Jahr wird dann die Thaya als Nordgrenze des Landes bestimmt. Der deutsche Kaiser Heinrich III besiegte die Ungarn 1042 und drängte sie über die March, die nun Landes- und Reichsgrenze wurde. Zugleich errichtete er am rechten Marchufer die Neu- oder Ungarmark, die bei uns bis zum Falkensteiner Bergland reichte und im Westen an dıe Böhmische Mark grenzte. Der Markgraf Siegfried, dem der Kaiser die Neumark übertrug, stammte nach Dr. Lechners Angabe aus dem Rheinland und bekam am 7. März sowie am 15. Juli einen großen Landbesitz von 380 Königshufen - eine umfaßte 47.4 ha nach unserem Maß - sowie 35 Hofstätten, die nach Dr. Bednar zwischen der Zaya und dem Sulzbach lagen. Da in der Urkunde die Ortsnamen fehlen, gab es damals in diesem Raume noch keine Siedlungen. Der Graf Richwin, ein Verwandter des Grafen Rapoto von Cham, der die Kirche in Ernstbrunn erbaute, erhielt vom deutschen Kaiser als Lehen das Gebiet um Gaubitsch mit dem Doppelwald – 154 Joch groß - sowie Besitz um Krut, wo er die Siedlung Reibersdorf – Richwinsdorf gründete – heute eine Wüstung.

Die Kolonisation, die gut organisiert war, ging von Stützpunkten aus z.B. von Gaubitsch, Ernstbrunn, Staatz, Großkrut usw, wo der Grundherr einen Hof erbaute, der zum Kernpunkt der neuen Siedlung wurde, die sich wie Großkrut an die alte anschloß. Der Hof war im Kriegsfalle die Zufluchtsstätte der Kolonisten, die ein Lokator im Reich angeworben und hiehergebracht hatte. Die Siedlungsform Angerdorf - Großkrut war ein solches entsprach dem Wehrcharakter der Mark, ebenso die Anlage der Holzburgen und Hausberge mit einem Erdwall und Graben, die wir noch in Alt-Höflein so deutlich sehen. Durch Lichtsignale wurde das Hinterland rechtzeitig verständigt, wenn der Feind die March überschritt. Der Name Lichtenwart erinnert an die Feuerzeichen. Wir sehen also in dem Raum um Großkrut eine gut ausgebaute Wehrorganisation, die in einer Grenzmark notwendig war, sollte die Landnahme von Dauer sein und zu einem Erfolg führen.

Die Siedler brachten wichtige Neuerungen auf dem wirtschaftlichen Gebiet mit: den Hausbau, die Dreifelderwirtschaft, Pflug und Egge, den Weinbau, Gesetze, Recht und Ordnung in der Dorfgemeinschaft, die genaue Flureinteilung usw. Die Bauern waren Zeitpechter, denen der Grundherr den Boden zuwies und sie mit dem Ackerland, Weidegenuß und Haus bestiftete. Diese bestifteten Untertanen bildeten in der Dorfgemeinde die Nachbarschaft, die später eine Sonderstellung als „Voraristokraten“ einnahmen; nur in Poysdorf konnte ich feststellen - es waren genau 100. Eingeteilt wurden sie in Ganz-, Halb- und Viertellehner. Die Antragsteller genossen in der Regel 10 Freijahre und reichten dann dem Herrn den Zins, die Abgaben und den Zehent; außerdem leisteten sie die Fronarbeit = Robot. Die Besiedlung erstreckte sich auf längere Zeit, weil ja nicht soviel landsuchende Bauern auf einmal gefunden wurden. Die ersten Handwerker waren Binder, Schuster, Fleischhauer, Bäcker und Müller, die aber auch einen Grund bekamen. Großkrut und Gaubitsch besaßen ihre Handelsplätze (Samstagstadt und Altenmarkt), wo reisende Händler ihre Waren verkauften.

Am 14. Dezember 1055 entzog der deutsche Kaiser dem Grafen Richwin, der des Hochverrates angeklagt war, die Güter, die nun in den Besitz des Passauer Bistums übergingen. Dazu erhielt er noch am 10. Juli 1056 Baumgarten mit dem Teil nach Osten bis zum Gute des Grafen Heinrich (Reinthal). Mit dem Getreidebau kam auch die Rebe in unsere Heimat (nach Dr.Lechner). Die Baumgartner behaupten noch heute, daß ihr Weinbau aus dem Rheinland stammte. Gaubitsch besaß ein altes Bergtaiding am Doppelberg und Erdberg, das kirchlich zu Großkrut gehörte, eines am „Banbirg".

Passau gründete in Großkrut und Gaubitsch je eine Kirche die dem hl. Stephan geweiht ist wie die Passauer Domkirche. Die in Krut umfaßte folgende Gemeinden: Harrersdorf, Hamet, Reibersdorf, Alt-Höflein, Walterskirchen, Erdberg, Ketzelsdorf, Maxendorf, Herrnbaumgarten, Schrattenberg. Pottendorf und Garschönthal. Diese Orte bekamen erst später eine Filialkirche z.B. Walterskirchen 1331, Schrattenberg und Erdberg 1333. Ginzersdorf gehörte zu Prinzendorf. Großkrut besaß im Mittelalter eine größere Bedeutung im Poybachtal als heute und zählt zu den ältesten Siedlungen im Weinland.

Die ersten Siedler hatten eine schwere Arbeit; von ihnen und ihren Nachkommen gilt der bekannte Satz: „Die erste Generation hat den Tod, die zweite die Not und erst die dritte das Brot“. Die Kolonisation unseres Weinlandes durch Deutsche - „Obstbewegung“ nach H. Aubin - war eine Glanzleistung unseres Volkes und wird leider zu wenig gewürdigt; denn was in jenen Tagen geschaffen wurde, hatte einen festen Grund, auf dem die Nachkommen weiter arbeiten konnten. Die ersten Siedler formten das Dorf- und Landschaftsbild, das die Nachkommen weiter ausbauten getreu dem Dichterworte:

„Was uns not ist, uns zum Heil

ward´s gegründet von den Vätern,

aber das ist unser Teil,

daß wir gründen für die Spätern.“

Gribel

Quellen:

E. Beninger ,,Germanenzeit in Niederösterreich".

B. Bretholz „Geschichte Böhmens und Mährens“.

Dr. K. Lechner „Die Babenberger und Oesterreich.“

M. Vancsa „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich“.

„Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung". I.(„Zur Erforschung der deutschen Obstbewegung“ von Hermann Aubin).

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 13. 8 1955, S. 3

Zur Frühgeschichte von Herrnbaumgarten

Ein uralter Siedlungsboden ist der Talkessel in dem der Markt Herrnbaumgarten liegt und der heute von Rebenhügeln umgeben durch seinen guten Tropfen bekannt ist. Zahlreiche Funde aus der vorgeschichtlichen Zeit sammelte der eifrige Johann Schodl, Nr. 13, der schon ein Heimatmuseum geschaffen hat, das für die Frühgeschichte des Marktes von großer Bedeutung ist.

Der älteste Teil des Marktes ist sicher der „Alte Markt”, der wohl noch in die Zeit der Rugier zurückreicht; denn diese besaßen schon feste Handelsplätze (nundinae), wo Wanderkaufleute ihre Waren, vor allem Eisen, Leder und Salz verkauften. Diese Plätze lagen gewöhnlich neben oder an Verkehrsstraßen, eine solche führte von Mautern, dem wichtigsten Handelsplatz, neben der Donau über Ernstbrunn, Mistelbach, Großkrut und Lundenburg, wo wir auch einen „Alten Markt“ finden. Eine zweite Verkehrsstraße ging von Ungarn über Hohenau - Visinfurt durch das Poybachtal in die Laaer Ebene. Mit den Rugiern siedelten die Heruler im östlichen Niederösterreich. Diese hatten strenge Sittengesetze: eine Ehebrecherin wurde bei ihnen lebendig verbrannt; es war Sitte, daß eine Frau dem toten Manne freiwillig folgte. Nach dem Abzug der Langobarden (568) besiedelten Awaren und Slawen unsere Heimat.

791 vernichtete Karl d. G. das Awarenreich und erschloß unsere Heimat dem westlichen Kulturkreis; deutsche Siedler kamen, ebenso Kaufleute und Missionäre, welche die abendländische Kultur verbreiteten. 805 war die Awarenmacht gebrochen. 823 verschwand dieses östliche Steppenvolk, Karl d. G, gründete angeblich 12 Pfarren, darunter Mistelbach und Falkenstein. Die Zollordnung von Raffelstetten regelte den Handel und Verkehr zwischen dem Donautal und dem Norden, Juden waren die Träger des Handels, der sich auf Wein und Sklaven erstreckte. Damals bestanden schon einzelne Siedlungen u. z. an wichtigen Stützpunkten wie Lundenburg, das Lauentenburch hieß und schon um 850 von Deutschen bewohnt war (nach Dr. Beranek in „Mähr.schles. Heimat”1957).

Der Einfall der Ungarn im Jahre 907 war für die Ostbewegung eine Katastrophe; doch erwähnen Berichte, daß das Wirtschaftsleben seinen Fortgang nahm, Kaufleute, Händler und Kolonisten kamen. Den schnellen ungarischen Reiterscharen konnten die Deutschen nichts Gleichwertiges entgegenstellen. Nach der Schlacht bei Augsburg 955 änderte sich die Lage, weil die Deutschen die Ungarn langsam zurückdrängten; doch hielten diese unsere Heimat besetzt. In dem moralischen, kulturellen und wirtschaftlichen Tiefstand um das Jahr 1009 erblickten viele den Weltuntergang. Es war die Zeit des gewaltigen Ringens gegensätzlicher Ideen und Mächte in Staat und Kirche; ein neues Weltbild entstand — die alpenländische Kultur, die sich damals entwickelte und später jene Höhe erreichte, auf die wir heute stolz blicken können.

Das Marchtal und das Wiener Becken besaßen schon damals die wichtige Schlüsselstellung im mitteleuropäischen Raum, wo sich 3 Kulturräume schnitten: der deutsche, der slawische und ungarische. Um den Besitz dieser Drehscheibe entbrannte ein heftiger Kampf. Nach 1003 versuchten die Polen diese Stellung in ihren Besitz zu bekommen. 1017 umzingelten sie landsuchende Bauern aus Bayern in Mähren und machten sie nieder. Der deutsche Kaiser Konrad II. schenkte 1025 dem Passauer Bistum den Zehent in allen gegründeten und noch zu gründenden Orten nördlich der Donau; es war also um diese Zeit die Kolonisation trotz der gespannten Lage im Gange. Auch die Ungarn gründeten in unserem Raum Siedlungen {Schoderle bei Großkrut, Fallbach, Ungerndorf, Gaubitsch usw.). 1039 entstand die böhmische Mark, zu der das Gebiet um Falkenstein, Staatz, Seefeld und Retz gehörte. 1041 wurde die Thaya als Grenze bestimmt; im gleichen Jahre eroberte der Markgraf Adalbert

(+ 1055) eine Stadt im Grenzlande und zerstörte sie (Oberleis oder Falkenstein?). 1043 konnte die Marchgrenze festgesetzt und die Neumark errichtet werden, zu der Herrnbaumgarten und Großkrut gehörten; der Markgraf Siegfried erhielt vom deutschen Kaiser 265 Hufen Land {Stillfried, Blumenthal, Ober- und Niedersulz).

Der ungarische König Andreas versprach 1047 einen jährlichen Tribut dem deutschen Kaiser zu zahlen, doch tat er es nicht. Ein Krieg gegen diesen Feind mußte unterbleiben, weil die deutschen Stammesfürsten sich nicht vertrugen. Kaiser Heinrich III. schenkte am 3. April 1048 dem Kloster Altaich 3 Hufen Land neben der March (bei Nied.-Absdorf) in orientali pago. Der Regensburger Bischof Gebhard fiel auf eigene Faust aus der Neumark in Ungarn 1050 ein, plünderte das Feindesland und zog sich rasch zurück. Die Ungarn folgten und taten in der Neumark dasselbe. Da berief der Kaiser die bayrischen Grafen (Herzog Konrad, Markgraf Adalbert und Bischof Gebhard) im Juli zu einer Beratung ein. Die Folge war ein Krieg, in dem die Ungarn geschlagen wurden. Diesen Sieg betrachteten die Zeitgenossen als ein Wunder (22. Sept. 1050). Im folgenden Jahre brandschatzten der Bischof Gebhard und Bretislav von Böhmen das linke Marchufer. Als der Kaiser 1052 Preßburg belagerte, nahm sich der Papst der Ungarn an, erschien selbst an der Donau und begleitete den Kaiser auf dem Rückzug bis Regensburg. Der Bayernherzog Konrad, auf dessen Seite der Bischof Gebhard und der Graf Richwin standen, floh zu den Ungarn, die er gegen den Kaiser Heinrich III. aufhetzte. Richwin, ein Verwandter des Grafen Rapoto von Cham, der die Ernstbrunner Kirche erbaut hatte, war seit 1041 im Besitze von Gaubitsch und seit 1643 auch von Großkrut; er gründete das Dorf Reibersdorf (heute eine Wüstung); er ließ die Ried „Brandleiten”, die ein Wald war, roden, ebenso bei Gaubitsch den Doppelwald, der 150 Joch umfaßte, Richwin war Mitglied jener Verschwörung, welche den deutschen Kaiser stürzen und ermorden wollte; daher wurde er als Hochverräter hingerichtet und verlor seinen Besitz, während der Regensburger Bischof Gebhard, der auch zu den Hochverrätern gehörte, in den Kerker geworfen, aber nach einem Jahr freigelassen wurde.

Am 10. Juli 1056 schenkte Heinrich III. Herrnbaumgarten und das Baumgartental dem Passauer Bischof. Die Urkunde stellte der Kaiser zu Bodfeld am Harz aus u.z. in Gegenwart des letzten deutschen Papstes Viktor und liegt heute im Münchner Staatsarchiv. In der Urkunde wird auch die Handelsstraße nach Lundenburg erwähnt. Kirchlich gehörte Baumgarten zur Mutterpfarre Großkrut.

Die Siedler erbauten sich 2 Häuserzeilen, die der Bach und der Anger trennte; wir sprechen daher von einem Angerdorf, das im Weinland vorherrscht. Die Burg (festes Haus genannt) und der Meierhof waren wichtige Wehrbauten; außerdem schützten Tore am Ein- und Ausgang die Siedlung; es war also eine planmäßige Wehranlage, die dem Marktcharakter entsprang und die im Kriegsfalle leicht verteidigt werden konnte. Die Siedler, die nur Pächter des Grundes waren, leisteten dem Grundherrn Fronarbeit (Robot), den Zehent und einen bescheidenen Zins. Nach ihrem Besitze teilte man sie in Ganz-, Halb- und Viertellehner ein, die über ihren Besitz nicht frei verfügen konnten. Es bestand der Bestiftungszwang, der erst vor 90 Jahren aufgehoben wurde.

Die Gemeindemark, die durch Leberhügel gekennzeichnet war, wurde alle Jahre zu Georgi beschaut („Grenzbegehung“). Das Gemeindegebiet teilte man nach der Dreifelderwirtschaft in 3 Teile (Korn-, Haferfeld und Brache). Jeder Bauer mußte den Flurzwang genau einhalten. Der älteste Weinberg („Biri“ geheißen) waren sicher die „Druxenbergen”, die zuerst „Truchseßbergen“ hießen. Die Feldsberger Grundherrn bekleideten am Herzogshof in Wien dieses Küchenamt. Das „Biri“ umgab ein Holzzaun, den die Bauern aufstellen mußten.

Die Bauernhäuser, die aus Holz oder Lehmwutzeln gebaut waren, hatten noch keine Scheunen, sondern Schupfen und waren einfach eingerichtet (nur Tisch, Bänke, Stühle, Truhen, Reiten, offene Herde und keine Glasfenster). Wachsame Hunde bewachten Haus und Hof. Weide und später der Wald gehörten der Gemeinde u. z. nur den bestifteten Hausbesitzern, die sich Nachbarn nannten. Der Wald hatte damals noch eine größere Ausdehnung als heute. Ackerbau, Viehzucht und Gemeinschaftsleben wurden nach gesetzlichen Bestimmungen geregelt, die jedes Jahr den Erwachsenen im Banteiding erklärt wurden.

Die ältesten Handwerker sind: der Schmied, der Binder (Weinbau), Schuster, Zimmermann, Schneider, Bäcker und Müller. Die Kleidung war einfach und dauerhaft: Holz- und Lederschuhe, Filzhut, Wetterfleck, Schafpelz, Kniehose und Rock. Viel heidnisches Brauchtum und Aberglaube lebten im Volke, welche die Kirche nicht beseitigte, sondern christianisierte. Die Rechtsprechung war hart und die Strafen grausam; man sparte nicht mit der Todesstrafe. Das Asylrecht hatte eine große Bedeutung. Neben dem Geldhandel blühte das alte Tauschgeschäft. Für die Siedler, die einen schweren Lebenskampf führten galt der bekannte Satz: Die erste Generation hat den Tod, die zweite die Not und die dritte erst das Brot.

Die Kolonisation unserer Heimat war und ist ein Ruhmesblatt des deutschen Volkes. Unser Landschaftsbild erhielt jene Form, die Jahrhunderte überdauerte und die wir heute in der Grundform klar erkennen. Bei der 900-Jahrfeier der Marktgemeinde wollen wir mit Dankbarkeit und Ehrfurcht jener Ahnen gedenken.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 22. 8. 1957, S. 3

Zur Frühgeschichte Wilhelmsdorfs

Das Poybachtal war schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt, wie dies die zahlreichen Funde aus den verschiedenen Zeitabschnitten beweisen. Als die Langobarden um 568 unser Gebiet verließen, wanderten Slawen ein, welche im Poybachtal sich ansiedelten. Bei Wilhelmsdorf errichteten sie eine Wehranlage (Hradec genannt — heute „Gratzeln”), die mit einem Graben, Wall und Palisaden umgeben war und im Kriegsfall Frauen und Kindern Schutz bot. Das Sumpfgebiet am Poybach war dieser Anlage günstig und erhöhte ihre Sicherheit.

Unsere Heimat gehörte damals zum Großmährischen Reich, das die Ungarn im Jahre 907 zerstörten und bis 1041 besetzt hielten; diese gründeten an der alten Verkehrsstraße mehrere Orte: Schoderlee bei Großkrut, Fallbach, Ungerndorf, Gaubitsch und Schoderlee.

Wilhelmsdorf ist eine spätere Gründung, die, wenn man eine Karte betrachtet, zwischen Poysdorf und Hadersdorf eingeschoben wurde; denn sie besitzt einen sehr kleinen Burgfrieden. Dr. Mitscha Märheim vermutete eine Siedlung im Mistelbacher Wald, wo heute die Flur „Einzehnbrunn” liegt, die aber sicher nur kurze Zeit bestand, da ihre ungünstige Lage die Bewohner zur Abwanderung zwang. Sie fanden neben dem Poybach eine bessere Stelle und genossen den Schutz der Nachbargemeinden im Kriegsfall.

Die Ansiedler wohnten neben dem slawischen Rest, der aber bald verschwand und in der neuen Gemeinde aufging; die Holz- und Lehmhäuser schlossen sich an die alte Wehranlage an. Die Siedler waren keine freien Bauern, sondern Hörige, die dem Grundherrn gehörten und ihm auch Robot sowie Zehent leisteten; als Zeitpächter hatten sie kein Erbrecht; denn ihr Grundherr konnte sie entlassen = abstiften, wenn ein stichhältiger Grund vorlag. Der Ortsgründer, Lokator genannt, hatte einen Hof (curtis), heute Haus Nr. 5; er war der wirtschaftliche Mittelpunkt der Siedlung, die in den ersten Urkunden villa Willihalmisdorf heißt. Die Bauern waren gering bestiftet, da es nur Halb- und Viertellehner gab.

Der Lokator vertrat den Grundherren, der damals Schutz- und Schirmherr seiner Untertanen war; er nahm den Dienst, die Naturalabgaben und den Zehent ein, leistete keine Robot und übte die Dorfgerichtsbarkeit aus; vor seinem Haus stand der Gerichtsstock, der dieselbe Bedeutung hatte wie der Pranger in den Märkten. Für seine Mühe bewilligte ihm der Grundherr das Schankrecht und den 3. Pfennig beim Gericht. Die Verbrecher = Malefizpersonen kamen vor das Landgericht. Der Hof des Lokators war etwas größer als der Besitz eines Halblehners; es waren dies die „Hofacker“ — noch 1820 so genannt.

Wilhelmsdorf ist der Anlage nach ein Zeilendorf mit einer Häuserreihe neben der Straße. Da der Anger fehlte, hatte das Geflügel hinter den Bauernhäusern den Auslauf — die Flur hieß „Hinderkrätzen“ (1512). Der „Beingarten“ lieferte Honig und Wachs. Von den Weingärten am Hundsberg richten die Bewohner 1912 als Zehent zu Michaeli jährlich 1 Pfund Wachs, ebenso von den 10 Joch Äckern, die der Poysdorfer Pfarrer als Lehen vom Stift Klosterneuburg hatte.

Mit der Zeit entwickelte sich die Dorfgemeinschaft unter den Bewohnern, sowie die Nachbarhilfe in Not und Gefahr. Ihre Rechte und Pflichten waren im Dorfrecht genau festgelegt, das der Grundherr alle Jahre im Banteiding verkünden ließ, zu dem jeder Erwachsene erscheinen mußte. Die Rechtssprechung war hart und die Todesstrafe stand auf vielen Verbrechen. Gegen die Blutrache kämpften zähe die geistliche und weltliche Obrigkeit; dafür gab es zahlreiche Asylstätten und Freiungen, z. B. in Poysdorf beim Hündischen Hof. Diese Einrichtung war geeignet, die Blutrache einzudämmen, was auch mit der Zeit geschah.

Die Weidetiere, die sich täglich am Morgen beim Falltor sammelten, trieb der Halter mit seinem Knechte auf die Gemeindeweide beim Walde. Der Triftweg — heute „Weite Gasse“ genannt — führte neben dem Runsenbach durch die Felder. Der Getreide- und Weinbau waren durch die Dreifelderwirtschaft und durch den Flurzwang genau bestimmt. Die Bauern reichten dem Grundherrn Wachs, Käse und Schafhäute.

1190 schenkte Heinrich von Perchtoldsdorf die „villa, que dicitur Willihalmisdorf“ (das Dorf, das Willihalmisdorf genannt wird) dem Stifte Klosterneuburg, bei dem es bis 1848 verblieb. Die Bewohner waren Stiftsuntertanen, denen es im 13. Jahrhundert nicht schlecht ging. Der Bauer konnte seine Erzeugnisse gut verkaufen, Dienst und Abgaben waren mäßig, sodaß in den Dörfern eine gewisse Wohlhabenheit herrschte. Die Bauern waren stolz und protzig, huldigten dem Würfelspiel und wollten selbst Ritter sein. Die sittlichen Zustände jener Zeit schildert die Dorfgeschichte Meier Helmbrecht. Die Landflucht der Jugend tauchte damals bei uns zum ersten Male auf.

1258 besaß das Stift in Wilhelmsdorf 12 Bauernlehen und 4 halbe Hofstätten; es reichte vom Hof bis zum Falltor = die erwähnte „Oberzeil“; die Häuser unter dem Falltor wurden später gebaut (die kurze Zeile). Die Gemeinde reichte 1414 den Herren von Liechtenstein zu Weihnachten 80 den Waisat (ein Geschenk, das mit der Zeit eine Abgabe wurde). Wilhelmsdorf gehörte anfangs zur Falkensteiner Pfarrkirche, später zur Poysdorfer. Das Landgericht befand sich in Feldsberg. Der Landrichter bekam, wenn er wegmüde war, im Gasthaus zur Stärkung nur „im Pfennwert Wein“, verboten war es ihm, abzusteigen oder über Nacht zu bleiben. Tat er es, so konnten ihn alt und jung mit Scheitern „aus dem aigen schlagen“. Hatte die Gemeinde einen Verbrecher = Malefixperson eingesperrt, so mußte ihn der Landrichter zur festgesetzten Stunde und am vereinbarten Tage beim Grenzstein des Dorfes abholen. Der Gemeindediener führte ihn zum Stein; war der Landrichter nicht da, so rief er dreimal laut: „Herr Landrichter!“ Meldete er sich nicht, so band der Diener den Verbrecher mit einem Zwirnfaden an den Stein und ging nach Hause. Heilig war das Hausrecht in Wilhelmsdorf. Erwischte der Hausvater einen Lauscher beim Fenster oder bei der Tür und stach ihn nieder, so war er frei; nur mußte er den Toten mit den Füßen aus den Dachtropfen ziehen und auf die Wunde einen Pfennig legen.

1512 besaß Klosterneuburg in Wilhelmsdorf 13 Bauernlehen und 6 Hofstätten.

Quellen: G. Winter „Niederösterreichische Weistümer“.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 23. 3. 1961, S. 5

Zur Geschichte der alten Bader

„Die Gesundheit ist ein großer Schatz”, sagt mit Recht das Volk. Kommt aber eine Krankheit, so brauchte der Mensch in alter Zeit einen Arzt, damit der Kranke wieder seine Gesundheit erlangt. Immer gab es hilfreiche Menschen, die dem Nächsten mit Rat und Tat zur Seite standen.

Im Mittelalter hießen die Aerzte beim Volke Bader, die kein Studium brauchten; sie waren Handwerker, die Lehrlinge und Gesellen hatten. Die Meister schlossen sich in der Baderzunft zusammen, um in der Gemeinschaft eine wichtige Vertretung zu haben. Der Lehrling diente 3 Jahre, dann wurde er Geselle und mußte auf Wanderschaft gehen, um sein Wissen zu bereichern. Die Werkstätte des Meisters hieß Badstube.

In den größeren Städten wirkten schon Aerzte, die eine Hochschule besucht hatten — Wien, Padua oder Bologna. Ein solcher Dr. der Medizin war Michael Puff aus Schrick (1400—1479). Er wirkte an der Wiener Universität als Lehrer und bekleidete elfmal das Amt eines Dekans. Gerühmt wird seine Menschenfreundlichkeit, der sich auch der Armen und Alten annahm; da er sie auch unterstützte, hatte er in Wien einen guten Ruf. Er machte sogar anatomische Studien und verfaßte das Buch „Ausgebrannte Wasser”, das 30 Auflagen erlebte; er heilte mit Pflanzen. Im Stephansdom fand er seine letzte Ruhestätte.

Ein Krebsschaden für die Kranken waren die Quacksalber, die mit ihren Heilmitteln oft einen schweren Schaden anrichteten. 1414 zählte man in unserer Heimat in den Liechtensteinischen Gemeinden Badstuben in Mistelbach, Eibesthal, Gnadendorf, Rabensburg, Ringelsdorf und in Schönstraß — dieses Dorf verschwand in den Kriegswirren und lag sicher bei Hausbrunn. Der Bader schnitt den Männern die Kopf- und Barthaare, besorgte das Bad, riß den Kranken die Zähne, hatte in seinem Laden Pflaster, Salben, Tränklein und Heilkräuter. Knochenbrüche waren unheilbar, sodaß der Kranke sterben mußte. Er kurierte die Leute nach seiner Art; wichtig war damals das Aderlassen (Blut abnehmen). Die Reinlichkeit ließ viel zu wünschen. Für das Bad benötigte er viel Holz, vergleiche die Baderleiten bei Mistelbach.

Der Bader besuchte auch die Jahrmärkte, hatte da einen besonderen Stand, in dem er seine Heilmittel zum Kaufe anbot; er schrie, lärmte und pries seine Ware genau so an wie die anderen Kaufleute.

Ein hervorragender Arzt war Paracelsus (1493 - 1541), der ein Buch, „Die große Wundarznei”, verfaßte. Er lebte mehrere Jahre in Kromau — Südmähren. 1499 führte die Regierung die Armenärzte ein, eine soziale Tat, die wir heute noch bewundern. Allgemein klagte man über das geringe Wissen der Bader, die oft starke Weintrinker waren. Noch heute sagt man: „Der frißt wie ein Mader (Getreidemäher) und sauft wie ein Bader.” In dem Doktor Eisenbart haben wir das Urbild eines Volksbaders aus vergangenen Tagen. Das Lied von ihm ist allgemein bekannt.

1514 wird ein Badhaus in Wilfersdorf erwähnt. Die Renaissance hatte auch auf das Gesundheitswesen einen starken Einfluß. Die Regierung errichtete in Mistelbach eine Landschaftsapotheke. Gute Aerzte hatten die Wiedertäufer, bei uns Habaner oder Brüder genannt, die auf den Hochschulen in Padua und Bologna ausgebildet wurden. Obwohl es den Katholiken verboten war, diese Aerzte um Hilfe und Rat aufzusuchen, taten sie es doch bei schweren Krankheiten. Kaiser Rudolf II. (1576—1612), der in Prag regierte, verlangte, als er schwer erkrankte, einen Habaner-Arzt aus der Umgebung von Nikolsburg.

Um 1530 verfaßte ein unbekannter Arzt dieser religiösen Sekte „die Groß-Schützener Heilslehre”, die ein Gegenstück zur „Großen Wundarznei” des erwähnten Paracelsus sein sollte. Sie geht von dem Grundsatz aus: Es ist besser, durch eine vernünftige Lebensweise der Krankheit vorzubeugen als sie zu heilen. In dieser Heilslehre finden wir genaue Vorschriften über den Genuß der Lebensmittel, über die Zubereitung, den Nährwert und über Nutzen so wie Schaden der Speisen; der Verfasser besaß sicher ein umfangreiches Wissen; er erwähnt Aussprüche griechischer, arabischer und jüdischer Aerzte, so daß er weit über unsere Bader in der Heilkunde ragte.

1542 wurde die erste weibliche Leiche kunstgerecht seziert. Da gab es eine große Aufregung, weil das Berühren und Zerschneiden eines toten Körpers den Menschen unehrlich mache; so war ja auch der Totengräber, der Scharfrichter und der Viehhirt ein Unehrlicher, die keine Standesehre besaßen. In Wien konnte 1549 die erste Operation durchgeführt werden. Im gleichen Jahr ordnete die Regierung an, daß der Samstagnachmittag frei sein sollte, damit die Leute ein Reinigungsbad nehmen konnten.

Die Mistelbacher hatten kein Vertrauen zu ihrer Apotheke (1570), da sie lieber die Arzneien in Wien kauften. In der Wienerstadt mußten nach 1571 die Straßen gekehrt werden, weil Schmutz und Unrat nur Krankheiten hervorrufen. Die Regierung verlangte 1577, daß für jedes Viertel des Landes ein tauglicher Doktor der Medizin angestellt werde.

Auf dem Mistelbacher Pfarrholdengrund ließ sich um 1700 der Barbier Johann Wohleben nieder und übte durch 2 Jahre seinen Beruf ungehindert aus; plötzlich erhob der fürstliche Bader Georg Sterz gegen ihn Beschwerde, weil er zum Baderberuf nicht geeignet wäre; deshalb verlangte er vom Fürsten seine Entfernung.

1605 gründete der Fürst Karl von Liechtenstein in Feldsberg ein Spital und berief die Barmherzigen Brüder zur Pflege der Kranken; es war dies etwas ganz Neues, da es nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleitet wurde; es war ein Segen für die leidenden Untertanen in den umliegenden Dörfern. Die Baderleiten im Mistelbacher Walde übernahm 1607 die Herrschaft Wilfersdorf.

Nach einem Bericht vom 29. März 1616 war die Mistelbacher Baderzeche mit der Lade vor einigen Jahren nach Laa transferiert worden. Mistelbach besaß zwei Apotheken, u. zw. eine Markt- und Landschaftsapotheke. Das Badstübel des Marktes verfügte über folgende Einrichtung: Zinn- und Kupfergeschirr, Gewehre, Dolche, 1 Mantel von ungarischem Tuch, Kleider aus Samt und Atlas, ein „Brüstel” von türkischem Zeug, gebrauchte Tische und Handtücher, marmorene Tischplatten, 32 Handtücher, viel Wäsche, Zwirn aus Schlesien, Bänder aus Köln a. R., Pariser Männer- und Frauenstrümpfe, Kinderstrümpfe aus Baumwolle, ein Himmelbett, Bratspieß, Rost, hözerne Mörser, Hackstock und Hosenbänder aus Nürnberg.

Die Renaissance rüttelte die Geister wach und wies der Wissenschaft neue Wege. 1621 mußten die Habaner unser Land verlassen und nahmen die erwähnte Heilslehre mit nach Groß-Schützen. 1621 wurde in Prag der berühmte Anatom Dr. Johann Jessenius als Rebell hingerichtet; am 21. Juni riß ihm der Scharfrichter die Zunge heraus, dann schlug er ihm den Kopf ab und teilte den Körper in 4 Teile; der Gelehrte war eine Leuchte der Wissenschaft.

In Feldsberg ließ der Fürst Liechtenstein das Spital neu aufbauen und erweitern. In Pestzeiten mußten die Badstuben sperren. 1645 entfaltete in Poysdorf, als die Pest hier wütete, der Bader Hans eine segensreiche Tätigkeit. Doch war er zu schwach, um diese Krankheit mit Erfolg zu bekämpfen. Da mußte der Herrgott helfen. 1650 konnten in Mistelbach die beiden Apotheken vereinigt werden; es geschah dies durch einen Todesfall und Heirat. Der Poysdorfer Baderknecht Sebastian Schwarz kaufte 1656 das Wilfersdorfer Badhaus, das neben der fürstlichen Schmiede lag. Der Wunderdoktor Adam Günter zeigte in Mistelbach auf den Wochenmärkten seine Kunst und die Arzneien; dabei schrie er wie die Nikolsburger Juden und lockte so die Käufer zu seinem Stand. Gar oft gingen die Bader mit ihren Salben, Kräutern und Pflasten in den Dörfern hausieren; dasselbe taten die Kurpfuscher.

Die Badstube lag in Mistelbach auf einem Pfarrgrund; der Apotheker hieß Matthias Groß. In der Pestzeit 1679/80 starben viele Bewohner des Weinlandes; so zählte man in Obersulz täglich 5—6 Personen, die nicht im Friedhof, sondern in einem Massengrab ihre letzte Ruhe fanden.

Der Mistelbacher Bader nahm 1685 von einem Aderlassen 3 Groschen, von den umliegenden Orten 6 Denar; mußte er über Feld gehen, verlangte er sogar 9 Denar; das war den Mistelbachern aber zu teuer. Bader gab es noch in Paasdorf, Wilfersdorf, Prinzendorf und Zistersdorf. Der Mistelbacher Bader hieß 1710 Gregor Sterz; er war bei den Schützen des Marktes Schützenmeister. Seit 1700 führten die Mistelbacher Klage über die schlechten Pulver und Arzneien, die der Apotheker verkaufte; die Bewohner hatten kein Zutrauen zu dem Apotheker, besonders als 1712 ein Kranker an einem Medikament gestorben war. Der Barbier Johann Wohlleben hatte 1715 keine Berechtigung, sein Gewerbe in Mistelbach auszuüben.

Der Markt besaß 1716 eine Landschaftsapotheke sowie einen Landschafts-Physikus; nun sollte neben dem Markt-Bader auch ein Landschafts-Bader angestellt werden; doch für 2 wäre kein Platz, sodaß beide keinen Verdienst hätten. Der Wilfersdorfer Bader Jakob Stanzel versprach 1717, alle Armen der fürstlichen Herrschaft in Wilfersdorf, Bullendorf, Kettlasbrunn, Eibesthal und Erdberg sowie die Waisenkinder, wenn sie bei der Robot einen Schaden erleiden sollten an ihrer Gesundheit, unentgeltlich zu behandeln und ihnen Beistand sowie Hilfe zu leisten. Der Bader verlangte 100 fl Entlohnung im Jahr und Befreiung seiner Person von jeder Robot. Als 1718 die Fürstin Marianne schwer erkrankte, mußten die Untertanen in Wilfersdorf und in den anderen Dörfern der Herrschaft fleißig beten, vor allem zu den 14 Nothelfern. Die fürstliche Herrschaft zahlte 1720 für ihre Leute den Wundarzt und die Begräbniskosten; zum ersten Mal taucht hier der Titel Wundarzt auf. Das Wilfersdorfer Badhaus zahlte als Hofstatthaus im Jahr 1 fl 30 kr Dienst, die anderen nur 8 Kreuzer. Es lag neben der fürstlichen Schmiede (von 1601 bis 1724).

1731 heiratete der Bader Josef Winkler die Witwe des verstorbenen Baders Simon Haller und wurde so sein Nachfolger; er übernahm auch seine 7 Kinder. Das Wilfersdorfer Schloß dürfte eine bescheidene Hausapotheke gehabt haben, da einmal von Apothekergewichten die Rede ist. Damals klagte die Obrigkeit über die schlechten Wohnverhältnisse in den Dörfern; viele Wohnhäuser standen auf den Preßhäusern, waren sehr klein und hatten neben der Graskammer nur einen Wohnraum.

Von 1766 an mußte jeder Verstorbene vom Bader genau beschaut werden; dabei war in Poysdorf auch der Markt- und Grundrichter anwesend; ohne Beschau durfte der Tote nicht begraben werden. Die Kranken, die ein Vermögen besaßen, besuchten das Bad Pyrawarth und Voitelsbrunn in Südmähren; es waren dies recht bescheidene Kurorte im Weinland; auch in Poysdorf gab es beim Rabrunn eine Zeitlang Bäder für Kranke.

Heilmittel, die der Bader gebrauchte: Bei Lungenentzündung — ein Topfenpflaster auflegen, auch Terpentindämpfe waren gut. Lungenkranke sollten sich in einem Kuhstall aufhalten. Bei Zahnweh legte man eine zerschnittene Kartoffel auf. Bei Kopfweh hilft Sauerkraut, das der Kranke auf die Knie legte. Einem Gelbsüchtigen soll man ins Gesicht spucken. Frostbeulen reibt man mit einer Schweinsblase, auch ein frischer Kuhdünger half. Wer das Reißen hat, legt ein Sackerl voll warmer Kastanien auf oder nimmt ein Fußbad, das zerriebene Kastanien enthält; auch das Schlagen mit Brennesseln hat eine gute Wirkung, ebenso ein warmer Ziegel und heiße „Heuflaumen”’; wenn im Frühling der Kranke die erste Schwalbe sieht, soll er sich auf der Erde wälzen.

Bei Halsweh zerreibt man Pech, legt es in ein Tuch und bindet es um den Hals; manchmal hilft ein feuchter Dunstumschlag. Bei Blutvergiftung wendet man mit Erfolg ein Bad in einem Tee von Käspappeln. Warzen verschwinden, wenn man sie mit dem Saft von Schöllkraut bestreicht. Bei Nieren- und Blasenleiden trinkt man den Tee von Schachtelhalmen oder Hauhecheln. Gegen eine Erkältung nimmt man Tee von Lindenblüten und Holunder, bei Kolik hilft Fenchel-, Kümmel- und Kamillentee; dieser ist auch gegen Furunkeln gut. Melissentee eignet sich gegen Herzkrankheiten; gegen Magenkrankheiten nimmt man Wermut- und Tausendguldenkrauttee. Für innere Krankheiten schrieben die Bader Baldrian, Kamillen, Labkraut und Johanniskraut vor; dieses nannte das Volk Hexenkraut. Bei Verstauchung eines Gelenkes ist ein Pech- oder Harzpflaster gut. Zur Stärkung der inneren Organe eignet sich der Genuß von Knoblauch, Zwiebeln und Kraut. Gegen Augenkrankheiten hilft der Tee von Augentrost, die Einnahme von Fenchel und Honig. Dieser war ein Allheilmittel wie Sauerkraut.

Bei Ruhr und Durchfall wirken getrocknete Heidelbeeren. Bei einem harten Stuhl verzehrte man am Morgen aufgeweichte Dörrpflaumen. Bei Blutungen legt man Spinnwebennetze auf die Wunde. Die Schönheit des Körpers fördert der Genuß von Sauerkraut und kaltem Kaffee. Neugierige Leute sterben bald. Wer mit dem Finger auf den Regenbogen zeigt, bekommt den Fingerwurm.

Einen besonderen Schutz brauchten die Kleinkinder gegen den „Bösen Blick” der Hexen und gegen das „Verschreien”. Auf die Wiege malte man ein Drudenkreuz; um den Hals band man dem Kinde eine rote Binde, hing daran ein Kreuz oder ein Amulett; man hielt den Daumen und spuckte dreimal aus, damit der Hexenzauber keine Wirkung hat. Damit die Kinder recht lange schlafen, reichten ihnen die Mütter einen Tee von Mohnköpfen. War im Hause jemand krank und schrie ein Nachtvogel (Totenvogel genannt), so stirbt der Patient. Der Luftzug sowie die Nachtluft schaden dem Körper; dies war eine allgemeine Anschauung, die selbst der berühmte Philosoph Kant vertrat. Viele Krankheiten verbreiteten die Hexen; alte Frauen ließ man nicht in das Krankenzimmer treten. Wenn Frauen starben, regten sich die Leute nicht sehr auf; denn es ‚hieß: ‚„Weibersterben kein Verderben, aber das Roßverrecken bringt den Bauer an den Bettelstecken.”

Im Aberglauben und in der Religion hatten unsere Ahnen Helfer, die bei Krankheiten angerufen wurden. Frauen verstanden das Gesundbeten; man opferte den Heiligen Kerzen, Wachsfiguren und gelobte eine Bußwallfahrt; solche Wachsopfer sieht man noch heute in Altruppersdorf und Wilhelmsdorf bei Maria Bründl. Zu Ostern schluckten die Leute ein Palmkatzerl, damit sie gesund bleiben. Mädchen sowie Frauen schlug man mit der Osterrute (in Herrnbaumgarten).

Blutsteine und Schluckbildchen schützten vor Krankheiten; letztere sah ich 1922 in Mariazell. Verschiedene Amulette trugen Kinder und Erwachsene um den Hals, damit sie von jeder Krankheit verschont bleiben. Kleinkindern setzte man Lorettohäubchen auf oder schmückte sie mit der Fraisenkette; auch der Antoniussegen war ein Heilmittel gegen Kinderkrankheiten.

Andere religiöse Heilmittel: Der Leonhardisegen, das Cholerakreuz, der Pestpfennig, der Sebastianipfeil, das Ulrichskreuz, der Blasiussegen — noch heute in den Kirchen gespendet — und der Laurentiussegen gegen Brandwunden. Die Wallfahrer wuschen sich im Wasser des Gnadenbrunnens die Augen und Füße, sie nahmen sogar eine Flasche voll Wasser mit nach Hause; daher der Name Maria Heilbründl bei Poysdorf. Zu Weihnachten tranken die Bauern den geweihten Johanneswein, damit sie im kommenden Jahr gesund bleiben (in Kleinhadersdorf). Beim Sonnwendfeuer im Juni sprang die Jugend durch die Flammen, die jede Krankheit abwehrten. Weit verbreitet war der Jakobssegen, der Jakobsbalsam und die Jakobssalbe, die gegen alle Krankheiten schützten.

Einzelne Heilige genossen einen besonderen Ruf: Gegen die Pest — die hl. Maria, Rochus, Sebastian, Rosalia, Franz Xaver und Karl Boromäus, ganz besonders die hl. Dreifaltigkeit; gegen Zahnweh — der hl. Koloman und die hl. Apollonia, gegen die Kinderkrankheiten der hl. Pankraz. Wer nach einer schweren Krankheit gesund wurde, widmete der Kirche ein Votivbild, die in letzter Zeit verschwanden, z. B. bei Maria Bründl in Poysdorf. Viele Gemeinden verlobten sich, damit sie von der Pest verschont bleiben, einem Gnadenort — Mariazell, Wranau, Schoßberg, Altruppersdorf, Karnabrunn usw. Die Heilkräuter sammelte das Volk in der Zeit von August bis September; sie wurden getrocknet und auf dem Dachboden aufbewahrt. Erfahrene Personen machten damit ein Geschäft, man nannte sie Dürrkräutler, die man noch heute z. B. in Wien findet.

Desinfektionsmittel waren: Essig, Alkohol und der Rauch von Wacholdersträuchern. Die Bauern bestrichen ein- oder zweimal die Wände der Wohnräume mit Kalk. In Wilfersdorf geschah dies immer, wenn die fürstliche Familie zum Sommeraufenthalt erschien. In den Dörfern beachtete man die Desinfektion nicht genau, denn es hieß: „Habe ich im Haus das ‚Gefraß’ (Krankheit), soll es auch der Nachbar haben.”

Die Zeit der Aufklärung brachte einen Wandel in der Heilkunde, da sich der Staat seiner Aufgabe bewußt wurde. Der Ruf des Franzosen Rousseau (+1778) „Zurück zur Natur” wurde zur Richtschnur für die behördlichen Anordnungen. Die treibende Kraft der Reformen war der Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia van Swieten. Man erkannte den hohen Heilwert des Wassers, der frischen Luft, der Sonne und der körperlichen Bewegung. Die Heilkunde wurde auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt. Die Bader und Hebammen mußten Fortbildungskurse an der Wiener Hochschule besuchen und eine Prüfung ablegen. Wer Wundarzt werden wollte, hatte 2 Jahre an einer Hochschule zu studieren. Der Militärarzt hieß Feldscher.

In Mistelbach wirkte 1770 der Landschaftsphysikus Dr. Lorenz Hofmann, dessen Pflichtkreis weit gesteckt war, er behandelte die Armen, die Dienstboten, die Spitäler sowie die Gefangenen im Landgericht, er gab ihnen auch Arzneien; da sein Jahreseinkommen gering war, ersuchte er die Wilfersdorfer Herrschaft um eine monatliche oder jährliche Beihilfe; sein Jahreseinkommen betrug nur 100 fl. Er untersuchte auch die Sträflinge, bevor sie gefoltert wurden, ob sie die Schmerzen dabei auch aushalten.

1784 verbot die Regierung alle Votivtafeln, die aus den Kirchen entfernt werden sollten; doch blieben viele erhalten, z. B. in Poysdorf. Nach 1785 führten die Wundärzte genau Protokoll über Krankheit und Todesursache der Verstorbenen; jeder Tote mußte beschaut werden.

In Poysdorf gab es ein Haus Nr. 327 alt mit einem radizierten chirurgischen Gewerbe — es war mit dem Haus verbunden und der Besitzer konnte das Gewerbe ausüben; das Volk nannte diese Einrichtung „Theresianische Konzession”. Nach 1826 untersuchte der Wundarzt auch jene Leute, die das Landgericht zu einer Prügelstrafe verurteilte; auch jene Untertanen, die wegen einer angeblichen Krankheit nicht roboten wollten, überprüfte der Arzt. War ein Armer nicht imstande, die Kosten seiner Krankheit zu bezahlen, so tat dies das herrschaftliche Waisenamt.

Die Wundärzte klagten über die schlechten, ungesunden Wohnungen, die ihnen beim Amtsantritt die Gemeinden zuwiesen; diese wieder beschwerten sich über die Unfähigkeit und über die Unkenntnis, die oft die jungen Aerzte zeigten. Das Volk hatte kein Vertrauen zu ihnen und ging lieber zu den Kurpfuschern. Die Wilfersdorfer Herrschaft überwies dem Wundarzt 1836 jährlich 61 fl, 4 Klafter hartes und weiches Holz, 4 Metzen Weizen, 16 Metzen Korn und 2 Metzen Gerste.

2 bescheidene Bauernärzte aus Schlesien beeinflußten mit ihren Erfahrungen die Heilmethode ihrer Zeit; es waren dies Vinzenz Prießnitz aus Gräfenberg (1799—1851) und Johann Schroth aus Lindwiese (1798—1856). Beide waren erfahrene Naturbeobachter, die im Geiste des Franzosen Rousseau ihre Heilkunst aufbauten. Prießnitz sagte: „In feuchter Wärme gedeiht Getreide, Obst und Wein, selbst Fleisch und Bein.” Er kurierte mit reinem Wasser, mit Waschungen, mit feuchten Dunstumschlägen und verlangte vom Kranken eine Abhärtung des Körpers. Schroth ist bekannt mit seiner Semmelkur, mit seinem Haferschleim, mit Wein und Trockenkost. Er forderte Spaziergänge in der Sonne und in der Waldesluft sowie Mäßigkeit in Essen und Trinken. Beide bauten sogar Heilanstalten und behandelten die Patienten nach ihrer Methode.

1843 starben im Weinlande 348 Personen an Lungenschwindsucht, die den Wundärzten große Sorgen bereitete, weil sie mit dieser „gewöhnlichen Krankheit” nicht fertig wurden; es war eine traurige Erscheinung in der Geschichte der Heilkunst. Damals verschwanden langsam die Bader. 1866 wirkten in Poysdorf 1 Arzt und 2 Wundärzte; diese nannten sich auch Chirurg, Landarzt und praktischer Arzt. Die Barbiere rissen auch Zähne dem Patienten — in Poysdorf noch um 1890.

Am 30. April 1870 erließ die Regierung das Reichssanitätsgesetz, das die Heilkunde und den Arztberuf für das ganze Reich einheitlich regelte. Das Land wurde in Sanitätsdistrikte eingeteilt, von denen jeder 3.000 bis 5.000 Seelen zählte; in Städten mit 10.000 Einwohnern hieß der Arzt Stadtarzt, sonst Distriktsarzt; von ihm wurde ein Hochschulstudium und das Diplom als Doktor der gesamten Heilkunde an einer inländischen Universität verlangt. Die Gemeinde hatte das Vorschlagsrecht, die Anstellung und Besoldung übernahm der Staat. In jedem politischen Bezirk überwachte ein Amtsarzt die sanitären Verhältnisse, doch besaß er keine Praxis.

Der Distriktsarzt schenkte seine Aufmerksamkeit den ansteckenden Krankheiten in den Dorfgemeinden; er betreute die Armen sowie die Hilfsbedürftigen, führte in den Schulen die Pockenimpfung durch, die Leichenbeschau, die Orts- und Gewerbehygiene, schaute auf reine Straßen und auf die Hebammen, auch führte er eine Hausapotheke, wenn nicht eine solche in 5 km Nähe war. Er arbeitete mit der Gemeindevertretung in Angelegenheiten der Gesundheitsverhältnisse zusammen; er berichtete genau alle Fehler und Gebrechen an die Behörde = Bezirkshauptmannschaft. Widersetzten sich Leute seinen Anordnungen, so konnte er die Mithilfe der Gendarmerie verlangen.

Es war ein wichtiges, grundlegendes Gesetz, das so wie das Reichsvolksschulgesetz dem Geiste der liberalen Zeit entsprach; es stieß aber auch auf dem Lande auf Widerstand. Dies galt besonders von dem Impfzwang, den einzelne Gemeinden ablehnten. Langsam verschwanden in den folgenden Jahren die Wundärzte, die mit ihren Methoden nicht mehr in die Neuzeit paßten. Von 1873 an mußte der Doktor auch bei einem Brande erscheinen und Hilfe leisten, wenn es notwendig war. Eine renitente Gemeinde war Ketzelsdorf, das sich gegen die neuen Anordnungen wehrte. Da klärte er die Leute auf und belehrte sie, daß die Impfung gegen verschiedene Nachkrankheiten schütze — gegen Blindheit, Taubheit und Verlust der Stimme.

Als die Ruhr 1883 im Weinlande auftrat, hatten die Aerzte viel Arbeit, da die Regierung strenge Verordnungen erließ. Leider taten die Dorfgemeinden oft recht wenig und manche gar nichts. Typhusherde waren bei uns: Laa, Poysdorf, Erdberg, Mistelbach und Grafensulz; die Ursache lag in dem schlechten Trinkwasser, die Hausbrunnen waren nahe bei der Jauchegrube; die Dorfstraßen waren staubig und unrein. In den Gasthäusern mangelte die Reinlichkeit, die Trinkgläser spülte der Wirt nicht aus; das Spuckverbot achtete niemand. Der Alkoholgenuß trug viel zu verschiedenen Krankheiten bei; hier war ein Kampf aussichtslos, weil es hieß: „Der Wein macht stark”; auch die Kinder erhielten bei Tisch Wein. Da hatten die Aerzte viel Arbeit, um die Leute für einen gesunden Lebenswandel zu gewinnen.

1884 besaß das Feldsberger Spital eine Chirurgenschule. Einen Doktor der Medizin gab es in Poysdorf, Laa, Mistelbach und 2 in Hohenau; daneben zählte man im Weinlande noch immer 20 Wundärzte. Wilfersdorf lehnte einen Arzt einfach ab, weil es keinen benötigte. In Falkenstein konnte ein Arzt verhungern, da ihn die Kranken nicht aufsuchten, wenngleich es oft sehr notwendig war; die Bewohner waren sehr mißtrauisch gegen einen „Gstudierten”, der seine Weisheit aus einem Büchel schöpfte. Sagte doch noch 20 Jahre später ein Wiener Politiker öffentlich: „Wenn ich an mit einem Büchel seh’, hab’ ich schon gefressen.” 1892 zählte das Weinland noch immer 18 Wundärzte.

Großes Aufsehen erregten die Heilungen beim Gesundbrunnen in Gairing jenseits der March. Da erschienen viele Kranke, die da gesund werden wollten. Um die Ausbreitung der ansteckenden Krankheiten auf dem Lande zu verhindern, verlangte 1893 die Regierung, daß jede Gemeinde ein Notspital einrichtete; Poysdorf kam dieser Anordnung rasch nach. Die Regierung erkannte, daß diese Krankheiten und die ständige Seuchengefahr ein Unglück für das Volk waren: sie verbot das freie Ausspucken, das Ausfließen der Jauche auf die Straße und verlangte die Reinigung der Straßen; dies geschah immer an einem Samstag und war oft eine Kinderarbeit. Ungesunde feuchte Wohnungen fand der Amtsarzt in Großkrut, Schrattenberg und Atzelsdorf. Eine sanitätswidrige Schule entdeckte er in Drasenhofen, wo die Wände der Klassen mit Schimmel bedeckt waren. Die Gemeindebrunnen, die meist offen waren, mußten nun geschlossen werden.

Unsaubere Gemeinden fand er in Schrick, Bullendorf, Großkrut sowie Altlichtenwarth; dagegen zeichnete sich Ebendorf durch seine Sauberkeit aus. Mistelbach galt als gefährlicher Seuchenherd — Diphtheritis und Scharlach. 1895 bildeten sich in den Gemeinden Sanitätskommissionen, die alle Jahre an die Behörde genaue Berichte einschickten über die gesundheitlichen Ortsverhältnisse; die Gemeinden waren verpflichtet, Isolierzimmer einzurichten. Da hatten die Aerzte viel Arbeit, aber auch Aerger und Verdruß, weil die Bewohner in diesen Neuerungen nur Schikanen sahen, die Geld kosteten. Dieser stille Kampf gegen alte Vorurteile schien manchmal aussichtslos zu sein.

Der Zahnpflege schenkte man wenig Beachtung; so war um 1906 in Mistelbach ein Zahnarzt, der am Freitag in Poysdorf und am Samstag in Laa ordinierte; der sagte mir einmal bei einer Ordination: „Die Laaer Station muß ich aufgeben, weil ich nicht einmal die Miete zahlen kann“; es kamen keine Patienten. Auf Befehl der Regierung mußten 1903 die Landärzte einen Ferialkurs an der Wiener Hochschule besuchen. Beim Neubau der Poysdorfer Knabenschule verlangte 1906 der Amtsarzt ein Brausebad für die Kinder, doch lehnte es die Gemeinde ab.

Als Mistelbach 1908/09 ein modernes Spital baute, wurde es scharf kritisiert; der Bau sei nicht notwendig, weil nur Leute ins Spital gehen, die sterben müssen und das können sie daheim auch. Das Spital wird das ganze Jahr leer stehen, es sei schade um das Geld. Die Poysdorfer Feuerwehr schaffte 1912/13 einen Krankenwagen an, den sie auch bei Krankentransporten bediente.

Die beiden Weltkriege änderten die Gesundheitsverhältnisse zum Vorteil der Allgemeinheit. Der Wohlfahrtsstaat leistete in den letzten 30 Jahren ganz Hervorragendes für die kranken Staatsbürger. Die alten Vorurteile und der Aberglaube gehörten der Geschichte an; eine neue Jugend wuchs heran, überall bemerkten wir eine Besserung auf dem Gebiete eines gesunden Lebens. In Poysdorf wirkte ein Drechslermeister als Heilpraktiker noch bis 1930, der sich eines starken Zuspruchs von Kranken erfreute.

Der Landarzt hat einen schweren Beruf, der eine kräftige, gesunde Natur sowie starke Nerven erfordert; für ihn gab es früher keinen 8-Stundentag und keine Sonntagsruhe. Bei Tag und Nacht mußte er den Kranken besuchen, sobald er gerufen wurde. Bei Schnee und Regen, bei Hitze und Kälte kam er seinem Dienste nach. Er besaß ein Pferd, ein Wagerl und einen Knecht, wenn er in die Nachbardörfer zu seinen Kranken fuhr. Da erkannte man ihn sofort; oft mußte er schlechte Straßen und Feldwege benützen, um sein Ziel zu erreichen. Längst hat das Auto das Wagerl von ehedem verdrängt; doch ist sein Wirkungskreis größer geworden, weil er mit schriftlichen Arbeiten überlastet ist; da hilft ihm oft die Frau, damit er sich mehr den Kranken widmen kann. Macht er einen Fehler oder stellt er eine schlechte Diagnose, so verliert er das Vertrauen der Bewohner, die nicht einsehen wollen, daß jeder Mensch irren kann. Der Anfänger braucht viel Geld, um sein Ordinationszimmer zeitgemäß einzurichten.

Mancher Landarzt betätigt sich im Gemeindeleben, ist bei den Vereinen und leistet so eine Kulturarbeit, die leider wenig oder gar nicht beachtet wird. Nach dem Zweiten Weltkrieg machte sich auch bei diesem Beruf eine Landflucht bemerkbar; denn die jungen Aerzte lehnen eine Stelle in einem entlegenen Orte ab, wo sie wie ein Einsiedler leben und wirken müssen; die Großstadt übt auch in diesem Stande eine Anziehungskraft aus, die fürs Land ein Verhängnis bedeutet.

Der verstorbene Ob.Med.-Rat Dr. Claus in Poysdorf sagte mir einmal: „Es war ein Fehler, daß man nicht die Heilmethoden der alten Bader, ihre Tränklein, Pflaster und Salben aufgeschrieben und überprüft hat; sie sind heute wie alte Urkunden verloren und vergessen, obwohl sie sicher wertvolle Ergebnisse für die heutige Medizin ergeben hätten.” Die alten Bader waren in ihrer Zeit Helfer und Ratgeber für die Kranken und Leidenden, da sie nach dem Dichterwort handelten: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.”

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Die Groß-Schützener Gesundheitslehre von Gerhard Eis. Brünn 1943.

Poysdorfer Gemeindearchiv — 1945 verbrannt.

Dr. Strinad: Aerztliche Versorgung und Gesundheitswesen in Nordmährisches Heimatbuch 1966.

G. Gugitz: Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Oesterreichs.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1970, S. 15 - 20

Zur Geschichte der Armenversorgung in unserer Heimat

Die Armenpflege war anfangs die Aufgabe der Kirche, die ein Drittel des Zehentes den Armen zuwies; darum war auch das Zehentgebiet der alten Pfarrkirchen Falkenstein, Alt-Lichtenwarth, Mistelbach, Oberleis, Staatz und Fallbach ein großes und umfaßte viele Gemeinden der nächsten Umgebung. Schon 1025 erhielt das Bistum Passau den kirchlichen Zehent nördlich der Donau.

Die Altersversorgung war Aufgabe der Sippe, der Verwandten und Gemeinden; um die Fremden und Durchreisenden kümmerte man sich wenig, weil man sie gewöhnlich ihrem Schicksal überließ. Da vollzog sich nach den Kreuzzügen ein großer Umschwung in dieser Auffassung zum Vorteil der Armen. Aus dem Morgenlande kam der Gedanke der Hospize und von Italien der der Hospitale (bei uns Spital genannt, was soviel wie Versorgungshaus bedeutete). War es eine Stiftung der Stadtgemeinde, so sprach man von einem Bürgerspital; die Leitung und Verwaltung lag in den Händen der Gemeinde, die den kirchlichen Einfluß stark beschränkte. Der Spitalsmeister hatte die Aufsicht über diese Einrichtung, er verrechnete die Ausgaben und Einnahmen und war der Bürgerschaft verantwortlich.

Neben den Stadtgemeinden errichteten auch die Klöster und die Grundherren derartige Spitäler. Das älteste hat die ehrwürdige Bischofsstadt Olmütz in Mähren aus dem Jahre 1055. (Wien erst 1208.)

Mit dem Spital war gewöhnlich eine kleine Kirche verbunden, die den Hl. Jakob, Martin oder Elisabeth geweiht war; der erste galt als Schutzpatron der Pilger und Wallfahrer, die nach den Kreuzzügen in großen Scharen unsere Straßen belebten und manchmal eine wahre Landplage für die Gemeinden wurden.

Die Johanniter in Mailberg stifteten in unserer Heimat das erste Spital im Jahre 1263. Ihrem Beispiele folgten die Bürger der Stadt Laa, die 1295 ein Hospital zum heil. Jakob besaßen, das nicht nur für arme Bürger bestimmt war, sondern auch durchreisende Pilger aufnahm und sie pflegte, wenn sie erkrankten; darauf deutet ja schon der Name des Patrones. Dazu lag die Stadt Laa im Schnittpunkte mehrerer Verkehrsstraßen, wo die Pilger in großen Mengen zusammenströmten.

Ein altes und gut bestiftetes Spital besaß der in der Geschichte des Weinbaues so berühmte Markt Falkenstein; das genaue Jahr der Stiftung läßt sich leider nicht ermitteln. Der heute noch sehenswerte Spitalshof wird 1380 erwähnt.

Feldsberg hatte auch ein altes Spital, für das am 5. März 1322 die Frau Chunigunt von Schiezzenberg testamentarisch bestimmte, daß die Spitäler alle Vierteljahre ein Bad erhielten; man sorgte also auch für die leiblichen Bedürfnisse der Armen und gab ihnen Gelegenheit zu den im Mittelalter so wichtigen Bädern.

Das Mistelbacher Bürgerspital stammt aus der Zeit um 1362 und ging 1383 in den Besitz der Herren von Liechtenstein über, die es stets in hochherziger Weise förderten.

Daß in der Zeit um 1300 bei uns solche gemeinnützige Anstalten errichtet werden konnten, hat wohl seinen Grund in der wirtschaftlichen Stellung unserer Heimat in jenen Tagen; denn Laa und Mistelbach waren bedeutende Handelsplätze an den verkehrsreichen Straßen, die das Donautal mit dem der Oder verbanden. Mailberg, Falkenstein und Feldsberg müssen wir als mächtig aufblühende Weinbauorte betrachten, die ihre Wohlhabenheit diesem Wirtschaftszweig verdanken.

Die Handwerker fanden in ihren Innungen und Zünften (die älteste ist die Fleischhauerzunft in Mistelbach, 1414 erwähnt) die wirtschaftliche Stärke, die sie vor Not und Elend bewahrte; mehr noch als der Bauer pflegte der ehrsame Handwerker das Gemeinschaftsgefühl, das alle Zunftmitglieder vom Lehrburschen bis zum Meister vereinigte.

Die Kriege im ausgehenden Mittelalter, die Reformationswirren und der 30jährige Krieg ließen viele Armenstiftungen verschwinden, doch entstanden dafür neue. Der kaiserliche General Rudolf von Teuffenbach stiftete in Zistersdorf ein Spital für arme Bürger; die Herrschaft Wilfersdorf ordnete 1642 an, daß in den Kirchen „Trücherln“ aufgestellt werden für Geldspenden an die Ortsarmen. 1657 gründeten drei Poysdorfer Bürger ein Spital für 6 Ortsarme. Das Fürstenhaus Liechtenstein vergrößerte das Mistelbacher Spital.

In der Zeit der Gegenreformation bekam das Armenwesen mehr einen kirchlichen Anstrich. Die Spitäler beteten täglich den Rosenkranz für die Stifter; bei jedem größeren Begräbnis, bei den jährlichen Stiftsmessen wurden Geldbeträge an die Armen verteilt, damit sie fleißig für das Seelenheil der Verstorbenen beten. Im Testamente vermachten die Wohlhabenden den Armen größere oder kleinere Beträge. Die Herrschaften Wilfersdorf, Rabensburg und Feldsberg verteilten jeden Sonntag Almosen an die Armen. Sie gaben ihnen Getreide, Brot, Lebensmittel, bezahlten die Baderkosten sowie das Begräbnis.

1662 verlangte die Regierung, daß die Gemeinden sich mehr der Armenpflege annehmen. Das Los der Ortsarmen war noch immer erträglich im Vergleich zu den Fremden, den „Zugereisten“, um die man sich herzlich wenig kümmerte; ihnen gewährte man nicht einmal die letzte Ruhestätte im Ortsfriedhof, sondern begrub sie im Fremdenfriedhof (in Poysdorf).

Der unvergessliche Volkskaiser Josef II. regelte das Armenwesen, legte in jeder Pfarre den Armenfond an, wies die Gelder von den aufgehobenen Stiftungen und Bruderschaften den Armen zu und ordnete an, daß monatlich in jeder Kirche einmal für die Armen gesammelt werde (während des Gottesdienstes). Die Gemeinden bauten Armenhäuser, wo die Armen und Kriegsbeschädigten wohnen konnten; das Essen holten sie sich in den Häusern der Gemeinde, es war dies das „Einlegersystem“, wie es im Volksstück „´s Nullerl“ so trefflich geschildert wird; immer galt es als ein hartes Brot, das manchem alten in Ehren ergrauten Arbeiter von so einem Dorfprotzen mit bissigen Bemerkungen gereicht wurde.

Die Armenfonds verwaltete meist der Pfarrer, dem ein Armenvater zur Seite stand; strenge schaute man darauf, daß die Armen fleißig die Kirche besuchten und christlich lebten.

Im Vormärz (die Zeit des Metternich) herrschten bei uns in Österreich genug Elend und Not infolge der Arbeitslosigkeit. Da galt es, die Wunden zu heilen und die Armut in den breiten Volksmassen zu lindern. Zahlreiche Stiftungen jener Zeit beweisen das Mitgefühl der Wohlhabenheit für die Ärmsten der Armen; man nimmt sich nicht mehr der bodenständigen Bevölkerung an, sondern erfaßt auch die Fremden, die Reisenden und die wandernden Handwerksburschen.

Nach dem Sturmjahre 1848 ist sich der Staat seiner Aufgabe bewußt, sodaß er alle Verwaltungszweige der ehemaligen Herrschaften und der Kirche in seiner Hand vereinigt; den Pfarrgeistlichen nahmen die Gemeinden die Armenkassen - es war ja die Zeit des Liberalismus, der die engen Fesseln der kirchlichen Kreise sprengte. An dem Amtsitze der Bezirksgerichte entstanden die Armenräte, die das Armenwesen nach neuzeitlichen Bestimmungen regelten; die Gemeinden genossen in diesen Armenräten einen weitgehenden Einfluß durch ihre Vertreter. In den größeren Orten errichtete der Staat Naturalverpflegestationen für durchreisende Handwerksburschen.

Einen weiteren Ausbau erhielt der Armenrat nach dem Weltkriege, sodaß er seinen Namen in „Fürsorgerat“ änderte. Der Krieg und die Nachkriegszeit zeigten klar und deutlich die Wunden im Armenwesen, die nun unsere Zeit heilen will; der Begriff Volksgemeinschaft soll kein leeres Wort sein, sondern eine Idee von weitreichender Bedeutung, die den unseligen Kastengeist und die spießbürgerliche Gesinnung aus unserem Volke bannen muß; denn auch der Arme und Notleidende gehört zu unserem Volke und muß als Glied der Gemeinschaft betrachtet werden. Die „Volkswohlfahrt“ des neuen Staates gliedert sich in die geschichtliche Entwickelung der Armenversorgung in unserer Heimat als wichtiger Markstein ein.

Quellen:

„Topographie“ des Vereines für Landeskunde.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.

Veröffentlicht: 1934/1935

Zur Geschichte der Erdäpfel

Neben dem Brot ist für uns die Kartoffel heute das wichtigste Nahrungsmittel, das seinen Platz in der Ernährungswirtschaft erst nach einem schweren Kampf erobern konnte. Ihre Heimat ist Amerika, von wo sie als seltenes Gewächs nach Europa kam; in England und Holland galt sie als Zierpflanze in den Gärten und Parkanlagen. In Wien erschien sie 1588 zum erstenmal und erregte allgemeine Bewunderung. Im Klostergarten von Seitenstetten war sie 1610 schon eine Nutzpflanze, weil der Stiftskoch aus ihr einen Salat und eine Art Kuchen herstellte.

Sicher besaß sie der kunstsinnige Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein (1627 bis 1684) in seinem Schloßpark von Feldsberg als Schmuck und Kuriosität. Der Bauer aber kannte sie noch nicht; ihm genügten Hirse, Kraut, Fisolen und Brot vollkommen für seine Bedürfnisse; etwas anderes benötigte er nicht für seinen Tisch. Das Kraut setzte er in einer eigenen Ried und umgab das Feld mit einem Holzzaun, damit das Wild ihm keinen Schaden mache. Daran erinnern die Flurnamen „Krautgärten“ (Wilfersdorf), „Krautland“ (Schrick) und „Krautfeld“ (Asparn a.d. Zaya).

Nach 1700 rückten die Kartoffeln langsam in das wirtschaftliche Blickfeld unserer Ahnen; man erwog ihren Anbau nicht zur Ernährung der Menschen, sondern forderte sie als Ersatz für das Getreide bei der Herstellung von Branntwein, Stärke und Puder; denn große Mengen von Korn brauchten die Branntweinbrennereien, aus dem Weizen machte man Stärke für die Färbereien und der Puder spielte im Zeitalter der Perücke und des Zopfes eine große Rolle. Dazu wollte man die Kartoffeln verwenden, um das wichtige Brotgetreide zu sparen; es gab auch Stimmen, die in der neuen Knollenpflanze ein geeignetes Viehfutter erblickten; denn die mageren und verunkrauteten Hutweiden unserer Gemeinden waren mehr ein Schaden für die Haustiere, die auch einen geringen Ertrag abwarfen. Im Gebirge versuchten einige fortschrittliche Herrschaften und Gemeinden den Anbau dieser „Teufelsfrucht“, wie sie im Volke allgemein hieß, weil die genießbaren Knollen in der Erde lagen; in den Sudetenländern und im Waldviertel treffen wir die ersten Erdäpfelfelder 1742. Gegen die Knollen hegten die Leute eine sonderbare Abneigung, so daß man diejenigen Freigeister nannte, die sie zum Fleisch und zum Kraut verzehrten; es war vor allem die ärmere Bevölkerung im Gebirge, die den Nutzen und Wert der neuen Feldfrucht richtig erkannte und sie trotz der vielen Vorurteile auf den Tisch brachte. In Mähren bezeichnete man die Erdäpfel als „Manna der Armen“. Wie man früher einen starken Krautesser als „Krauterer“ verspottete, so nannte man die Erdäpfelesser „Kartoffelbäuche“.

1744 führte sie Friedrich II. in Preußen ein, von wo sie zu den Tschechen kamen, die ihnen deshalb den Namen „Brambury“ = Brandenburger beilegten.

Im Weinland baute sie die Feldsberger Herrschaft zuerst an, da hier der Schloßinspektor Johann Wiegand sie in seinem Buch „Der wohlerfahrene Landwirt“ 1759 erwähnt; er nennt sie „Grundbirn“ und gibt den gutgemeinten Rat, nach der Blüte das Kraut abzuschneiden; zum Herausnehmen der Knollen empfiehlt er einen Mistkrall. 1761 versuchte der Pfarrer Jungblut von Prinzendorf sie im Zayatale anzubauen, doch wissen wir nicht den Erfolg. Allgemein heißt es, daß die Mißjahre 1769, 1770 und 1771 den Kartoffelbau bei uns anregten; teilweise traf dies zu in den armen Gebieten, wo die Leute in den erwähnten Jahren bittere Not litten und zum Genuß dieser Knollen gezwungen waren, wollten sie nicht vor Hunger sterben. Die Regierung in Wien verteilte Flugschriften in den Landgemeinden, um die Bewohner zum Anbau der Kartoffeln zu bewegen; doch hatte diese Werbung geringen Erfolg, da mancher den Kopf schüttelte und keiner den Anfang machte. Viele Einwände wurden erhoben gegen diese neue Feldfrucht; sie richte angeblich die Felder zugrunde; es fehle der geeignete Boden, weil nach der bestehenden Dreifelderwirtschaft das Gemeindegebiet so verteilt sei, daß ein Drittel mit Wintergetreide, das zweite mit Hafer bebaut wurde und der Rest als Brache und Hutweide in Verwendung stand, Benütze man die Brache, so würden die Aecker bei dem herrschenden Düngermangel stark ausgenutzt. Nähme der Bauer dagegen die Hutweiden zum Anbau der Kartoffeln, so fehle wieder dem Nutzvieh der notwendige Austrieb. Die neue Feldfrucht stoße die Dreifelderwirtschaft, den Flurzwang und den Weidebetrieb um und stelle die Bauern vor Fragen, die sie damals nicht lösen konnten.

Die Herrschaften fürchteten den Entgang des Zehents und Streitigkeiten sowie Prozesse mit den Bauern, wie es beim Türkenweizen der Fall war, als dieser in Großkrut um 1740 zum erstenmal angebaut war. Die Müller waren Gegner der Erdäpfel, weil sie erklärten, der Bauer werde wenig Getreide anbauen und sie hätten keine Arbeit. Die Mühlen müßten lange Zeit stillstehen und das Gewerbe wäre dem Untergang preisgegeben. Tatsächlich waren die Mißjahre von 1769 bis 1771 für unsere Mühlen eine schwere Krisenzeit, die aber auch alle anderen Stände und Berufe in Mitleidenschaft zog. Die Regierung hatte alle Futterpflanzen (Klee, Wicken und Rüben) sowie Kartoffeln – nur wenn sie als Viehfutter angebaut wurden – für zehentfrei erklärt; durch diese Bestimmung sollte unsere Viehzucht verbessert werden, die noch recht rückständig war. Hätte aber ein Bauer Kartoffeln für menschliche Ernährung gelegt, so begehrte die Herrschaft davon den Zehent.

Sonderbarerweise regte sich in der Agrikultur-Sozietät – ein Verein der Großgrundbesitzer in Wien – ein starkes Mißtrauen gegen den Anbau der Erdäpfel, die sicher ein geeignetes Viehfutter wären, für den menschlichen Genuß dagegen abgelehnt werden müßten; wenn die Bauern mehr Buchweizen, Hirse und Mais anbauten, so brächte dies der Allgemeinheit einen größeren Nutzen. Die Zukunft ging über all diese Bedenken hinweg und gab jenen Männern recht, die in der heißumstrittenen Knollenfrucht ein wichtiges Nahrungsmittel der breiten Massen sahen. Vom Gebirge begann sie ihren Siegeszug in die Ebene und ins Weinland, wo die Kleinhäusler und einige fortschrittliche Bauern die ersten Anbauversuche machten. Die unscheinbaren Kartoffeln wirkten auf das ganze Wirtschaftsleben des Landes revolutionierend und trugen viel dazu bei, daß die große Urbarialreform in Fluß kam: die Dreifelderwirtschaft und der Flurzwang wankten, die Hutweiden wurden aufgelassen, die Stallfütterung eingeführt, der Anbau von Hirse und Kraut verringerte sich, die Brachfelder verschwanden langsam und eine intensive Wirtschaft setzte überall ein. Diese Umwälzung im bäuerlichen Feldbau vollzog sich aber nicht von heute auf morgen; denn der Bauer braucht Zeit für alles Neue.

Um 1790 erwähnen die Wilfersdorfer Herrschaftsberichte noch nicht den Kartoffelbau, wohl aber den von Klee; auch in den Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Poysbrunn und Rabensburg finden sich keine Andeutungen von Erdäpfeln.

Erst die Kriegsjahre 1805 und 1809 brachten den gewünschten Erfolg, weil die Bauern viel Getreide für das Militär und für den Feind liefern mußten, so daß die Bevölkerung rasch entschlossen zu dem Ersatz der Erdäpfel griff. 1808 kostete in Nieder-Absdorf bei Zistersdorf ein Metzen Kartoffeln 1 Gulden 30 Kreuzer; hier bauten sie Kleinhäusler an. Als 1815 und 1816 wenig Getreide wuchs, stieg die Not in den Landgemeinden, so daß reines Kornbrot eine Seltenheit war, nun mußten viele Familien froh sein, wenn sie ihren Hunger mit einigen Erdäpfeln stillen konnten. 1816 machten die Bewohner in und um Poysdorf aus Gerste, Türkenweizen und Kartoffeln ein Brot; große Bauern waren gezwungen, Geld aufzunehmen, um Brotmehl für ihre Familie zu kaufen, so daß sie in Schulden gerieten. Dazu herrschte eine furchtbare Teuerung: 1 Metzen Korn kostete 30 Gulden, Weizen 42 Gulden, Gerste 25 Gulden, Hafer 20 Gulden, Türkenweizen 17 Gulden und Erdäpfeln 10 Gulden. Statt Wein tranken die Leute lieber Bier und Branntwein, da diese Getränke billiger waren, der letztere galt in der Biedermeierzeit beim Arbeiterstand als „Seelenstärker“, der in den Familien viel Unheil anrichtete.

1826 benützte man die Kartoffeln als Pferdefutter; ein Metzen kostete 45 Kreuzer, ein Metzen Kleie 1 Gulden, Korn 1 Gulden 48 Kreuzer, Hafer 1 Gulden, ein Pferd 30 Gulden, ein Zugochse 34 Gulden. Das beste Kartoffeljahr des ganzen Jahrhunderts war 1832; da fielen die Getreidepreise. Der Anbau geschah damals mit der Haue, nicht mit dem Pflug. Nun wußte man den Wert der Erdäpfel zu schätzen, nannte sie eine „Götterfrucht“ und lachte über die Vorurteile der Leute aus der Zeit um 1770. Die Prinzendorfer ehrten das Andenken des Pfarrers Jungblut mit einem schlichten Denkmal, das folgende Inschrift trägt:

„Ihm, dem Pflanzer jener Knollen,

die in großer Not sich so bewährt,

will die Nachwelt ihren Dank hier zollen,

wenn sie seine Ruhestätte ehrt.

Heb‘ ab, Wandrer, dankbar deinen Hut!

Hier liegt Johann Eberhard Jungblut.“

In Südmähren kannte man 1839 Früh- und Spätkartoffeln. Damals zeigten sich Krankheiten an den Knollen, die den Bauern schwere Sorgen bereiteten, weil die Erträge von Jahr zu Jahr geringer wurden. 1845 und 1846 waren ausgesprochene Mißjahre; es gab Bauern, die nicht einmal das Saatgut ernteten. Diese Erscheinung verschwand sofort, als die Leute den Samen wechselten.

Die Mißernte von 1846 rief in Galizien Unruhen hervor, die auch auf das soziale Gebiet des Bauernstandes übergriffen, da der Ruf nach Freiheit und Aufhebung der Robot und des Zehents immer lauter wurde. Die Regierung in Wien hatte schon in dieser Hinsicht ein Gesetz vorbereitet, das aber die Stände zu hintertreiben wußten. Zwei Jahre später wurde nach der Revolution der Bauer frei und Robot sowie Zehent aufgehoben. So ist die „Teufelsfrucht“, die früher verhöhnt und geschmäht wurde, mit der sozialen und wirtschaftlichen Geschichte des Bauernstandes enge verknüpft; denn sie hatte Anteil an der großen Urbarialreform unter dem Volkskaiser Josef II. und an dem Schicksalsjahr 1848.

In den nächsten Jahren wurden so viel Kartoffeln gebaut, daß der Absatz stockte und der Ueberschuß in Spiritusbrennereien wanderte. Eine solche errichtete 1854 die Herrschaft Poysbrunn, die nach 20 Jahren den Handbetrieb durch eine Dampfmaschine mit 12 PS ersetzte; am 16. August 1874 ertönte zum erstenmal im Falkensteiner Bergland der Pfiff einer Dampfmaschine. Damals kam ein Großbauer mit 20 bis 30 Sack Erdäpfeln im Jahr ganz gut aus, da die Schweinezucht nicht so stark betrieben wurde; denn die Bauern hatten mehrere Schafe und kauften sich im Herbst von ungarischen Händlern, die mit ihrer großen Herde von Bakonyern von Dorf zu Dorf zogen, mehrere Stücke, die sie nach Martini bezahlten; das Volk nannte die Händler wegen ihrer Wohlhabenheit „Schweinebarone“.

Heute hat sich die ehemalige Teufelsfrucht bei uns eingebürgert, so daß wir sie nicht mehr entbehren könnten; deshalb trachtet der Bauer mit allen Mitteln die Ernteerträge zu steigern, um den Bedarf der breiten Masse zu decken. In den Nachkriegszeiten ist es aber schwer und da zeigen sich Erscheinungen, die wir leider zweimal miterleben mußten. Immer waren die Kartoffeln unsere Retter in der schweren Notzeit und jeder pries sich glücklich, wenn er einen Rucksack voll „unter der Hand“ bekam.

1926 betrug der Hektarertrag im Gerichtsbezirk Zistersdorf 189 q, im Wolkersdorfer 136 q, im Mistelbacher und Poysdorfer je 86 q. Damals mußten noch Saatkartoffeln von Holland und Deutschland eingeführt werden. Aber schon im Jahre 1928 waren die Erträge so hoch, daß der Inlandsbedarf vollständig gedeckt und Saatkartoffeln ins Ausland verkauft wurden. Sehr gute Frühkartoffeln lieferten für den Wiener Markt die Gemeinden Gerasdorf und Seyring. Die genossenschaftlichen Spiritusbrennereien sowie die Stärkefabriken bezogen ihren Bedarf nur aus dem Inland. Schwere Sorgen bereitet jetzt der Kartoffelkäfer, dessen Heimat Amerika ist und der in Westeuropa unermeßlichen Schaden anrichtet, der nur mit dem der Reblaus in den Weingärten verglichen werden kann. Hoffentlich gelingt es der Wissenschaft, ein geeignetes Mittel zur Bekämpfung dieses gefürchteten Schädlings zu finden, der unsere liebe Götterfrucht bedroht.

Veröffentlicht in: „Bauernbundkalender“, 1949, S. 222 - 225

Zur Geschichte der Familie Tögl in Poysdorf

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihrem Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freuend ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht. Goethe

In Poysdorf finden wir den Familiennamen Tögl – auch Tögel und Tegel geschrieben; die Träger dieses Namens gehörten seit alter Zeit dem Bauernstande an und ihr Ahnherr wanderte vor 1823 aus dem Gesenke in Poysdorf ein. Schon 1692 taucht der Name in Groß Olbersdorf auf, 1736 in Radnitz und 1748 in Wagstadt („Adler“ XVII., 13. Heft). Aus Sternberg stammte Albert Tögel (1755-1788), der in Prag an der Hochschule als Professor der Tierarzneikunst wirkte und mehrere wissenschaftliche Werke verfaßte (Wolny „Die Markgrafschaft Mähren“ V. 1747). Unsere Tögl stammen aus der Stadt Hof, die seit 1699 der Fürst Liechtensteinischen Allodherrschaft Karlsberg unterstand. Die Bewohner waren Ackerbauern, die im Winter sich mit der Leinenweberei beschäftigten. Die wichtige Handelsstraße Wien – Poysdorf – Brünn – Olmütz berührte Hof und ging dann weiter nach Troppau – Breslau.

Der karge Boden brachte trotz der mustergültigen Wirtschaft nur Korn, Hafer, Gerste, Flachs und Kartoffeln hervor; große Nadelwälder bedecken das wellige Hügelland, in dem die langgestreckten Waldhufendörfer liegen, deren Bewohner nach 1200 aus Hessen hier einwanderten. Die strenge Schönheit und Ruhe der Wälder erklingt in den Gedichten Eichendorffs wieder, der öfters dieses Bergland durchwanderte. Als ich 1908 in Olmütz eingerückt war, besuchte ich an einem Sonntag dieses Gebiet, wanderte durch die reinen und gepflegten Dörfer, freute mich über die freundlichen und heiteren Bewohner, die einen schweren aufreibenden Lebenskampf führten. Da dachte ich an die Worte Goethes:

„Laßt ich vergessen, daß auch hier die Welt

so manch Geschöpf in Erdenfesseln hält,

der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut

und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,

der Knappe karges Brot in Klüften sucht,

der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.“ Ilmenau.

Nach den Kriegen mit Napoleon brach in Österreich eine schwere Wirtschaftskrise aus, von der besonders die Sudetenländer betroffen wurden. Handel und Verkehr stockten; die Arbeitslosigkeit traf die breite Masse hart, da es keine Unterstützung gab, es war die Biedermeierzeit, in der das Metternich’sche System regierte, das jede vernünftige zeitgemäße Reform ablehnte. Da blieb der heranwachsenden Jugend in den Sudetenländern nichts übrig, als zum Wanderstab zu greifen und in der Fremde ihr Glück zu suchen. Im Hof hörten oft die Burschen zu, wenn die Fuhrleute im Gasthaus von dem sonnigen Donautal und der Kaiserstadt Wien erzählten, wo tüchtige Arbeitskräfte gesucht wurden. Diese verlockenden Reden vernahmen auch die Brüder Ignaz und Josef Tögl, die rasch entschlossen ihr Bündel packten und das Elternhaus verließen, um sich „im Österreichischen“ eine Lebensstellung zu suchen. Die Eltern gaben ihnen ein Reisegeld und den Segen; frohgemut wanderten sie auf der staubigen Poststraße gegen Olmütz und weiter nach Brünn. Manchmal hatten sie Glück, wenn sie ein Fuhrmann aufsteigen ließ und sie im Wagen eine Strecke mitnahm.

Wie sie nach Poysdorf kamen, kehrten sie im Kaiserwirtshaus ein, um sich für die Reise nach Wien ordentlich zu stärken. Den Weingenuß kannten sie in der Heimat nicht; dazu fehlte das nötige Geld. An dem Nebentisch saß der Bauer Reiländer, dem die 2 Burschen gefielen. In Poysdorf gab es damals zwei Reiländer und zwar einen Josef auf Haus Nr. 154 neu 223 alt und einen Johann auf Nr. 184/57; welcher es war, ist heute ungewiß. Der Reiländer ließ sich mit den Fremden in ein Gespräch ein, klagte über den Mangel an geeigneten Arbeitskräften und forderte sie auf, in Poysdorf zu bleiben, er selbst brauchte einen verläßlichen geschickten Knecht für seine Pferde. Der Zufall wollte es, daß sie gerade von den Feldern heimfuhren. Der eine Bruder Ignaz schaute sich die Pferde an, die ihm gut gefielen; er überlegte eine Weile und schlug sofort in die dargereichte Hand ein, während Josef weiter wanderte und in Wien-Nußdorf Arbeit fand.

Sieben Jahre blieb Ignaz bei dem Reinländer [sic!], sparte und arbeitete, um einmal ein Haus und einen Grund zu erwerben. Die erste Zeit hatte er wohl Heimweh nach den Eltern, den Geschwistern und nach den Bergen sowie nach den harzduftenden Wäldern, die er an Sonntagen so gerne durchwandert hatte. Doch fand er in der Arbeit genug Zerstreuung. Sparsam wie er war, legte er seinen Lohn zusammen, da er doch einen Hausstand gründen wollte. Er heiratete und kaufte das Haus auf der Rundellen Nr. 4, das 1797 ein Michael Graf auf einem Keller aufgebaut hatte. Diese Art, die Wohnungsnot zu beheben, war unter Kaiser Josef verboten worden. Ein Spruch auf einem Balken meldet: „Mit Gott durch mich (hergericht) zur Wohnung (–), Michael Graf 1797.“ Sein erstes Grundstück, das er erwarb, lag in der „Bankleiten“. In Poysdorf kauften die Reichen die Felder, die nahe bei dem Markte lagen, wenn solche veräußert wurden; da noch der alte Bestiftungszwang bestand, waren Bauerngründe schwer zu haben. Als Fremder und „Zugereister“ hatte er nicht viel in der Gemeinde zu reden.

Das letzte Grundbuch der Herrschaft Wilfersdorf erwähnt 1867 einen Tögl auf dem Haus 362/alt, 406/neu (ein Kleinhäusel „In den Einkern“, das den Dienst in das Wilfersdorfer Rentamt entrichtete). Schon 1823 ist ein Tögl auf dem Haus 338/alt, 194/neu, das 1791 gebaut war. Hatte vielleicht der Ignaz dieses mit seinem elterlichen Erbteil erworben? Er war somit Kleinhäusler. Am 1. März 1870 finden wir die Eheleute Franz und Magdalena Tögl auf dem Hause Nr. 49, das eine Hofstatt war. 1869 heiratet Ferdinand Tögl nach Ketzelsdorf, Haus Nr. 21. Um diese Zeit verblaßte langsam die mittelalterliche Gliederung des Bauernstandes in Ganz-, Halb-, Drittel- und Viertellehner; auch die von Hofstatt, Kleinhaus und bestifteten Bauernhäuser [sic!] geriet in Vergessenheit, nachdem die Regierung den Bestiftungszwang aufgehoben hatte.

Karl Tögl, der das väterliche Erbe am 9. Jänner 1891 übernahm, war schon ein bodenständiger Poysdorfer und ein Bauer, der sogar 1905 als Vertreter des 2. Wahlkörpers in die Gemeindeverwaltung gewählt wurde. Das alte Wahlgesetz kannte nämlich 4 Wahlkörper, für die der Besitz und die Steuerleistung maßgebend waren. Heute gibt es in Poysdorf 3 Bauernfamilien, die Tögl heißen.

Die Bewohner im mährischen schlesischen Raum hatten im alten Österreich einen guten Ruf, weil sie als Nachkommen der Hessen fleißige und strebsame Menschen waren, die auch für das Neue einen aufgeschlossenen Sinn zeigten, sie ließen sich vom Schicksal nicht unterkriegen; mit Recht waren sie stolz auf den Spruch: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann niemand anderer Brot erwerben“. Tüchtige Männer kamen aus dem erwähnten Raum, die in der alten Monarchie Hervorragendes leisteten. Ich erwähne nur den Grafen Haugwitz, der um 1745 das Steuerwesen in Österreich reformierte, den Bauernbefreier Kudlich und den Gelehrten Mendl, dessen Gesetze erst die Nachwelt richtig erkannte.

Quellen:

Franz Tögl in Poysdorf erzählte mir die Geschichte des Ignaz, die in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wurde – ein seltener Fall von Familientradition.

Die Wilfersdorfer Grundbücher im n.ö. Landesarchiv und die im Poysdorfer Bezirksgericht.

Veröffentlich in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 28. 7. 1956, S. 4

Zur Geschichte der Fischzucht im Weinland

Das „jus piscandi“ (= Fischrecht) gehörte seit alter Zeit dem Grundherren, der es selbst ausübte oder gegen einen Zins verpachtete, dieser hieß in den Sudetenländern „Flußwasserzins“ und mußte von allen fließenden Gewässern gereicht werden, wenn auch keine Fische darin lebten. Im Weinlande wird diese Abgabe nie erwähnt; im Gegenteil war nach dem Nikolsburger Urbar vom Jahre 1414 die Zaya ganz frei, da jeder hier fischen konnte, ob er ein Hausgesessener war oder nicht; das Räumen des Flußbettes besorgen die Müller. Nur an jedem Sonnabend mußte das Wasser der Zaya in den Hausgraben geleitet werden.

1506 empfing Wolfgang von Liechtenstein Herrnbaumgarten, Hagenberg, Schloß Rabensburg mit Freiung, dem Gerichte mit Stock und Galgen, der Fischweide daselbst und dem Fischwasser als Lehen von dem Kaiser Maximilian I. In dem Vergleich zwischen den Liechtensteinschen Untertanen von Mistelbach und der Pfarrgemeinde daselbst (Wieden genannt) heißt es: „Wer Fische und Krebse verkaufen will, muß dies öffentlich tun und sie auf der Straße feilbieten, nicht aber damit in die Häuser gehen“ (1563). Fremde und Ausländer durften keine grünen und gesalzenen Fische sowie „Kroisen“ (Krebse) verkaufen, sonst zahlten sie 5 fl. Strafe.

Nach den Bestimmungen des Wilhelmsdorfer Banteidings konnte jeder Bewohner in Runsen- und Poybach sowie in anderen fließenden Gewässern fischen und krebsen nach Belieben, aber nur innerhalb des Gemärkes (= des Gemeindegebietes); verboten war es, das Wasser zu schwellen oder es zu verunreinigen (um 1600). Damals gab es bei Wilfersdorf drei große Fischteiche; wurden sie ausgefischt, so hatte der Pfleger (Amtmann) dabei zu sein und die Arbeit zu überwachen; war sie beendet, so erschienen die Roboter, die sofort die Teiche räumten und reinigten. Die Herrschaft reichte nach altem Brauche dem Wilfersdorfer Pfarrer jeden Freitag und Sonnabend sowie in der Fastenzeit täglich einen Fisch, es waren dies 134 Stück à 10 kr., außerdem noch 6 Stockfische à 15 kr., ein Schock „Blotfische“ = 1 fl. 30 kr. und 2 Schock Heringe = 1 fl. 30 kr. Im Spital zu Mistelbach erhielten die Armen in der Fastenzeit nur Heringe, Erbsen und Kuchelspeis. Der Eibesthalter Teich war 1614 aufgelassen und diente der Herrschaft als Wiese; 2 Jahre später besetzte sie ihn mit 40 Schock Karpfen, doch rechnete man mit einem Drittel Verlust.

Im Dreißigjährigen Krieg litt die Fischzucht, weil die durchziehenden Truppen schweren Schaden den Teichen zufügten und die Einheimischen sich daran beteiligten; Recht und Gesetz wurden nicht beachtet; da stand die Herrschaft diesem Treiben machtlos gegenüber. 1644 schickte die Wilfersdorfer Herrschaft den Franziskanern in Zistersdorf 2 Zentner Karpfen und 3 Eimer Wein als Almosen; dies geschah öfters; die Klöster in Feldsberg, Zistersdorf und später in Poysdorf bekamen genug Lebensmittel von den Liechtenstein geschenkt. 1647 konnten aus dem Bullendorfer Teich Hechte im Gesamtgewicht von 125 Pfund sowie Karpfen und kleine Fische verkauft werden, die 45 fl. und 36 kr. wert waren. Diese Einnahme entsprach nicht den Erwartungen und war eben eine Folge des Krieges. Aber schon 1652 hatten sich die Verhältnisse gebessert; da gab es im Bullendorfer Teich 3 Schock 15 Stück Hechte und andere Fische, die einen Wert von 121 fl. 15 kr. darstellten. Die fürstliche Küche in Wien benötigte in einem Vierteljahr 96 Pfund Speck, 450 Pfund Schmalz, 200 Pfund Butter, 3000 Stück Eier, 300 Pfund Käse, 18 Metzen Obst, 20 Eimer Sauerkraut, 36 Kapauner, 300 junge und 120 alte Hühner, je 3 Metzen Erbsen und Linsen, je 6 Metzen gedörrte Pflaumen und Nüsse sowie 960 Pfund Fische von Rabensburg und Ringelsdorf. 1658 befanden sich im Bullendorfer und Erdberger Teich 40 Schock Karpfenbrut; im folgenden Jahr holte die Wilfersdorfer Herrschaft 42 Schock Karpfenbrut von Steinitz, die immer sehr gesucht war. Beim Ausfischen der Teiche fand sich der Rabensburger Amtmann in Wilfersdorf ein, der als Fachmann die Fischer überprüfte, ob sich vielleicht Krankheiten oder Fehler zeigten. In der Fastenzeit bekamen die fürstlichen Bediensteten Stockfische, Heringe, Eier und gesalzene Butter.

Der Wilfersdorfer Schloßgraben, der kein Wasser und keine Fische hatte, wurde als Wiese benützt; von Nikolsburg kam der Schanzmeister, der wegen der drohenden Türkengefahr verschiedene Arbeiten am Schloß durchführte. Der Graben wurde geräumt, Kanonen auf der Bastei aufgestellt, Bäume und Sträucher weggehackt und das Schloß zu einem festen Bollwerk gemacht. Im oberen und unteren Bullendorfer Teich setzte die Herrschaft 90 Schock Karpfen aus (1661). Im folgenden kalten Winter hackten die Roboter stellenweise die Eisdecke der Teiche auf, damit die Fische nicht Schaden litten. Der Rabensburger Fischmeister visitierte öfters die Teiche um Wilfersdorf und traf Anordnungen für eine geregelte Fischzucht; die 2 Schock 55 Stück Hechte, die man 1662 erhielt, wogen zusammen 106 Pfund à 6 kr. (zum Vergleich: 1 Pfund Schmalz kostete 8 kr., 1 Pfund gelbe Wachskerzen 33 kr., ein Viertelmetzen Dörrobst 15 kr., ein Glockenstrick für den Kirchenturm 6 kr. und ein Bienenstock 1 fl.).

Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Dreißigjährigen Krieg zeigten sich auch im Weinlande, wo die Bewohner infolge der Not sich an dem fremden Eigentum vergriffen. Aus dem Bullendorfer und Erdberger Teich holten sich die Leute Fische, beschädigten die Dämme und den Ausfluß; es waren damals wasserreiche Jahre und den Teichen fehlte nie der Zufluß. Musketiere unternahmen öfters Streifungen und hielten Nachschau bei den Fischteichen. Der Amtmann klagte über die Unehrlichkeit der Untertanen, die beim Dreschen sackweise das Getreide stahlen und verschleppten. Dazu machten die Überschwemmungen bei einem Hochwasser einen erheblichen Schaden, da ein großer Teil der jungen Brut verloren ging. 1665 zählte man im Schloßgraben schon 28 Schock Fische; zwei Jahre später konnten davon schon 26 Schock verkauft werden; es geschah dies auf dem Poysdorfer Wochenmarkt „unter der Hand“ und nicht nach dem Gewichte. Die Fischbrut lieferte in erster Linie Südmähren, wo eine geordnete Fischzucht betrieben wurde, die einen guten Ruf besaß; 1667 bezog Wilfersdorf 309 Schock 10 Stück Karpfenbrut von Südmähren. Fischteiche hatte die Herrschaft in Bullendorf 2, in Wilfersdorf den Schloßgraben, in Alt-Lichtenwarth 1, in Bernhardsthal, Rabensburg, Hohenau und Ringelsdorf.

Am 3. April 1669 bekam die Herrschaft beim Ausfischen der Bullendorfer Teiche 12 ½ Zentner Karpfen oder 16 ½ Schock, die einen Wert von 87 fl. 30 kr. hatten; für die kleinen Fische nahm sie 27 fl. 50 kr. ein; ein Zentner Karpfen kostete 7 fl. (1 Metzen Korn 32 kr., Gerste 29, Weizen 48, Heiden 27, Hafer 16 kr. und eine Maß Wein 4 kr.). 1670 war ein sehr heißes Jahr, sodaß die Bullendorfer Teiche austrockneten; die größeren Fische, die zusammen 20 Zentner 32 Pfund wogen - 1 Zentner kostete 6 fl. -, verkauften die Beamten, während die kleineren nach Alt-Lichtenwarth geführt wurden; an Deputatfischen benötigte Wilfersdorf jährlich für die Beamten und Dienstleute 812 Pfund. Im Mistelbacher Barnabitenkloster brauchte die Küche für das Gesinde viele Fische. Die Herrschaft verlangte damals in Mistelbach eine Fischweide. Am 11. August 1672 riß ein Hochwasser die Dämme beim Bullendorfer Teich ein. Der Amtmann, der sofort herbeieilte, verzeichnete keinen Schaden bei den Fischen. Die Zimmerleute trugen an diesem Unglück die Schuld, weil sie die Arbeiten sehr nachlässig gemacht hatten. Für einen Schock Karpfenbrut zahlte 1674 der Fischmeister in Nikolsburg 30 kr.; der Jahresnutzen der Wilfersdorfer Fischzucht betrug 747 fl. 46 kr., die Ausgaben 184 fl. ½ kr., daher der reine Nutzen 563 fl. 45 ½ kr. Als die Besoldung der fürstlichen Beamten neu geregelt wurde, bekam der Amtmann u.a. 863 Pfund Rindfleisch, 5 Schöpfe, 2 Mastschweine, 200 Pfund Karpfen, 100 Pfund Hechte und 30 Stück Hühner im Jahr.

Der Winter 1676/77 brachte sehr viel Schnee; da weht plötzlich am 22. Februar ein warmer Wind, die Schneemassen schmolzen und das Zayatal glich einem See, aus dem die Dörfer wie Inseln herausragten. Die Leute flüchteten auf die Dächer, der Ablaß beim Fischteich verschwand in den Fluten und viele Fische gingen zugrunde. Als die Teiche und der Schloßgraben am 5. April ausgefischt wurden, war das Ergebnis: 65 Zentner Karpfen à 5 fl. 30 kr., dazu kamen noch Hechte und kleinere Fische im Gesamtwert von 401 fl. 16 kr.; auf einen Zentner rechnete man gewöhnlich 60 bis 70 Karpfen. Wien war der wichtigste Abnehmer dieser Fische. 1679 ruhte infolge der Pest jeder Verkehr; die Fischkäufer durften nur dann eine Ortschaft betreten, wenn sie einen Gesundheitspass besaßen; es gab keine Kirtage, keine Wallfahrten und die Brünnerstraße war leer und öde. 1681 zahlten die Händler für einen Zentner Karpfen 6 fl., von Wien kamen Georg Ritterhofer und Jakob Beck, die in Wilfersdorf alle Fische kauften. Die Brut holten die Robotbauern von Dürnholz.

Hinsichtlich einiger *Erklärungen und der Quellen* zu dieser Studie sei auf die geschichtliche Skizze „Die Fischzucht im Weinland“ im Heft 4 dieser Zeitschrift verwiesen. Die Bedeutung des Wortes „Blotfische“ ist dunkel. Ferner wurde herangezogen: Winter G.: Weistümer.

Veröffentlicht in: „Österreichische Fischerei“, 1948, Heft 9, S. 208 - 210

Zur Geschichte der Flurnamen in Mistelbach

1249 erhielt Heinrich von Liechtenstein von Ottokar Nikolsburg als freies Eigen nach deutschem Recht. Dieses Herrengeschlecht, das dem Hochadel angehörte, erweiterte seinen Besitz im Laufe der Zeit, besonders nach 1350. Es verlor 1394 einen Teil seiner Herrschaften, aber nicht in unserer Heimat. 1414 legten die Liechtenstein ein Urbar an, das ihr Einkommen schriftlich festlegte; sie besaßen damals Dürnholz, Lundenburg, Feldsberg, Rabensburg, Falkenstein, Mistelbach, Hagenberg und Gnadendorf. In diesem Urbar sind auch für Mistelbach die Flurnamen festgehalten, die 1414 gebräuchlich waren. Mistelbach zählte damals 2.000 Einwohner, hatte neben Ackerland Kraut-, Hopfen- und Zwiebelgärten, 260 Joch Ueberlent (Wiesen, Weingärten und „Peunt”), 154 ½ Joch Gerautäcker und einen Meierhof mit 3 Breiten im Burgfrieden: 40 Joch im Obenaus, 40 Joch im Niederaus gegen Wilfersdorf und 42 Joch gegen Hüttendorf; die Felder gab der Herr den Bauern zu Urbar, die pro Joch 4 den reichten; außerdem gehörten dazu 32 Tagwerk Wiesen und 12 Tagwerk in Eibesthal. Die Urbaräcker der Bauern betrugen in Mistelbach 122 Joch. Weingärten gab es: Sandgrueber genannt, Wildpans und Neuperig; der erste war Herrenbesitz.

Flurnamen aus dem Urbar: Beim Chochprunn. An der Gaisleiten. Bei der Viehtrift. Auf dem Aichperig. Im See. Auf der Wart. Bei der Seepruck. Bei dem Öchsleinsgerewt. Bei dem Newnprunn. Am Satel. Am Greyner. Am Hunczgrunt. Im Mangelhartsgrunt. Hinter dem Meschlein. Auf der praiten. In Hikkendarffer veld. In der Holczspur. Ze Mos. An der Vnmurtenleitten. Auf dem Mangelhart. Am Sulczer. Auf dem Chrukchinger (Safrangärten?). Im Drescherperig. Am Trawsennicht. An der Holczried. Das Chollntal. Auf dem Neytharten. Hinterm Spital. Auf der Laimstetten. Auf dem Plan. Hinter dem Lasperiger. Im Galigengrunt. Im Hemerleinstal. Am Wolfsperig. Bei des pfaffen wis. Bei den Stegen. Bei dem Kreuz. Auf dem Heiligengrunt. Auf dem Remschüssel. Auf dem Eywenstaler Weg. Hinter Rarbach. Bei dem Tewffenweg. Bei der Vortal. Bei dem Steinweg.

1497 werden erwähnt: Anglardt, Kolmthal, bei der Rohrmühle, 1538 Safrangärten und 1606 eine Viehweide bei dem Schafflerhof; es war ein öder Platz, auf dem die Herrschaft dann den Schafflerhof erbaute; daher waren die Bauern gezwungen, ihr Vieh in den Wald zu treiben. 1607 kam die Baderleiten zur Herrschaft; es waren 13 Leiten. Die Bürger entrichteten jährlich 70 fl Holzgeld.

1635 - Neubergen; es war sicher ein neuer Weinberg, da es 1637 heißt, daß die Bauern Weingärten aussetzten- trotz der Kriegswirren. 1643 machte der fürstliche Regent zwei Weinberge, die hießen Johannes- und Marienberg. 1644 ist die Rede von einem Lehenberg.

1681 - Kuchelholz im Walde. Salachgrund. In der Schlichten, die 8 Gwanten maß. Im Baderholz standen 1 Schock Föhren und Eichen. Die Gemeinde besaß 10 Leiten Holz. Aus der Rauch-, Korn- und Sauleiten machte man 5 Leiten Holz und aus der Heidleiten zwei; andere Flurnamen: Lübsau. Im inneren und im äußeren Burgstall. Im Viehhof. Die Preileiten. Beim Steinakreuz. Die Herrenwiese hatte 23 Tagwerk im Ausmaß.

1712. Die Stierwiese war eine besondere Weide, weil diese Tiere nicht mit den Kühen beisammen sein durften. Beim Schafflerhof legten die Bauern Krautgärten an, die viel Wasser benötigten. Nach 1740 suchte man neues Ackerland zu gewinnen, da wurden die Fischteiche trocken gelegt, die Wiesen zu Ackerland gemacht, ebenso die Hutweiden und öden Gründe. Diese neuen Felder hießen Neuriß.

1741 machten die Bauern auf dem Ochsenberg Weingärten; andere Flurnamen: Heide. In der oberen Ried auf der Heide. Die 4 Rieden auf der Heide waren öde; nur ¾tel konnten bebaut werden im sogenannten Wolfseck. Kruckinger. Im Zinkh. Im Gspött. In Sultzern. Auf der herinneren Viehtrift. Pesluken. Trausnit, auf Trausnitz. In der oberen Ried. In der unteren Ried. In Kogeln. In der äußeren Viehtrift. Mitter- und Neubergen. Bibide. Brauns Ried. Innere Holzried. Obere Holzried.

1753 legten die Bauern neue Weingärten an; doch verbot es die Regierung, die mehr Ackerland forderte, da sie den Getreidebau bevorzugte. Der Weinbau war aber für den Bauer ertragreicher und brachte mehr Geld ein. Bei der Grubmühle entstand 1766 eine neue Ried = Neurißäcker. Die Barnabiten besaßen eine Haus-, eine Überland- und eine Benefiziatenwiese. Die Bauern weigerten sich, von den Neurißfeldern den Zehent ihren Herren zu reichen. Die Folge waren Streitigkeiten und Prozesse, doch blieb den Bauern nichts übrig, als der Obrigkeit die gebührende Abgabe zu leisten wie von den anderen Feldern.

1836: Sattelberg, Schwedenkreuz, Pollingerkreuz, Tiergarten und Bandltragerweg - gegen Siebenhirten.

1946: Hinterm Spital. Am mitteren Feld gegen Hüttendorf. Am Auweg. Krautäcker. Im Feld gegen Staatz. Sattelberg. Holzweg. Kühbrunn. Heiden, Leiten. Aeußere und Innere Viehtrift. Divite. Oberneubergen. Holzried. Beerlocken. Stopeln. Kugeln. Sultzern. Rumpfeln. Spittern. Angelhardt. Krokingen. Goldene Krokungen. Oedern. Totenhauer Bründl. Beim Seebrückl. Hundsgrund. Obern Schafflerhof. Trausnitz. Hinterm Dorf. Steinhübeln. Schneiderberg. Tiergarten. Galgengrund. Sandgruben. Steinhügel. Im Grund. In langen Aeckern. Ober Dechant Mühle.

Waldnamen: Neubergleiten, Ludersteigleiten. Mittere Neubergleiten. Baderhölzl. Schloß-, Reh-, Spitz-, Kuchel-, Heid-, Winter-, Sommer- und Salagrundleiten. Saulacken. Wolfseck. Straßenboden(?), Vordere und Obere Wolfseck. Fuchslöcher. Große Kuchelleiten.

Der Safran stammt aus dem Morgenland; die Kreuzfahrer brachten ihn in unsere Heimat; er diente in der Küche zum Färben der Suppe, der Mehlspeisen und des Weines, um 1900 hörte seine Verwendung auf, weil er den Krebs hervorruft. Frättingsdorf baute früher den besten Safran.

Quellen:

„Das Nikolsburger Urbar 1414 der Herren von Liechtenstein“ von B. Bretholz.

Herrschaftsakte Wilfersdsorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Das Mistelbacher Vermessungsamt (Flurnamen).

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1970 – 1979, S. 69 - 71

Zur Geschichte der Gemeinden im Weinlande

Schon in frühester Zeit war die Gemeinschaft der Familie eine wichtige Organisation im ganzen Volkskörper; sie führte später zum Begriff Gemeinde, die man mit Recht als die Keimzelle des Staates bezeichnen kann. Wer zur Gemeinde gehörte, mußte hier ansässig sein und hatte Anteil an dem gemeinsamen Besitz von Wald und Weide. Das Lehenswesen, daß sich in der Zeit Karls d. Gr. entwickelte, beeinflußte die Entwicklung der Gemeinden, die besonders in unserer Heimat stark hervortrat; denn die Grundherren, die dem Bauer das Ackerland gaben und die auch die Siedlungen schufen, wahrten sich auch da eine führende Stellung. Jetzt war die Gemeinde keine Blutsgemeinschaft mehr, sie bestand aus zahlreichen Familien, die durch wirtschaftliche, soziale und wehrpolitische Verhältnisse zusammengehalten wurden. Recht und Gesetz sowie eine planmäßige Ordnung waren die Grundsäulen dieser neuen Gemeinde.

Wer zur Gemeinde gehörte, mußte hier wohnen, hatte dieselben Rechte und Pflichten, genoß die Vorteile der Weide und des Waldes und trug auch die Lasten, d. h. er mußte in allen Angelegenheiten „m i t l e i d e n“ und war damit ein vollwertiges Glied der Gemeinde; man nannte ihn Nachbar. Aus der Reihe dieser Männer wählte der Grundherr seinen Stellvertreter oder Dorfrichter sowie zwei Mitarbeiter (Geschworene genannt); sie waren meist ein Jahr im Amte. Der Dorfrichter schlichtete Grenzstreitigkeiten, bestrafte kleinere Vergehen, sammelte für den Grundherren den Zins und die Abgaben ein, regelte die Robot und schaute auf Ruhe und Ordnung. Versammelte sich die Gemeinde zum Dorfgericht, so gab er Rechenschaft über seine Tätigkeit; auch konnten die Klagen und Beschwerden gegen ihn vorgebracht werden, die der Grundherr entschied. Dieser ernannte dann den Nachfolger.

Oft gab es in einer Gemeinde noch Bewohner, die einem anderen Grundherren gehörten; sie bildeten manchmal eine eigene Gemeinde, z. B. in Mistelbach und Gaweinstal, wo der Name W i e d e n noch heute vorkommt; das Wort deutet auf einen geistlichen Besitz und die Mitnachbarn wurden Pfarrholden genannt. Die fremden Untertanen bezeichnete man als Ausholden, die entweder einen eigenen Grundrichter besaßen oder sich unter den Schutz der Dorfobrigkeit stellten, die den Dorfrichter ernannte. Diese Nachbarn waren die Vogtholden, die dem Vogt- oder Schutzherrn eine Abgabe reichten = Vogthafer und Vogthühner. Der Dorfrichter durfte nur in Begleitung des Grundrichters das Haus eines Ausholden betreten.

Zistersdorf und Laa a. d. Th. waren Städte, an deren Spitze der Stadtrichter stand. Hohenruppersdorf war 1386 ein freier Ort, der keinem Grundherrn unterstand; hier hatte der Richter volle Amtsgewalt „von einem Falltor bis zum anderen“.

Im Zeitalter der Renaissance traten für unsere Gemeinden wichtige Veränderungen ein; sie erhielten, um die Ausgaben zu decken, Einnahmsquellen, z. B. die volle Schankgerechtigkeit (Poysdorf), einen Wald (Neusiedl a. d. Z., Katzelsdorf und Poysdorf), eine Salzkammer (Mistelbach) oder gar das Marktrecht. 1494 übernahmen die Herren von Liechtenstein die Erbvogtei über Großkrut und 1514 die Vogtei über die Heiligenkreuzer Untertanen in Mistelbach und Hagenberg. 1537 zählte die Wilfersdorfer Herrschaft in ihren Gemeinden 353 Ausholden und 22 Vogtholden. Die Einführung des römischen Rechtes hatte für die Entwicklung der Gemeinden fast keinen Einfluß. Für den Posten eines Marktrichters, der eine Marktgemeinde leitete, schlugen die Bürger – so nannte man die Bewohner eines Marktes – drei „s u b j e c t a“ aus ihrer Mitte vor, von denen der G r u n d h e r r =   
H e r r s c h a f t einen auswählte; dazu kamen 12 Ratsgeschworene (Grundrichter, Brot-, Fleischwäger, Viertelmänner, Hofrichter, Grundrichter, Feuerbeschauer, Bergmänner und Angießer). Die Marktgemeinde besaß einen großen Wirkungskreis und wurde von der Herrschaft beaufsichtigt, der auch die Rechnungen vorgelegt wurden. Die schriftlichen Arbeiten besorgte der Marktschreiber, den die Gemeinde selbständig aufnahm – ebenso den Nachtwächter, Halter und Feldhirten. In den Dorfgemeinden machte der Schulmeister die Schreibgeschäfte; da hier viele Bewohner weder lesen noch schreiben konnten, wurden die amtlichen Kundmachungen von der Kanzel nach der Predigt verlesen oder der Schulmeister „zergliederte“ sie nach dem Gottesdienst vor der Kirchentür.

Die Ratsherren aßen und tranken nach den angestrengten Sitzungen auf Gemeindekosten, was mit Recht böses Blut machte und Anlaß zu abfälligen Äußerungen gab. Nur Haus- und Grundbesitzer konnten Ratsherren werden, nie Inleute und Taglöhner.

Die Ratsherren und Richter ließen sich oft von egoistischen Gedanken leiten und schauten auf ihre Vorteile; so vergriff sich 1625 der Mistelbacher Marktrichter Piringen an Waisen- und Kontributionsgeldern, 1641 nahm die Gemeinde das Heu für die Stiere aus dem Spital 1645 wurde in Poysdorf das Baubüchlein gefälscht, die schwedische Kriegskontribution teilweise unterschlagen und 1651 warfen die Poysdorfer dem Marktrichter Knoll öffentlich Untreue in seiner Amtsführung vor. Mit Recht forderte daher die Wilfersdorfer Herrschaft von den Gemeinden, daß sie nur „qualifizierte“ Personen für den Richterposten vorschlagen. Die Rechte und Pflichten sowie die Amtstätigkeit der Gemeinden bestimmte die Regierung 1679 in dem Buche „Fractatus de juvibus incorporatibus“.

Der Gemeindefrieden in der Ratsstube war nur zu oft ein wunder Punkt und ist es heute auch noch. Die Ausholden hatten immer besondere Wünsche, die Pfarrholden vertrugen sich mit der fürstlichen Gemeinde in Mistelbach wenig, die Grundrichter versuchten den Rat „unter ihr Joch zu ziehen“, die rechtlosen Inleute waren unzufrieden und das junge Geschlecht schimpfte über die Alten, die ihre Ratssitze nicht an die Jüngeren abtreten wollten; deshalb forderte die Wilfersdorfer Herrschaft 1717, daß in Mistelbach, Obersulz und Poysdorf zwei jüngere Männer in den Rat aufzunehmen seinen. In Poysdorf hatte der Marktrichter an dem Bürger Johann Georg Finger einen Stock zerschlagen, während der Gerichtsdiener ihm zum Schluß an den Haaren riß; hier wurden die Ratsherrn auf der Straße beleidigt und zur Nachtzeit geprügelt. Die Mistelbacher – „dieser bekannte und berühmte Markt“ – lästerten die Obrigkeit „auf der Saufbank“. In Großkrut war der Marktrichter brutal, schimpfte die Ausholden und ließ sie nicht zu Wort kommen. Die trotzigen und halsstarrigen Erdberger schlugen dem Dorfrichter gerne die Fenster ein. Eibesthal war das Muster einer Gemeinde, die eine schlechte Wirtschaft führte und die Steuern schuldig blieb. Der Wetzelsdorfer Dorfrichter prügelte die „Patzenhäusler“ und behandelte sie so grob, daß sie 1755 mit der Abwanderung drohten. 1766 entdeckte der Wilfersdorfer Amtmann in Mistelbach große Unregelmäßigkeiten (Weinzehent unterschlagen, falsche Gemeinde- und Waisenrechnungen, bestechlicher Marktschreiber, unehrlichen Marktrichter).

Da griff nun Kaiser Josef II. mit fester Hand ein und reformierte das Gemeindewesen; er schuf durch das Gesetz vom 20. April 1785 die S t e u e r- und K a t a s t r a l g e m e i n d e, die eigentlich schon durch die Theresianische Fassion 40 Jahre vorher angebahnt wurde. Der Kaiser verbot alle Gelage und Gastereien auf Gemeindekosten, den Willkommentrunk für hohe Gäste, verlangte genaue Rechnungen und Belege für Ausgaben und Einnahmen; bei höheren Ausgaben mußte das Kreisamt verständigt werden; auch die freien Gemeinden (Hohenruppersdorf, Groß-Mugl und Herrnbaumgarten) wurden in der Verwaltung kontrolliert; bei größeren Gemeinden hieß der Gemeinderat Magistrat, bei dem auch ein geprüfter Syndikus angestellt war. In Hohenruppersdorf nannte sich der Marktrichter Bürgermeister, der nach 1806 lebenslänglich bestellt war. Die Gemeinderatsitzungen wurden von nun an in einem Buch niedergeschrieben und gefertigt. Größere Aufmerksamkeit schenkte man dem Armenwesen und der Waisenpflege. Jede größere Gemeinde besaß eine Bürgerlade für die eigenen Gelder, eine Waisenlade für die Waisengelder und eine Gemeindelade für Urkunden, Testamente und wichtige Schriften. In Ringelsdorf zahlte 1832 ein Halblehner für die Gemeinde 130 fl. 31 kr. an Schlafkreuzern für drei Jahre. Damals bestand der Magistrat von Poysdorf aus dem Marktrichter, dem Senior (= der frühere Marktrichter), 6 Ratsbürgern, 1 Grundrichter und dem Gemeindeausschuß; in diesen wählten die Ganzlehner 2, die Halblehner 8, die Viertellehner 4, die Hofstätter 8 und die Kleinhäusler 3 Mitglieder; dazu kamen Brot-, Fleischwäger, Viertelleute und die Bergmänner.

Das Jahr 1848 brachte das Ender der g r u n d h e r r l i c h e n G e m e i n d e; am 17. März 1849 erklärte die Regierung in einem Gesetz die f r e i e G e m e i n d e als Grundfeste des freien Staate, die einen selbständigen und übertragenen Wirkungskreis besaß. Die erste erstreckte sich auf die eigenen Angelegenheiten, der letztere betraf die Aufgaben des Staates. Das aktive Wahlrecht war an eine direkte Steuerleistung geknüpft und an das Alter von 24 Jahren; die Gemeinde wählte den Ausschuß und dieser den Bürgermeister und die Gemeinderäte. 1854 hob die Regierung am 23. Februar dieses Gesetz auf, doch griff sie 1859 wieder auf die Bestimmungen von 1849 zurück und erweiterte diese 1862 durch eine Gemeindeordnung, die für ganz Niederösterreich Geltung hatte. Frauen, Taglöhner und Arbeiter, die keine direkten Steuern zahlten, hatten kein Wahlrecht. Der Markt Poysdorf wählte damals 18 Ausschußmitglieder und 9 Ersatzmänner.

1905 arbeitete die niederösterreichische Landesregierung eine neue Gemeindeordnung für das ganze Land aus. Die Wähler teilte man nach der Steuerleistung in vier Wahlkörper ein. 1908 erhielten die Bürgermeister das Recht, eine Medaille an einem Halsband mit der Inschrift „die Grundfeste des freien Staates ist die freie Gemeinde“ zu tragen. Die nächst höhere Behörde für die Gemeinde war und ist heute noch die Bezirkshauptmannschaft und die Landesregierung.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde die d e m o k r a t i s c h e G e m e i n d e geschaffen, die nach der Stärke der Parteien die Sitze aufteilt. Die Wahlberechtigten stehen nach der Gemeindewahlordnung von 27. Juni 1929 in der Bürgerliste, in die alle Unbescholtenen aufgenommen werden, die heimatberechtigt und mindestens 20 Jahre alt sind. Die Zahl der Gemeinderäte richtet sich nach der Einwohnerzahl. Sie beträgt je nach der Zahl der Wahlberechtigten 9 bis 21. Nach dem ersten Weltkrieg erhielten auch die Frauen und Arbeiter, die keine direkten Steuern zahlten, das Wahlrecht. Der Wirkungskreis unserer Gemeindeverwaltung ist sehr groß und der Staat räumte ihr viele Rechte und Befugnisse ein, die sie z. B. in Frankreich nicht besitzt.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien

Dr. Starzer „Der Staat und die autonomen Verbände innerhalb desselben“ in den Mitteilungen des k. k. Archivs für Niederösterreich.

Gemeindechronik von Poysdorf

Veröffentlicht in: „Die NÖ Gemeinde“, 1948, S. 17 + 18

Zur Geschichte der Häuser Herrnbaumgartens

Herrnbaumgarten war vermöge seiner günstigen Lage eine weinbautreibende Gemeinde, da sich die windgeschützten sonnigen Hügel vorzüglich für den Weinstock eigneten. Der Kern dieser alten Siedlung, die 1056 erwähnt wird, war der Hof und die Burg, zwischen denen die Kolonisten ihre Häuser bauten. Die Einheit des bäuerlichen Besitzes war ein Lehen = 30 Gwanten; daher unterschied man Ganz-, Halb- und Viertellehen, die mit Grund und Boden bestiftet wurden. Diese bestifteten Bauernhäuser (ihre Zahl ist leider nicht bekannt), bildeten den Grundstock der Siedlung, die später durch die Hofstatt- und Kleinhäuser erweitert wurde. Die bestifteten Hausbesitzer hatten eine besondere Stellung in der Ortsgemeinde, da aus ihren Reihen der Ortsrichter und die Geschworenen genommen wurden, welche die Gemeindevertretung bildeten; sie waren die Nachbarschaft und nannten sich Nachbarn. Die Hauerhäuser waren ursprünglich Halb- und Viertellehen.

Die Häuser baute man zuerst aus Lehmwutzeln, denen man gern die Gerstengrannen oder sauren Wein beimischte, der damals unverkäuflich war; auch heißen Kalk nahm man, sodaß die Mauern steinhart wurden. Das Fensterglas taucht erst nach 1550 langsam auf. Gedeckt wurden die Dächer mit Stroh, Schilfrohr und mit Holzschindeln. Die Renaissance brachte den Ziegelbau; doch wurde der Grund stets mit Kalksteinen ausgeführt, die im Steinbruch neben der schlesischen Straße gebrochen wurden. Nur die wohlhabenden Bauern konnten sich einen Ziegelbau anfangs leisten. Die Hofstatt- und Kleinhäuser begnügten sich mit getrockneten Ziegeln, so daß sie auch Patzenhäuschen genannt wurden; das slawische Wort „Kalup“ geriet in Vergessenheit. Im Zeitalter der Aufklärung sorgte der Wohlfahrtsstaat für Feuerschutz und gute Bauweise durch geprüfte Meister; in jeder Gemeinde mußte sich eine Baukommission bilden. Die erste Wohnungsnot zeigte sich nach dem 7jährigen Krieg, der uns die Stüblhäuser auf den Kellern und Presshäusern brachte. Die Bauern errichteten für die Hauerknechte Zinshäuschen; doch zahlten sie keine Miete, sondern arbeiteten ihn im Weingarten ab; es waren oft richtige Elendswohnungen wie jene Höhlenlöcher in den Hohlwegen und Gstetten, die eine Kulturschande waren und erst nach 1918 verschwanden; hier hausten die Menschen wie einst die Troglodyten. Einmal ist die Rede von einem „Grunhäusel“, für das ich keine Erklärung fand.

G a n z l e h e n: Nr. 6 – 1788 zahlte es 6 fl 40 kr Robotgeld nach Feldsberg, Nr. 10, 12, 14 - 1793 war es auf 1200 fl geschätzt, Nr. 17 – 7 fl Rob.Geld, Nr. 22 – 6 fl 25 kr R.G., Nr. 24 – 1724 besaß es 49½ Gwanten Acker, 2 Viertel Weingärten und 3 Viertel öde, Nr. 25, 26, 27 – nach 1800 ein Hauerhaus, 1823 Familie Woditschka, Nr. 31 – 1724 besaß es 50½ Gwanten Acker, 1/8tel Weingarten und 1/4tel öde, 1816 Familie Frank, Nr. 32, 34 - 1724 gehörten dazu 28½ Gwanten Acker, Nr. 35 - mit 16¾ Gwanten Acker 1724, Nr. 36 – 3 fl R.G., seit 1791 Fritsch, Nr. 78 – (mit Bleistift geschrieben) „Ganz“, Nr. 85 – 37 Joch Hausgründ, Nr. 106 – seit 1812 Fritsch, Nr. 107 - Familie Umscheid seit 1813, Nr. 110 – seit 1837 Schmaus, Nr. 118 – 1869 wurden von diesem Besitz 25 Parzellen für den Fürsten Liechtenstein ausgeschieden, Nr. 127 – seit 1794 Zechmeister und Nr. 128.

H a l b l e h e n: Nr. 27.

H a u e r h ä u s e r: Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 16 – nur ein halbes Hauerhaus, 18, 19, 21, 23, 28, 29, 30, 32, 33, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43 – seit 1793 Ribing, Nr. 44, 45, 46 – seit 1795 König, Nr. 47, 48, 49 – seit 1837 Hager, Nr. 50, 51, 61 bis 67, 68 – Hofer 1786, Nr. 69 bis 77, Nr. 78 – mit Bleistift „Ganz“, denn im Jahre 1800 wurden die Hausgründ von Nr. 27 hieher übertragen, seit 1790 die Familie Schinhan, Nr. 79 – seit 1791 Tagwerker, Nr. 80, 81, 82, 83, 86, 87, 88 – 1820 Scherzer, Nr. 89, 90 – 1784 Bager, Nr. 91 bis 95, 96 – seit 1829 Hager, Nr. 97, 98, 99 – Steiner 1812, Nr. 100, 101, 102, 103, 104 – Kerber seit 1795, Nr. 105 bis 117, 119, 120 – Hager 1789, 121, 122, 123 – später geteilt, 124, 125 – Kandler 1823, 126, 129,130, 131, 132, 133 – Biersack 1834, Nr. 134, 135 – Prinz 1787, Nr. 136, 137, 138 – Frank 1824, Nr. 139 – Berger 1841, Nr. 140 bis 153 – Balzer 1795, Nr. 154, 168, 186, 193, 194 – Slowak 1827, Nr. 195, 196, 197 – Romsy 1837, 198, 203 – Hüller 1795 und 245 – 1787 neu erbaut.

H o f s t a t t h ä u s e r: Nr. 54 – 45 kr Robotgeld, 161 – Fischer 1807, 162, 165, 166, 167, 175, 181, 182, 184, 185 – Palzer 1795, 187, 189, 201, 202 – Schneider 1795, 204 – Bachl 1795, 205, 206, 207 – Schimpf 1837, 208, 209 – Schmid 1827, 213, 215 – Romsy 1793, 216, 217 bis 222, 223 wurde später geteilt, 224, 225, 226, 227 – Balzer 1818, 228 und 231.

K l e i n h ä u s e r: Nr. 52, 53, 55 – 45 kr Robotgeld, 56, 59, 69, 155, 156, 157 – Berger 1795, 158, 159, 160, 163, 164 – Schmidt 1827, 169 bis 174, 176 bis 180, 183, 188 – Kristen 1807, 190 – Romsy 1848, 191, 192, 210 – Fischer 1846, 211 – Bayer 1810, 212, 214, 229, 230, 232 bis 237, 238 – Sauer 1795, 239, 240, 241, 242 – auf 50 fl geschätzt, 243, 244 – Nitsch 1795, 246, 247, 248 wurde 1825 geteilt, 250, 251 war früher 249, die folgenden wurden später von fremder Hand um 2 Nr. erhöht, Nr. 249, 250, 252, 253, 254 – erbaut 1797 und von 1816 Drachsler, 255 – Schwarz 1824, 256 – Kandioler 1799, 257 erbaut 1787, 258 – Palzer 1809, 260, 261 wurde 1815 erbaut, 262 – Hlawatsch 1819, 269 wurde 1888 erbaut, 270 – erbaut 1819, 263 leistete jährlich 2 Handtage Robot, 264, 265, 266 und 267 – alle 4 je zwei Tage Handrobot, im Jahr, ebenso 276; Nr. 277 wurde aus einem Keller gebaut, Nr. 286 von dem Hauerhaus Nr. 122 abgetrennt, 1855 Seidl, Nr. 289, geteilt von der Hofstatt Nr. 223.

S t ä t t e n h ä u s e r: Nr. 157, 162, 165, 166, 167, 177 -1748 gebaut, 181, 184 und 231. Die Kleinhäuser unterschieden sich nicht von den Stättenhäusern, da ihre Besitzer oft als Taglöhner und Hauerknechte von den Bauern abhängig waren; hatten sie ein kleines Grundstück, so leistete ein Roßbauer die Pflugarbeit, die er mit der Handarbeit des Kleinhäuslers verrechnete.

W e i n p r e ß h ä u s e r: “Auf der kleinen Zeil“ gab es vier, ebenso viel in der Ziegelgstetten; das Haus Nr. 243 war 1788 gebaut worden, als die Obrigkeit schon längst solche Bauten verboten hatte, welche die Wohnpartei nur zu Kellereinbrüchen und Diebstahl verleitete. Die Kirchenstübel Nr. 199 und 200 waren dem Pfarrer untertänig und reichten ihm daher Geflügelzehent. Das alte Gemeindeschankhaus und Rathaus war eine Spelunke, die im Gastzimmer jede Reinlichkeit vermissen ließ; der Gerichts- und Gemeindediener hatte hier seine bescheidene Wohnung; die Gemeinde zahlte nach 10 Jahren in Feldsberg eine Abgabe von 100 fl („Renovation“ genannt).

Zum fürstlichen Schafflerhof gehörten: 90 Joch Äcker, 8 Viertel Weingärten, 16½ Tagwerk Wiesen, 223 Joch Wald und 31 Joch Schafmeisteräcker; er hatte die Nr. 57; daneben stand das Jägerhaus (Nr. 58). Mit dem Pfarrhof (Nr. 84) war eine Wirtschaft verbunden 21 Joch Äcker, 1½ Tagwerk Wiesen, 1 Achtel und ein halbes Achtel Weingarten; das Gebäude war von jeder Militäreinquartierung befreit und der Pfarrer gab keinen Zehent. Das Schulhaus, Gemeindehaus geheißen, hatte vor 1795 die Nr. 193, das nach Feldsberg 8 kr Dienst, 1 fl 30 kr Robotgeld und 35 kr Drittelsteuer reichte; nach 1795 wurde ein anderes Haus gewählt – Nr. 20. Vom Halterhaus Nr. 60 zählte die Gemeinde 40 fl Renovation.

1773 gehörten zu einem Ganzlehen: 2 Roß, 2 Wagen, 1 Pflug, 1 „aiden“ Egge ?, 2 Pressen, 2 Bodingen, 8 Schaffeln, Heu, Stroh, 25 ¼ Gwanten Acker, 3½ Viertel Weingärten; 12 Gwanten waren mit Hafer bebaut; taxiert wurde es auf 1100 fl. 1788 zahlte das Haus Nr. 199 nebst den landesfürstlichen und sonstigen Giebigkeiten: das Laudemium bei Besitzveränderungen von jedem Gulden 9 den, an Gewöhrtaxe 1 fl 30 kr, Kanzleitaxe 12 den und Grunddienst zur Zeit der Kirchenrechnung 30 kr.

Freistehende Scheunen gab es noch nicht; denn erst 1773 werden Dreschstadeln erwähnt. Bei dem Weidebetrieb verfügten die Bauern über wenig Dünger, den sie für die Weingärten brauchten. Infolge der Dreifelderwirtschaft bebaute man nur zwei Drittel der Felder. Auch die großen Preßhäuser fehlten.

K e l l e r: „In Gstetten“ – 9 (Dienst à 5 kr, vom Preßhaus 10 kr.)

„Beim Schnattwald“ – 4 – einer eingegangen,

„In Steinweg“ oder „Bügeln“ – 30, einer eingegangen, drei haben hier Preßhäuser,

„In Grüben“ - 5, einer eingegangen,

„Hinterm langen Berg“ – 28, zwei eingefallen, einer gehört der Kirche,

„In Hühnerkratzen“ – 21 + 16 + 1 Stadel,

„In Fedlerweg“ – 6, „Beim Hof“ – 3, „In Ackerweingärten“ – 15, einer eingegangen,

„In Fedlerweg“ – 3, „In Hühnerkratzen bei der Kapelle“ – 1 und beim Schafflerhof – 1 Preßhaus.

Als nach 1820 die Feuerversicherung in den Gemeinden langsam Fuß faßte, verschwanden die Stroh- und Schindeldächer sowie die Holzbauten; zugleich hörte der Weidebetrieb auf, ebenso die Dreifelderwirtschaft, sodaß die Bauern Stadeln bauen mußten. Durch die Sparkassen war es auch dem Minderbemittelten ermöglicht, zu einem Eigenheim zu gelangen. Die Bewohner berücksichtigten gesundheitliche Anforderungen und eine gewisse Bequemlichkeit. Der praktische Wohnbau war kein leeres Schlagwort, so daß der Hausbau zu seinem Vorteil neue Wege ging. Das Dorfbild wurde modernisiert und die Zahl der Häuser stieg in den letzten Jahren sprunghaft.

Quellen: Grundbücher der Marktgemeinde Herrnbaumgarten bei der Feldsberger Herrschaft.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1956, S. 25 + 26

Zur Geschichte der Häuser in Poysdorf.

Die Gebrauchsdauer eines Hauses erstreckt sich im Durchschnitt auf 100 bis 150 Jahre; in früherer Zeit war sie noch geringer, weil die Holzbauten durch Feuer und Ueber-schwemmungen häufig vernichtet wurden. An Holz fehlte es ja nicht. Betrachtet man den Dachstuhl der Singerburg, so kann man fast von einer Holzvergeudung sprechen. Die Verwendung von Ziegeln erfolgte bei uns mit dem Ausgange des Mittelalters. Bei dem Bau der Burg Falkenstein wurden Ziegeln mit einem Hakenkreuz verwendet. Die Vogelsangmühle (1589), die Kirche (1629) und die Singerburg (1665) sind die ältesten Gebäude. Diese baute man aus Ziegeln, auch reichere Bauern folgten dem Beispiel, während die Mehrheit Holz oder getrocknete Ziegeln benützte. In diesem Falle sprach man von einem „Batzenhäusel“. Die Baulinie hielt man nicht strenge ein, darum fehlt den alten Straßen die gerade Linie.

Die Numerierung geschah unter Kaiser Josef II. (1770). Das Haus Nr. 1 war in der Brunngasse, heute ist es Nr. 365. Im Jahre 1884 wurde eine neue Numerierung durchgeführt, die bei der Piller-Mühle ihren Anfang nahm. Die Häuser teilte man früher in Ganz-, Halb-, Viertel- und Achtellehenhäuser, in Ganze-, Halbe- und Achtelhofstatt, in Klein-, Inleut-, Gstetten- und Nutzhäusel und in Zinszimmer ein.

Diese Einteilung war früher notwendig, da die Militäreinquartierung, die Gemeinderobot und die Wahl des Rates nach ihr festgelegt wurde. Trotzdem gab es genug Reibereien und Beschwerden. Sehr lästig empfand man das Militär, das oft monatelang hier bei den Bauern wohnte, weil man keine Kasernen hatte. Erst als gegen das Jahr 1800 der Staat daran ging, fürs Militär eigene Bauten aufzuführen, wurde es besser und der Bauer atmete auf. Die Steuern waren immer hoch und die Klage, es sei besser, ein Haus leer stehen zu lassen, taucht seit 1600 immer wieder auf. Der Wert eines Hauses richtete sich immer nach dem Geldmarkte. So kostete das Hofstatt-Gastwirtshaus „Zum weißen Löwen“ im Jahre 1765 3000 fl., 1772 5310 fl., 1810 31.000 fl., (Kriege mit Napoleon, viel Papiergeld, das einen geringen Wert hatte), 1816 26.000 fl., 1837 5600 fl. C. M., 1861 5400 fl. De. W. Das Ganzlehenhaus Nr. 70 kostete 1849 4000 fl. Die Hofstatt Nr. 34 wurde 1828 um 200 fl. verkauft, die halbe Hofstatt Nr. 336 wurde 1807 um 1600 fl. erworben. Der Preis der Engelherren-Mühle (heute Schwayermühle Nr. 1) betrug 1782 7714 fl.

Zwischen dem Rabrunn und Wilhelmsdorf gab es nur 3 Hofstatt- und 3 Stübelhäuser, sonst waren noch lauter Grasgärten, „In den Hintern“ genannt, die dem Liechtenstein den Zehent ablieferten. Ein gemauertes Kreuz wird noch erwähnt. Das Haus Nr. 297 war ursprünglich ein Halblehenhaus und wurde in 2 Häuser geteilt. Es diente dem Liechtenstein, aber der Fünfkirchner erwarb es später. Auch das Halterhaus war früher größer, weil die heutige Nr. 48 auch dazu gehörte, die dann von der Gemeinde verkauft wurde. Nach den Kriegen mit Napoleon machte sich eine Wohnungsnot fühlbar, es gab auch wenig Geld unter den Leuten. Da baute man auf den Kellern Wohnungen. Im Jahre 1848 baute der Herr Taubenschuß sein Haus Nr. 170 um, das früher einen oberen Stock hatte. Es lag ziemlich tief und war auch sehr feucht. In zwei Monaten war es niedergerissen und der Neubau fertig.

Dazu brauchte der Bauherr 10 Fuhren Steine, 21.000 Mauer-, 14.000 Dach-, 104 Hohl- und 1800 Rauchfangziegel – das Tausend kostete im Durchschnitt 24 fl. W. W. oder 9 fl. C. M. – 148 Metzen Kalk, 96 zweispännige Fuhren Sand, 20 Fuhren Lehm, 1 Fuhr Tischlerholz vom Spitz, 11 Ladungen Bauholz auch vom Spitz; der Maurermeister war Franz Schiner aus Neudorf, die Zimmerarbeit besorgte Andreas Gartner, die Tischlerarbeit Karl Böshönig, die Schlosserarbeit Dominik Dick, die Glaserarbeit Toppich und die Ziegeldeckerarbeit Johann Gotsch. Die Baukosten stellten sich auf 4000 fl. W. W. oder 1600 fl. C. M. In 6 Wochen war der Bau fertig. In den letzten Jahrzehnten begann eine große Bautätigkeit, die im Jahre 1907 den Höhepunkt erreichte. In der Kriegs- und Nachkriegszeit stockte alles, die Wohnungsnot machte sich fühlbar. Die traurigen Geldverhältnisse und der Mieterschutz waren dem Bauwesen hinderlich. Erst seit 1926 begann man mit dem Bau neuer Häuser. Auf der Wiese entstand ein neues Viertel, die Gemeinde und der Staat förderten die Bautätigkeit, erstere durch billige Bauplätze, letztere durch den Wohnbaukredit.

Im Jahre 1582 zählte man 200 Häuser, das Grundbuch des Jahres 1767 enthält 356, die alte Numerierung ging bis 440, im Jahr 1911 ergab die Volkszählung 563 bewohnte und 24 unbewohnte Gebäude, bis Kriegsende waren 602 Häuser und heute sind es 652, da die Bautätigkeit in den letzten drei Jahren eine sehr rege war.

Zur Geschichte der Herrschaft Asparn a.d.Z.

1300

9. Juni wird die Rohrmühle (Rormule) bei Lanzendorf und Peistorf erwähnt.

1343

6. Dezember. Erhart und Gregor, Brüder von Walbach, geben ihrem Bruder Nyclosen 40 Pfund den, 10 Muth Hafer auf 2 Lehen in Altenmarcht und 1 Pfund den Geldes auf einem Lehen in Chrotendorf.

1354

2. Februar. Gorig der Valkaer vermachte seiner Frau Elsbet zu rechter Morgengabe einen Hof zu Valka (Fallbach) und genannte Güter zu Valka, Altenmarkt, Schaterlee, Haniftal, Hetal und Vngertorf, alles Lehen des Herzogs Albrecht.

1356

2. Februar. Jorg der Valbaher gibt seiner Frau Annen, Gotfriedes des Spiez von Puhlestorf Tochter, folgende Güter als Morgengabe : 1.) zu Valba ein Haus, 84 Joch im ellen velde dabei , einen Weinberg; ½ Pfund den Geldes auf einer Weide, 79 den auf einer Hofstätte, worauf ein Weber sitzt, 80 den auf einer Hofstätte, auf der weiland Hans der Preidler saß,

3 sol 5 den auf einer Hofstätte, auf der weiland Mert der Duerrenpeche saß, 32 den auf einer Hofstätte, auf der Ott der Wazzermann sitzt. 2.) zu Altenmarchte 12 sol. 4 den auf einem Lehen, auf dem Niklas der Strobel sitzt, 12 sol. 4 den auf einem Lehen, auf dem Hainreich, Hainleins Sohn sitzt, 16 den auf einer hanispeunt, gedient vom Luchner, 3 den auf einer Hanispeunt, gedient vom Scheuer, 12 den auf Überländ, gedient vom Lichtenstainer. 3.) zu Schaterlee 30 den auf einem Weingarten. 4.) zu Hanisal 14 sol. den das Symon der Röczel hatte, 3 sol. den auf einem halben Lehen, das der Chueffler hatte, 43 den auf einer Hofstätte , auf der Nicla der Zimmermann sitzt. 5.) zu Hetal 10½ Pfund den auf den 3 Hofstätten, auf denen der Zebel sitzt. 6.) zu Angerdorf 70 den von einer Hofstätte, auf der Weigel, Prechtleins Sohn sitzt. 7.) zu Lostorf ein halbes Holz genannt die Puchleiten, 6 Tagwerk Wiesmad lang und breit, von dem man nach Höflein 10 den dient.

1369

1.Mai. Jörg von Valbach beurkundet, dass er von seinem Schwager Jans von Pellendorf 100 Pfund den als Heimsteuer erhalten und ihm als Widerlag 12 Pfund 2 sol. 7 den Kleindienst zu Lostorf, Valbach, Altenmarcht, Schaterle, Haeutal und Züllndrum erhalten hat.

1390

3. März. Ramunch Probst, Nycla Dechant und der Konvent des Klosters Waldhausen verkaufen Mert dem Falbaher um 129 Pfund Wiener den ihren Anteil an den Zehenten zu Lostorf und Altenmarkcht gegen Rückfall an das Kloster nach dem Tode Falbahers.

1397

9. Oktober. Hans der Schenkch von Ried und seine Frau Walpurg verkaufen dem Mert dem Valbaher um 40 Pfund den ihre freieigene Wiese zu Steinaprunn, genannt des Hawser Wiese.

1398

6. Februar. Herzog Albrecht von Österreich verleiht Mert dem Valbaher die von seinem Truchsessen und Hofgesinde Jörg von Puchaim und Hans von Stubemberg erkaufte Gülte von 10 Muth Hafer zu Altenmarkt bei Laa.

1399

1. Juni. Wilhelm und Albrecht von Österreich beurkunden die Messestiftung, die Mert der Valbaher, des Herzogs Wilhelm Kammermeister, in der Pfarrkirche von Valbach mit 26 Pfund den auf behaustem Gut in den Dörfern Weczleinstorf und Stynkenprunn errichtet hat.

1402

30. Oktober. Mert Valbacher stand mit 3 anderen Edelleuten Bürge für 400 Pfund den dem Herzog Wilhelm von Österreich, dass er die Schuld zum rechten Termin begleiche.

1403

19. Nov. Achacius Pfarrer zu Wolcherskirichen beurkundet, dass Lazlab der Härring, der in der Pfarrkirche daselbst einen köstlichen Bau an Chor und Altar aufgeführt habe, eine Messe, vom Kaplan der Feste Wolcherskirichen zu lesen, ebenda gestiftet und dem Pfarrer zur Entschädigung folgende Güter gegeben habe: 30 den auf einem Haus und Hofstätte zunächst der Kirche, 2 den auf einem Acker, Teyallazz genannt, 5½ sol. den auf Äckern und Wiesen im Grentschestal zu Poysdorf und Wolcherschirichen.

1405

12. Juli. Wilhelm Herzog von Österreich verleiht Jörg von Tyerna die von dessen Vater Friedrich von Tyerna ererbte und von seinem Mündel Herzog Albrecht lehenrührige Veste Poysbrunn und einen Getreidezehent daselbst sowie weitere Getreidezehenten zu Schirmestorff, Staynaprunn, Altenruprechtstorff, Poysdorff und Poysbrunn.

1410

20. Nov. Herzogin Beatrix von Österreich verleiht Mathesen von Rohr auf Bitten seiner Hausfrau Agnesen, Wernharts von Ladendorf Tochter, die Güter zu Plastauden, die sie von Merten dem Valbacher geerbt hat und Lehen der Burggrafen von Nürnberg, den Brüdern der Ausstellerin, sind.

1422

9. Juli. Hanns Wynther verkauft Hans dem Flansen mit Zustimmung des Lehensherren um 40 Pfund Wiener Pfen. den Hof zu Veliben mit dem Turm, unter den Sieglern ist auch Michel der Palterndorfer.

1435

25. Jänner. Lewpold von Ekcharczaw und Hanns von Ebersdorf, oberster Kämmerer in Österreich, verleihen Niclas dem Strayffing den von seinem Bruder Michel ererbten Hof von 2 ganzen Lehen zu Herrnpawngarten.

1438

14. Mai. Erhart Kelberharder verkauft mit Zustimmung Herzog Albrechts als Lehensherr Ulrich dem Eyczinger, Hubmeister in Österreich, um 100 Pfund Wiener Pf. genannte Gülten und Zehenten zu Poystorf und Beczleinstorf.

1438

28. Mai. Alreich Eyczinger, Hubmeister zu Österreich, Oswalt und Stephan seine Brüder geben Margarethen, Stephan des Hechel Witwe, das Gericht mit Stock und Galgen zu Reybestorf, landesfürstliches Lehen , 11½ Pfund den auf behaustem Gut, den Zehent und das Bergrecht an der Pranntleyten ebenda Zehent und Bergrecht zu Weczleinsdorf, Lehen von Passau , welche Güter ihr nach ihrem Bruder Hannsen dem Hering, zugefallen.

1438

30. Juli. Hanns Gater verkauft Ulreich dem Eyczinger, Hubmeister in Österreich, um eine nicht genannte Summe seine freieigene Gülte von 4Pf. 7 Schilling 14½ Wiener Pf. Zu Mechsendorf und einen von Herzog Albrecht lehenrührigen Wein- und Getreidezehent auf 12½ Lehen und 3 Hofstätten zu Weczleinstorf.

1439

5. Sept. Mert Eyczinger von Höflein und seine Frau Elspeth verkaufen mit Zustimmung des Propstes Jörg von Klosternewburgk als Lehensherr dem Ulrich dem Eyczinger von Eyczing um 300 Pf. Wiener Pfen. genannte Wein und Getreidezehnten zu Wilhalmstorf.

1444

31. Juli. König Friedrich gilt als Vormund des Königs Ladislaus dem Truchsessen von Draessenhouen, seinem Rat, und dessen zweijährigen Sohn Jorg für die dem König Albrecht geliehene Summe von1000 ung. fl und 600 Pfund Wiener Pfen. Ferner für die 400 fl wegen der Pflege Lundenburg, wofür ihm schon König Albrecht die Feste Stecz mit 100 Pfund Pfen. Berghut unde mit 50 Pf. den Gnadengeld pflegweise eingeantwortet hatte, weiter für die ihm vom König Albrecht verschriebene Gülte von 100 Pf. Pfen. auf den Nutzen und Renten zu Newndorf und Walkendorf sowie für den Ackerbau auf dem Meierhof zu Enczestorf, endlich für die ihm an Burghut und Bauherstellungen an der Veste Stecz schuldig gewordenen 769 Pf. 7 Schill. 66½ Pfen – auf ihrer beider Lebenszeit die Veste Stecz zu rechtem Leibgeding.

1446

30. August. Georg Tobler, gesessen zu Harras, verkauft Niclas dem Truchsessen auf Stecz um einen nicht genannten Betrag seine freieigenen Güter zu Fratigestorff, Neundorff und Strenczendorf.

1447

28. Nov. Jorg Dechssner verkauft dem Caspar Pekch und dessen Frau Katrein um 160 Pf. der schwarzen Wr. Münze seine Mühle zu Walkeskirchen. Siegler war Peter Grewl von Erdgurkch.

1449

10. Nov. Martin Abt zu den Schotten in Wien gibt Erhart dem Dossen ein Vidimus der Pergamenturkunde des Königs Albrecht von 1438, 18. Mai, mit welcher dieser Erhart dem Dossen, seinem Forstmeister und Rat, der ihm die von ihm erhaltene Leibgeding verschreibung über die Veste und Herrschaft Ernstprunn ausgeliefert hat, in Anbetracht der namentlich während der letzten Kriege geleisteten Dienste neuerlich diese Veste und Herrschaft und zwar für so lange verschreibt, als männliche Nachkommen des Namens der Dossen vorhanden sind.

1450

23. Dez. König Friedrich verleiht Sigmund Eyczinger von Eyczing , die von weiland Margaretha der Durengvekin an ihn gekommenen Gülten und Zehnten von Stuczenhofen, Valkenstein und Poisbrunn. Pfleger der Burg Herrnbaumgarten war Zacharias Pirchemvater.

1488

Erwirbt die Herrschaft Asparn a. d. Z. Zehente in Ladendorf.

1564

Beschwerte sich die Herrschaft Asparn, weil Hartmann von Liechtenstein den Richter von Ketzelsdorf gefangen setzte.

1614

Kaufte die Herrschaft Staatz den Hof in Kautendorf.

1616/17

Streit der Herrschaft Asparn mit dem Fürsten Gundacker von Liechtenstein – Wilfersdorf wegen der Waldweide in Siebenhirten.

1617

Verpfändung von Hobersdorf um 3000 fl an den Fürsten Gundacker von Liechtenstein.

1623

Erwarb die Herrschaft Asparn Niederleis.

1626

Streit der Herrschaft Asparn mit dem Stifte Altenburg wegen des Lehenhofes Geiselbrecht.

1673

Wird eine Mühle und ein Teich in Grafensulz erwähnt.

1697

Gab es in Asparn eine Hauerzeche

1700/1703

Wurde das Schloss Ulrichskirchen befestigt.

Quellen:

„Archivberichte aus Nied. Österreich“, 1915/I.

Handschrift von Franz Thiel

Zur Geschichte der Herrschaft Goldenstein

Das Gut Goldenstein gehörte ursprünglich dem Landesfürsten, der es als Lehen seinen Getreuen überließ; schon um 1234 war der Bergbau in Nordmähren verbreitet, weil keine Goldgräber sich in der Nähe von Mähr.-Neustadt ansiedeln durften. Unser Bergland genoß damals den Ruf eines Kaliforniens, eines Goldlandes, das die Ansiedler anlockte. Die Przemisliden förderten die deutsche Ostbewegung, weil der deutsche Bauer, Handwerker und Bergknappe für den Aufbau von Siedlungen besonders geeignet war. 1289 sollten die Lehensgüter in Nordmähren dem Markgrafen Friedrich von Meißen übergeben werden. Die Grundherren überließen dem Lokator oder dem Vogt die Gründung und Organisation der Waldhufendörfer. Da mußten die großen Wälder gerodet werden, um Ackerland zu gewinnen. Daneben war der Bergbau auf Gold und Eisen von größter Bedeutung für das Aufblühen und Gedeihen der Siedlungen. Mähr. Altstadt hieß anfangs Alt-Goldek.

Eine Schenkungsurkunde vom 3. Mai 1325 erwähnt die Orte Goldenstein, Stubenseifen, Kunzendorf, Spieglitz, Kratzdorf, Seibersdorf, Waltersdorf, Niklasdorf und Wynrebe. Das Gebiet wurde als Sühne für den großen Schaden, den Heinrich von Luxemburg und sein Sohn Hanko dem Kloster Kamenz zugefügt hatte, diesem übergeben: es waren Waldhufendörfer, die in den Gebirgstälern sich ausbreiteten. Wurde auch der Weinbau betrieben, da das Wort Weinrebe darauf deutet? Kirchlich unterstand das Gebiet dem Prager Bistum.

1346 besaßen die Herren von Lippa Goldenstein, Blauda und Schönberg als landesfürstliches Lehen. In dem unheilvollen Hussitensturm 1423 wurde unsere Heimat zugrunde gerichtet, ausgeraubt, niedergebrannt und die Bewohner erschlagen, sofern sie sich nicht in den Wäldern versteckt hatten.

Goldenstein erwarb 1437 Hynek von Waldstein, dazu gehörten: Ebersdorf, Hannsdorf, Kratzdorf, Budwize (?), Waltersdorf, Schlegelsdorf, Weigelsdorf und eine Glashütte, der 1448 eine zweite folgte; es sind dies die ältesten Glashütten Nordmährens, die ihre Holzkohlen aus den großen Wäldern bezogen.

Für das Bergland galt der Satz des Dichters

„Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt so manch Geschöpf in Erdenfesseln hält.

Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut und seinen Kohl dem frechen Wilde baut.

Der Knappe karges Brot sich in den Klüften sucht, der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.

Goethe „Ilmenau“

Die Stadt Olmütz bezog 1530 von dem Herrn Hinko in Goldenstein „ein Stück Püchsen“ im Gewicht von 8 Zentnern 27 Pfund, es bestand hier ein größeres Eisenwerk. Karl von Zierotin besaß 1575 das Gut Goldenstein, aber nur kurze Zeit. Neben dem bürgerlichen Brauhaus gab es noch ein herrschaftliches in Goldenstein; hier zählte man 26 brauberechtigte Bürger, in Altstadt 38; es waren dies die „Patrizier“, die tonangebend in der Gemeinde herrschten und als Honoratioren auftraten.

1582 übernahm die Herrschaft Hynek Bruntalsky von Wrbna; diese Familie gründete die Dörfer Groß- und Klein-Würben. Nordmähren war damals protestantisch; die Katholiken bildeten eine Minderheit. Hynek von Wrbna gab am 29. November 1584 den Protestanten eine eigene Kirchenordnung, die er am 5. Mai 1591 und am 29. November 1592 ergänzte, laut Mitteilung des Dr. Paul Dedic in Graz.

1610 überließ der Herr Peterswalsky von Goldenstein dem Georg Schürer von Waldheim das Glashüttengut Glasdorf. Diese Familie stammte aus Sachsen. Ein Paul Schürer, geboren 1504 in Aschberg-Sachsen, wurde 1530 Glashüttenmeister in Falkenau bei Böhm.-Leipa. Kaiser Rudolf II. bezog von dieser Familie, die 1592 geadelt wurde, für seine Hofhaltung in Wien nur Schürer-Glas. Georg Schürer begründete die Glaserzeugung in Rokitnitz, das er wegen seiner Schulden verließ und in Kl.-Mohrau eine Glashütte einrichtete. Dominik Schürer erbaute in Lenz 1590 eine Glashütte, eine Mühle, eine Brettsäge sowie eine Holzkirche. Die Gegenreformation vertrieb diese Familie, doch sah man ihre Grabsteine noch um 1900 auf dem Friedhof in Rothwasser.

Die Katholiken besaßen für ihren Gottesdienst die Marienkirche. Der Schwarzfärber Kaspar Pantel bekam 1615 von dem Herrn Hans Peterswalsky das Vorrecht, daß sich in Altstadt kein zweiter Schwarzfärber niederlassen durfte. Dieses Färberhaus kaufte 1617 Tobias Libelsberger und 1635 Hans Paschek.

Peterswalsky, der an dem Aufstand von 1618 teilnahm, verlor als Rebell das Gut Goldenstein, das 1622 Karl von Liechtenstein um 200 000 fl. kaufte. Peterswalsky durfte nichts vom Schloß mitnehmen, als er in die Fremde ging. 1625 holten sich die Goldensteiner die Möbel und die ganze Einrichtung des Rebellen. Der Krieg und die Abwanderung so vieler Arbeitskräfte drückte der Landschaft das Bild der Zerstörung auf: leere, ruinenhafte Häuser, unbebaute Felder, verunkrautete Äcker, geringer Arbeitsgeist, unsichere Straßen usw. Der Hof in Weigelsdorf, den 1640 ein Edelmann besaß, wurde mit geringer Sorgfalt bewirtschaftet, da er Vieh sowie Pferde zugrunde gehen ließ. Die Pächter hatten die Felder ausgesogen; die Stallungen wurden ruiniert. Von Goldenstein verkehrte eine Ordinaripost nach Jägerndorf.

Die Dörfer litten durch die Militäreinquartierungen und Durchmärsche sowie durch die Kontributionen, so daß die Bewohner verarmten und der Bauer Äcker verkaufen mußte. In Weigelsdorf veräußerte der Bauer Johann Richter den Hof, ein Stück Acker um 180 fl, Markus Christ sein Gut und einen Leinfleck um 280 fl, der Richter Kaspar Christoph von Ebersdorf ein Stück Wald und Acker um 45 fl, sowie eine Wiese um 70 fl, die Kirche in Altstadt einen Leinﬂeck um 26 fl, Martin Wankus von Weigelsdorf ein Stück Wiese um 24 fl, Hans Weiser von Weigelsdorf 2 Leinstücke samt Wiese und Streifen um 50 fl - teilweise eingetauscht -, Richter und Geschworene von Weigelsdorf ein Stück Wiese um 15 fl, Jakob Christen sein Gut in Weigelsdorf um 300 fl, junger Hans Christen ein Stück Wald, einen öden Acker und eine Wiese um 50 fl - Zugabe 14 ½ Scheffel Korn, Hans Schnaubelt ein Stück Wald um 30 fl - Zugabe 2 Scheffel Korn, Georg Breuer zu Neu-Ullersdorf seine Wiese um 50 ﬂ, Daniel Thoma zu Altstadt eine Wiese bei Kunzendorf, bei der Ziegelscheune gelegen, um 50 fl und Kaspar Christen in Weigelsdorf vertauschte Haus und Erbe um 12 ﬂ - Zugabe- 10 Scheffel Korn.

Bei dem Gute Weigelsdorf konnte man aussäen: Winterbau - 30 Scheffel Sommerbau 100 Scheffel, Gerste 6, Arbes 1, Leinsamen für Gespinst 12 Scheffel; Heu auf den Wiesen, wenn es gerät, 50 zweispännige Fuhren, Grummet 10 Fuhren. Rindvieh konnte gehalten werden 15 Stück, Schafvieh in allem 200 Stück und 6 Pferde. Das Gut selbst war auf 750 ﬂ mährisch geschätzt.

1648 gab es im Weigelsdorfer Hof: 3 Pferde, 28 Kühe, davon 15 Melkkühe, 11 Schweine, 275 Schafe, 12 Gänse, 3 Indian, 6 Enten und 5 Wagen; Korn 11 3/4 Scheffel, Hafer 82 2/4 Scheffel, Leinsamen 6 Scheffel, Winterkorn in Stroh 30 Garben und Hafer in Stroh 8 Schock.

Preise in Goldenstein im Jahre 1656: 1 Kalb 4 fl 30 kr, ein Indian 35 kr (in Eisenberg 20 kr), ein Kapaun 18 kr (in Eisenberg 15 kr), eine Gans 21 kr (Eisenberg 15 kr), eine Henne 9 kr, eine Ente 12 kr (7 kr), ein Schock Eier 15 kr (15 kr), eine Maß Schmalz 15 kr (12 kr) und ein Pfund Käse 3 ½ kr (4 kr); im gleichen Jahre entrichteten der Weigelsdorfer Hof sowie die fürstlichen Untertanen hohe Beiträge für die Verpflegung der Soldaten im Lande Mähren. Das Korn führten die Bauern nach Ungar.-Hradisch.

Altstadt zählte 1657 - 120 angesessene Häuser. Nach der neuen Mahlordnung mußte jeder Müller von 1662 an von 1 Mut Weizen 36 Metzen Mehl sowie 10 Metzen Kleie ausmahlen.

In das Goldensteiner Rentamt zahlte 1663 der Weigelsdorfer Hof an Zins und Robotgeld: zu Michaeli von dem Bauerngut Markus Christen Robotgeld 8 fl 6 kr und 1 Heller und Wasserzins 1 fl 10 kr, Martinizins 7 fl, zu Georgi accordiertes Robotgeld 7 fl 14 kr, Wasserzins 1 fl 10 kr, mehr wegen des Stückes Anger 4 kr 2 den.

Das Wohngebäude beim Meierhof in Stubenseifen war 1667 so wandelbar, daß die Schaffnerin unlängst mit ziemlicher Lebensgefahr durchgebrochen und seither sich niemand traute hinaufzugehen. Das Gehölz am Stubenstock war verfault und böse, so daß das Gesinde wegen der durchdringenden Kälte nicht bestehen konnte, sondern sich elend darin behelfen mußte. Jede Ausbesserung daran wäre verloren, vielmehr sollte es im künftigen Frühjahr von Grund auf neu erbaut werden. Der Sand war nicht weit, der Kalk konnte in ziemlicher Nähe gewonnen werden, doch wäre das Holz entlegen und es sei gefährlich, dasselbe hierher zu bringen. Die Gebäude waren vor Jahren eine Glashütte, würde der Neubau aus Holz gebaut, so müßte er nach 20 Jahren wieder repariert werden. Maurer und Zimmerleute erhielten die Anweisung, wie der Bau durchgeführt werden sollte. Der Überschlag kostete 300 fl. Die Mittel könnten durch die Michaeli-Quote hereingebracht werden. Der Fürst Liechtenstein war mit dem Vorschlag einverstanden, nur durfte die Quote nicht überschritten werden.

1673 überließ der Fürst den Bauern Gründe und Wiesen von dem „Adelshof“ in Weigelsdorf zum Genuß, es waren vor allem Bauern von Kratzdorf, Weigelsdorf, Neu-Ullersdorf und die Bürger von Altstadt. Der Hof zählte damals 4 Pferde, 2 Fohlen, 17 Kühe, 2 Stiere, 8 Kälber, 1 Öchsl, 4 alte Schweine, 9 Ziegen und 70 Schafe. Die Wunden des 30jährigen Krieges waren verheilt und neues Leben blühte in den Gebirgsdörfern der Heimat. 1679 gab es in dem Hof 20 Kühe; 9 Kälber konnten jährlich abgewöhnt und verkauft werden. 1 Kalb kostete 1 fl 20 gr; alte Kühe wurden im Jahr 2 verkauft á 3 ½ fl. Butterertrag = 20 Tonnen, davon Deputatbutter für 8 Personen 2 ½ Tonnen, bleiben zum Verkauf 17 ½ à 3 fl = 52 fl 30 kr. 60 große Käse, ungefähr 600 Pfund schwer á 3 kr = 30 fl, Kuhquargeln in der Fastenzeit, 4 Schock gemacht - 2 fl 8 oder 9 Ziegen sowie 1 Bock, von denen jährlich 2 Stück als untauglich verkauft wurden = 2 fl. Schweine und Schafe keine. Das Geﬂügel macht mehr Schaden als Nutzen, so daß das Futter gar nicht bezahlt wird. Korn = 40 Metzen; denn die bösen Äcker liefern keinen besonders großen Ertrag. Deputatsgetreide für 8 Personen u. z. Schaffer, Schafferin, Strohschneider und 5 Meiermenscha, monatlich ½ Metzen; da mußte von anderen Höfen Fruchtgetreide hergeführt werden. Sommerkorn säte man da nicht. Gerste 6 Metzen gesät, gerät hier schlecht, so daß nur mit 14 Metzen Ertrag gerechnet wurde. Deputat für 8 Personen 1/8 Metzen statt Graupen, Hafer 150 Metzen gesät, Ertrag 200 Metzen, mit Hafer fütterte man die Kälber. Leinsamen 6 Metzen. Kraut gerät hier schlecht; die Pletschen verwendet man für das Vieh und das andere für das Gesinde.

Wiesen hatte der Hof keine. Heu machte man auf den Äckern, die mehrere Jahre brach liegen blieben. Ertrag 12- 15 Füderln; etwas Heu wurde auch im Wald gemacht, das aber keine Kraft besaß. Weil auch wenig Stroh vorhanden war, litt das Vieh im Winter Hunger. Es mußte von anderen Höfen Stroh gekauft werden.

Ausgaben: 36 ½ Metzen Korn à 54 kr = 32 fl 51 kr, 5 Metzen Gerste á 45 kr = 3 fl 45 kr, Schafferlohn im Jahr 8 fl, Schafferin 5 fl, Strohschneider sowie die fünf Meiermenscha à 4 fl. 1 Grassichel 6 kr, im Jahr brauchte man 5 Stück; 10 Stück Milchtöpfe - 1 fl 10 kr, 8 Stück Getreidesiebe = 32 kr, 2 Stück Spreukörbe á 10 kr. Zu den Grastüchern wählte man 6 Ellen grobe Leinwand; Schmiederechnung jährlich 6 fl 36 kr, für Maurer, Zimmerleute, Glaser usw. 10 fl, für Vieharznei 36 kr, Salz für 1 Person 4 Maßl, jährlich 32 Maßl = 5 fl, 1 Maß Salz auf jede Buttertonne, 30 Maß Salz für den großen Käse = 5 fl, für Licht- und Fackelholz 1 fl 3 kr, 4 Schock Insletlichter à 8 kr und 1 Klafter Holz 20 kr, 80 jährlich gebraucht.

Summe der Ausgaben im Jahr 172 fl 34 kr. Schon damals sprach man von einem Verpachten der Äcker und von einem Robotgeld statt der Naturalrobot durch die Bauern; denn der Hof warf keinen Nutzen ab, im Gegenteil mußten 21 fl 6 kr draufgezahlt werden. Goldenstein zählte damals 63 angesessene Häuser, das Glasdörfl nur 30; Anspruch auf Holz hatten in Goldenstein und Altstadt nur jene Häuser, die schon 1614 bestanden. 1683 konnte der Schüttkasten in Goldenstein gebaut werden, einer der größten in Mähren.

Unter dem Fürsten Adam Andreas von Liechtenstein (1684-1712) waren die Untertanen der Herrschaften Goldenstein, Eisenberg und Hohenstadt arg bedrückt durch Robot und andere onera (Lasten), die aber durch einen kaiserlichen Befehl verboten wurden. Im Hungerjahre 1694 verzehrten die Armen Kleie, Spreu und Leinknoten, so daß viele erkrankten; überall mangelte das Geld. In dieser schweren Not fehlte jede Hilfe; nur schwer konnte der Bauer das Garn verkaufen. Der Samen fehlte in den Dörfern.

1712 ersuchten die Untertanen im Goldensteiner Gebiet um eine Besserung ihrer harten Lage. Der Waldhafer war eine Abgabe vom Absterberecht und nicht ein ins lignandi. Die Untertanen führten ein miserables Leben, mußten Rocken spinnen, aßen nur ein Haferbrot und legten täglich 2 Meilen Weges zur Robot zurück - eigentlich 4 Meilen. Bei Robotrückständen forderte der Amtmann für jede Klafter Holz 15 kr. Unter den Häuslern gab es viele, die sich nicht einmal am Brot sattessen konnten.

Jeder Bauer robotete wöchentlich 3 Tage und schlug 3 Klafter Holz, ein Häusler-Chalupner leistete 2 Robottage und machte 2 Klafter Holz, ein Hausgenosse 1 Tag Robot und 1 Klafter Holz. Am 26. Februar 1716 lasen die Geistlichen in allen Kirchen eine Messe für die glückliche Entbindung der Fürstin im Schönberger Dominikanerkloster sogar 23.

Räuber und Wegelagerer machten die Straßen unsicher und verübten Mordtaten. Da ordnete die Regierung den Bau von Glockenstühlen in den kleinen Gemeinden an, damit die Ortsbewohner sofort alarmiert wurden, wenn Verbrecher auftauchten. Für die Holzkirche in Goldenstein spendete 1721 der Fürst Liechtenstein Meßgewänder und Meßgeräte. Nach 1718 durfte kein Malterholz gemacht werden, dafür wurde das Robotgeld erhöht. Nun führte die Herrschaft wichtige Arbeiten in der Wirtschaft durch: Teiche wurden gesäubert; Stein- und Ziegelbauten ersetzten die alten Holzgebäude; Mühlen wurden hergerichtet; die Robot gemildert, die Dächer mit Ziegeln gedeckt. Zum Neubau der Goldensteiner Marienkirche holten die Bauern am 22. April 1730 von Nikles Eschen. In dem erwähnten Färberhaus zu Altstadt wohnte 1734 Tobias Schubert. Im Kriegsjahr 1741 lieferte die Herrschaft Goldenstein 40 Zentner Heu und 220 Metzen Hafer für die österreichische Armee. Die Pässe um Goldenstein wurden verhaut und unpassierbar gemacht. Den Goldensteiner Juden plünderten 1742 preußische Husaren aus. 1744 mußte die Landmiliz eingerichtet werden zum Schutze der Heimat; im gleichen Jahr marschierte im Dezember Prinz Karl von Lothringen mit seiner Armee durch Nordmähren; er stand am 12. Dezember in Senftenberg, am 13. in Wigstadtl, am 15. in Grulich, am 16. in Altstadt und am 19. schon in Ziegenhals. Von Altstadt wurde eine Ansicht mit dem Kirchturm und der Kapelle am Friedhofeingang gemacht; sie befindet sich im Wiener Kriegsarchiv.

Wichtige Straßen führten von Goldenstein nach Altstadt-Glatz, nach Hannsdorf-Eisenberg, nach Freiwaldau und nach Schönberg. Den Krieg spürte das Goldensteiner Gebiet sehr stark. 1760 begann die Regierung mit der Anlage von Karten und Mappen für Kriegszwecke; doch fehlten bei uns geeignete Kräfte; es kamen Ingenieure von Brünn, Geometer von den Dietrichsteinschen Herrschaften, die schon in Zlin und Hochwald vermessen hatten, sowie bischöfliche von Wischau. Die Gebirgsbewohner konnten weder lesen noch schreiben, waren für die Geometer ganz untauglich als Hilfskräfte. Die Regierung forderte auch die Anlage von Urbarbüchern in den Gemeinden; in alten und neuen fand man viele Fehler; die Maße und Geldwerte waren verschieden, mährisch und österreichisch. Die Robotverpflichtungen standen nicht in den Büchern. Dies wirkte sich für die Bauern sehr nachteilig aus. Manche Herrschaft hob von den Gemeinden Abgaben ein, für die sie keine Belege vorweisen konnte. Die wurden gestrichen. 1761 erfolgte die Gründung eines Spitals in Goldenstein für neun Untertanen. Die Marienkirche wurde 1789 entweiht und abgebrochen. Es war dies eine Folge der Reformen, die Kaiser Josef II. auf kirchlichem Gebiete durchführte. Dafür wurden in anderen Dörfern Pfarrkirchen, sogenannte Lokalien, errichtet, z. B. in Woitzdorf 1784.

Wichtig war die Verbesserung der Waldwirtschaft in unserem Gebiet, die „ganz am Hund“ war. Die Leute suchten sich beim Einkauf die stärksten Bäume aus; es wurde kein Schlag gemacht, so daß junge und alte Bäume durcheinander standen. In einem heißen Sommer gingen viele Bäume zugrunde, während im Winter die Schneelast eine Menge zusammendrückte. 1816 zählte Goldenstein um 66 Häuser mehr und Altstadt um 86, die aber keinen Anspruch auf Holz hatten. 1834 bestand noch die Glashütte in Blumenbach, die 1788 errichtet war.

In Altstadt war am 30. Oktober 1769 Franz Ritter von Heintl geboren, der nach einem Hungerstudium auf dem Gebiete der Landwirtschaft im alten Österreich bahnbrechend wirkte und zahlreiche Bücher verfaßte; er wurde deshalb in den Adelsstand erhoben; denn sein Besitz in Nexing - Nieder-Österreich war ein Muster- und Lehrgut für das ganze Land. Was er hier schuf, grenzt an Wunder, so daß es von vielen Bauern besucht wurde, um hier das Neueste zu sehen und zu lernen. Sein Gut war mehr als eine landwirtschaftliche Schule, es war ein Segen für das ganze Land. Heintl starb 1839 am 15. April und ruht auf seinem zweiten Gut in Würnitz.

1855 starb Karl Schubert, ein Maler und Bruder des Komponisten Franz Schubert, der in Neudorf geboren wurde und dessen Name in der ganzen Welt bekannt ist. 1893 begann die Grundeinlösung für die Waldbahn in Goldenstein, die 1896 fertig wurde und 21 km 251 m lang war. Franzensthal war die Verladestelle und in Hannsdorf die Brettsäge.

Quellen:Dudik: Mährens allgemeine GeschichteWolny: Die Markgrafschaft MährenHerrschaftsakte Eisenberg und Goldenstein im Fürst Liechtensteinischen Hausarchivin Wien

Veröffentlicht in: „Mährisch-Schlesische Heimat“, 1. 9. 1965, Nr. 3, S. 193 - 201

Zur Geschichte der Herrschaft Poysbrunn

Die Herrschaft Poysdorf war ein landesfürstliches Lehensgut, das manchmal Feste genannt wird; es wechselte im Laufe der Zeit oft den Besitzer. 1569 besaß es Hans Mairhauser, der in Engelhartszell Aufschlageinnehmer war. Im Falle, daß er sterben sollte, gehört das Gut der Hausfrau Ursula oder der Tochter und den Verwandten. Weil die Feste damals sehr baufällig war, mußte Mairhauser 3000 fl. (Gulden) hineinstecken. 1570 ging er ohne Erben ab.

Flurnamen dieser Zeit: Buchbrunnen, Hofpoint, Safrangarten, Baumgarten, Hauswiese unter Steinebrunn, Drei - Eichen, Wiese unterem Turmberg, Teich beim Pfaffenholz und Teich gegen Schirmesdorf, das vom Wasser ausgetränkt wurde.

1593 erhielt am 10. Jänner Veit von Fünfkirchen einen Lehensbrief, der Pfleger in Laa und Falkenstein war.

Das Grundbuch vom Jahre 1666 erwähnt verschiedene Einzelheiten aus dem Falkensteiner Bergland. Ein Ganzlehner in Poysbrunn hatte 30 Gwanten Acker, ein Halblehner 18 und ein Hauerhaus 7. In Alt-Ruppersdorf gehörten zur Poysbrunner Herrschaft 6 Ganz- und 8 Halblehner, in Neu-Ruppersdorf 2 Ganz- und 4 Halblehner, in Wetzelsdorf 2 Halblehner und 1 Hauerhaus und in Poysdorf 13 Halblehner sowie 40 Häuser. Die Falkensteiner Badstube diente jährlich 6 Schilling 2 den; in Poysdorf gab es auch eine. Beim Rothensee hatte die Herrschaft einen Kasmacher. Das Poysbrunner Schankhaus diente zu Michaeli 6 Schilling. In Poysbrunn wird eine Schule erwähnt. Die Poysdorfer Dreißmühle besaß einen Freibrief, weil sich Sebastian von Mangen als kaiserlicher Majestätsdiener und Hauptmann der Grafschaft Falkenstein und der Poysbrunner Herrschaft große Verdienste erworben hatte.

Die Größe der Falkensteiner Weingärten werden meist in Achtel und Drittel angegeben. Von 1 Viertel Weingarten "In der Point" reichte der Untertan als Bergrecht ein Viertel Most, im "Rabenstein" aber 1/2 Eimer. Die "Als" ist ein Biri (= Weinberg).In der "Torheit" unter dem Schloßberg forderte die Herrschaft als Zehent den 30 Eimer. Die Poysbrunner gaben von 1 Viertel Weingarten als Bergrecht 1/4 Most und2 "Putzhändel"von 1 Achtel Wein nur 1/8 Most. In dieser Ried "Neuberg" besaß der Herr Trautsohn von Falkenstein 12 Viertel und 1 Achtel Weingarten.

Flurnamen in Poysbrunn: "Im Buergthal", Sätzen, Satzberg, Thuernberg, Grillbühel, Viehtrift, Lindau (mit Krautgärten), Jochamtsthal, junge und alte Hängerin, Seegrund - hier hatte Sebastian von Mangen Weingärten - und lange Lüssen.

Alt-Ruppersdorf: Weingärten in der Lindau - Bergrecht 1/4 Most - und in den langen Laberinzen.

Neu-Ruppersdorf: Flurnamen = Frieläcker, Mitter-Kreut, Dritteläcker, Sandfeld, Humbln, Burgstall und in der Torheit.

Drasenhofen: Die Holzlüssen machte man zu Weingärten.

Schweinburg: Die Weingärten in den Flaschenpönden reichten kein Bergrecht. In den Scheiben betrug der Zehent das 30. Häusel = 1/3 Zehent; 1 Viertel Weingarten reichte hier 4 den Grunddienst und ein Viertel Korn.

Gärten in Falkenstein: unter dem Pfarrhof bei der Schwemme, im Dörfl, in der Gläst und Felberg und in den Kühbergen. Krautgärten in der Lindau und Rosenbergen.

Die Pflanzsteige-Gemüsegärten, in denen die Setzlinge gogen wurden, erwähnt A. Hrandek in "Unsere Heimat" 1949; solche gab es in Poysbrunn, Ottenthal und Neudorf. Die Setzlinge mußten an einem bestimmten Tag herausgenommen werden. Wer es nicht tat, dem wurden sie gestohlen (altes "Stehlrecht").

In Falkenstein verfügte die Herrschaft über einen Ziegelofen. In Poysdorf baute sie einen Schüttkasten. Der Falkensteiner Gemeindewald hieß "Gott vergelts".

Holzflecke: Die Falkensteiner Pußterbergen gehörten dem Herrn Wolf Bernhard Fazzi in Erdberg, der Krenberg und Thavonatin in Erdberg.

Die Falkensteiner Wiesen in der Priel waren Eigentum des Fürsten Liechtenstein; der Prielbrunnen hatte 4 Quellen. Die Quelle auf der Wiese beim Dürrenberg vertrocknete oft. Der Sauberg-Sumpf maß 700 Klafter, die Viehtrift Pußterberg 2700; auch die Hausleiten war eine Viehweide. Den Rohrteich benutzten 1669 die Falkensteiner, Poysbrunner,Poysdorfer und Wilhelmsdorfer als Viehtränke.

Die Ottenthaler betrachteten seit 1652 die Hofwiese in Kirchstetten als Weide, dasselbe taten die Bauern von Alt-Ruppersdorf und Schweinburg mit den Wiesen und Äckern der Herrschaft. Die Guttenbrunner verfügten über eine Roßweide (1669). In der Falkensteiner Au "Laberinzen" waren 2 Gwanten Äcker Eigentum des Prädikanten von Stützenhofen. Die Alt-Ruppeersdorfer hatten ihre Wiesen beim "Felbern",Teiche sah man einen beim Pfaffenholz und zwei gegen Schirmersdorf.

Weil 1666 viele Häuser in Wilfersdorf und Bullendorf abbrannten, führten die Gemeinden den Florianitag als Feiertag ein. Schwarzgescheckte Käfer, "zauberische Wesen", verursachten wohl im Marchfeld einen großen Schaden, aber nicht bei uns (1667); es war eine Strafe Gottes. Aus Furcht vor der Pest, die in Westösterreich wütete, ließ die Obrigkeit in allen Gemeinden Lobenämter lesen. Schlösser und Wehrbauten wurden wegen eines drohenden Türkenkrieges hergerichtet.

Die Kalendermacher warnten 1668 vor einer gefährlichen Brunst. Überall herrschten Not, Elend und Armut; es gab viele öde Felder, die seit dem 30jährigen Krieg nicht bearbeitet werden konnten, weil die Arbeitskräfte fehlten. Die Wilfersdorfer Herrschaft klagte, daß sie keine Einnahmen hatte, sodaß sie ihren Bediensteten nicht den Lohn bezahlen konnten. Die Gasthäuser waren meist leer; Handel und Verkehr stockten, die Weingeschäfte gingen schlecht, es kamen keine Käufer. Falsches Geld, das im Grenzlande auftauchte, beunruhigte die Dorfbewohner. Weil die Bauern den Zehentwein fälschten, mußten die Dorfrichter und der Zehentschreiber den Most zuerst kosten. Ein Schauerwetter im Juni verhagelte das Poysdorfer Gebiet; die Wilfersdorfer Herrschaft berechnete den Verlust von 1200 Eimer Zehentwein.

Weil 1666 viele Häuser in Wilfersdorf und …..

….. Amtmann schaute streng darauf, daß die Bediensteten zu Weihnachten zur Beichte und Kommunion gingen.

Quellen:

Hofkammerarchiv in Wien (Tatzgefäll-Akten),

Grundbuch der Herrschaft Poysbrunn vom Jahre 1666 im n.ö. Landesarchiv,

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlich in: „Weinviertler Nachrichten“, Jg.11, Nr. 31, 3. 8. 1961, S. 4

Zur Geschichte der Hühnerzucht

In der bäuerlichen Wirtschaft genoss immer die Hühnerzucht größere Bedeutung als die der Gänse, da sie lohnender und ertragreicher war. Von der Henne bekam der Bauer mehr Nutzen, sodass er sich auf seinem Hof eine große Anzahl hielt. Die Hühnerzucht oblag immer der Bäuerin, doch benötigte dieses bescheidene Tier wenig Pflege und Aufmerksamkeit; es begnügte sich mit dem, was von der Wirtschaft abfiel, und stellte keine besonderen Ansprüche. Hatte es einen Auslauf und einen großen freien Raum, dann war es zufrieden und lohnte diese geringe Mühe reichlich.

Im Brauchtum unserer Ahnen waren das Huhn und der Hahn fest verwurzelt, da beide als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit galten, das alles Böse abwehrte (Dämone, Hexen und Teufel); sie schützten den Bauernhof und seine Bewohner gegen jede Gefahr und gegen Unglück; deshalb mauerte man eine Henne oft als Hausopfer neben dem Grundstein ein, damit es das Gebäude und, die darin wohnen, vor jedem Ungemach bewahre. In Waidhofen a. d. Th. fand man vor Jahren, als ein Wohnhaus abgebrochen wurde, in dem Mauerwerk ein Hühnerskelett. Die Bäuerin opferte am Veitstag in der Kirche ein oder mehrere dieser Tiere, die aber eine dunkle Farbe hatten. Das Brautpaar spendete am Hochzeitstag bei der Trauung ein Paar Hühner und schwang sie gewöhnlich zuerst dreimal über dem Kopf um Glück und reichen Kindersegen in der Ehe zu bekommen (in Mistelbach 1651 und in Herrnbaumgarten um 1700). Der Hahn vertreibt mit seinem Krähen die bösen Geister und sein Bild zierte als Wetterhahn oft den Dachgiebel des Bauernhauses oder den Kirchturm; denn unsere Ahnen glaubten, dass die Hexen das Ungewitter und den Hagel brächten; darum hört man noch heute bisweilen das Schimpfwort „Wetterhexe“. In Hohenau opferte das Brautpaar noch vor 70 Jahren einen Hahn im Brauthaus; doch war es mehr eine Tierquälerei, die heute genau so vergessen ist wie das Hahnschlagen bei den Volksfesten im Herbste; an seine Stelle trat das Topfschlagen. Hatte der Bauer früher eine Arbeit beendet, so gab es eine Mahlzeit = Ernte-, Lese-, Dresch-, Feder- und Holzhahn. In diesem Tier sahen unsere Ahnen die Verkörperung der Vegetation. Das Hühnerei war und ist das Sinnbild des erwachenden Lebens (Osterei, die Eierspiele der Kinder); die Bäuerin streut die Schalen der Ostereier auf die Gartenbeete = ein Fruchtbarkeitszauber. Die Langobarden, die vor 568 unsere Heimat besiedelten, gaben den Toten ins Grab ein Huhn und ein Ei, wie dies der Gräberfund in Poysdorf 1933 zeigte.

Karl d. G. forderte auf seinen Meierhöfen wenigstens 100 Hühner, auf kleineren genügten 50 Stück. Die Grundherren begehrten von den Untertanen als Zins auch Hühner, weil das Fleisch an hohen Feiertagen ein Leckerbissen war; wohl hatten sie auf ihren Höfen genug Geflügel, das aber nicht für ihre leiblichen Bedürfnisse ausreichte. Die Gemeinde Hörersdorf lieferte 1351 in das Klosterneuburger Stift zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten Hühner. Ein Zehenthendl musste so groß sein, dass es auf einen „Amper“ fliegen konnte. Hausbrunn, Lichtenwarth und St. Ulrich reichten 1414 nach Rabensburg für die Benützung der Hutweide sogenannte Weidhühner u. z. für 2 Kühe eines von 2 den Wert, für eine Kuh ein solches von 1 den. Für den Schutz gaben auswärtige Untertanen den Herren von Liechtenstein nach Nikolsburg Vogthühner z. B. in Drasenhofen ein Ganzlehner 6 Stück, in Palterndorf aber nur 4 Stück (1414). Friebritz zinste den Liechtenstein Weihnachtshühner – ein Ganzlehner 3 Stück a´ 4 den – in Klein Baumgarten reichte Hofstätter „ze vasnacht“ 3 Hühner und zu Ostern 30 Eier (1414). Die Vogthühner mussten auserlesene Tiere sein, dazu groß und fett; 30 Eier kosteten 1414 nur 3 den. Das Nikolsburger Urbar erwähnt auch den Eierhandel.

Hatte sich ein Huhn in Götzendorf verlaufen, so war der Besitzer berechtigt in den nächsten 4 – 5 Häusern nachzuschauen; wer sich aber dagegen weigerte, zahlte 72 den Strafe und sein Haus wurde gründlich untersucht (1512). Die Gemeinden, welche zur Wilfersdorfer Herrschaft gehörten, lieferten jährlich 119 Gänse, sechs gemästete Kapaune (von Mistelbach), 45½ Vogthühner, 396 Weihnachtshühner und 312 Stück Eier (1537). In Hörersdorf reichte jedes Bauernlehen 2 Hühner zu Ostern, drei Stück aber zu Pfingsten und Weihnachten. 1569 bekam auch die Wilfersdorfer Herrschaft Weihnachtshühner von den Untertanen. In Eibesthal und Wilhelmsdorf besaß das Geflügel einen Auslauf hinter dem Dorfe – „Hühnerkratzen“ genannt, in Poysdorf scharrten sie am Poybachufer und zerstörten so das Bachbett; alle Verbote des Marktrates, diese Tiere einzusperren, waren erfolglos und wurden nicht befolgt. 1589 reichte Neudorf nach Staatz 24 Vogthühner. In Wolfpassing galten 1630 die Tauben als schädlich und jeder konnte sie ungestraft abschießen. Im 30jährigen Krieg nahmen die Soldaten den Bewohnern mit Vorliebe Gänse, Hühner und fette Schweine, obgleich es früher eine Schande für einen Krieger war, eine Henne zu stehlen. Hatte der Feind das Haus ausgeplündert, so setzte er ihm den roten Hahn aufs Dach = er zündete es an. Als die Großkruter 1690 in Wien bei der Regierung ein Gesuch übergaben, spendeten sie dem Beamten 2 Schock Krebse a´ 36 kr, einige Kapaune und einen Hahn; denn wer gut schmiert, fährt auch gut.

1709 kostete auf dem Poysdorfer Wochenmarkte ein Paar Hühner 16 kr und 5 Stück Eier drei 3 kr; 1714 aber 4 Stück drei Kreuzer (1Pfund Rindfleisch 4½ kr und ein Eimer Wein 2 fl = 2 mal 60 kr). Die Poysbrunner Herrschaft erhielt als Blutzehent von den Untertanen 179 Hühner a´ 3kr; nach Wilfersdorf lieferten Bullendorf 37, Blumenthal 44½ , Loidesthal 76, Kettlasbrunn 79, Obersulz 75 und Wilfersdorf 33 Weihnachtshühner, Vogthühner von Wilfersdorf 5½ und Osterehrungseier von den Dörfern 2400 Stück ( Kettlasbrunn, Bullen= dorf, Ketzelsdorf, Hüttendorf, Wilfersdorf, Lanzendorf und Mistelbach ). Der Pfarrer von Schrattenberg bezog von dieser Gemeinde 1 Gans und 2 Hühner als Blutzehent. Zum Schutz gegen Raubvögel, die sich gerne Hühner holten, hingen die Bauern im Hof und Garten auf Stangen Sensen auf. Unter Kaiser Josef II. wurde der Blutzehent in Geld abgelöst.

1784 besaß der Ringelsdorfer Schafmeister Johann Untermayer 108 Hühner. Manche Gemeinde z. B. Falkenstein ließ die Eierhändler nicht von Haus zu Haus gehen, da sie oft auf diese Weise die Seuchen verbreiteten; sie warteten in der Eiergasse, wohin ihnen die Bäuerinnen die Eier brachten; Wien hieß mit Recht damals die Backhendelstadt; ein Kirtag auf dem Lande ohne ein Backhendel wäre undenkbar, besonders am Nobelkirtag, d. i. am Montag war die Nachfrage danach sehr stark.

Unser Land konnte den Bedarf an Eiern und Geflügel gar nicht decken und war immer auf die Einfuhr aus den Sudetenländern , aus Polen und Ungarn angewiesen. Die Geflügelzucht wurde bei uns nicht so sehr beachtet, weil nur soviel Tiere gehalten wurden, als man für den Eigenbedarf brauchte; dazu machte die Inzucht einen bedeutenden Schaden und verhinderte eine rationelle Wirtschaft. Das spürte Österreich nach dem 1. Weltkrieg, als uns die Einfuhr schweres Geld kostete. Da ging man ernstlich daran, die Geflügelzucht zu reformieren und rationell zu betreiben (bessere Rassen, Hühnerfarmen, Brutzentralen, Genossenschaften, Aufklärung in Presse und bei Ausstellungen). An dieser Arbeit beteiligten sich die Landwirtschaftskammern und Schulen sowie die Zeitungen in hervorragender Weise. Trotzdem führte Österreich 1937 noch 340 Millionen Eier und 120.000 q Geflügel ein. 1945 erreichte der Hühnerstand seinen tiefsten Punkt, ja 1949 betrug die Zahl des Geflügels nur 50% von der des Jahres 1938.

Die Geflügelzucht betreiben, bedeutet das Volksvermögen erhöhen und die Einfuhr vermindern, welche uns viel Geld kostet; dabei muss großes Gewicht auf Rasse, Schönheit und Leistung gelegt werden.

Perlhühner, Pfauen und Truthühner findet man bei uns in den Bauernhöfen sehr wenig. Truthühner werden in Gars am Kamp schon 1430 erwähnt, 1665 in Mistelbach im Mitterhof (3 Stück, 3 Gänse und 13 deutsche Hühner), 1762 in Hohenau und 1772 in Waltersdorf a. d. March.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

G. Winter Weistümer.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg in Wien.

Handschrift von Franz Thiel

Zur Geschichte der Jagd

Die Jagd war ein Recht des Grundherren, der es zuerst schonungslos ausübte. Wald und Feld dienten nur diesem Zwecke; der Landesfürst in Wien hatte einen Oberstjägermeister, der die Tier- und Fasangärten sowie die glänzenden Hofjagden leitete. 1548 war es der Herr Erasmus von Liechtenstein. Man unterschied die niedere Jagd = Reißgejaid, die Hetzjagd und das Vogelgejaid; die Jäger bedienten sich der Feuerwaffe, des Falken und des Garnnetzes zum Fangen des Wildes. Das Gebiet um den „Harten Tanz“, das zur Wilfersdorfer Herrschaft gehörte, war 1560 reich an Rehen, Fasanen, Hirschen, Wildschweinen, Füchsen und Dachsen, auch Bären und Wölfe wechselten oft hier. Die Herrschaft Asparn a. d. Z. verpachtete 1569 das Reißgejaid um 175 Vögel á 2 kr (1 Mäher bekam zur Erntezeit täglich 8 kr, 1 Pfund Inslet kostete 2 kr und 1 Metzen Weizen 20 kr).

Der Obersulzer Pfarrer Braun fing gerne um 1574 mit Netzen, die ihm die Kinder trugen, Rebhühner, Raben und Finken für seine Küche. Die Gemeinde Großkrut behauptete 1590, daß sie nach ihrem Banbuche ein freies Gejaide auf ihren Feldern besaß. In Asparn wird 1613 ein Falkner erwähnt, der die Pflege und Abrichtung des Vogels leitete. In Kettlasbrunn erlegte der Förster einen Hirschen von 329 Pfund (1648); die Bewohner der Gemeinde waren die besten Vogelsteller auf Raben und Kronawettvögel. Die fürstlichen Jäger von Eibesthal und Kettlasbrunn nahmen 1654 dem Matthias Österreicher auf dem Grunde des Klosters Tulln in Großkrut das Rohr weg, traktierten ihn mit üblen Worten; wollten ihn sogar mitnehmen und in Eisen schlagen. In Obersulz machten die Leute Wolfsgruben, die sie mit Reisig zudeckten, um dieses Tier zu fangen. 1569 lieferte der Eibesthaler Jäger mehrere Wildschweine nach Wien. Der Wilfersdorfer Falkner musste 1664 zwei Sperber für die Jagd abrichten. Wenn die Fürsten Ende Oktober zur Jagd nach Wilfersdorf kamen, waren das Jagdhaus, die Jagdsteige im Walde und das Jagdzeug hergerichtet. Mehrere Vorspannpferde erwarteten die hohen Herrschaften auf der „Hohenleiten“ bei Wolkersdorf; 1668 waren es rechte Schindluder. In diesem Jahre verzeichnete die Herrschaft folgendes Jagdergebnis:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Revier | Hasen | Füchse | Wildkatzen | Preis |
| Schrick | 16 | 2 | - | 1 Hase 5 kr, 1 Fuchs 20 kr, |
| Lanzendorf | 20 | 4 | 1 | 1 Wildkatze 20 kr |
| Poysdorf | 14 | 1 | - |  |
| Neusiedl | 11 | 1 | - |  |
| Kettlasbrunn | 11 | 16 | - |  |
|  | 72 | 14 | 1 |  |

Der Baron Schiefer überließ von seinen ausgezeichneten Jagdhunden mehrere dem Fürsten Liechtenstein. Als die Kaiserin Witwe in Schönbrunn einige gute Hasen wünschte, mussten etliche 100 Mann mit Netzen zwei Tage lang in Schrick und Lanzendorf jagen. 25 lebende Tiere schickte der Amtmann nach Wien, doch gingen 7 Stück auf der Reise ein. Der Jäger bekam 3 fl Trinkgeld (1668). Der Förster von Neusiedl a. d. Z. schoss 1671 am Steinberg 28 Hasen und 6 Füchse; auf einer Eiche fing er 3 „Blaufüße“. Zum Wachtelfangen benützten die Jäger mit Vorliebe den Sperber. Die Fuchsbälge arbeitete der Kürschner aus. 1675 betrug das Jagdergebnis:

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Revier | Hasen | Füchse | Rehe | Wildkatzen | Preise |
| Hausbrunn | 22 | 14 | - | 2 | 1 Hase 3 kr |
| Neusiedl | 27 | 9 | - | - | 1 Fuchs 15 kr |
| Schrick | 10 | 6 | - | - | 1 Reh 30 kr |
| Mistelbach | 10 | 5 | 3 | - | 1 Wildkatze 15 kr |
| Eibesthal | 16 | 513 | -- | - |  |
| Poysdorf | 8 | 1 | - | - |  |
| Lanzendorf | 2 | 8 | - | - |  |

Die 11 Wind- und 12 Wachtelhunde brauchten wöchentlich 1 Metzen Korn und 2 Metzen Hafer, damit sie recht starke Knochen bekamen. Trotz des Verbotes nahmen die Schricker gern ihre Hunde mit in den Wald. Die Kettlasbrunner fingen seit 11 Jahren viele Hirsche, die bei einer kaiserlichen Jagd in Wolkersdorf in die Nachbarwälder flüchteten. Der Rädelsführer entfloh nach Malacka; den Schaden schätzte man auf 300 Dukaten. Bei Schrick schoss ein fürstlicher Jäger ein Wildschwein mit 218 Pfund. 1677 konnten im Rabensburger Revier 27 Füchse á 12 kr und 102 Hasen, im Wilfersdorfer 51 Füchse 165 Hasen, 2 Rehe á 30 kr und bei Eibesthal ein Wolf = 1 fl abgeschossen werden (1 Metzen Weizen kostete 56 kr, Korn 24, Hafer 18 kr). Für eine Jagd benötigte man 14 Jagdhunde, zum „Purgieren“ gab ihnen der Jäger einen einjährigen Frischling, 2 Pfund Schwefel und Leinöl im Frühjahr. Die Herrschaftsküche verlangte gerne Kronawettvögel, Zarizen, Kernbeisser und Quitscherln. Im Winter erlegte ein Jäger bei Hausbrunn 2 Wölfe und 1682 bei Kettlasbrunn auch 2 Stück. Um die Jagd in Schrick stritten sich 1683 die Wolkersdorfer und Wilfersdorfer Herrschaft. In Hohen Ruppersdorf wohnte ein kaiserlicher Jäger. Die Schricker Bauern trieben ihr Stallvieh in den Wald, aber nie in den Jungwald; dabei sollten sie nicht lärmen und das Wild beunruhigen. Im Eibesthaler Revier spürte der Jäger viele Wildschweine; 1686 schoss er einen Frischling. Die Hasen verkaufte die Herrschaft nach der Jagd an die Untertanen, nur die Rehe, Wildkatzen und ausgearbeiteten Fuchsbälge lieferte sie nach Wien. Schöne Hirsche und „Theindl Pöckh“ gab der Fürst als Präsent höheren Standespersonen (z. B. dem Einnehmer bei der Landschaftsbuchhalterei dem Herrn von Deblin, dem Herrn von Hardich, dem Mautner auf dem roten Turm und dem Postoffizier). Das Wild, welches aus dem Wolkersdorfer Revier in das Wilfersdorfer wechselte, hatte einen geringen Wert. 1710 verkaufte ein Thayaxer, der Kromauer Schnepfen nach Wilfersdorf bringen sollte, die Tiere und vertrank das Geld; das musste er aber ersetzen und bekam noch 30 Stockstreiche zur Strafe. Im Jagdrevier ließ der Amtmann von einem Wilfersdorfer Tischler neun Wildbahntafeln machen. 1711 schossen die Jäger 4 Rehböcke, 27 Füchse und 74 Hasen. Bei Feldsberg spürten die Bauern Wölfe. Die Garnnetze eigneten sich zum Fangen der Vögel, nicht aber für Hasen und Füchse. Schneereiche Winter richteten im Waldbestand immer großen Schaden an. Auch die Wilderer trugen dazu viel bei. Dem Ebendorfer Schlosskaplan nahm ein Jäger auf dem Felde das Rohr weg, doch musste er es wieder zurückgeben. Im Wilfersdorfer Schloss wurden 12 schöne Vorstehhunde für die Jagd gehalten. Damals beanspruchten die Bauern das Jagdrecht und erschienen mit einem Gewehr in Feld und Wald; besonders taten sich da die Ketzelsdorfer und Kettlasbrunner hervor; letztere waren als schlechte Roboter, renitente, grobe und kecke Leute überall bekannt; sie klaubten im Walde die Eicheln, lärmten und johlten dabei und verscheuchten das Wild. Der Blumenthaler Jäger musste 1716 beim Fürsten um die Ehebewilligung ansuchen. Die Jagdsteige um Wilfersdorf machten Arbeiter 1718 so breit wie in Feldsberg. In Lanzendorf und Schrick wo die Jagd 5 Tage dauerte, brachten die Jäger einen Fuchs und 34 Hasen heim, sodass im Dezember die Grenzen nach Füchsen und Wildkatzen abgestreift wurden. Im Kettlasbrunner Revier benötigte die Herrschaft in einem schneereichen Winter 3 Fuhren Heu zur Fütterung des Wildes. Zum Braten der Vögel besaß der Schlosskoch einen eigenen Spieß. An Schussgeld empfing 1722 der Poysdorfer Jäger 3 fl, der Blumenthaler 8 fl, der Lanzendorfer 13 fl und der Kettlasbrunner 21 fl. Als Besoldung gab der Fürst dem Schricker und Lanzendorfer Jäger jährlich je 15 fl, 184 Pfund Rindfleisch, 29 ¼ Pfund Schmalz, 4 Kiefen Salz, 14 Metzen Korn, 3 Metzen Kuchelspeis, 8 Eimer 28 Maß Wein und 4 Klafter Brennholz. Das Schwarzwild machte den Bauern in Wetzelsdorf, Hadersdorf und Eibesthal in den Weingärten bedeutenden Schaden; da waren auf den Feldern Getreidemandeln zerrissen, Garben zerstreut und viele Garben ganz leer, wie sich der Oberjäger selbst überzeugen konnte. Die Leute drohten mit der Selbsthilfe; doch wurden sie belehrt, dass ihnen die Flinten weggenommen und sie in Band und Eisen geschlagen würden. Während früher fürstliche Gardisten Geldsendungen nach Wien zum Schutze begleiteten, taten dies von 1724 an die Jäger.

Die Müller und Schäfer, die in der Schonzeit die fürstlichen Jagdhunde betreuen mussten, nahmen ihre Pflicht nicht genau, sodass einige verloren gingen oder von einer schlechten Rasse „bestrichen“ wurden; dadurch degenerierten die Hunde und waren für Jagdzwecke unbrauchbar. 1725 erhielten sie den Auftrag, mit einer läufigen Hündin sofort nach Feldsberg zu gehen; unterließen sie es, so zahlte jeder zur Strafe 10 Reichstaler, für einen in Verlust geratenen Hund aber 20. 1728 besaß der Mistelbacher Baron Mechtl das Reissgejaid in der Paasdorfer Leiten. Im Kettlasbrunner Revier, wo der Fürst 3 Tage lang jagte, leisteten die fürstlichen Untertanen von Blumenthal, Loidesthal, Obersulz und Kettlasbrunn die vorgeschriebene Jagdrobot, im Lanzendorfer Revier (2 Tage), die Lanzendorfer, Hüttendorfer, Mistelbacher und Eibesthaler, im Mistelbacher Revier (2 Tage) wie bei Lanzendorf, im Eibesthaler Revier (2 Tage) die Wilfersdorfer, Bullendorfer und Eibesthaler, im Poysdorfer Revier (2 Tage) die Kruter, Ketzelsdorfer, Wetzelsdorfer und Poysdorfer, für die Hausbrunner und Neusiedler Jagd nahm die Herrschaft Rabensburger Untertanen (je 2 Tage). Weil die Feld- und Weingartenhüter gerne wilderten, verbot 1734 ihnen die Herrschaft den Gebrauch von Schusswaffen im Dienste. Auf den Feldern, die zwischen Grundstücken und Wäldern anderer Herrschaften lagen, jagte man das Wild mit Garnnetzen. 1749 zahlte das fürstliche Rentamt an die Jäger in Wilfersdorf, Kettlasbrunn, Lanzendorf und Poysdorf als Schusslohn 34 fl 50 kr und von den schädlichen Tieren 198 fl 38 kr. Nach 1760 hörte langsam die Jagd mit dem Falken auf.

Die Poysdorfer beklagten sich 1768 wegen der Jagdrobot; denn sie mussten die herrschaftlichen Weingärten bearbeiten, die Schafe scheren, Heu machen, den Zehent einführen, Dünger breiten, die Kellerarbeiten verrichten, für Botengänge 11 fl im Jahr zahlen und noch die Hasen, die der Jäger schoss, nach Wilfersdorf tragen; früher taten dies die Jäger selbst; geschossen wurden 1764 = 111 Stück Hasen, 1765 = 139, 1766 = 140, 1767 = 171, 1768 = 105; von den 240 Häusern des Marktes gehörten 82 nach Wilfersdorf. Nach längerem Hin- und Herraten einigten sich doch beide Teile; der Hofbinder und der Postmeister übernahmen von nun an die Hasen und verkauften sie. 1772 betrug der Schusslohn für einen Sommerfuchs 24 kr, für 5 Geier 50 kr, für 20 Sperber 2 fl 20 kr, für eine Nachteule 4 kr, für 4 Stück „Pachopp“ 1 fl 12 kr, für einen Sommermarder 30 kr, für 4 Dachse 1 fl, für 12 Iltisse 2 fl 24 kr und für 2 Adler 2 fl. Der Mistelbacher Tulferhof verzeichnete 1782 als Jagdergebnis 400 Hasen und 400 Hühner.

In der Zeit der Aufklärung schätzte die Obrigkeit den Wert des Waldes und der Ackerfrüchte höher als den Wildreichtum. Den Untertanen wurde ein Wildschaden gezahlt. Die Wildschweine mussten abgeschossen oder in Tiergärten (Lundenburg) gehalten werden. Fuchs, Wolf, Bär, Luchs, Iltis, Wildkatze und Marder waren frei und brauchten nicht geschont werden. Der Bauer konnte mit seinen Hunden das Wild von seinen Feldern vertreiben. Der Jäger nahm jetzt mehr Rücksicht auf die Kulturflächen und besonders auf die Weingärten. Die Herrschaft fütterte das Wild mit Eicheln, Salz, Gerste, Hinterweizen, Rüben und Gemengtem. In den Napoleonischen Kriegen achtete niemand auf Gesetz und Recht; denn die Franzosen knallten alles nieder, was sie sahen; müßig und stillschweigend sahen die Jäger diesem Treiben zu. Das schönste Wild gehörte dem Feinde.

Große Jagdgebiete, die in ganz Mitteleuropa einen besonderen Ruf hatten, waren Feldsberg, Lundenburg mit dem Jagdschloss Pohanska, die Hohenleiten mit Wolkersdorf und Ernstbrunn mit Glaswein. Da sah man noch das farbenprächtige Bild der großen Hetzjagden, an denen der Hochadel mit seinem Gefolge teilnahm. Der Liechtensteinische Tiergarten bei Lundenburg zählte oft über 100 Wildschweine, die Feldsberger Fasanerie über 1000 Fasane und das Rüdenhaus 91 erstklassige Jagdhunde; bei den Entenjagden auf den großen Teichen konnten oft 8000 Wasservögel erlegt werden. Nach 1812 sollten nach einer kaiserlichen Verordnung an Sonn- und Feiertagen die Jagden unterbleiben. Die Wilhelmsdorfer Jagd gehörte dem Stift Klosterneuburg, das verordnete, dass an einem Sonntag kein Mensch – der Jäger ausgenommen – sich mit einem Gewehr auf den Feldern blicken lasse. Im Vormärz war es keine Seltenheit, dass zu den herrschaftlichen Jagden auch Bauern eingeladen wurden. Um das Wild leichter aufzutreiben, gab man oft den Treibern Handklappern, die einen fürchterlichen Lärm machten. Blumenbach erwähnt in seiner „Landeskunde“ die große Vorliebe unserer Bauern für die Jagd. Um 1836 ist schon von Jagdverpachtungen die Rede; es handelte sich dabei um die Niederjagd, die für den Adel keinen besonderen Reiz hatte. Die Melioration des Bodens – die großen Teiche wurden in Wiesen und dann in Ackerland verwandelt – war dem Wild nicht zuträglich; die Waldungen und Felder wiesen wenig Wasser und Quellen auf. Das Wilfersdorfer Rentamt klagte über den Rückgang des Jagdnutzens, der 1835 nur mehr 102 fl 22 kr ausmachte; dagegen stiegen die Ausgaben und Löhne. Der Kettlasbrunner Revierjäger bezog im Jahr 232 fl 40 kr, je 5 Klafter hartes und weiches Holz, 12 Zentner Heu, 10 Metzen Weizen, 32 Metzen Korn und 10 Metzen Gerste, der Weidjunge hatte nur 100 fl und 16 fl 40 kr Zulage. Den Untertanen war das Fangen von Vögeln erlaubt. 1848 verloren die Herrschaften teilweise das Jagdrecht, das an die Gemeinde überging; damit begann eine neue Zeit für die Geschichte der Jagd.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindearchiv Asparn a. d. Z.

(In der Mistelbacher – Laaer Zeitung 1947 erschien auch ein Aufsatz über die Jagd)

Handschrift von Franz Thiel

Zur Geschichte der Jagd im Weinviertel

Die Jagd war bei uns immer ein Vorrecht der Grundherren, da sie ein wesentlicher Teil des Besitzes in früherer Zeit war; denn in den alten Urkunden wird neben Grund und Boden auch die Bienenweide, die Jagd und die Fischerei erwähnt, so z. B. im Jahre 955.

Die Ritter, die in der Jagd ein Vergnügen sahen, benützten neben Schwert, Lanze, Bogen und Pfeil noch die Streitaxt, das Garnnetz und nach den Kreuzzügen mit Vorliebe die Armbrust. Seit der Zeit der Hohenstaufen kam noch der Falke dazu. Der Hühnerhabicht war nicht geeignet, wohl aber der Wanderfalke; junge Tiere, die sich noch kein Futter gesucht hatten, ließen sich leicht abrichten. Der Falkner, der dies besorgte, mußte viel Geduld und Ausdauer haben; täglich bekam der Vogel ein Bad. Die Falkenjagd - Beize genannt - war bei den Rittersfrauen beliebt. Nahm man dem Falken die Kappe ab, so schoß er auf sein Opfer los und brachte es der Herrin. Der Vogelfang, der sich auf Wachteln, Lerchen, Kronawettvögel, Wildtauben, Wildenten und Krähen erstreckte, war bei den geistlichen und weltlichen Herren genau so beliebt wie beim Volke. Das Nikolsburger Urbar der Herren von Liechtenstein aus dem Jahre 1414 erwähnt bei Nikolsburg drei Vogelherde, für die dem Grundherren ein Falke als Dienst gereicht wurde, der den Wert von drei Pfund Denar hatte (das sind dreimal 240 Pfennig; 30 Eier kosteten damals drei Denar).

Die Waldjagd gehörte auch dann dem Herrn, wenn er denselben einer Gemeinde oder einer Kirche schenkte; so erhielt Neusiedl an der Zaya 1626 vom Fürsten Maximilian von Liechtenstein den Gemeindewald, aber nicht das Jagdrecht.

Daß es früher im Weinviertel auch Wölfe, Wildkatzen, viele Füchse und Hirschen sowie Wildschweine gab, beweisen die Flurnamen der Dörfer und Märkte: "Fuchslöcher" in Ladendorf und Gaweinstal "Fuchsenbergen" in Poysdorf, "Wolfsberg" und "Wolfsteich" bei Schrattenberg, "Wolfsgrube" bei Obersulz, "Wolfsgrabenboden" bei Hausbrunn, "Wolfseck" bei Mistelbach und Ladendorf, "Ebersleiten" bei Falkenstein, "Ebersbrunn" bei Niederleis, "Sauriegel" bei Ober-Kreuzstetten, "Saugarten" in Dörfles bei Ernstbrunn, "Hirschberg" bei Steinebrunn, Lanzendorf, Wetzelsdorf, Höbersbrunn, Gaweintal, "Hirschboden" bei Schrick, "Hirschfeld" bei Ebersdorf an der Zaya usw.

Den Bewohnern von Poysbrunn wurde im Bantaiding 1549 aufgetragen, Wolfsgruben anzulegen; 1673 werden solche bei Poysdorf erwähnt; Eicheln und Bucheckern durften die Leute nicht in dem kaiserlichen Jagdgebiet "Auf der Hohenleiten" bei Wolkersdorf sammeln, da diese Früchte für die Wildschweine bestimmt waren.

Nach der Erfindung des Schießpulvers lehnten die Jäger die Feuerwaffe ab und bevorzugten die Armbrust. Der Kaiser Maximillian I., der sicher ein guter Jäger war, bediente sich nur der Armbrust, mit der man sicherer zielen konnte als mit der schwerfälligen Flinte.

Die Herren ließen vor der Jagd das Wild auf einem engen Raum zusammentreiben, der mit Netzen umspannt war; in diese Menge schoß man blindlings hinein und freute sich an der Angst der Tiere, die in ihrer Furcht das Netz durchreißen wollten; die Jagd war eben in der Zeit der Renaissance mehr ein Morden der Tierwelt und ein Tierschutz war damals vielfach unbekannt; doch fehlte es nicht an der Pflege und Hege, die einzelne Grundherren dem Wilde angedeihen ließen; denn sie legten Tiergärten an, z.B. bei Klein-Schweinbarth, Feldsberg, Rabensburg, Falkenstein und Mistelbach. Der Jäger gab den Tieren des Waldes im April ein Salz „Sulzen“ hieß man solche Plätze; dazu benötigte die Herrschaft Wilfersdorf eineinhalb Küfel Steinsalz für jede Stelle (1644 bei Kettlasbrunn und Mistelbach erwähnt). Die Jagd stellte man höher als Ackerbau und Viehzucht, selbst der Wald hatte nur für die Jagd eine Bedeutung. Im Oktober pflegten Arbeiter die Jagdsteige aushacken. Das Muster eines Jagdgebietes war der Theimwald bei Feldsberg, der anderen Herrschaften als Vorbild diente. In Wilfersdorf wurden 1557 noch Hasen und Füchse gehetzt.

Den Fasan, dessen Heimat das Morgenland ist, bürgerte man in unseren Waldungen ein; die Fasaneier ließ der Jäger durch deutsche Hühner ausbrüten und pflegte die Jungen in einem eigenen Fasanhaus; später kamen sie in den Fasangarten. Brein und Topfen aus Kuhmilch waren ihre Nahrung. Fasanhäuser gab es in Feldsberg, Wilfersdorf, Ernstbrunn und Göllersdorf, das von den vielen Jägern besucht wurde, weil es mustergültig eingerichtet war; einen Fasangarten besaß Steinebrunn und Feldsberg. Wo der schützende Wald fehlte, legten die Herren kleine Renrisen an (bei Walterskirchen).

Den Bauern war es verboten, Hunde von Georgi bis Jakobi in die Felder mitzunehmen; die Wälder pflegte man zu Georgi für jeden Verkehr zu sperren. Den Schäferhunden lähmte man einen Fuß oder hing ihnen einen drei Spannen langen Prügel um den Hals. Zaunlatten bei den Obst-, Wein- und Krautgärten durften nicht gespitzt sein. Der Vogelfang war nun dem Volke verboten, ebenso jede Selbsthilfe der Bauern gegen das Wild; diese durften keine Armbrust oder eine Schußwaffe besitzen. Bären, Wölfe, Wildkatzen und der Luchs waren frei, nicht aber die Wildschweine.

Der Bauer war verpflichtet, bei der Jagd Robotdienst zu leisten (Netze tragen und aufstellen, als Treiber mitgehen, Heu im Winter in die Wälder führen usw.); häufig schickte dazu der Bauer seine Kinder, um die Herrschaft zu ärgern.

1623 war bei Pulkau ein Bär gefangen worden (vergl. "Blätter des Vereines für Landeskunde", 1900). In den Wäldern bei Kettlasbrunn sah man um 1633 prachtvolle Hirsche und "Theindt Pöckh"; leider beachtete im 30-jährigen Krieg der Dorfbewohner kein Gesetz und keine Verordnung; erst nach 1650 besserten sich die Verhältnisse. Die Wilfersdorfer Herrschaft kaufte 1654 zwei Falken, die ein Weidknecht zu betreuen hatte.

Das kaiserliche Jagdgebiet bei Wolkersdorf unterstand dem Oberhofjägermeister, der in der Regel dem Hochadel angehörte. Diese Würde bekleidete eine Zeit lang der Fürst Hartmann von Liechtenstein (1666 bis 1727), der die Not der Bauern wohl beachtete und stets für ihr gutes Recht eintrat, damit die Felder und Weingärten geschont wurden; er liegt in der Pfarrkirche von Nieder-Absdorf bei Zistersdorf begraben.

Nach der kaiserlichen Jagdordnung von 1675 war es den Bauern verboten, Hasen und Rehe zu jagen, Vogelnetze, Leimspindeln, Fangeisen und Schlingen zu verwenden. 1683 konnte in dem Wald bei Wolkersdorf ein schneeweißer Wolf gefangen werde.

Ein Bericht des Wilfersdorfer Jägers aus dem Jahre 1685 gibt uns an, was in den nachfolgend angeführten Revieren im Gebiete von Rabensburg und Wilfersdorf gefangen wurde;

Im Schricker Wald 15 Hasen, 6 Füchse und 1 Reh; im Lanzendorfer Wald 25 Hasen, 10 Füchse und 1 Reh; im Kettlasbrunner Wald 27 Hasen, 20 Füchse, 1 Reh und 1 Wolf; im Eibesthaler Wald 19 Hasen und 12 Füchse; im Mistelbacher Wald 8 Hasen, 6 Füchse, 2 Rehe und 2 Säue; im Neusiedler Wald 15 Hasen und 9 Füchse und endlich im Hausbrunner Wald 17 Hasen, 16 Füchse und 2 Wölfe; das sind zusammen (1 Hase kostete damals 3 kr., 1 Fuchs 12 kr., 1 Reh 30 kr., 1 Wolf 1 fl. und 1 Sau 30 kr.) 126 Hasen im Werte von 6 fl. 18 kr., 79 Füchse im Werte von 15 fl. 48 kr., 5 Rehe im Werte von 2 fl. 30 kr., 3 Wölfe im Werte von 3 fl. und 2 Säue im Werte von 1 fl., was einen Gesamtwert von 28 fl. 36 kr. entspricht.

1710 fing der Eibesthaler Jäger in seinem Revier 8 Hasen, 5 Füchse und 1 Reh. 1713 betrug die Jagdbeute im Mistelbacher, Schricker und Eibesthaler Walde 48 Hasen, 16 Füchse und 2 Rehböcke. Die Dorfbewohner hatten im Winter 1712 geklagt, dass man überall Wölfe spüre, besonders bei Feldsberg; da sollten die Leute Gruben machen. Da auch Personen darin verunglückten, verbot die Regierung solche Wolfsgruben; die vorhandenen wurden zugeschüttet.

In Mistelbach verfertigte ein Seiler die Jagdnetze für Wilfersdorf; eines war 264 Klafter lang; dazu brauchte er 198 Pfund Spagat zu 21 kr.; der Meister forderte 138 fl., doch war es nicht recht geeignet. Auch die Jagdhörner bezog die Herrschaft aus Mistelbach; aus Mähren erhielt sie Sperber und Habichte, die ein Jägerbursche zum Fangen der Lerchen, Rebhühner und Wachteln abrichtete. Im Fasanhaus zählte man 1715 hier in Wilfersdorf 124 Stück; es hatte sechs Teile und war zu klein, so daß man es schon ein Jahr vorher erweitern wollte; zuvor reiste der Jäger Kersch nach Göllersdorf, um dort Ratschläge einzuholen. Die besten Fasane bezog man von Ostra, Steinitz und Kromau in Mähren; als einmal 16 Stück geliefert wurden, waren die Tiere beim Tragen so wild geworden, daß sie sich gegenseitig die Federn ausrissen.

Im Kettlasbrunner Gebiet hatte die Jagd 1715 folgendes Ergebnis: In der Niedersulzer Holzleiten 20 Hasen und 3 Füchse, an der Schricker Grenze 5 Hasen, 1 Fuchs und eine Wildkatzen und an der Lanzendorfer Grenze 24 Hasen und 3 Füchse.

Das Wild kam teilweise nach Wien in die fürstliche Küche, der Rest wurde unter den Beamten aufgeteilt (Deputat)

Das Wilfersdorfer Forstamt benötigte 1716 für die Fasane: 38 Metzen Weizen, 5 Metzen Gerste, 4 Metzen Gerste, 4 Metzen Semmelmehl, 18 Metzen ausgereuterten Weizen und 2 Metzen Brein für die Wachteln; 6 Metzen rohen Brein und 12 Metzen Hanfkörner, für die Hund: 6 Metzen rohe Gerste. In der fürstlichen Küche besaß der Koch zum Braten der Vögel einen besonderen "Vogelspieß".

1724 pachtete der Fürst von Liechtenstein die Jagd von Großkrut, die dem Tullner Jungfrauenkloster gehörte, auf drei Jahre um 100 fl.; das Kloster bestrafte die Wilddiebe, das Pfand gehörte aber dem Fürsten, der auch den Wildschaden zahlte.

Gute Jagdhunde lieferten Mähren und England; die Aufsicht über die Hunde führte ein Rüdenmeister, dem mehrere Hundsbuben halfen. In Feldsberg gab es einen Hundezwinger; gefüttert wurden die Tiere mit Hafermehl und Roggenbrot. In Wilfersdorf gab das Forstamt die Hunde den Müllern und Schafmeistern zur Pflege; wenn sie sich nicht um sie kümmerten, wenn sie entliefen, zugrunde gingen oder von einer schlechten Rasse "bestrichen" wurden, erhielten die Leute eine Strafe; eine läufige Hündin hatte der Müller nach Feldsberg zu führen; unterließ er es so zahlte er 10 Reichstaler Strafe; ging aber ein Hund verloren, so betrug die Strafe 20 Reichsmark (1725).

Als drei Burschen von Wetzelsdorf - Gromann, Huber und Kletzer - am Tage vor Christi Himmelfahrt nach Erdberg ritten "Königsreiten", hieß der Brauch, gebrauchten sie Ratschen, die ihnen vor Erdberg abgenommen wurden; die Herrschaft ließ sie in Eisen schlagen und einsperren (1726). Weinhüter durften keine Schußwaffen im Dienste gebrauchen.

Großartig waren die Hetzjagden, die Kaiser Karl VI. im Wolkersdorfer Gebiet abhielt und an denen auch Frauen teilnahmen; sie waren so recht der Ausdruck der absoluten Fürstenmacht, die keine Humanität kannte und kein Mitgefühl für das harte Los der Dorfbewohner hatte.

Mit dem Tode des Fasanjägers in Wilfersdorf im Jahre 1746 hörte hier die Fasanzucht auf; die Tiere kamen nach Ebergassing und die weite Grasfläche bestimmte man für das Hornvieh.

Im Zeitalter der Aufklärung änderte die Regierung die Jagdgesetze zugunsten des Volkes; die Wildschweine wurden abgeschossen (1778) oder mußten in Tiergärten gehalten werden; bei uns war dies in Lundenburg der Fall, wo der Fürst Liechtenstein einen Tiergarten einrichtete, in dem man bis 1918 Prachtstücke dieser seltenen Tiere sehen konnte. Der Bauer hatte nach 1780 das Recht, mit seinen Hunden das Wild von den Feldern zu vertreiben.

In der Biedermeierzeit veranstaltete der Fürst Liechtenstein in Feldsberg großartige Parforce-Jagden am Hubertustag, an denen der Hochadel des ganzen Reiches teilnahm. Im Tiergarten zählte man 100 Wildschweine, in der Fasanerie gegen 100 Fasane und im Rüdenhaus 91 reinrassige Jagdhunde; die großen Teiche bei Feldsberg ermöglichten im Herbst Entenjagden, bei denen oft 8000 Stück abgeschossen wurden; daneben erlegten die Jäger noch Adler, Reiher und andere Sumpf- und Wasservögel in großer Zahl.

1836 klagt ein Bericht über den geringen Nutzen der Herrschaftsjagd, weil die Wälder wenig Wasser und Quellen hatten; deshalb gab es nur Hasen, Rebhühner und Rehe. Erlegt wurden in den Wäldern von Eibesthal, Mistelbach, Kettlasbrunn und Wetzelsdorf 23 Hasen, 45 Rebhühner, 10 Rehböcke, 19 Geißen und 14 Kitze, auf dem Eibesthaler und Mistelbacher Feld 110 Hasen und 65 Rebhühner, auf dem Lanzendorfer Feld 50 Hasen und 12 Rebhühner, auf dem Kettlasbrunner Feld 100 Hasen und 40 Rebhühner und auf dem Wetzelsdorfer Feld 80 Hasen und 30 Rebhühner.

Verpachtet war die Jagd auf den Feldern zu Mistelbach und Siebenhirten an den Rentmeister der Mistelbacher Barnabiten um 20 fl. 30 kr. im Jahr, die von Bullenorf, Erdberg und Ketzelsdorf der Walterskirchner Herrschaft um 63 fl. 2,25 kr. jährlich, die von Wetzelsdorf und Poysdorf derselben Herrschaft um 51 fl. 15 kr. den Poysdorfer Gemeinde-, Kirchenwald und die Weißlöcher der Poysbrunner Herrschaft um 54 fl. 40 kr.; der Wiener Tabakfabrikant Pauhmüller zahlte an Pachtzins 27 fl.37 kr.; der Jagdnutzen, den die Herrschaft Wilfersdorf selbst ausübte, konnte 1835 auf 102 fl. 22 kr. geschätzt werde. Leider hielt sich das Militär, das in den Dörfern einquartiert war, nicht an die Jagdvorschriften und an die Schonzeiten. Am 4. Februar 1838 wurde der letzte Wolf bei uns im Ladenbrunner Wald (bei Mistelbach) geschossen.

Nach der Revolution im Jahre 1848 erhielten die Gemeinden das Jagdrecht auf ihrem Gebiete. nun nahm die Zahl der Wilderer so überhand, daß z.B. in Hohenau 1860 Militär eingesetzt wurde, das die Gefahr rasch beseitigte. Da die Tierschutzvereine gegen die Parforce-Jagden Einspruch erhoben, wurden sie in Feldsberg 1876 eingestellt.

Ein wildreiches Gebiet ist die Umgebung von Laa, das besonders reich an Rebhühnern und Fasanen ist. Im Jahre 1908 beunruhigte ein Wildschwein die Umgebung von Drasenhofen, das aus dem Lundenburger Tiergarten entkommen war. Nach dem ersten Weltkrieg spürte man im Poybachtal die ersten Bisamratten. 1930 erlegten Jäger in Alt-Lichtenwarth eine Gemse - eine Tatsache, die in der Nachbargemeinde anfangs als Witz aufgefaßt wurde.

Die Jagd ist heute nicht mehr ein besonderes Vorrecht einzelner, sie gehört dem Volke und jeder Bürger, Bauer und Arbeiter kann sie ausüben; sie wird auch jetzt in humaner Weise betrieben, die keine Quälerei und keine Tierhetze kennt. Der Jäger von heute hegt und pflegt die Tierwelt unserer Heimat, füttert sie im Winter und hat ein mitfühlendes Herz für die Geschöpfe der Natur, die auch zur Schönheit des Heimatlandes gehören und die dem Naturfreund manche vergnügte Stunde bereiten, wenn er durch Flur und Wald streift.

Der Jäger von heute hält sich in seinem Berufe an die Worte des Dichters:

"Das ist des Jägers Ehrenschild,

Daß er beschützt und hegt das Wild,

Weidmännisch jagt, wie sich`s gehört,

Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt."

Quelle:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien.

Handschrift von Franz Thiel

Zur Geschichte der Jagd

Die Jagd war ein Recht des Grundherren, der es zuerst schonungslos ausübte. Wald und Feld dienten nur diesem Zwecke; der Landesfürst in Wien hatte einen Oberstjägermeister, der die Tier- und Fasangärten sowie die glänzenden Hofjagden leitete. 1548 war es der Herr Erasmus von Liechtenstein. Man unterschied die niedere Jagd = Reißgejaid, die Hetzjagd und das Vogelgejaid; die Jäger bedienten sich der Feuerwaffe, des Falken und des Garnnetzes zum Fangen des Wildes. Das Gebiet um den „Harten Tanz“, das zur Wilfersdorfer Herrschaft gehörte, war 1560 reich an Rehen, Fasanen, Hirschen, Wildschweinen, Füchsen und Dachsen, auch Bären und Wölfe wechselten oft hier. Die Herrschaft Asparn a. d. Z. verpachtete 1569 das Reißgejaid um 175 Vögel á 2 kr (1 Mäher bekam zur Erntezeit täglich 8 kr, 1 Pfund Inslet kostete 2 kr und 1 Metzen Weizen 20 kr).

Der Obersulzer Pfarrer Braun fing gerne um 1574 mit Netzen, die ihm die Kinder trugen, Rebhühner, Raben und Finken für seine Küche. Die Gemeinde Großkrut behauptete 1590, dass sie nach ihrem Banbuche ein freies Gejaide auf ihren Feldern besaß. In Asparn wird 1613 ein Falkner erwähnt, der die Pflege und Abrichtung des Vogels leitete. In Kettlasbrunn erlegte der Förster einen Hirschen von 329 Pfund (1648); die Bewohner der Gemeinde waren die besten Vogelsteller auf Raben und Kronawettvögel. Die fürstlichen Jäger von Eibesthal und Kettlasbrunn nahmen 1654 dem Matthias Österreicher auf dem Grunde des Klosters Tulln in Großkrut das Rohr weg, traktierten ihn mit üblen Worten; wollten ihn sogar mitnehmen und in Eisen schlagen. In Obersulz machten die Leute Wolfsgruben, die sie mit Reisig zudeckten, um dieses Tier zu fangen. 1569 lieferte der Eibesthaler Jäger mehrere Wildschweine nach Wien. Der Wilfersdorfer Falkner musste 1664 zwei Sperber für die Jagd abrichten. Wenn die Fürsten Ende Oktober zur Jagd nach Wilfersdorf Kamen, waren das Jagdhaus, die Jagdsteige im Walde und das Jagdzeug hergerichtet. Mehrere Vorspannpferde erwarteten die hohen Herrschaften auf der „Hohenleiten“ bei Wolkersdorf; 1668 waren es rechte Schindluder. In diesem Jahre verzeichnete die Herrschaft folgendes Jagdergebnis:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Revier | Hasen | Füchse | Wildkatzen | Preis |
| Schrick | 16 | 2 | - | 1 Hase 5 kr, 1 Fuchs 20 kr, |
| Lanzendorf | 20 | 4 | 1 | 1 Wildkatze 20 kr |
| Poysdorf | 14 | 1 | - |  |
| Neusiedl | 11 | 1 | - |  |
| Kettlasbrunn | 11 | 16 | - |  |
|  | 72 | 14 | 1 |  |

Der Baron Schiefer überließ von seinen ausgezeichneten Jagdhunden mehrere dem Fürsten Liechtenstein. Als die Kaiserin Witwe in Schönbrunn einige gute Hasen wünschte, mussten etliche 100 Mann mit Netzen zwei Tage lang in Schrick und Lanzendorf jagen. 25 lebende Tiere schickte der Amtmann nach Wien, doch gingen 7 Stück auf der Reise ein. Der Jäger bekam 3 fl Trinkgeld (1668). Der Förster von Neusiedl a. d. Z. schoss 1671 am Steinberg 28 Hasen und 6 Füchse; auf einer Eiche fing er 3 „Blabfüße“. Zum Wachtelfangen benützten die Jäger mit Vorliebe den Sperber. Die Fuchsbälge arbeitete der Kürschner aus. 1675 betrug das Jagdergebnis:

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Revier | Hasen | Füchse | Rehe | Wildkatzen | Preise |
| Hausbrunn | 22 | 14 | - | 2 | 1 Hase 3 kr |
| Neusiedl | 27 | 9 | - | - | 1 Fuchs 15 kr |
| Schrick | 10 | 6 | - | - | 1 Reh 30 kr |
| Mistelbach | 10 | 5 | 3 | - | 1 Wildkatze 15 kr |
| Eibesthal | 16 | 513 | -- | - |  |
| Poysdorf | 8 | 1 | - | - |  |
| Lanzendorf | 2 | 8 | - | - |  |

-

Die 11 Wind- und 12 Wachtelhunde brauchten wöchentlich 1 Metzen Korn und 2 Metzen Hafer, damit sie recht starke Knochen bekamen. Trotz des Verbotes nahmen die Schricker gern ihre Hunde mit in den Wald. Die Kettlasbrunner fingen seit 11 Jahren viele Hirsche, die bei einer kaiserlichen Jagd in Wolkersdorf in die Nachbarwälder flüchteten. Der Rädelsführer entfloh nach Malacka; den Schaden schätzte man auf 300 Dukaten. Bei Schrick schoss ein fürstlicher Jäger ein Wildschwein mit 218 Pfund. 1677 konnten im Rabensburger Revier 27 Füchse a´ 12 kr und 102 Hasen, im Wilfersdorfer 51 Füchse 165 Hasen, 2 Rehe a´ 30 kr und bei Eibesthal ein Wolf = 1 fl abgeschossen werden /: 1 Metzen Weizen kostete 56 kr, Korn 24, Hafer 18 kr :/. Für eine Jagd benötigte man 14 Jagdhunde, zum „Purgieren“ gab ihnen der Jäger einen einjährigen Frischling, 2 Pfund Schwefel und Leinöl im Frühjahr. Die Herrschaftsküche verlangte gerne Kronawettvögel, Zarizen, Kernbeisser und Quitscherln. Im Winter erlegte ein Jäger bei Hausbrunn 2 Wölfe und 1682 bei Kettlasbrunn auch 2 Stück. Um die Jagd in Schrick stritten sich 1683 die Wolkersdorfer und Wilfersdorfer Herrschaft. In Hohen Ruppersdorf wohnte ein kaiserlicher Jäger. Die Schricker Bauern trieben ihr Stallvieh in den Wald, aber nie in den Jungwald; dabei sollten sie nicht lärmen und das Wild beunruhigen. Im Eibesthaler Revier spürte der Jäger viele Wildschweine; 1686 schoss er einen Frischling. Die Hasen verkaufte die Herrschaft nach der Jagd an die Untertanen, nur die Rehe, Wildkatzen und ausgearbeiteten Fuchsbälge lieferte sie nach Wien. Schöne Hirsche und „Theindl Pöckh“ gab der Fürst als Präsent höheren Standespersonen (z. B. dem Einnehmer bei der Landschaftsbuchhalterei dem Herrn von Deblin, dem Herrn von Hardich, dem Mautner auf dem roten Turm und dem Postoffizier). Das Wild, welches aus dem Wolkersdorfer Revier in das Wilfersdorfer wechselte, hatte einen geringen Wert. 1710 verkaufte ein Thayaxer, der Kromauer Schnepfen nach Wilfersdorf bringen sollte, die Tiere und vertrank das Geld; das musste er aber ersetzen und bekam noch 30 Stockstreiche zur Strafe. Im Jagdrevier ließ der Amtmann von einem Wilfersdorfer Tischler neun Wild= bahntafeln machen. 1711 schossen die Jäger 4 Rehböcke, 27 Füchse und 74 Hasen. Bei Feldsberg spürten die Bauern Wölfe. Die Garnnetze eigneten sich zum Fangen der Vögel, nicht aber für Hasen und Füchse. Schneereiche Winter richteten im Waldbestand immer großen Schaden an. Auch die Wilderer trugen dazu viel bei. Dem Ebendorfer Schlosskaplan nahm ein Jäger auf dem Felde das Rohr weg, doch musste er es wieder zurückgeben. Im Wilfersdorfer Schloss wurden 12 schöne Vorstehhunde für die Jagd gehalten. Damals beanspruchten die Bauern das Jagdrecht und erschienen mit einem Gewehr in Feld und Wald; besonders taten sich da die Ketzelsdorfer und Kettlasbrunner hervor; letztere waren als schlechte Roboter, renitente, grobe und kecke Leute überall bekannt; sie klaubten im Walde die Eicheln, lärmten und johlten dabei und verscheuchten das Wild. Der Blumenthaler Jäger musste 1716 beim Fürsten um die Ehebewilligung ansuchen. Die Jagdsteige um Wilfersdorf machten Arbeiter 1718 so breit wie in Feldsberg. In Lanzendorf und Schrick wo die Jagd 5 Tage dauerte, brachten die Jäger einen Fuchs und 34 Hasen heim, sodass im Dezember die Grenzen nach Füchsen und Wildkatzen abgestreift wurden. Im Kettlasbrunner Revier benötigte die Herrschaft in einem schneereichen Winter 3 Fuhren Heu zur Fütterung des Wildes. Zum Braten der Vögel besaß der Schlosskoch einen eigenen Spieß. An Schussgeld empfing 1722 der Poysdorfer Jäger 3 fl, der Blumenthaler 8 fl, der Lanzendorfer 13 fl und der Kettlasbrunner 21 fl. Als Besoldung gab der Fürst dem Schricker und Lanzendorfer Jäger jährlich je 15 fl, 184 Pfund Rindfleisch, 29 ¼ Pfund Schmalz, 4 Kiefen Salz, 14 Metzen Korn, 3 Metzen Kuchelspeis, 8 Eimer 28 Maß Wein und 4 Klafter Brennholz. Das Schwarzwild machte den Bauern in Wetzelsdorf, Hadersdorf und Eibesthal in den Weingärten bedeutenden Schaden; da waren auf den Feldern Getreidemandeln zerrissen, Garben zerstreut und viele Garben ganz leer, wie sich der Oberjäger selbst überzeugen konnte. Die Leute drohten mit der Selbsthilfe; doch wurden sie belehrt, dass ihnen die Flinten weggenommen und sie in Band und Eisen geschlagen würden. Während früher fürstliche Gardisten Geldsendungen nach Wien zum Schutze begleiteten, taten dies von 1724 an die Jäger.

Die Müller und Schäfer, die in der Schonzeit die fürstlichen Jagdhunde betreuen mussten, nahmen ihre Pflicht nicht genau, sodass einige verloren gingen oder von einer schlechten Rasse „bestrichen“ wurden; dadurch degenerierten die Hunde und waren für Jagdzwecke unbrauchbar. 1725 erhielten sie den Auftrag, mit einer läufigen Hündin sofort nach Feldsberg zu gehen; unterließen sie es, so zahlte jeder zur Strafe 10 Reichstaler, für einen in Verlust geratenen Hund aber 20. 1728 besaß der Mistelbacher Baron Mechtl das Reissgejaid in der Paasdorfer Leiten. Im Kettlasbrunner Revier, wo der Fürst 3 Tage lang jagte, leisteten die fürstlichen Untertanen von Blumenthal, Loidesthal, Obersulz und Kettlasbrunn die vorgeschriebene Jagdrobot, im Lanzendorfer Revier (2 Tage), die Lanzendorfer, Hüttendorfer, Mistelbacher und Eibesthaler, im Mistelbacher Revier (2 Tage) wie bei Lanzendorf, im Eibesthaler Revier (2 Tage) die Wilfersdorfer, Bullendorfer und Eibesthaler, im Poysdorfer Revier (2 Tage) die Kruter, Ketzelsdorfer, Wetzelsdorfer und Poysdorfer, für die Hausbrunner und Neusiedler Jagd nahm die Herrschaft Rabensburger Untertanen (je 2 Tage). Weil die Feld- und Weingartenhüter gerne wilderten, verbot 1734 ihnen die Herrschaft den Gebrauch von Schusswaffen im Dienste. Auf den Feldern, die zwischen Grundstücken und Wäldern anderer Herrschaften lagen, jagte man das Wild mit Garnnetzen. 1749 zahlte das fürstliche Rentamt an die Jäger in Wilfersdorf, Kettlasbrunn, Lanzendorf und Poysdorf als Schusslohn 34 fl 50 kr und von den schädlichen Tieren 198 fl 38 kr. Nach 1760 hörte langsam die Jagd mit dem Falken auf.

Die Poysdorfer beklagten sich 1768 wegen der Jagdrobot; denn sie mussten die herrschaftlichen Weingärten bearbeiten, die Schafe scheren, Heu machen, den Zehent einführen, Dünger breiten, die Kellerarbeiten verrichten, für Botengänge 11 fl im Jahr zahlen und noch die Hasen, die der Jäger schoss, nach Wilfersdorf tragen; früher taten dies die Jäger selbst; geschossen wurden 1764 = 111 Stück Hasen, 1765 = 139, 1766 = 140, 1767 = 171, 1768 = 105; von den 240 Häusern des Marktes gehörten 82 nach Wilfersdorf. Nach längerem Hin- und Herraten einigten sich doch beide Teile; der Hofbinder und der Postmeister übernahmen von nun an die Hasen und verkauften sie. 1772 betrug der Schusslohn für einen Sommerfuchs 24 kr, für 5 Geier 50 kr, für 20 Sperber 2 fl 20 kr, für eine Nachteule 4 kr, für 4 Stück „Pachopp“ 1 fl 12 kr, für einen Sommermarder 30 kr, für 4 Dachse 1 fl, für 12 Iltisse 2 fl 24 kr und für 2 Adler 2 fl. Der Mistelbacher Tulferhof verzeichnete 1782 als Jagdergebnis 400 Hasen und 400 Hühner.

In der Zeit der Aufklärung schätzte die Obrigkeit den Wert des Waldes und der Ackerfrüchte höher als den Wildreichtum. Den Untertanen wurde ein Wildschaden gezahlt. Die Wildschweine mussten abgeschossen oder in Tiergärten (Lundenburg) gehalten werden. Fuchs, Wolf, Bär, Luchs, Iltis, Wildkatze und Marder waren frei und brauchten nicht geschont werden. Der Bauer konnte mit seinen Hunden das Wild von seinen Feldern vertreiben. Der Jäger nahm jetzt mehr Rücksicht auf die Kulturflächen und besonders auf die Weingärten. Die Herrschaft fütterte das Wild mit Eicheln, Salz, Gerste, Hinterweizen, Rüben und Gemengtem. In den Napoleonischen Kriegen achtete niemand auf Gesetz und Recht; denn die Franzosen knallten alles nieder, was sie sahen; müßig und stillschweigend sahen die Jäger diesem Treiben zu. Das schönste Wild gehörte dem Feinde.

Große Jagdgebiete, die in ganz Mitteleuropa einen besonderen Ruf hatten, waren Feldsberg, Lundenburg mit dem Jagdschloss Pohanska, die Hohenleiten mit Wolkersdorf und Ernstbrunn mit Glaswein. Da sah man noch das farbenprächtige Bild der großen Hetzjagden, an denen der Hochadel mit seinem Gefolge teilnahm. Der Liechtensteinische Tiergarten bei Lundenburg zählte oft über 100 Wildschweine, die Feldsberger Fasanerie über 1000 Fasane und das Rüdenhaus 91 erstklassige Jagdhunde; bei den Entenjagden auf den großen Teichen konnten oft 8000 Wasservögel erlegt werden. Nach 1812 sollten nach einer kaiserlichen Verordnung an Sonn- und Feiertagen die Jagden unterbleiben. Die Wilhelmsdorfer Jagd gehörte dem Stift Klosterneuburg, das verordnete, dass an einem Sonntag kein Mensch – der Jäger ausgenommen – sich mit einem Gewehr auf den Feldern blicken lasse. Im Vormärz war es keine Seltenheit, dass zu den herrschaftlichen Jagden auch Bauern eingeladen wurden. Um das Wild leichter aufzutreiben, gab man oft den Treibern Handklappern, die einen fürchterlichen Lärm machten. Blumenbach erwähnt in seiner „Landeskunde“ die große Vorliebe unserer Bauern für die Jagd. Um 1836 ist schon von Jagdverpachtungen die Rede; es handelte sich dabei um die Niederjagd, die für den Adel keinen besonderen Reiz hatte. Die Melioration des Bodens – die großen Teiche wurden in Wiesen und dann in Ackerland verwandelt – war dem Wild nicht zuträglich; die Waldungen und Felder wiesen wenig Wasser und Quellen auf. Das Wilfersdorfer Rentamt klagte über den Rückgang des Jagdnutzens, der 1835 nur mehr 102 fl 22 kr ausmachte; dagegen stiegen die Ausgaben und Löhne. Der Kettlasbrunner Revierjäger bezog im Jahr 232 fl 40 kr, je 5 Klafter hartes und weiches Holz, 12 Zentner Heu, 10 Metzen Weizen, 32 Metzen Korn und 10 Metzen Gerste, der Weidjunge hatte nur 100 fl und 16 fl 40 kr Zulage. Den Untertanen war das Fangen von Vögeln erlaubt. 1848 verloren die Herrschaften teilweise das Jagdrecht, das an die Gemeinde überging; damit begann eine neue Zeit für die Geschichte der Jagd.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindearchiv Asparn a. d. Z.

(In der Mistelbacher – Laaer Zeitung 1947 erschien auch ein Aufsatz über die Jagd)

Handschrift von Franz Thiel

# Zur Geschichte der Märkte im Weinlande

# Schon die Kelten kannten bei uns öffentliche Handelsplätze, wo neben dem Tauschhandel auch das Geld eine wichtige Rolle spielte, es waren dies die sogenannten Oppida in Ober-Leis und Stillfried. Die Römer erwähnen Handelsorte an der Bernsteinstraße, die neben der March zur Ostsee führte, wo die Germanen römische Handelserzeugnisse einkauften.

# Die Zollordnung von Kasselstetten (905) regelte den Handesverkehr im Donauraum und stellte rechtliche Bestimmungen für den Käufer und Verkäufer auf; Mautern war eine Wassermaut; da erschienen Händler aus Südrußland, die den Weg neben der Donau durch das Zaya- und Marchland benützten. Rinder, Pferde, Honig, Wachs, Wein, Sklaven und Salz waren wichtige Handelsartikel; neben dem gesetzlichen Handel blühte schon damals der Schwarzhandel sowie der Schmuggel. Die Ortsnamen Altenmarkt bei Gaubitsch, bei Herrnbaumgarten und bei Lundenburg deuten auf die ältesten Verkehrsplätze im Weinlande, die sicher in die Zeit des Großmährischen Reiches zurückreichen.

# Als nach den siegreichen Kämpfen 1043 die March- und Thayagrenze gesichert war, entstanden die zahlreichen Gemeinden im Hügellande. Die Bauern kauften ihre Bedarfsartikel für Haus und Hof an den Zinstagen und an kirchlichen Feiertagen. Bei den Burgen der Grundherren und bei den Kirchen in Ober-Leis, Mistelbach, Stillfried und Falkenstein zeigten sich die Anfänge des Markthandels, der nach altem deutschem Rechte frei und öffentlich betrieben wurde.

# Um 1270 erhob der Kuenringer Albero Zistersdorf zum Markte, 1274 gewährte Rudolf von Habsburg der Stadt Nikolsburg einen Wochenmarkt, damit die Bürger ihre Bedürfnisse decken konnten. Laa a. d. Thaya, das seit 1190 eine wichtige Grenzfestung und Verkehrsplatz war, besitzt heute noch auf dem großen Marktplatz die Roland-Säule mit der eisernen Elle, an der die Käufer ihre Leinwand und die Stoffe nachmessen konnten.

# Die ersten Dorfgemeinden, die zu Märkten erhoben wurden, waren Hohenruppersdorf (1324) und Gaweinstal (1360). Es ist ein Zeichen selbstbewußter Bauern, wenn in Hohenruppersdorf durch ein Gesetz verboten wurde, daß Adelige und Geistliche hier Besitz erwarben. In Gaweinstal – die Bewohner waren in ganz Österreich von jeder Maut befreit – zahlte ein Edelmann, der auf dem Markte „böse Worte“ sprach oder sein Schwert zückte, zur Strafe zehn Pfund, ein Bauer 5 Pfund und ein Angesessener 72 den.(ar).

# Mistelbach erhielt 1372 das Marktrecht und war mit den besten gesetzlichen Bestimmungen jenseits der Donau ausgestattet. Die Gemeinde verlangte von den durchreisenden Fuhrleuten eine Maut, um die bösen Wege auszubessern, und von den Kaufleuten einen Zoll, wenn sie den Markt besuchten. Für eine Butte Heringe reichte der Käufer und Verkäufer je einen Denar, ebenso für eine Kuh. Als Zeichen der Marktgerechtigkeit stand mitten auf dem Marktplatz der Pranger. Hier wurde 14 Tage vor dem Jahrmarkt feierlich das Freiungszeichen (eine Faust mit dem gezückten Schwert und eine Fahne) aufgesteckt, denn während des Marktes hatte jeder Zank und Streit zu unterbleiben, jeder Diebstahl sowie Rauferei oder Schlägerei wurden strenger als sonst gestraft. Während des Marktes standen Käufer und Verkäufer unter dem Schutze der Herren von Liechtenstein, die jeden Angriff, Überfall oder gar eine Plünderung der Reisenden mit schweren Strafen belegten.

# Befreit von jeder Maut waren für ganz Österreich die Laaer (1438) und die Schricker (1453). Die Gemeinde Ernstbrunn wurde 1462 zum Markte erhoben und Neusiedl an der Zaya 1465. Gamaret Fronauer ersuchte den Kaiser Friedrich III., damit der den Neusiedlern einen Jahrmarkt zu St. Johann in der Sommerwende und einen Wochenmarkt am Sonnabend verleihe. Hier war der Marktplatz mit dem Pranger außerhalb der Gemeinde. In Ernstbrunn wurde der Markt 14 Tage vorher durch das Geläute der Kirchenglocken verkündet. 1471 bekam die Stadt Laa an der Thaya eine Roßmaut, damit sie ihre zerstörten Mauern aufbauen konnte, und von 1492 brauchten da die Kaufleute, welche die Laaer Märkte besuchten, weder eine Maut noch einen Zoll zahlen. Kaiser Maximilian I. verlieh 1508 der Gemeinde Neudorf bei Staatz, das an einer wichtigen Verkehrsstraße lag, das Marktrecht. Poysdorf bekam am 4. Mai 1582 vom Kaiser Rudolf II. das Marktrecht und baute zum Schutze gegen feindliche Überfälle Schanzen, vier Tore und Rondells. Der Wochenmarkt, der zuerst am Sonntag abgehalten wurde, mußte später auf den Freitag verschoben werden. Den Marktbeginn zeigten die Laaer durch ein Glockenzeichen an, die Poysdorfer steckten eine rot-weiße Blechfahne mit der Inschrift „k. k. privilegierter Wochenmarkt“ auf, in Mistelbach wurde ein Strohwisch vom Rathaus auf den Platz geworfen; jeder „Türekauf“ war streng verboten; wer in Poysdorf den Markt anzufechten, zu verhindern oder zu „beschwären“ trachtete, zahlte als Strafe 20 Mark „löttigen Goldes“. Der neue Markt zählte 200 Häuser, die Marktprivilegien mußte jeder Kaiser neu bestätigen, was der Gemeinde viel Geld kostete; sie wurden auch sorgfältig aufbewahrt und sind noch heute sehenswerte Urkunden, besonders die von Maria Theresia. Weil Falkenstein und Mistelbach einen Jahrmarkt zu Michaeli hatten, verschob 1606 die erste Gemeinde den Markt auf Simoni. Die Poysdorfer wünschten 1614 zu Georgi einen Roß- und Jahrmarkt, gegen den die Laaer, Zistersdorfer und Hohenauer Einspruch erhoben, denn Laa hatte nach Ostern einen Markt, ebenso Zistersdorf, Eibesthal hielt da den Kirtag ab; auch von Südmähren liefen Proteste ein. Poysdorf bat den Fürsten Liechtenstein um Unterstützung, damit er sich beim Kaiser für die Gemeinde verwende, auch die Laaer übergaben am 13. Februar 1615 der Regierung ein Bittgesuch, weil der Georgi-Markt ihnen einen großen Schaden zufügen würde. Die Poysdorfer gaben endlich nach und erhielten den Jubilatenmarkt (der ist 14 Tage nach dem Laaer). Die Regierung hatte in Mistelbach, Asparn a. d. Zaya, Feldsberg, Groß-Krut, Falkenstein und erHerr Herrnbaumgarten angefragt, ob sie mit dem neuen Markte einverstanden wären. Für die Urkunde zahlte Poysdorf am 18. August 1616 12 fl. Taxe und 1 fl 12 kr. Kanzleigebühren (= der Wert von acht Eimer Wein).

# Das Marktrecht verlieh nur der Kaiser, doch besaßen die Fürsten von Liechtenstein nach 1620 auch das Recht. Gundacker von Liechtenstein, der 1642 Obersulz zum Markt erhob, wollte in Laa einen Wollmarkt einrichten, der ein Gegenstücke zum Auspitzer sein sollte. Leider fehlten in Laa das Interesse und der fortschrittliche Geist.

# Im Weinlande gab es sehr viele Marktgemeinden: Asparn a. d. Zaya, Bockfließ, Groß-Krut, Ebenthal, Drösing, Dürnkrut, Ernstbrunn, Feldsberg, Gaweinstal, Hausbrunn, Hauskirchen, Herrnbaumgarten, Hohenau, Hohenruppersdorf, Nieder-Kreuzstetten, Laa, Baden-Dorf, Mistelbach, Neudorf, Palterndorf, Poysdorf, Rabensburg, Groß-Schweinbarth, Seefeld, Spannberg, Ober- und Nieder-Sulz, Stronsdorf, St. Ulrich, Ulrichskirchen, Wolkersdorf und Zistersdorf; Eibesthal und Bernhardstal verloren das Marktrecht.

# 1652 gestatteten die Liechtenstein den Nikolsburger Juden den Besuch der Märkte, die unter ihrem Schutze standen. Die Marktbesucher hatten ihre eigenen Wege – „Marktsteige“ genannt; bei Poysdorf gibt es einen „Judensteig“. Auf dem Marktplatz mußte Ordnung sein. Jeder Handwerker hatte seinen Platz, ebenso die Juden, die durch ihr Geschrei besonders auffielen; die Tore und Türen der Privathäuser durften nicht verstellt werden. In Pestzeiten und bei Tierseuchen gab es keine Märkte. Häufig klagten die Käufer über die schlechten Maße und Gewichte der Handelsleute. 1666 hob die Regierung alle Maut- und Zollbefreiungen auf.

# Im Zeitalter des Merkantilismus sorgte der Staat für Ordnung, für genaue Maße und Gewichte. Beschaumeister prüften die Waren und wiesen die minderwertigen zurück; die Brotwäger schauten die Lebensmittel an, die Fleischwäger visitierten die Fleischbänke und Fischhändler sowie die Bratlbrater, die Angießer kontrollierten die Maße und Gewichte, die Warenstempler achteten darauf, daß nur inländische Waren verkauft werden, hatte aber ein Händler ausländische Erzeugnisse, so stempelte er sie ab und hob eine Gebühr ein. Gute und preiswerte Waren brachten die Handwerker aus Südmähren, die bei uns gern gekauft wurden. 1747 wehrte sich Mistelbach gegen einen Getreidemarkt in Groß-Enzersdorf, da ihnen ein Schaden erwachsen würde. 1762 wird ein Ziegenmarkt in Mistelbach erwähnt.

# Sehenswert waren die großen Wollmärkte in Auspitz, die Getreidemärkte in Lundenburg, die Bohrlitzer Viehmärkte und die Znaimer Wochenmärkte, ihr Wirtschaftsradius reichte über die Grenze bis ins Zayatal, denn Drösinger Bauern fuhren mit dem Getreide bis Lundenburg, die Fleischhauer von Poysdorf holten ihr Schlachtvieh von Bohrlitz und Mistelbacher besuchten die Znaimer Märkte. Zistersdorf war ein wichtiger Handelsplatz für Weinstecken, die aus der Slowakei kamen (Groß-Schützen). In Neusiedl an der Zaya gab es um 1800 noch einen Kirtagsmarkt, in Groß-Rußbach wurde am Karfreitag ein Markt abgehalten und im Waldviertel dauerten die Märkte 14 Tage. 1807 verbot die Regierung die Wochenmärkte an Sonn- und Feiertagen. Als Poysdorf am 9. Juni 1835 um die Bestätigung der Marktprivilegien in Wien ansuchte, unterblieb sie. Ahnte man damals, daß die neue Zeit mit den Jahrmärkten aufräumen werde? Sie hatten in dem Wirtschaftsleben unserer Heimat eine wichtige Rolle gespielt und den Gemeinden große Einnahmen gebracht. In Laa verstand es Simon Scheiner (1790 bis 1873), die Wochenmärkte neu zu beleben, so daß sie zu den größten im Weinviertel gehörten. Seine Wochenmarktordnung, die er selbst ausgearbeitet hatte, war mustergültig und galt später für ganz Niederösterreich. Die freie Wirtschaft brachte den Verfall der Märkte, da minderwertige Waren feilgeboten wurden. Damals entstand der Spruch: „Willst du unnütze Sachen kaufen, so mußt du auf den Jahrmarkt laufen.“

# Der Simoni-Markt von Falkenstein, der früher 14 Tage dauerte, ist heute in zwei Stunden beendet, denn die Bewohner besuchen den Markt, da es eine Unterhaltung und heiße Würsteln gibt. Jeder wünscht Zerstreuung und Kurzweil, Vergnügen und Genuß. Was der Bauer benötigt, bekommt er beim Kaufmann; das Getreide führt er ins Lagerhaus, auch Pferde und Kühe verschafft ihm der Händler, nur der Ferkelmarkt erfreut sich eines größeren Zuspruches. Doch auch hier geht es schnell und in zwei bis drei Stunden ist der Platz leer. Die großen Märkte der Vergangenheit gehören der Geschichte an; unsere Zeit verlangt Ausstellungen und Messen, die auch wirtschaftlichen Zwecken dienen und einen lehrhaften Charakter tragen.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien.

Schweidthardt v. Sidtingen: „Darstellung des Erzherzogtums Österreich unter der Enns.“

Dr. G. Winter: „Urkundliche Beiträge zur Rechtsgeschichte ober- und niederösterreichischer Städte.“

Josef Kraft: „Amtliche Landesbeschreibung Niederösterreichs“ im Jahrbuch des Vereines für Landeskunde, 1928.

Veröffentlicht in: „Die Niederösterreichische Gemeinde“, Aug/Sep 1948, S. 17, Okt 1948, S. 11

Zur Geschichte der Maut in unserer Heimat

Die Pflege der Straßen war im Mittelalter Aufgabe und Pflicht der Grundherren, die sich aber oft wenig darum kümmerten; sie überließen die Pflege dem Wind und der Sonne; denn allgemein hieß es: „Schlechte Straßen bringen Geld ins Land, da die Gastwirte, Wagner, Hufschmiede und Sattler nur verdienen.“ Die fremden Fuhrleute wichen gerne bei schlechten Straßenstellen auf die angrenzenden Felder aus und fügten so den Bauern einen großen Schaden zu. Eine Beschwerde oder Klage beim Grundherrn hatte oft wenig Erfolg. Nur auf die Brücken schauten die Herren, die sie in gutem Stand hielten. Dafür verrichteten sie gewöhnlich eine Maut, die für den Brückenbau das Geld lieferte.

Unsere Heimat war immer ein wichtiges Verkehrsland zwischen Nord und Süd, zwischen dem Donautal und dem Sudetenland. Da werden Mauten erwähnt: in Rabensburg, Ringelsdorf, Bullendorf (1369), Wilfersdorf (1340, 1341, 1358, 1383) und in Mistelbach (1350). Maut bei Kettlasbrunn „Am Huetter Tanz“ amtierte nur an den Mistelbacher Markttagen, die Ringelsdorfer befand sich an der March; war diese zugefroren, so zahlten die Fuhrleute für einen Wagen einen Kreuzer „zur Machung der Brücke.“

Die Mistelbacher Maut besaßen 1383 die Herren von Liechtenstein; 1414 hatten diese die Mauten in Mistelbach, Rabensburg und Ringelsdorf; in Mistelbach nahm im gleichen Jahr der Mautner 24 Pfund den ein „an Zoll 20 Pfund, vom Gericht 12 Pf. und von der Badstube 2 Pfund im Vergleich“. Der Verkehr war da ein reger und so erklären sich auch die hohen Mauteinnahmen. Die Holzmaut der Liechtenstein befand sich im Behemwald bei Rabensburg; der Dorfrichter war verpflichtet, dem Mautner das Essen zu geben. Die Fischmaut lieferte den Herren von Liechtenstein jährlich 4 Pfund, die Straßenmaut 16 Pfund. Von der Ringelsdorfer Maut im Ungerwald erhielten die Herren nur ein Drittel der Einnahmen; der Müller daselbst verfügte über ein eigenes Mautmaßl, da gingen 16 auf einen Metzen. In Nieder Absdorf stand in der Kirche ein Steinmetzen, an dem die Bauern ihren prüfen konnten, ob er richtig war.

Die Mistelbacher Straßenmaut war „wegen des bösen Weges“ aufgekommen; daher gehörte der dritte Pfennig von den Einnahmen „in den Weg“. Ein Deichselwagen reichte als Gebühr 6 Pfennig, ein „verpauter Wagen“ 3 Pf., ein Roll- und Getreidewagen je 1 Pf., ein Einspanner 2 Pf., ein Weinwagen 3 Pf., ein Fragner und ein Binder 1 Pf., wenn sie durchfahren, ein Bauer, der Fässer geladen hatte, von jedem Faß 1 Pf., ein Wagen voll Zimmerholz 2 Pf., jedes Haupt Kleinvieh 1 Helbling, ein Großvieh 1 Pfennig und ein Jude, der hier durchgeht oder reitet, 3 Pfennig.

Kam ein Mann mit seiner Ware zum Markt nach Mistelbach, so zahlte er den Zoll, aber nicht die Maut. Der Mautner verfügte über 5 Metzen u.z. 3 für den Weizen und 2 für den Hafer. Jeder Bauer konnte sich einen Metzen für 3 Tage ausborgen; beim Banteiding mußte er aber die Metzen vorzeigen. Auch der Pfarrer hatte da seinen Metzen vorzuweisen. Der Adel genoß (1465) Steuer- und Mautbegünstigungen; sogar die Wiener Hochschüler hatten Mautfreiheit.

Kaiser Maximilian verlieh 1506 dem Wolfgang von Liechtenstein u. a. Maut und Zoll von Hohenau als Lehen.

Der Verkehr zwischen Dürnkrut- March und Mistelbach war an Markttagen sehr rege (1596); damals nahm der Mautner zu Pfingsten und Michaeli auf dem Huetter Tanz 10 fl ein, sodaß man schon daran dachte, eine 2. Maut bei Kettlasbrunn zu errichten. 1597 besaß Mistelbach die Maut in Bestand und reichte 150 fl im Jahr; nun übernahm die Herrschaft Wilfersdorf wieder die Maut; die Bürger mußten die Wege, Brücken und Stege herrichten; dies gehörte zur Robot. Vor einiger Zeit geschah einem fürstlichen Untertan ein Unfall seinem Roß; zur Strafe sollte der Markt 50 fl zahlen, doch drückten die Bürger die Strafe auf 20 fl herab.

Nach dem Extrakt aus dem 3. Teil der brüderlichen Teilung der Herren von Liechtenstein vom Jahre 1599 betrug der Bestand = Pacht von der Wilfersdorfer Maut 16 fl, der von Mistelbach mit dem Standgeld 130 fl, der in Bullendorf 18 fl, der in Kettlasbrunn 1 fl und der Ringelsdorfer war nicht angeschlagen. Wer in Bullendorf die Maut bezahlte, war in Wilfersdorf frei und umgekehrt.

Als Mautpächter nahm die Herrschaft mit Vorliebe Juden aus Südmähren, besonders aus Krumau, weil sie tüchtig im Geschäft waren und gut rechnen konnten; sie erfreuten sich beim Fürsten Gundacker einer hohen Gunst; er überließ die Maut in Wilfersdorf den Juden Abraham und Donat Markus auf 3 Jahre. Ins fürstliche Rentamt reichten sie jährlich 250 fl, außerdem stellten sie als Bürgen 2 Juden aus Krumau. Die Mautpächter durften nicht den vorgeschriebenen Tarif übertreten. Jede Art des Wuchers und Betruges war ihnen strenge untersagt. Sprach ein Fuhrmann sie mit ungeziemenden Worten an, wurde er frech oder handgreiflich, so mußte der Pächter gegen ihn die Anzeige in Wilfersdorf bei der Herrschaft einbringen. Jeder Mautner genoß den Schutz und Beistand der Obrigkeit.

Die Fuhrleute durften nicht auf Umwegen der Maut ausweichen; wer erwischt wurde, verlor seine Ware; davon gehörte 1/3tel dem Mautner und 2/3tel der Herrschaft. Die Mautordnung mit der Preistafel hing an der Wand des Mauthauses. Nach einem Bericht des Mistelbacher Marktrichters mußte jeder Durchreisende seinen Paß vorzeigen und genau die mitgeführten Waren angeben. Verbotene Wege bezeichnete man mit einem Rad, das auf einer Stange befestigt war. Der Mautner besaß als Gehilfen einen Überreiter, der auf Schmuggler aufpaßte.

Der Mistelbacher Mautner ließ 1619 einem fürstlichen Untertan von der Neustift beide Pferde ausspannen, obwohl er die Maut bezahlt hatte. Die Bauern von Alt Lichtenwarth wollten, um der Wilfersdorfer Maut auszuweichen, über den Huetter Tanz fahren; sofort stellte da der Mautner das erwähnte Verbotszeichen auf. Nur die Bauern aus den umliegenden Gemeinden konnten den Weg über den Huetter Tanz nehmen. Die Herrschaft überließ dem Mautpächter das Haus neben der Schmiede in Wilfersdorf gegen einen Jahreszins von 10 fl; auch durfte er sich im Kettlasbrunner Wald sechs Fahrtln Klaubholz sammeln, nur mußte er sie auf eigene Kosten heimführen lassen.

Im 30jährigen Krieg stockte der Verkehr, sodaß die Mauteinnahmen zurückgingen; da vereinigte die Herrschaft die Wilfersdorfer und Ringelsdorfer Maut. Eines Tages fuhren Juden aus Eisenstadt durch, die angaben, sie hätten Brot in den Säcken. Sie mußten anhalten; ein Überreiter, der die Säcke untersuchte, fand darin Weinstein, den sie durchschmuggeln wollten. Die Juden versuchten dem Überreiter ein Geldstück in die Hand zu drücken; trotz ihres Geschreies wurde ihnen die Ware weggenommen. Aus Schlesien erschienen die Leinenhändler, die in Wilfersdorf die Maut zahlten; befreit waren die bürgerlichen Fischhändler, die alle Teiche und Fischbehälter in der Zaya gepachtet hatten. Die Fische gingen nach Wien; 1629 zählte man 15 Wagen, die mit Fischen beladen waren.

1630 ordnete die Regierung an, daß alle Juden von den Mauten entfernt werden und das Land verlassen sollten. Da wies die Herrschaft in einer Eingabe darauf, daß ohne Juden der Mautbestand nicht hereinzubringen sei, da die Christen nicht so geschäftstüchtig wären; die Herrschaft erlitt so einen großen Schaden. Der Graf Breuner in Asparn hatte ja auch in Neudorf die Maut einem Juden verpachtet, ebenso war es in Großkrut und in Dürnkrut, wo der Tiefenbacher einen Juden bevorzugte; auch sei neben den Juden überall ein Christ, der die Mautgebühren übernahm, weil ein Jude kein Geld anrührte. Sollten die Juden aus dem Land gejagt werden, so forderten sie von den Untertanen die Schulden. Die Juden waren die Geldgeber für die Bauern, die aber in so kurzer Zeit die Schulden nicht bezahlen könnten. Um 1600 hatte ein Christ die Bullendorfer Maut gepachtet, doch mußte sie die Herrschaft einem Juden überlassen.

Die Eibesthaler wichen gerne der Wilfersdorfer Maut aus und fuhren über die Kirchenmühle nach Schrick und weiter nach Wien; sie zahlten nur die Tabormaut. 1630 verlangte die Herrschaft Steinebrunn die Mautfreiheit für ihre Wagen bei der Wilfersdorfer Maut. Der Fürst Liechtenstein mußte drei Brücken in gutem Bauzustand erhalten, ebenso den hohen Dammweg vor dem Schloß. Die Straße glich mehr einem Feldweg, der nie einen Schotter sah. Bei einem schlechten Wetter fuhren die Fremden einfach über die Felder der Bauern, die sich dann über den Schaden beklagten.

1632 versuchte ein Italiener Dampietro am 27. Juli Seidenwaren, die für Polen bestimmt waren, in Wilfersdorf durchzuschmuggeln. Nachdem der Mautner 3 Wagen durchsucht hatte, gab er das Zeichen zur Weiterfahrt. Doch hielt er bei der Schule die Wagen noch einmal an und nun fand er die Seidenwaren. Vor einiger Zeit gelang es dem Tiefenbacher, hier in Wilfersdorf Seidenwaren im Wert von 2000 fl durchzuschmuggeln. 1633 hatte ein Jude die Mistelbacher Maut gepachtet, doch mußte er das Land verlassen. Die Frage, ob die fürstlichen Mauten Brücken- oder Wegmauten seien, wurde 1636 besprochen, ebenso ob man von Tieren und Eßwaren eine Gebühr einheben sollte. Die Bauern klagten mit Recht über den großen Schaden, den die Fuhrleute bei Regenwetter an ihren Feldern und Wiesen machten.

Im Kriege schwankten die Jahreseinnahmen bei den Mauten; daher verpachtete sie die Herrschaft nur auf ein Jahr. 1640 erscheint in Wilfersdorf als Pächter ein Jude, der 409 fl Bestand und 15 fl Zins für das Haus im Jahr zahlte; zugleich wurde ihm eingeschärft, das Haus rein zu halten, dem Gesindel keinen Unterschlupf zu gewähren und nur durchreisenden Juden, aber keinem Christen einen Wein zu verkaufen; tat er es, so zahlte er 5 fl Strafe. Trotz des Verbotes finden wir damals wieder Juden als Mautpächter: in Neusiedl an der Zaya, in Rabensburg, Hohenau, Ringelsdorf und bei der Rabensburger Fischmaut. Das Tullner Jungfrauenkloster, der Graf von Hardegg und der Graf von Palffy stellten Juden als Pächter an.

1644 betrug der Mistelbacher Mautbestand 500 fl im Jahr. Von jeder Konterbande bekam der Pächter 1/3tel, die Herrschaft aber 2/3tel; außerdem gewährte ihm der Fürst 2 Fahrtln Klaubholz. Der Nikolsburger Jude konnte nicht rechtzeitig in Mistelbach eintreffen; er wollte nebstbei auch Handel treiben. Zu gleicher Zeit kamen kaiserliche Reiter nach Mistelbach.

In der Schwedenzeit blieben die Straßen leer, selten zeigte sich ein fremder Fuhrmann, da die Schweden gerne ihre schlechten Pferde mit den fremden tauschten. 1650 pachtete der Marktrat die Mistelbacher Maut. Die Juden sahen nun auf ihre Tasche, schädigten so die Christen bei den Mautgebühren, die sie nicht strenge einhielten; wohl stellten sie einen Christen an, der das Geld von den Fuhrleuten übernahm. Kaufleute kamen aus Polen, Schlesien und Mähren.

Mautgebühren in Wilfersdorf (1652):

Von 1 Eimer Landwein 1 Pfennig, ungarischer Wein 2 Pfennig, Branntwein 1 kr.

Ein Wagen, der mit Tuch oder Leinwand beladen ist, 14 Kreuzer.

Ein Ballen Tuch 6 kr.

Ein Getreidewagen, der nach Mistelbach fährt, 2 kr.

Ein Wagen Most, der über die Brücke fährt, 4 kr.

Ein Kalb, ein Schwein oder ein Schaf – je einen Pfennig.

Ein Roß oder ein Ochse, 2 Pfennig.

Ein leerer Wagen 1 kr, ein leerer Fuhrwagen 2 kr, ein Krämerwagen 3 kr und ein Holzwagen 6 kr.

Ein Zentner Schmalz 4 kr, ein Zentner Käse 3 kr.

2 Schaf- oder 2 Kalbfelle 1 Pfennig.

Ein Zentner Wolle 1 kr, 1 Zentner Baumwolle 2 kr.

Man unterschied damals: eine Brücken-, Waren-, Roß und Wagenmaut. Bauern von Steinebrunn, die Getreide von dem Grafen Fünfkirchen nach Wien führten, zahlten 1659 in Wilfersdorf die Maut; doch suchte der Graf bei der Herrschaft um Mautfreiheit für seine Sendungen an. Der Mistelbacher Mautner hielt 1661 18 Zentner Hanf als Konterbande zurück, die er in das Rathaus führen ließ. Zwischen den fürstlichen Bürgern Mistelbachs und den Pfarrholden entbrannte 1665 ein Streit wegen der Mautgebühren. Das berichtete der Marktrichter dem Amtmann nach Wilfersdorf; alle Hausgesessenen des Marktes waren immer von jeder Maut befreit; denn sie zahlten ohnedies die Steuern, lebten von Gewerbe und Handwerk, richteten stets die Wege und Stege her. Nach dem Banbüchlein betrug hier der Mautbestand im Jahr 150 fl. Nun mußten die Mistelbacher von dem An- und Verkauf – Notdurften die Maut bezahlen. Die Fremden beklagten sich bei der fürstlichen Herrschaft über die schlechten Straßen. Jetzt gab die Regierung den strengen Auftrag, alle Brücken, Wege und Stege herzurichten; sie wollte gar durch einen Kommissär das Land bereisen lassen, der sich genau um den Zustand der Verkehrswege unterrichten sollte. Die Mautpächter hielten sich nicht an die festgesetzten Gebühren; sie steigerten sie nach Belieben und verteuerten so die Waren, die nach Wien kamen. Die Herrschaften sollten das Mautgeld nur für die Straßen und Brücken verwenden.

Der Streit zwischen Mistelbach und der Wilfersdorfer Herrschaft endete mit einem Vergleich. Der Fürst konnte die Maut verpachten oder nach dem Vektigal einfordern. Was die Bürger fürs Haus und für den Notbedarf brauchten, war nun mautfrei. Für die Brücken stellte die Herrschaft das Holz bei, während die Untertanen die Ausbesserung besorgten. Diese sollten dem Fürsten mehr Respekt erweisen, sonst müßten sie zur Strafe im Stadtgraben in Band und Eisen arbeiten. Der Waldprozess hatte eine erregte Stimmung hervorgerufen, es herrschten gespannte Verhältnisse zwischen Mistelbach und dem Fürsten.

Mautgebühren von 1669:

von 1 Wagen 1 kr,

von 1 Metzen – was für Sorte es immer sei – 1 Pfennig

von 1 schweren Kaufmannswagen 15 kr

von 1 Elle Tuch – 2 kr, von 1 Butte oder Korb voll Waren – 1 kr

von 1 Stück Loden 2 Pfennig, ebensoviel von 1 Brotwagen,

von 1 Eimer Wein 1 Pfennig, von 1 Eimer Branntwein 1 kr

von 1 Tonne Heringe 3 kr, von 1 Schock Stockfische 2 kr

von 1 Zentner böhmischen Käse 2 kr, von 1 Zentner Schmalz 2 kr

von 1 Wagen Holz 3 kr, von 1 Butte voll Eier 2 Pfennige

von 2 Gänsen 1 Pfennig, von 1 Schaf 1 Pfennig

von 1 Pferd oder 1 Füllen, das am Markt verkauft wird, 1 kr

von 1 Ochsen oder 1 Kuh 2 Pfennige, von 1 Kalb oder Schwein 1 Pf,

von 1 Zentner Pech 1 kr, von 1 Zentner Werg (Hanf, Flachs) 2 Pf.

Mautfrei waren die 3 oberen Stände – Prälaten, Herren und Ritter – für jene Waren, die sie für die Hausnotdurft brauchten. Im Pestjahr 1679 zeigten sich keine fremden Handelsleute. In Mistelbach mußte die Maut dem Bürger Wenzel Schwarz weggenommen werden, doch bekam er sie wieder; er leistete keine Robot. In Mistelbach und in Hohenau besaß er ein Haus. Die Mistelbacher weigerten sich, jede Art von Robot zu leisten.

Die Mauteinnahmen betrugen 1681 von Mistelbach 462 fl 58 kr, von Wilfersdorf 378 fl 24 kr und von Bullendorf 122 fl 36 kr, zusammen 963 fl 58 kr. Die Maut in Ringelsdorf verpachtete die Herrschaft auf 3 Jahre gegen einen Jahreszins von 120 fl, der quartalsweise in das Rabensburger Rentamt abgeführt wurde; den Gulden rechnete man zu 60 kr und den Kreuzer zu 4 Pfennig.

Kaufleute, die von der Herrschaft Obst, Wein, Getreide, Schmalz, Hopfen, Wolle u. dgl. kauften, zahlten keine Maut, ebenso die Herrschaften von Austerlitz, Bisenz und Nikolsburg, aber nur für Waren, die sie für den eigenen Hausbedarf brauchten. Der Fünfkirchner von Steinebrunn konnte alle Jahre mit einer bestimmten Anzahl von Wagen, die mit Getreide beladen waren, die Wilfersdorfer Maut frei passieren, das Getreide ging immer nach Wien.

Nach 1683 nahm der Verkehr (Türkenniederlage vor Wien) stark zu, sodaß die Herrschaft die Mistelbacher Maut 1686 steigern wollte. Auch die Regierung faßte 1692 den Plan, die Mautgebühren zu erhöhen. Einige Jahre später strafte die fürstliche Herrschaft den Wiener Gastwirt „Zur goldenen Ente“ mit 80 fl, weil er mit 14 Faß Wein die Maut in Wilfersdorf „verfahren“ wollte; aus Barmherzigkeit ließ sie ihm 33 fl nach und schenkte ihm sogar den Wein. Nach 1709 zeigte der Mautner die Konterbande dem fürstlichen Amtmann an, doch konnte er sich die Hälfte behalten. Im gleichen Jahr erneuerte der Fürst die Bestimmung, daß die Herrschaften Austerlitz, Bisenz und Nikolsburg in Wilfersdorf keine Maut zahlten. Das galt aber nicht für die Untertanen.

Der Mautbestand in Mistelbach erreichte 1709 die Höhe von 609 fl. Schwärzer sowie Schmuggler kamen von nun an nach Wilfersdorf in das fürstliche Amt, wo sie abgeurteilt wurden. Die ungarische Rebellion schreckte die Fuhr- und Kaufleute ab, die Einnahmen der Maut spürten diese unruhigen Zeiten. Dies änderte sich sofort, als Ruhe und Frieden eintraten.

Österreich war damals ein rückständiges Land im Vergleich zu Westeuropa. Von Holland erschienen in den nächsten Jahrzehnten Fachleute, Lehrer und Berater, denn unserem Lande fehlten Industrie und gute Straßen. Die Handelsbilanz der Monarchie war passiv, die Straßen schlecht und unsicher, bei uns überfielen Wegelagerer zur Nachtzeit und oft am Tage auf der Hohenleiten die fremden Handelsleute und raubten sie aus. Aus Schlesien und Mähren brachten die Weber ihre berühmte Leinwand nach Wien. Sie hatten eigene Fassingwagen, die ich noch in meiner Studentenzeit sah.

1712 fertigte ein Tischler eine Mauttafel an und beschrieb sie auch. In Wilfersdorf stieg der Mautbestand von Jahr zu Jahr: 1710 – 250 fl, 1718 – 510 fl, 1722 – 600 fl und 1725 – 700 fl. In Mistelbach kümmerte sich der Mautner nicht um den Tarif, sondern hob die Preise nach seinem Belieben ein; deshalb beschwerten sich die Fremden, aber auch die Armen. Der Fürst bewilligte 1714 für die Ausbesserung der Brücken 40 Stamm Holz; leider behielten sich einige Bürger Mistelbachs mehrere Stamm für ihren Bedarf. 1726 herrschte überall große Aufregung wegen des Baues der Brünnerstraße, die eine feste Unterlage bekommen sollte; das Volk nannte sie Kaiserstraße. Sollte sie über Wilfersdorf oder über Mistelbach gehen? Man sprach, daß sie von Schrick über Mistelbach, Eibesthal und Wetzelsdorf führen müßte. Die Eibesthaler bauten sofort ein neues Gasthaus. Wilfersdorf würde seine Maut und seine Bedeutung verlieren. Doch geschah nichts. Wohl wurde die alte Straße ausgebessert und geschottert, sonst blieb alles beim alten. Die Obrigkeit bevorzugte jetzt als Mautner ausgediente Soldaten.

Langsam änderten sich die Straßen- und Verkehrsverhältnisse in unserer Heimat. Der Staat wurde sich seiner Pflichten und Aufgaben bewußt, die er zu leisten hatte. Er übernahm die Post in eigene Verwaltung, ebenso die Straßen, baute nun breite Verkehrswege, die sogenannten Kaiserstraßen, die von Wien aus in die Länder führten. Wohl schimpften die Bauern, als sie Ackerstreifen für diesen Neubau abtreten mußten. Österreich erwachte aus seiner Lethargie; denn es wurde langsam ein Industriestaat. 1725 erließ die Regierung am 10. Dezember eine Maut- und Vektigal-Ordnung für Nieder- und Oberösterreich. 1732 war die Brünnerstraße fertig, die über Wilfersdorf ging. Die Straße Poysdorf – Gaweinstal war besonders gut und fest gebaut.

1742 übernahm Mistelbach die Maut, die zwischen dem Markt und Lanzendorf lag, um 900 fl rh. 1755 erschien eine neue Mautordnung für Nieder Österreich, die leicht verständlich und einfach war; es gab damals landesfürstliche, städtische und private Mauten. Es zeigte sich aber, das die Fuhrleute nicht ausrechnen konnten, was sie bei der Maut zahlen mußten. Die allgemeine Schulbildung war immer in Österreich ein Stiefkind, für das man kein Geld hatte. 1760 erkannte die Regierung, daß die Mauten ein Hemmschuh für den freien Handel waren, besonders für den Durchgangsverkehr nach Ungarn. Der Österreicher war kein Kaufmann und das Land nach 1648 zu lange von dem Westen abgeschlossen; der fremde Einfluß konnte sich auf die Wirtschaft nicht auswirken, weil unser Volk zu konservativ war und Reformen ablehnte. Da hieß es mit Recht. „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.“ Es fehlte bei uns der Unternehmergeist und die Großzügigkeit. Selbst der Türke war ein besserer Kauf- und Handelsmann als der Österreicher, der die neue Zeit verschlafen hatte. Unsere Ahnen mußten damals vom Ausland viel lernen.

Erst 1775 wurde Österreich ein einheitliche Zollgebiet, weil die Schranken gegen Böhmen und Mähren endlich fielen: die Grenzen waren offen, bei uns in Laa, Drasenhofen und Lundenburg. Der Staat löste in den nächsten Jahren die Privatmauten ein; überall griff er mit starker Hand in das öffentliche Leben ein. In Österreich fehlte das Staatsbewußtsein, da jeder Stand und jeder Beruf nur auf seine Vorteile schaute, nicht aber auf das Ganze. Die Beamten und Lehrer waren infolge der schlechten Schulbildung ihren Aufgaben nicht gewachsen; sie wußten in Handels- und Verkehrsfragen keine Auskunft zu geben. Die Regierung hob alle Mauten auf, welche nicht für die Ausbesserung der Brücken und Wege dienten.

Auf Befehl des Kreishauptmannes mußten 1780 alle Straßen und Wege um Mistelbach hergestellt werden. Die fürstlichen Untertanen taten dies bei Lanzendorf, während die Barnabiten jede Arbeit verweigerten, weil sie zu den gemeinsamen „onera“ nur 1/3tel beizutragen hatten. Die Mistelbacher Maut wäre als eine fürstliche nur eine Privatmaut, die jährlich einen Nutzen von 270 fl abwarf. Die Brücken wurden seit 1667 immer mit fürstlichem Holz ausgebessert. Dem Kollegium könne da nicht eine Mitarbeit aufgebürdet werden. Die fürstlichen Untertanen roboteten wöchentlich 2 Tage der Wilfersdorfer Herrschaft. Mautfrei waren nur jene Fuhren, welche die Untertanen zu ihrer Notdurft und für ihre Hauswirtschaft brauchten. Die Barnabiten-Untertanen genossen immer dieses Vorrecht und hatten nie etwas bezahlt; es sei ein Unrecht, von ihnen zu verlangen, Brücken und Straßen herzurichten. Es waren Egoisten, die aber die Mitarbeit leisten mußten.

1782 verloren die Herrschaften ihre Mauten, die nun der Staat übernahm; bei uns waren es u. a. die Mauten der Herrschaft Falkenstein in Drasenhofen, Ottenthal, Schweinburg, Pottenhofen und Laa. Die Ablöse betrug 1855 fl 37 ½ kr. Die fürstlichen Mauten ereilte wahrscheinlich dasselbe Schicksal.

Mit dem Bau der Nord- und Ostbahn änderten sich die Maut- und Verkehrsverhältnisse. Die fremden Fuhrleute und Händler blieben aus, da sie die Bahnen benützten. Die Straßenmauten hatten geringere Einnahmen. Eine neue Zeit brach an. Die Weinbauern blieben aber der guten alten Zeit treu, da sie den Wein immer „per Achse“ nach Wien führten. Da erzählte mir der Poysdorfer Weinbauer, der in seinen jungen Jahren oft die Fahrt nach Wien machte, von den Mauten der Brünnerstraße und von den Gefahren auf der Hohenleiten; da hatte er stets in seiner „Tagaflechten“ ein Hackl griffbereit und außerdem in seiner Rocktasche Sand; die Mauten befanden sich in Poysdorf, Wilfersdorf – da zahlte der Fuhrmann für 1 Pferd 8 Kreuzer -, in Kollnbrunn 6 kr, in Wolkersdorf 4 kr, Rendezvous 4 kr und bei der Donaubrücke 16 kr; auf dem Rückweg zahlte er nichts. Die Poysdorfer Maut war beim alten Fischer Gasthaus, später bei der Schießstätte.

Heute sind die alten Mauthäuser verschwunden; nur wenige können sich an sie erinnern; man erkannte sie schon aus der Ferne an dem Schlagbaum, den der Mautner sofort herabzog, sobald ein Fuhrmann sich näherte. Das Mauthaus gehörte so wie die Postkutsche zu dem Straßenbild der guten alten Zeit, die kein Hasten und Drängen kannte. Es war das goldenen Zeitalter der Hufschmiede, Wagner, Sattler und Gastwirte, die von dem starken Verkehr auf der Brünnerstraße lebten.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtenstenischen Hausarchiv.

B. Bretholz: Das Nikolsburger Urbar der Herren von Liechtenstein 1414.

Adolf Beer – Zollpolitik unter Maria Theresia in „Mitteilungen für österreichische Geschichtsforschung“ Bd. 14

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1975, Band 2, S. 195 - 204

Zur Geschichte der Neuschule im Weinviertel

Das Konkordat des Jahres 1855 sollte die liberalen und nationalen Kräfte in Österreich abwehren und eine „neue“ Gesellschaftsordnung schaffen, die den wankenden Thron und die feudal-kirchliche Ordnung der „guten alten“ Zeit zu festigen suchte. Der junge Kaiser Franz Josef war im Geiste der Biedermeierzeit erzogen und konnte die neuen Ideen nicht verstehen. Das Konkordat fand selbst in kirchlichen Kreisen Gegner, da es die Schul- und Bildungsverhältnisse der Kirche auslieferte.

Die Verteidigung des Vaterlandes beginnt aber schon in der Schule. Diese Wahrheit befolgte Preußen, das mit einer Militärreform auch eine Neuordnung der Schulverhältnisse verknüpfte. Die Niederlagen im Jahre 1859 und 1866 öffneten allen Gutgesinnten die Augen, sodaß auch in Österreich ein anderer Kurs auf allen Gebieten eingeschlagen wurde. Die Worte Bismarcks, daß bei Königgrätz der preußische Schulmeister den österreichischen besiegt hatte, hörten auch die Regierungskreise in Wien. Das Konkordat vermochte nicht den Geist der Freiheit niederzuringen. Die Arbeiter, welche die neue Zeit richtig verstanden, gründeten schon 1867 den ersten Bildungsverein. 2000 Lehrer fanden sich in Wien zum ersten Lehrertag ein, der im Geiste des Dichterwortes stand:

„Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt, komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild! Magst du dich nicht zeigen der bedrängten Welt? Führest deinen Reigen nur am Sternenzelt?“

Diese mächtige Kundgebung eines Standes, der die geistigen Ketten brach, blieb nicht ohne Einwirkung auf die Schulverhältnisse, die im Geiste der Neuzeit geordnet wurden. 1868 führte die Regierung am 14. Oktober das Turnen als Unterrichtsgegenstand ein und 1869 erschien am 14.Mai das lang ersehnte Reichsvolksschulgesetz, das von der Kirche und von den Bauern bekämpft wurde, da sie eine allgemeine Volksbildung ablehnten. Gleichzeitig wurden die Schulpatronate aufgehoben, deren Rechte erst 1864 die Regierung geregelt hatte. Eine tiefgreifende Änderung konnte nicht sofort in dem Schulbetrieb nach den neuen Bestimmungen durchgeführt werden, denn es fehlten Lehrer, Schulgebäude und Lehrmittel. Man mußte noch einige Jahre fortwursteln. Der Inspektor zeigte eine Woche früher sein Erscheinen an. Die 2-3 Lehrer erwarteten ihn beim Dorfwirtshaus, wo nach dem amtlichen Teil der gemütliche folgte. Die Stadt Wien hob 1870 das Schulgeld auf. In Wulzeshofen richtete der Lehrer Karl Luze den ersten bäuerlichen Fortbildungskurs ein, der aber so wie in Poysdorf bald einging. Es gab Gemeinden, welche den jungen Lehrern aus der eigenen Kasse eine Unterstützung gaben, z. B. Poysdorf 50 fl im Jahr.

1871 hob der Staat alle Natural-Giebigkeiten auf, die der Lehrer oft selbst einsammeln mußte, ebenso die Verpflichtung zum Mesnerdienst. Nach dem 1. November 1871 bekam ein Lehrer jährlich 400 fl - davon wurden 12 % für den Ruhegenuß abgezogen; das Einkommen erhöhte die Regierung vom 24. Jänner 1872 auf 460 fl mit Quinquennalzulagen à 40 fl. Das Schulgeld für ein Kind betrug im Jahr 2 fl 76 kr, doch war das 4. und 5. Kind frei. Vom 7. März 1872 an mußten die Schulen Matriken, Kataloge, Klassenbücher führen und eine Schulbücherei besitzen; der Leiter berichtete an der Hand des Kataloges monatlich im Ortsschulrat über den Schulbesuch, der viel zu wünschen übrig ließ, weil die 13- und 14-jährigen nur im Winter in die Schule kamen. Die Behörde forderte in einem Erlaß vom 5. März 1873, daß der OSR jeden Monat eine Sitzung abhalte. Anläßlich der Wiener Welt-Ausstellung gewährte Poysdorf jeder Lehrperson 25 fl für den Besuch dieser Schau. Der Stifter des Wiener Rudolfinums richtete für Lehrer und Professoren ein Quartier in dieser Anstalt ein, wo 30 Personen durch 14 Tage eine Unterkunft bekamen, welche die Ausstellung besuchten. Seit 1871 hatte sich in den Schulen die Kohlenheizung eingebürgert; sparsame Gemeinden verboten die tägliche Lüftung der Klassenzimmer, „weil man nicht für die Luft heize“.

1875 verfügte Poysdorf über eine Volksbibliothek; im folgenden Jahre war hier das erste moderne Schulhaus zu sehen, das die fortschrittliche Gemeinde trotz des Widerstandes klerikal-konservativer Kreise zum Wohle der heranwachsenden Jugend erbaute. Die Lehrpersonen, die meistens aus den Sudetenländern kamen, hatten einen schweren Stand, da die Bewohner und leider auch die Lehrerpensionisten gegen sie eine feindliche Stellung einnahmen; sie galten als „Zugereiste“, „Dahergeloffene“ und „Böhm“, sodaß sie sich nur schwer durchsetzen konnten. Besonders arg war es in dem Dorfe Herrnleis, wo die Grobheit eine Tugend war, und die Halbstarken des Nachts die Ortsstraße unsicher machten. Da sich in den Gemeinden gewöhnlich zwei Parteien bildeten, die sich gegenseitig bekämpften, brauchte der Lehrer viel Taktgefühl, um nirgends anzustoßen.

Nach 1880 begannen die Gemeinden langsam mit dem Neubau von Schulen, welche die Gegner als „Paläste“ bezeichneten, die nur den freisinnigen Lehrern zuliebe aufgeführt wurden. Der Lehrer-Idealismus schuf eine neue Dorfkultur, da in den verschiedenen Vereinen dieser Stand oft die treibende Kraft war; denn immer opferte der Lehrer seine freie Zeit der Allgemeinheit, die nur zu oft die Mühe mit Undank lohnte.

1884 erhielten die Lehrer das Einjährigen-Recht beim Militär; doch ließ sich die Mehrheit in die Ersatz-Reserve einreihen und diente bei der Fußtruppe.

Der Kremser Volksbildungsverein entfaltete mit Unterstützung der Lehrer in den Landgemeinden bis 1938 eine segensreiche Tätigkeit; auch diese Vereine wurden vielfach angefeindet, weil sie liberale Ideen in den Dörfern verbreiteten. Den Geistlichen waren besonders die Schriften Roseggers ein Dorn im Auge. In Fallbach, einer schulfeindlichen Gemeinde, warfen am Tage Erwachsene Straßenkot durch die offenen Schulfenster und beschmierten die Außenwände des Gebäudes. Einzelne Schulen - besonders Schrick - veranstalteten Feiern zu Weihnachten und am Schulschluß, zu denen die Eltern eingeladen wurden. Der Hanfthaler Oberlehrer Andreas Kraus bekam 1887 das silberne Verdienstkreuz mit der Krone für seine Leistungen in der Obstbaumzucht.

Vom 11. Lebensjahr an erschienen viele Kinder nicht mehr in der Schule. „Für einen Bauern weiß er genug“, hieß es da. Mancher Lehrer verlor da jede Berufsfreude und ließ alles gehen, wie es seit alter Zeit Brauch war - „österreichischer Schulschlendrian“. Der Bezirks-Lehrerverein war nahe daran, sich aufzulösen. Keine Gemeinde wollte eine Lehrerin, denn „die gehören in keine Schule“.

Die neuen Schulgebäude verrieten den Spargeist der Gemeinden und den eingewurzelten Leichtsinn. In Maustrenk stürzte die Decke des Schulzimmers ein; in Katzelsdorf geschah dasselbe 1906. 1888 mußten die Lehrer den Kindern bei der Trauerfeier erzählen, daß der Kronprinz einem Verbrechen zum Opfer gefallen war. 1888 plante Mistelbach die Errichtung einer Volksbücherei. Poysdorf, Laa, Mistelbach und Feldsberg besaßen landwirtschaftliche Fortbildungsschulen; die Feldsberger wünschten eine für Mädchen. Als die Rede von konfessionellen Schulen auftauchte, wehrten sich einzelne Gemeinden; sie protestierten energisch gegen den Lichtensteinischen Schulantrag. Nun gingen einige Pfarrer auf der Kanzel scharf gegen die Neuschule und Lehrer vor. Dies tat z. B. der Poysbrunner Pfarrer Franz Rauch 1889, der die Sittenlosigkeit und Schlechtigkeit der Welt, der Aufklärung, dem Liberalismus, der Neuschule und den Lehrern in die Schuhe schob; diese stellen nur Gehaltsforderungen und wollen den Religionsunterricht aus den Schulen verbannen. Auf diesen Geistlichen passen die Worte des Univ.-Professor Pfliegler von der Wiener Theologie: „Mancher Pfarrer war ein genießerischer und rückständiger Dorfpascha sowie ein sturer Fanatiker“ („Furche“ 1952/37). Der Fall Rauch war aber nicht der einzige; Schule und Lehrer wurden mit Vorliebe in den Predigten der Geistlichen in abfälliger Weise behandelt (z. B. in Ameis und Katzelsdorf). Der Lehrer wurde ein Viertel- oder ein Halbgebildeter genannt.

1890 setzte die Behörde einheitlich den Schulbeginn am 1. September fest. Im Pulkautal hielt man nach dem alten Brauch am 1. April fest. Von 1880 bis 1890 konnten im Bezirk, der aus dem Landesfond die höchste Geldunterstützung bekam, mehrere Schulgebäude errichtet werden.

Die Lehrer des Bezirkes Mistelbach gaben gemeinsam eine Bezirkskunde heraus. Öffentliche Museen fehlten, doch gab es in Poysdorf und Mistelbach Sammlungen. Auf dem Gebiete der Architektur leistete der Fürst Johann von Liechtenstein ganz Hervorragendes; er war ein Kunstmäzen im wahren Sinne des Wortes. In den kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Vereinen arbeitete die Lehrerschaft vorbildlich mit. Bemerkenswert war der Widerstand der Bevölkerung gegen die Schutzimpfung der Kinder. Die ansteckenden Kinderkrankheiten hemmten oft wochenlang den Schulbetrieb. 1903 mußten in den Schulen Spucknäpfe aufgestellt werden.

Die steigende Kinderzahl zwang die Behörde, die Schulen zu erweitern oder Parallelklassen einzurichten. Als die Cholera 1892 und 1895 unser Land bedrohte, richtete die Behörde ihre Aufmerksamkeit auf die Schulen – Reinlichkeit, Lüftung und Desinfektion.

Die Lehrer waren bestrebt, den Forderungen der Zeit gerecht zu werden und sich mit dem notwendigen Rüstzeug auszustatten; da gab es Vorträge und Kurse, Wanderungen und Ausflüge. Der Fachlehrer Kühn stellte 1892 die erste Schulkarte des Bezirkes her.

Tüchtige Lehrer jener Zeit, die in der Schule und im öffentlichen Leben verdienstvoll wirkten, waren Johann Riegler in Zlabern, W. Skarytka in Schletz, der das Buch „Das Bienenjahr“ verfaßte, Franz Habrich in Mistelbach und F. Berger von Eichhorn, die sich auf dem Gebiet der Obstbaumzucht betätigten.

1897 gaben die Lehramtszöglinge des Bezirkes ein öffentliches Konzert, um ihr Wissen und Können zu zeigen. Mähren forderte eine zweijährige Ausbildung der Landjugend nach dem 14. Lebensjahr, während in Niederösterreich der Abgeordnete Vergani für eine siebenjährige Schulpflicht eintrat, die für das Volk genüge.

Quellen:

Gemeinde- und Schulgedenkbuch von Poysdorf.

Die Amtsblätter der Mistelbacher Bezirkshauptmannschaft.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, nach 1957

Zur Geschichte der Pfarrkirche

Die Pfarrkirche von Poysdorf beherrscht mit dem stattlichen Turme das ganze Poybachtal. Weit über die Häusermasse ragt der alte Bau, der aus der Ferne noch größer erscheint als in unmittelbarer Nähe. Die Kirche fügt sich in das Landschaftsbild und für den Bauer, der auf dem Felde sät, arbeitet und erntet, ist sie das Sinnbild des Ewigen. Der Schlag der Turmuhr und das Glockengeläute regeln seine Tagesarbeit. Dieses alte Gebäude hat viel erlebt im Wechsel der Zeiten; Glück und Unglück, Kriege und friedliche Zeiten, Feuersgefahren und Überschwemmungen sah es. Geschlechter folgten auf Geschlechter, das Bild der Gemeinde änderte sich, doch die Kirche bewahrte im allgemeinen ihre alte Gestalt. Ihr Ursprung ist uns leider nicht bekannt.

Im 13. Jahrhundert ging man ernstlich daran, Kirchen und Gotteshäuser in unserer Gegend zu erbauen, weil das Sektenwesen von Frankreich aus sich überall verbreitete. Die Begharden und Lollharden fanden auch im Donautale starke Verbreitung, sodaß der Passauer Bischof Bernhard (1285—1313) in Krems die Inquisition errichtete, die eifrig nach Andersgläubigen suchte und forschte. Damals wurden sicher viele Gotteshäuser erbaut. Unsere Kirche ist dem heiligen Johann dem Täufer geweiht, der sich bei unserem Volke einer großen Beliebtheit erfreut. Seine Verehrung begann mit dem 12. Jahrhundert und ein großer Teil der Kirchen jener Zeit standen unter seinem Schutze. Leider sind bei dem großen Brande in Passau alle Urkunden vernichtet worden (1680), die auf die kirchlichen Verhältnisse unserer Heimat Bezug hatten. Zum ersten Male wird ein Pfarrer von Poysdorf im Jahre 1380 erwähnt, als Johann l. von Liechtenstein, der Hofmeister Albrechts lll., den Spitalhof in Falkenstein von dem Poysdorfer Pfarrer Niklas kaufte. Das Gebäude ist heute noch zu sehen. Nach einer Urkunde im Schottenstifte aus dem Jahre 1476 besaß der Pfarrer von Falkenstein das Patronatsrecht über Poysdorf, Steinabrunn, Dürnbach und Kirchstetten. Unsere Kirche gehörte damals zum Dekanat Stockerau und zum Bistum Passau. Der Patron hatte zum Bau der Kirche viel beizusteuern und besaß das Vorschlagsrecht bei der Besetzung der Pfarre *(ius praesentandi)*. Später war der Gutsherr von Falkenstein-Poysbrunn der Patron. Der Kirchenvogt — es war dies der Fürst Liechtenstein — führte die Aufsicht über die Gelder und Stiftungen, überwachte die Einnahmen und Ausgaben, das Geld für die Schule und für die Armenpflege, für Oblaten und Kirchengeräte und für die Ausbesserung des Gebäudes. Der Fürst schickte in der Regel den Pfleger von Wilfersdorf, der die Kirchenrechnungen überprüfte. Der Kirchenvogt hieß noch Zechvogt oder Obrigkeitszechmeister der Kirche.

1458 wurde an einer Kirche von Poysdorf gebaut. Da werden mehrere Steinmetzmeister in unserer Gemeinde erwähnt: Wolfgang Kethner, Hans Ural, Hans Weispeckch. (Nach Dr. Gust. Strakosch Korneuburg). 1494 bestand in unserer Gemeinde eine Bruderschaft zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Zwei Männer – Georg Weißböck und Hans Heindl – stifteten mehrere Grundstücke für den Geistlichen, damit er jede Woche drei hl. Messen lese. Diese Stiftung ging während der Reformation zugrunde. 1508 übergab der Papst Julius II. die Pfarre Falkenstein mit allen Grundstücken dem Stifte Kremsmünster. Der Pfarrer von Poysdorf war sehr arm, sodaß nach dem Wunsche der Bewohner und mit Zustimmung des päpstlichen Legaten Bernardin die Pfarren Poysdorf und Falkenstein vereinigt wurden, Poysdorf war eine Filiale von Falkenstein, dessen Pfarre seit 1041 besteht. Die Urkunde des päpstlichen Legaten ist am 14. IV. 1508 in Ehingen (Diözese Konstanz) ausgestellt. Im Jahre 1581 erhielt der Graf Trautsohn von Falkenstein durch Kauf das Patronatsrecht.

Im Zeitalter der Reformation drang auch die Lehre Luthers in unsere Gemeinde, da ja die Fünfkirchner und die Liechtenstein die neue Lehre eifrig förderten. Während in den umliegenden Ortschaften Pastoren wirkten und lehrten, wissen wir über Poysdorf nichts. Die kirchlichen Verhältnisse waren recht traurig; so mußte der Pfarrer Martin Ardlet wegen seines ärgerniserregenden Lebenswandels die Gemeinde verlassen, Konrad Wasenberger (1569) erhielt eine längere Kerkerstrafe, die er in Greifenstein verbüßte und der Kaplan Christoph Harrach war verheiratet, wie es damals allgemein üblich war. Um 1600 wurde die Gegenreformation durchgeführt. Die Protestanten mußten wieder katholisch werden. Karl und Gundacker von Liechtenstein sahen strenge darauf, daß die Bauern die kirchlichen Vorschriften einhalten, daß sie am Sonntag die Kirche besuchen, die Fastengebote halten usw.

Die alte Kirche erwies sich jetzt zu klein, da ja die Gemeinden Poysdorf, Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf zur Pfarre gehörten.

Diese gingen nun daran ein neues Gotteshaus zu erbauen. Im Jahre 1629 begann man damit, wie die Inschrift über dem Kirchentor uns dies sagt, und 1636 war der Bau vollendet. Die Kirche hatte einen kleinen Turm und ein Strohdach und kostete 24.700 Gulden. Die Summe zahlte die Bürgerschaft. Man muß sich wundern, daß der Markt damals soviel Geld aufbrachte; denn es war ja der Dreißigjährige Krieg, der hohe Geldforderungen an die Bauern stellte. An dem Bau beteiligten sich auch fünf Edelleute: Franz Johann Trautsohn von Falkenstein, Rudolf von Teuffenbach, der 1627 das Franziskanerkloster in Zistersdorf gründete und ihm 1640 das wertvolle Bild einer Muttergottes von Kranach spendete,\* (\* Dieser Teuffenbach kommt auch in Schillers »Wallenstein« vor und hat da den Namen Tiefenbacher. Er erscheint hier als ein Trinker, der weder lesen noch schreiben konnte.) von Kirchstetten, von Manßfeldt und von Hoyos.

Am 15. September 1640 weihte der Passauer Offizial die Kirche ein. Es war ein großes Fest, zu dem die fünf genannten Edelleute, viele Geistliche, Bürger und Bauern kamen. Zu gleicher Zeit wurde der neue Friedhof hinter der Gstetten eingeweiht. Noch in demselben Jahre brannten alle Häuser um die Kirche ab, die mitten im Flammenmeer verschont blieb. 1645 kamen die Schweden und besetzten die Kirche. Damit der Feind das Gebäude verschone, erhielt der Generalproviantmeister Johann Lopitz, der im Rathause wohnte, 900 Gulden rheinisch. Der Schuldbrief kam 1691 wieder zur Kirche zurück und die Schuld wurde durch das Ziegeldach, durch Zug- und Handrobot bezahlt. Die Kirche hatte [sic!] damals im Inneren ein ganz anderes Aussehen. Entsprechend dem Geiste und der Ideenwelt jener Zeit gab es zwei Altäre, die den Pestpatronen, der heil. Rosalia und dem heil. Sebastian, geweiht waren. Das Votivbild aus dem Jahre 1679 und die Nachbildung der Kerze, welche die Bürgerschaft nach Alt-Ruppersdorf spendete, sind noch heute zu sehen.

1666 erneuerte der Pfarrer Wolfgang Sigismund Fischer das Grundbuch der Pfarre und legte es neu auf. Die Grundholden hatten folgende Namen: Heindl, Hirtl, Häberl, Kraus, Kudtler, Knoll, Molitor, Pöltinger, Besau, Rieder, Wilfing, Weber, Wimmer, Wolfram, Wunsch, Weißböck, Zechmeister und viele andere. Außer den Untertanen in Poysdorf hatte die Pfarre noch Hörige in Lichtenwarth, Rußbach, Drasenhofen und Wetzelsdorf, einen Benefiziatengrund, eine Mühle und eine Badstube.

Die Türkenkriege brachten eine große Veränderung der Kirche und ihrer Umgebung. 1677 wurde sie als Zufluchtsstätte im Kriegsfalle bestimmt. Die Friedhofmauer wurde mit Schießscharten versehen, die bis zum Jahre 1822 bestanden. Über dem einzigen Aufgang war ein Wächterhäuschen. Die Zugbrücke wurde alle Tage am Abend aufgezogen. Die Kirche war also eine Festungskirche. Der Turm bot eine weite Fernsicht, die Gruft war das Verlies für Frauen und Kinder und es bestanden sicher mehrere unterirdische Gänge, die in die Keller oder Wohngebäude führten. Das Schindeldach der Kirche riß man herab und ein Wiener Meister deckte das Gebäude mit Blech ein. Die Kosten betrugen 1700 Gulden. Um die Kirche wurden Schanzen ausgehoben.

1685 ließ die Gemeinde die Pestglocke in Wien gießen, die 25 Zentner wog, der Grundrichter Valentin Pacher spendete eine Orgel und der Fleischhauer Leonhard Pinder deckte auf eigene Kosten den Ölberg. Im nächsten Jahre brannte die Kirche bis auf die Mauern ab. Jetzt deckte man das Dach mit Ziegeln, ebenso auch den Pfarrhof.

1693 vermachte der Baron Singer der Kirche eine Mühle, Weingärten und einen Wald von 4 Joch. Der Kirchenwald, der früher dem Liechtenstein gehörte, umfaßte 44 Joch 187 Quadratklafter Niederwald und 9 Joch 1424 Quadratklafter Hochwald. Neben diesem Besitz lag die Viehtrift des Marktes. 1694 drangen am 17. März in der Nacht Räuber in die Sakristei, erbrachen die Kasten und stahlen alle wertvollen Kirchengeräte: eine Monstranze, 8 Kelche, 3 Paare Silberkannen, ein großes Ciborium, ein silbernes Rauchfaß, ein silbernes Kreuz, das immer bei Prozessionen verwendet wurde, und das Silbergeld. Der Schaden betrug 4000 Gulden. Die Bewohner verfolgten sofort die Einbrecher, es waren Zigeuner; doch niemand wurde erwischt. Zu derselben Zeit wurden die Kirchen von Falkenstein, Herrnbaumgarten und Ottenthal ausgeraubt. Im gleichen Jahr beschuldigte man einen gewissen Peter Dämischer, daß er am Fronleichnamstage einen Einbruch begangen habe. Er blieb 8 Wochen in Poysdorf im Gefängnis und wurde dann nach Mistelbach vor das Landgericht geführt, wo er 16 Wochen lang eingesperrt blieb und auch gefoltert wurde. Er war an Händen und Füssen gebunden und mußte die spanischen Stiefel anziehen. Obwohl er unschuldig war, so wurde er doch auf ewige Zeiten verwiesen. Darum klagte er den Rat von Poysdorf, verlangte Genugtuung, eine Ehrenerklärung und Schadenersatz, da seine Frau und Kinder unterdessen betteln gehen mußten. Wie der Streitfall geschlichtet wurde ist heute nicht mehr bekannt.

Im Jahre 1712 erhielt der Turm eine Repetieruhr, die jede Stunde schlug. Ein Uhrmacher und ein Schlosser bauten sie ein. 1717 stifteten zwei Bürger Tobias und Anton Pöltinger die Sterbeglocke, die 1848 zersprang und 1849 umgegossen wurde. Damals bestand noch die Sitte des Wetterläutens. Da zersprang am 23. Mai 1723 die große Pestglocke, welche die Bürgerschaft 1679 gekauft hatte. Der Glockengießer Haelli in Wien goß sie um und der Weihbischof Graf Lamberg weihte sie ein. Sie wog 31 Zentner 90 Pfund. Die Kirche zahlte die Hälfte der Unkosten und verlangte darum einen Gulden an Läutgeld, wenn sie für einen Sterbenden geläutet wurde. 1740 entstand ein langwieriger Zehentstreit. Der Fürst Liechtenstein forderte von den Feldern und Weingärten den Zehent, den aber der Pfarrer verweigerte. Im Jahre 1767 bestimmte die Witwe Maria Scheck einen Betrag von 2500 fl für den Hochaltar der Pfarrkirche. Nach der Theresianischen Fassion vom Jahre 1751 besaß die Familie Scheck das Ganzlehnerhaus, das heute der Witwe Taubenschuß gehört. 1764 legte der Pfarrer Großhaupt Karl Josef ein Grundbuch über die Untertanen an, die zu Michaelis dem Pfarrhof dienten. Es waren dies in Poysdorf 23 Häuser und 53 Grundstücke, in Wetzelsdorf 4 Häuser, 3 Weingärten und 27 Felder, in Dobermannsdorf 5 Häuser, in Palterndorf 2 Häuser und eine Mühle, in Alt-Lichtenwarth 6 Häuser, in Groß-Rußbach 2 und 1 Badstube, in Drasenhofen 2 und in Falkenstein 10 Gründe. Unter den Holden in Poysdorf finden sich folgende Namen: Spieß, Heindl, Wilfing, Biffl, Schlemmer, Lackner, Dungl, Pölzl, Kuttler, Weißmayer, Denner, Lewitsch, Oppenauer, Berndl, Hammerler, Freudenreich, Stiglhuber, Steirer, Weber und Habitzl. 1751 gab der Pfarrer Dominik Franz Giowanelli de Gersperg den Besitz und das Einkommen der Herrschaftspfarrkirche und des Pfarrhofes für die Theresianische Steuerbemessung an. Die Summe der ganzen Schätzung betrug 3368 fl, die *portio canonica* für den Pfarrer 300 fl und für den Kaplan 150 fl. Wilhelmsdorf lieferte 12 Metzen Korn à 1 fl und 12 Metzen Hafer à 30 Kreuzer als Zehent dem Pfarrhofe. An Wein gab dieselbe Gemeinde 32 Eimer mittlerer Sorte und Wetzelsdorf 20 Eimer minderer Güte. Giowanelli versicherte bei der *fide sacerdotali* (=Priesterehrenwort statt des Eides), daß er nichts verschwiegen hat.

1784 wurden die Gemeinden Wetzelsdorf und Hadersdorf von Poysdorf abgetrennt und erhielten von Kaiser Josef Il. auch eine Kirche mit Pfarrhof. 1791 machte die Gemeinde einen Ausgang neben dem Taufstein, damit bei Feuersgefahr die Kirche rasch geleert werden konnte. Ein Jahr darauf baute sie eine zweite Kirchenstiege, es ist dies die östliche. Die Bruderschaften löste der Staat auf und zog das Geld für die Armenpflege ein. 1824 blieb die Kirche vom 15. Juni bis zum 27. gesperrt, da sie entehrt wurde. Der Fronleichnamsumzug ging von der Bründlkirche weg. 1825 wurde die Kirchhofmauer zum Teil niedergerissen, die Schießscharten verschwanden und die Kirche verlor damit das Aussehen einer Festungskirche. 1834 umfaßte die Kirche folgenden Besitz: eine Mühle, 4 Joch Maisholz in Einzenstein, den Liechtensteinischen Wald von 44 Joch 187 🞏Klafter [Anm.: heißt wahrscheinlich „Quadrat-Klafter“] Niederwald und 9 Joch 1424 🞏Klafter Hochwald, 60 Quanten Felder, ein Grundbuch, Keller, Preßhaus, Scheune, den Pfarrhof mit einem Garten, 2 Joch Acker und 1 Tagwerk Wiesen, von denen die Kirchenväter den Genuß haben. Am 20. September 1840 feierte die Kirche in feierlicher Weise das 200jährige Bestandsfest. Im nächsten Jahre ließ die Gemeinde die Uhrtafeln herrichten. 1843 hörte der Stolaaufschlag auf, den die Kirchen von Wetzelsdorf (38 fl 12 Kreuzer) und von Hadersdorf (25 fl 18 Kreuzer) zahlten. Im Jahre 1846 übernahm die Pfarre die Felder und Weingärten, die bis dahin um 337 fl 15 Kreuzer C. M. verpachtet waren, in eigene Verwaltung und Wirtschaft. Ein Jahr darauf verursachte ein Ungewitter einen großen Schaden, der für die Pfarre 700 fl betrug. Der Pfarrhof wurde umgebaut und vergrößert. Im Sturmjahr 1848 flatterte vom Turme die deutschvölkische Fahne, als die Nationalgarde das Fest der Fahnenweihe feierte.

Die nächsten Jahre brachten für die Kirche wesentliche Veränderungen. Jahrzehnte hindurch war nichts geschehen, jetzt holte man das versäumte nach. 1852 schaffte man einen Luster an, 1853 ein Speisegitter aus Gußeisen, 1855 wurde die Kirche gereinigt, geputzt und in bunten Farben ausgemalt, so daß der Erzbischof Kardinal Rauscher, der 1859 die Marktgemeinde besuchte, über das Gotteshaus seine Freude äußerte. 1861 erhielt der Hochaltar ein neues Aussehen. Die Statuen der Heiligen (Petrus, Paulus, Leopold und Florian), die früher recht bunt bemalt waren, wurden weiß gestrichen und zum Teil vergoldet. Ein Orgelbauer besserte die Orgel sachgemäß aus und 3 Lehrer (von Poysdorf, Herrnbaumgarten und Poysbrunn) überprüften das Werk. Der Fußboden, der im Winter sehr kalt war, wurde mit Brettern belegt. Jetzt ging man daran, den Turm gründlich auszubessern. Schon 1861 hatte er bei einem Sturm geschwankt und allgemein verlangte man eine genaue Arbeit. Der Wiener Zimmermeister Wisgrill führte 1864 die Arbeit durch. Bis dahin zierte die Kirchturmspitze der türkische Halbmond und der Stern; diese Zeichen sollten nun auf Befehl der Kirchenbehörde verschwinden, doch den Bewohnern war es nicht recht, sie protestierten in energischer Weise dagegen. 158 Jahre war der alte Turm gestanden, nun wurde er umgerissen, die Geschäftsleute von Poysdorf hätten selbst gern den Bau durchgeführt, es war also eine kritische Stimmung unter den Bewohnern. Die Baukosten beliefen sich auf 5000 fl, die Spenglerarbeiten auf 1800 fl, die Kreuz- und Kugelvergoldung auf 100 fl. Das alles zahlte die Kirche, die Leute leisteten nur Zug- und Handrobot. Die kirchliche Feier, die am 22. Juli stattfand, ging sang- und klanglos vor sich. Die Gemeinde und die Bewohner nahmen gar keinen Anteil an dem Feste. 1865 suchte die Gemeinde in Wien an, daß der Geistliche Jakob Zimmermann nicht versetzt werde, weil er ein guter Prediger und Lehrer war.

1867 ließ der Pfarrer Anton Haresser die Seitenaltäre herrichten, 1868 wurde der Stephansaltar aufgestellt, 1869 übernahm der Staat das Schulwesen und die Armenpflege, 1871 malte der Znaymer [sic!] Maler Eduard Lederer die Kirche aus und 1875 stifteten mehrere Wohltäter die farbigen Glasfenster neben dem Hochaltar. Die Herrschaft Poysbrunn löste 1876 die Naturaldeputate (80 Metzen Korn und 10 Eimer Wein) gegen eine Geldsumme ein. Als 1882 der Fürsterzbischof Ganglbauer bei der Kirchenvisitation die Kanzel besteigen wollte, um zu dem Volke zu sprechen, konnte er dies nicht tun, »weil der Aufgang zur Kanzel ein miserabler war«. 1888 gestattete ausnahmsweise die Behörde, daß die Gemeinde in den nächsten 2 Jahren die Toten in dem Friedhof bei der Pfarrkirche beerdigen könne. Seit 1850 war kein Toter hier begraben worden.

In diesen Jahren begannen die politischen Kämpfe, die von den Völkern der alten Donaumonarchie zeitweise mit großer Erbitterung geführt wurden und die alle Gemüter aufs heftigste erregten. Als zur Jahrhundertfeier der Befreiung Wiens von den Türken ein Festgottesdienst in der Pfarrkirche abgehalten wurde, blieben die Gemeindevertretung und die Vereine ferne, weil man mit dem Ministerium Taaffe und mit der tschechischen Politik der Habsburger sehr unzufrieden war. Es war eben die Zeit, da der völkische Geist in unserem Volke erwachte und gegen den alten Zopf der Regierung Sturm lief. Die Zeit des Freisinns feierte damals einen ungeahnten Aufstieg und zwischen der Gemeinde und der Geistlichkeit gab es öfters Meinungsverschiedenheiten, die den Frieden und die Eintracht störten. 1882 wurde die Kirche neu hergerichtet; 1885 kam ein dritter Geistlicher nach Poysdorf; 1886 ersetzte man die Holzstiege zur Kirche durch Steinstufen, die aus Brünnlitz bei Zwittau stammen; 1888 spendeten einige Wohltäter eine Schulfahne und ein Kripperl; 1889 klagte die Gemeinde einen Geistlichen, der in einer Predigt örtliche Verhältnisse scharf kritisiert hatte; 1890 wurde eine neue Kirchturmuhr gekauft und die Statuen bei der alten Poybachbrücke stellte man vor die Kirche; 1891 verkaufte die Pfarre die Singermühle mit einem großen Verluste; 1905 erhielt das Gotteshaus eine neue Kanzel.

Die Kirche, die 1908 im Sommer ausgemalt wurde, macht einen sehr freundlichen Eindruck. Sie ist im Renaissancestil erbaut, über dem großen Haupttor steht die Gestalt des heiligen Johannes, dem die Kirche geweiht ist. An der Außenseite bemerken wir 12 Nischen, die vielleicht für die 12 Apostel bestimmt waren, die aber nicht aufgestellt wurden. Vor der Kirche ist ein freier Platz, auf dem mehrere alte Grabsteine zu sehen sind, die alle unter dem Denkmalschutz stehen. Ein Kriegerdenkmal erzählt uns von den Helden der Gemeinde, die in den Jahren 1849, 1859 und 1866 gefallen sind. Treten wir in die Kirche, so sind wir erstaunt über die Größe und Einfachheit des Gotteshauses, schlicht und rein ist die ganze Einrichtung und das wirkt so wohltuend auf den Beschauer. Neben der Eingangstür hängen die alten Bilder der hl. Apollonia und des hl.-Sebastian. Eine Marmortafel ist dem Andenken der Feuerwehrkameraden gewidmet, die im Weltkriege für Volk und Heimat starben. Die Seitenaltäre sind den Heiligen: Maria, Anna, Franz und Stephan geweiht. Sie tragen deutlich den Charakter der Barockzeit. Auf balligen Wolken ruhen und schweben Engel und Engelköpfe, dazwischen erglänzen die goldenen Strahlen der Sonne. Die Statuen an den Wänden atmen den Geist des Barock. Die Fahnen berichten uns von Wallfahrten nach Wranau bei Brünn und von Zünften, die einst hier bestanden: Maurer- und Hauerzunft. Diese Fahne hat das merkwürdige Bild, wie Christus den Traubensaft mit den Füßen austritt. Nicht übersehen dürfen wir das alte Votivbild aus dem Jahre 1679, die alte Kirchengruft und die Chorstühle.

In vollen Garben fällt das Licht der ausgehenden Sonne durch die bunten Glasfenster, blaue, rote und gelbe Flecken spielen auf dem Fußboden und an den grauweißen Wänden des Gotteshauses, Weihrauchwolken steigen und wallen empor und der Hochaltar erscheint in blendender Helle, umflutet von dem Lichterglanze vieler Kerzen. Ruhig und still ist es in dem weiten Raum, leise singt der Wind seine alte Melodie um den hochragenden Turm, der Lärm des Tages dringt nicht in dieses ehrwürdige Haus, das der Andacht und Erhebung geweiht ist.

Nicht minder stimmungsvoll ist der Ausblick vom Turme über die grauen Häuser der Stadt, über die Felder und Wiesen und über die Ortschaften des Poybachtales. Leben und Bewegung atmet das Bild; Autos rasen auf der Bundesstraße dahin, das Zügle pustet westwärts, Fuhrwerke ziehen durch die Felder, Vögel umkreisen uns und am nahen Schulerberg tummelt sich die fröhliche Jugend und freut sich ihres Lebens.

Veröffentlicht in: Der Pfarrbote der Pfarrgemeinde „St. Johannes der Täufer“ Poysdorf, 3. Jahrgang, Nr. 1, Feb. 1931, Nr. 2, Mai 1931

Zur Geschichte der Pfarrkirche

Die älteste Pfarrkirche in unserer Heimat ist die von Falkenstein, die schon 1056 bestanden hat; sie war die Mutterkirche für alle Gotteshäuser, die dann im Laufe der Zeit im Falkensteiner Berglande errichtet wurden. Daß aber schon sehr bald auch in unserer Gemeinde eine Kirche oder Kapelle für gottesdienstliche Handlungen erbaut wurde, ist sicher. Darauf deutet schon der Kirchenpatron - der Hl. Johann der Täufer; es dürfte also unsere Kirche ursprünglich eine Taufkapelle gewesen sein. Doch hat auch hier ab und zu ein Gottesdienst für die Kinder und für die alten Leute stattgefunden, für die ja der weite Weg nach Falkenstein sehr beschwerlich war. Sonderbar gibt es unter den Flur- und Wegnamen der Gemeinde keine Spur, die auf den Kirchgang nach Falkenstein weisen würde; in anderen Gegenden findet sich ein »Kirchsteig« oder ein »Kirchweg«, den die Gläubigen benutzten, wenn sie an Sonn- und Feiertagen zu dem weit entfernten Gotteshaus pilgerten. Die Flur ,,Kirchbergen“ deutet darauf hin, daß schon in frühester Zeit die Kirche auf dem Platze stand, auf dem sie sich noch heute befindet. Daß die Ahnen die Bergeshöhe für ihr Gotteshaus wählten, läßt sich aus den sturmbewegten Zeiten des frühen Mittelalters erklären, wo die Kirche den Ortsbewohnern Schutz und Schirm bot, wenn von Osten die Horden der Magyaren kamen und unsere Heimat plünderten und verwüsteten. Darum hatte auch der Passauer Bischof Altmann († 1091) verordnet, daß die Kirchen aus Stein gebaut werden, nicht aber aus Holz.

Leider fehlen alle Schriften, die uns Aufschluß geben könnten, wann unsere Kirche zu einer Pfarrkirche erhoben wurde. In einer Urkunde des Wiener Klaraklosters, die ich im Staatsarchiv in Wien fand, ist unter den Zeugen „ein Stephan Pfarrer“ derzeit zu Poysdorf erwähnt - 30. März 1351. Falke berichtet in seiner „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein“, daß Hans von Liechtenstein, der mächtige Hofmeister Albrechts III., im Jahre 1380 von dem Poysdorfer Pfarrer Niklas den Spitalhof zu Falkenstein kaufte.

Kopallik erwähnt im ,,Wiener Diözesanblatt 1897“, daß unsere Pfarrkirche vor 1338 gegründet wurde, wäre also so alt wie die in Ameis, Herrnbaumgarten und Poysbrunn.

Die Hussitenkriege und die Einfälle der Tschechen unter Georg von Podjebrad machten unser Gebiet zu einer Wüste, Ortschaften wurden niedergebrannt, die Leute ausgeraubt, die Fluren zerstampft und zertreten. 1458 wurde - nach Dr. Gust. Strakosch - Korneuburg an unserer Kirche gebaut; ob es sich um einen Neubau oder um eine Ausbesserung handelt, ist ungewiß. Als Steinmetzmeister, die bei uns tätig waren, wirkten Wolfgang Kethner, Hans Urat und Hans Weißpeckch.

Als im Jahre 1494 das Benefizium zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit errichtet wurde, gab es in der Kirche neben dem Hochaltar noch einen, welcher der hl. Dreifaltigkeit geweiht war - es muß also schon damals unser Gotteshaus ein größeres Bauwerk gewesen sein, weil ja die Gemeinden Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf zu unserem Pfarrsprengel gehörten. Mechsendorf verödete einige Jahrzehnte vorher.

Die Lebensverhältnisse für die Geistlichen gestalteten sich um diese Zeit sehr schlecht; sie waren verarmt, hatten einen geringen Besitz, ja in Poysdorf konnte ein Geistlicher von den geringen Einkünften damals gar nicht leben; zeitweise war die Stelle eines Pfarrers unbesetzt, sodaß die Bewohner wieder an Sonn- und Feiertagen nach Falkenstein gehen mußten. Um diesem Übelstande abzuhelfen, übergab der Papst Julius II. 1508 die Pfarre Falkenstein mit allen dazugehörigen Filialkirchen dem Stifte Kremsmünster in Ober-Österreich. Mit Zustimmung der Bevölkerung vereinigte der Abt Johannes Schreiner die Pfarren Falkenstein und Poysdorf; der päpstliche Legat Bernardin stellte die betreffende Urkunde am 14. April 1508 in Ehingen - Diözese Konstanz, aus. (Nach einer freundlichen Mitteilung des Stiftsarchivars Dr. Gotthard Üblein in Kremsmünster)

Schon früher hatte das Sektenwesen in unserer Gegend das religiöse Leben stark beeinflußt, da durch den Handel und Verkehr, durch die Einwanderung von Bauern und Handwerkern aus der Umgebung des Boden-Sees sowie durch die Studenten, die im Auslande studierten, die neuen Gedanken der Renaissance auch zu uns kamen und hier von den Einwohnern schnell aufgenommen wurden. Die Grundherren förderten die Reformation, beriefen Pastoren und zogen die Kirchengüter ein, sodaß sich allmählich alle Bande der Ordnung lockerten und jeder Geistliche nach eigenem Ermessen den Gottesdienst versah; kam es bei uns auch nicht zu solchen Ausschreitungen wie in Steinabrunn, Falkenstein oder in Ernstbrunn, so war doch jede religiöse Betätigung fast lahmgelegt, da die Einwohner der einzelnen Gemeinden in zwei Lager gespalten blieben, die sich oft heftig bekämpften. Unsere Kirche sah keinen protestantischen Gottesdienst, weil ja die Evangelischen ihre Andachten in einem Privathause - Körnergasse Nr. 164 - abhielten.

Weil der Zehent und die Natural-Abgaben den Geistlichen verweigert wurden, gestaltete sich ihr Leben recht schlecht; oft griffen sie da zu dem einzigen Mittel, das sich ihnen bot, sie verkauften auch die Grundstücke. Ja, es gab Gemeinden, wo sie von Haus zu Haus gingen und Lebensmittel sammelten, die sie benötigten.

Hatte der Pfarrer einen Hilfsgeistlichen, so bekam dieser nur »den Tisch« d. h. die Mahlzeiten. Da darf es uns nicht wundern, wenn die Geistlichen ihre Stelle aufgaben, die Gemeinde verließen und wieder in die Fremde wanderten; oft bekamen manche Orte jahrelang keinen Geistlichen; so klagten 1544 die Poysdorfer, daß sie seit zwei Jahren keinen Priester gesehen hätten; als sie den Patron um Abhilfe dieses trostlosen Zustandes ersuchten, meinte er: „Der Abt von Kremsmünster möge helfen“. Daß bei diesem Zustande viele Geistliche verheiratet waren, daß manche einen unpriesterlichen Lebenswandel führten, ist einleuchtend. Dem Dechant und dem Bischof fehlte jedes Mittel, um Ordnung und Zucht herzustellen. Unsere Pfarre gehörte damals zum Dekanat Stockerau, 1544 hieß es ,,Dekanat auf der Hohenleiten“.

1548 starb der Pfarrer Leopold Trautmann; ihm folgte Martin Ardlet, der vom Abte in Kremsmünster eingesetzt, aber schon 1561 aus das Ansuchen der Gemeinde wieder abberufen wurde. Unter ihm hatte eine Feuersbrunst im Jahre 1552 die Kirche schwer beschädigt. Seine Nachfolger hießen Hans Oettl (1561) und Paul Schrenk (1572).

Um diese Zeit trat eine Besserung der kirchlichen Verhältnisse ein; am 11. September 1572 erhielt Hans Freiherr von Trautsohn die Herrschaft Falkenstein; er war ein streng katholischer Edelmann, der bestrebt war, in die zerrütteten Verhältnisse Ordnung zu bringen. Darum kaufte er am 23. Oktober 1581 von dem Stifte Kremsmünster das Gotteshaus zu Falkenstein mit den dazugehörigen Filial-, Zukirchen. Benefizien und Kapellen zu Ottenthal, Dürnbach, Poysdorf, Steinabrunn und Kirchstetten; die Verkaufsurkunde fertigte der damalige Abt Erhard und der Prior Johannes Burkhard.

Dafür mußte sich der Käufer verpflichten;

1. Einige geistliche Güter von der Pfarre Falkenstein um 1000 fl zu erkaufen, um den augenscheinlichen Schaden zu beseitigen,
2. die bisher vom Stifte aus der Pfarre bezogene Jahresrente von 100 fl mit 2500 fl abzulösen und
3. 500 fl an die Landschaft Österreichs zu zahlen, mit welcher Summe die Falkensteiner Pfarrer an Steuerrückstand und Interessen das geistliche Gut belastet hatten.

Wohl schaute auch der damalige Passauer Offizial Melchior Khlesl mit unnachsichtiger Strenge darauf, daß nur gute, „exemplarische“ Priester angestellt werden, die den Gottesdienst nach der kirchlichen Vorschrift ausübten; doch konnte er nicht verhindern, daß noch immer verheiratete Priester an unserer Pfarrkirche wirkten, so der Konrad Wassenberger (auch Weißenberger oder Cespimontanus genannt), der in Krems geboren war und 1598 infolge eines unerquicklichen Vorfalles nach Greifenstein abgeführt wurde, wo er 2 Jahre in Haft blieb, dann entlassen wurde und als Pfarrer von Markgrafneusiedl starb. Sein Nachfolger Christoph Harrach stammte aus Bayern, er gebrauchte beim Gottesdienste die deutsche Sprache.

Der Pfarrer Zeltmann hatte gegenüber dem Marktrichter einen schweren Stand, da dieser ein kampflustiger Mann war, der keinem Menschen Ruhe ließ. Die Gemeinde klagte ihn 1606 bei der Wilfersdorfer Herrschaft an, da er sein Amt nicht versehen könne, er sei der Marktgemeinde nur schädlich, weil ,,er täglich ganz voll ist“. Er heiße die Bürger „Abgefallene, Mameluken, Schelme und Diebe“, er war selbst abgefallen und nicht würdig, in die eine oder andere Kirche zu gehen, er hatte die katholische Religion ,,mutiert“ und könne nie halten, was er geschworen. Der Pfarrer Zeltmann hielt ihn für einen öffentlichen Türken oder Heiden, von dem man nicht wisse, ob er oder seine Frau das Richteramt ausübe. Als das Kriegsvolk durch den Markt zog, verkroch er sich im Keller und kam erst wieder zum Vorschein, als der letzte Soldat Poysdorf verlassen hatte. Er verursachte nur Streit und Zank, half keinem Menschen, sondern ließ jeden wie ein Lämmchen stehen und rannte davon; er möchte die Mitbürger dem Wolf in den Rachen stecken, wenn er es könnte. Er hatte die Podagra und die Gicht und taugte nicht für das Amt. Diese inneren Streitigkeiten in der Gemeinde trugen viel dazu bei, daß die Geistlichen stark wechselten.

Neben den Trautsohns waren in unserer Gemeinde die Fürsten von Liechtenstein eifrig bemüht, die evangelische Lehre und ihre Anhänger auszurotten; verheiratete Priester wurden nicht geduldet, ebensowenig solche, die einmal Protestanten waren; die protestantischen Bauern sahen sich gezwungen, der neuen Lehre feierlich in Wilfersdorf abzuschwören. Die Herrschaft schaute strenge darauf, daß die Sonn- und Feiertage nicht durch Arbeiten entheiligt wurden, daß alle Leute den Gottesdienst und die Predigt besuchten, die Fastengebote genau einhielten, keine unkatholischen Bücher lasen oder gar verbreiteten, zur Osterzeit die hl. Sakramente empfingen, nach den Lehren der Kirche auch lebten, nicht fluchten, schimpften und Gott lästerten, die Wahrheiten des Glaubens auch wissen und Auskunft darüber geben konnten, die Kinder ordentlich erzogen und an dem Fronleichnamsumgang sowie an anderen öffentlichen „Exerzitia“ teilnahmen; der Jugenderziehung schenkte man größere Beachtung, Kirchen wurden ausgebessert, vergrößert oder neue gebaut, Predigt und Christenlehren sollten die Glaubenswahrheiten im Herzen des Volkes festigen und jeden Abfall oder Abkehr verhindern. Eine strenge Aufsicht beherrschte das ganze öffentliche Leben.

Damals versahen die Seelsorge in unserem Markte die Pfarrer Blasius Gobert (1609), Martin Hoffmann (1621) und Blasius Kolret. In diese Zeit fällt der Beginn des 30jährigen Krieges, der am Anfang und zu Ende seinen Schauplatz in unserer Heimat fand. Trotz der Verwüstungen und Plünderungen im Jahre 1619/20 waren unsere Gemeinden hier wohlhabend, sie verdienten „schwer“ an den Lieferungen für die Armee, sodaß sie den Neubau der Kirche mit eigenen Mitteln bestreiten konnten. Ziegel, Steine und Holz gab es bei uns, man brauchte all diese Dinge nicht aus weiter Ferne holen. Die Bauziegel stammten aus der Gstetten, die Steine nahm man von dem Steinbruch bei der Froschmühle oder vom Wartberg. (In den Grundmauern liegen Kalksteine aus dem Nexinger Steinbruch.) Die Baumeister sind uns nicht bekannt; nach einem Gesellenbrief des Nikolaus Beer - ihn teilte mir in gefälliger Weise Fräulein Dr. Martha Roediger aus Frankfurt am Main mit - gab es in unserer Gegend zwei Meister - Hans Bischof in Wilfersdorf und Laurenz Purtscher in Hochenruebentorff, beide wohl Vorarlberger sowie der genannte Nikolaus Beer; ob einer von diesen der Erbauer unserer Kirche war, ist ungewiß. Es werden noch zwei Meister in Poysdorf genannt, Michael Hüeber und Andree Seundt, die um 1652 bei uns Zechmeister der Zunft waren. Wem der Bau zugeschrieben werden soll, dürfte für alle Zeit eine strittige Frage bleiben. Immerhin muß man die Größe und Schönheit des Bauwerkes bewundern und anerkennen; ohne Beihilfe der Herrschaften, die in unserem Markte Besitz hatten, führte die Gemeinde treuherzig, ehrlich und gottselig in sechs Jahren 1629 bis 1635 den Rohbau durch.

Am 17. April 1628 kam in einer Ratssitzung auch die Rede auf das Gotteshaus, das im Vergleich zu der großen Gemeinde recht unansehnlich sei, andere Orte hätten schönere Kirchen und darum müsse auch die Poysdorfer erweitert werden. Der Vogtherr, der Fürst Gundacker von Liechtenstein (1580 bis 1658), willigte ein und fand auch, daß die Erweiterung notwendig sei. Darum schickte er den Wilfersdorfer Pfarrer und den Verwalter »seinen lieben, getreuen Hans Fritz« nach Poysdorf, die hier mit dem Marktrate eine Unterredung hatten, die Kirche besichtigten und dann davon sprachen, wie der Bau durchgeführt werden sollte und woher das Geld zu nehmen sei.

Am 3. Jänner 1630 berichtete der Pfarrer Blasius Kolret nach Wien, daß kein Bewohner des Marktes einer anderen Religion zugetan sei - Schreiben vom 3. Jänner 1630: Wir geben zu vernehmen, daß Gottlob seithero wenig Jahren die hl. katholische alleinseligmachende Religion also in dieser Pfarr zugenommen, daß hoffentlich unseres Wissens nicht ein Hausgesessener mehr vorhanden, welcher einer sektischen Religion beigetan wäre, zudem sich jeder Hausvater dahin befleißet, sein Gesinde zur hl. katholischen Religion zu bringen, dieselben sich auch willig und gerne dazu ergeben. Am 28. Juli 1631 schrieb der Pfarrer Franz Wüesten dem Fürsten Gundacker, daß die Kirche schon aus dem Fundament gebracht und in wenigen Jahren vollendet sein dürfte, auch mangle es an den Materialien gar nicht; nur Bau- und Brennholz fehle; der Fürst möge solches noch einmal dem angefangenen Gotteshause verehren; Gott werde es ihm reichlich lohnen, ebenso Johann der Täufer, zu dessen Ehre diese Kirche erbaut wurde; durch seine Fürbitte werde der Fürst ein langes Leben erhalten.] und im folgenden Jahre teilte er der Regierung mit, daß der Bau der Kirche rasch fortschreite. Wie sie fertig war, erhielt sie ein Strohdach - vielleicht war das nur vorübergehend; der Turm war niedrig, da nach der mündlichen Überlieferung der Gemeinde das Geld ausging und sie nicht weiter bauen konnte.

Erst nach fünf Jahren wurde das Gotteshaus in feierlicher Weise geweiht und seiner Bestimmung übergeben; es war am 18. September 1640, als der Passauer Offizial Bartholomäus Khobott die Weihe vollzog, zu der viele Herren, Geistliche und Gäste erschienen; so war der Kirchenpatron Johann Franz Graf Trautsohn von Poysbrunn und der kaiserliche General Rudolf von Teuffenbach aus Zistersdorf gekommen; dieser war ein Feldherr aus dem 30jährigen Krieg, der unter Wallenstein in den verschiedenen Schlachten gekämpft hatte; in Schillers »Wallenstein« führt er den Namen Tiefenbach; daß er ein Trinker war, der weder lesen noch schreiben konnte, ist unrichtig. Mit ihm kamen noch einige Verwandte: Eustach Rudolf Graf von Althan, Ludwig Johann Graf von Hoyos und Philipp von Mansfeld. Sie alle brachten ihre Frauen und erwachsenen Töchter sowie einige Begleitpersonen mit, so daß unser Markt ein farbenprächtiges Bild von Uniformen und Kleidern sah; dazu die vielen Geistlichen, die geschmückte Kirche, der feierliche Gottesdienst, die gehobene festliche Stimmung im ganzen Markte und die vielen Fremden, die anläßlich eines so seltenen Festes hier zusammenströmten, so kann man sich den Festtag vorstellen; nach der Weihe des Gotteshauses bewegte sich der Festzug zu dem neuen „Freydthoff hinter der Kirchen“, der ebenfalls die kirchliche Weihe erhielt. All den hohen Herrschaften gab die Gemeinde zu Mittag eine Mahlzeit, bei der ein guter Tropfen aus dem Jahre 1638 nicht fehlte. Nachmittag spendete der Offizial an die Kinder die hl. Firmung und mit der Segenandacht schloß der denkwürdige Tag. Nicht wenig stolz waren die Bewohner auf ihren Bau, der über 23.000 fl kostete, wobei die gutwilligen Fuhren und die Handrobot, die von der Gemeinde teilweise umsonst geleistet wurde, nicht eingerechnet waren; auch das Festessen zahlte der Markt. In der Folgezeit konnte immer am 18. September ein Ablaß verkündet werden, auch feierte der Markt um diese Zeit den Kirchtag und nicht an dem Feste Johannes des Täufers.

Der Pfarrer, unter dem die Kirche geweiht wurde, hieß Franz Wiesten; er war ein gelehrter, katholisch exemplarischer Priester, der sich der hohen Gunst der Gräfin Susanna Trautsohn erfreute und die ihn auch für den Posten in Poysdorf vorschlug; er las sogar die Rorate - was vielleicht damals nicht überall der Fall war. Unter ihm riß in Wilhelmsdorf eine »Infektion« ein - offenbar ist damit die Pest gemeint. Wiesten - auch Westen und Wüesten geschrieben - war ein genauer Mann, der auf Ordnung schaute; am 21. März 1641 legte er über alle Kirchengeräte, Ornate, Schmuck u. dgl., was von dem Kirchengeld erkauft und von gutherzigen Spendern angeschafft war, ein Verzeichnis an; anwesend waren der Marktrichter Paul Hainreich, vier Ratsbürger (Abraham Schmidt, Georg Singer, Michael Huber und Michael Rauner) sowie ein hiesiger Goldschmied als Sachverständiger. Die Kirche besaß:

1 großes Ziborium mit Deckel, in- und auswendig vergoldet, 1 Pfund 20 Lot, 1 Monstranz aus Silber, ganz vergoldet, 28 Lot, 1 kleines Ziborium mit Deckel, in- und auswendig vergoldet, so zum Speisen verwendet wird, 25 ½ Lot, 1 silberner Kelch ,,mit dem Pladl«, in- und auswendig vergoldet, von Thoman Frädl, 1 Pfund 12 ½ Lot, 1 Kelch ,,mit dem Pladl“ in- und auswendig vergoldet, von dem Kirchengeld gekauft, 1 Pfund 8 Lot, 1 Kelch ,,mit dem Pladl“, in- und auswendig vergoldet, gekauft von Thoman [sic!] Behm, 25 Lot, 1 Kelch »mit dem Pladl«, zur Hälfte vergoldet, gekauft von Thoman Behm, 1 Pfund 4 ½ Lot, 2 silberne Opferkannen mit einer Schüssel und ,,Plädl“, die Ränder vergoldet, von Thoman Behm allhier und Thoman Schueller von Hadersdorf, 28 ½ Lot, 2 silberne Opferkannen mit »Plädl«, mit vergoldeten Streifen und Rändern, hatte Thoman Behm machen lassen, 23 Lot, 2 silberne Opferkannen mit ,,Plädl“, von Friedrich Kempf in Wilhelmsdorf, die Kirche ließ die „Plädl“ machen, 23 ½ Lot, 1 silberner Speisekelch, ganz vergoldet, eine Spende der Gräfin von Trautsohn, 11 ½ Lot, 1 silbernes Kruzifix, ganz vergoldet, für die Prozessionen, 12 ½ Lot, 3 silberne „Käpßel“ zum Öl auf einem Fuß, 12 Lot, 1 silbernes „Käpßel“ mit zwei goldenen Ränften, so über Feld zum Speisen gebraucht wird, 6 Lot.

Bücher, Meßkleider und Stolen:

5 Meßbücher, in dem einen stehen die passauischen Feste, 3 Meßbücher für Seelenämter, 1 römische Agende, 1 Meßgewand von rotem Samt und goldenen Borten, eine Spende des kaiserlichen Rates von Mangen (Besitzer der Froschmühle), 1 „feyelbraunes Goldstuekh“, Meßgewand, eine Spende des kaiserlichen Schatzmeisters Curlandt an Franz Wüesten, der es wieder der Kirche spendete, 1 aschfarben „Plaumbtes“ Seidenzeug mit goldenen Schnüren, das die Gräfin Trautsohn hat machen lassen, 1 von schwarzem Damast mit weißen Fransen vom Kirchengeld gekauft, 1 von schwarzem Damast mit weißen, gespitzten Schnüren vom Kirchengeld gekauft, 1 schwarze Levitur, die Dietrich Preißecker allhier angeschafft hat, 1 von Halbseide, grün, rot, blau und weiß geblümt, vom Kirchengeld angeschafft, 1 von grünem „Tamaschk“ [Anm.: Damast?] mit roten Blumen und seidenen Fransen, das Anna Reischlin hat machen lassen, 1 von grünem „Tamaschk“ mit „feyelfarbenen“ Blumen und gelbseidenen Schnüren, das Regina Singer hat machen lassen, 1 ganzes Ornat von weißem ,,Adlaß«, meergrünen Damaststreifen, mit grünen und weißen Seidenschnüren und Fransen, das Lorenz Reischl hat machen lassen, 1 Rauch- oder Chormantel, 1 Meßgewand, 2 Levitenröcke, 1 weiß und meergrünes Antipendium, 1 grün geblumte Levitur, 1 großer Rauchmantel mit weißen und blauen Fransen, samt allen Zubehör, 1 Meßgewand von weißem Damast mit einem roten, geblumten Strich und golden eingefaßt, das Dietrich Preißecker hat anschaffen lassen, 1 silberweißes Stück mit goldenen Blumen und roten und weißen Fransen, vom Kirchengeld angeschafft, 1 altes von grünem Samt mit einem Kruzifix; ohne Zubehör, 1 altes von grünem Damast mit einem Kruzifix, 1 altes von weißem schlechten Silber, 1 neues von himmelblauem Damast und goldenen Borten, so Thoman Behm angeschafft hat, 1 „feyelbraunes Trucktes“ mit blauen Schnüren, von der Kirche gemacht, 1 „Plawschilligtes Doppeltaffet“ mit blauseidenen Schnüren, von der Kirche gemacht, 1 rot damastenes mit grünen Sammelschnüren, so Andre Desiter hat machen lassen, 1 leibfarbenes „Törzenel“ und goldeintrag“ mit roten Seidenschnüren, von der Kirche gemacht, 1 rot damastenes mit einem goldenen Kreuz.

Altarschmuck:

7 rote Kelchtücheln von Damast, 8 weiße „Doppeltaffete“ mit goldenen Spitzen, 1 weißes „Doppeltaffetes“ mit blauseidenen Spitzen, darin der Name Jesus gemacht ist, 3 weiße leinene Kelchtüchlein, 8 blaue »Doppeltaffete« Kelchtücher, 1 aschfarbenes Kelchtuch, 2 »feyelbraune Törzenel«, 2 »feyelbraune« aus Damast mit grünen Blumen, eines mit goldenen Spitzen von der Regina Singer, 2 schwarzsamtene mit goldenen Spitzen, 2 schwarzbaumwollene geblumte türkische Schleier, 10 Korporaltaschen von allerlei Farben, 3 grüngeblumte „Pallas“ über die Kelche, 3 weiße „Pallas“, 2 rote „Pallas“, 2 „feyelbraune Pallas«, 3 schwarze „Pallas“, 1 rotgoldenes Röckl für das große Ziborium, 1 damastenes Röckl für das kleine Ziborium, 1 rot und grün „taffeter“ Schleier, 4 rottüchene Chorröcke für die Ministranten, 9 weißleinene Chorröcke für die Ministranten, 4 weißleinene große Chorröcke, darunter einer ohne Spitzen, 15 Alben mit Humerale, 5 Gürtel, 1 Velum für die Monstranz von weißem Goldstück mit roten und weißen Seidenfransen, 1 weißer baumwollener Schleier mit rot und blau »taffeten« Strichen, 1 weißer, schlechter Schleier, 1 weißer baumwollener Schleier, 4 Kommunizier-Schleier, 10 Handtücher, darunter drei aus Leinwand, 10 ausgenähte Altartücher, 2 weiße baumwollene Schleier, 5 weiße Damast-Altartücher mit blauen Streifen, 9 weißleinene Altartücher mit Spitzen, darunter zwei mit schwarzer Seide ausgenäht, 1 weißleinenes Altartuch mit 24 schwarz ausgenähten „Osterlampln“, von Regina Singer verehrt, 2 weißleinene Altartücher, mit schwarzer Seide ausgenäht, 1 Chormantel für die »Knappen« mit goldenem Doppeltaffet, 1 kleiner Chormantel von blauem Doppeltaffet, 1 alter roter Chormantel, 1 Himmel von rotem Damast mit roten Fransen und Goldbuchstaben, 1 kleiner Himmel von blauem Damast, 1 gelbe einfache Decke über dem Taufstein, 2 blaue, rot und schwarz gestreifte Teppiche, 1 grüner Teppich; Antependien: 1 aus braunem Atlas mit „doppeltaffeten“ Streifen und blauseidenen Schnüren (der Atlas ist von der Marie Krimbling [war eine wohlhabende Familie in Wilhelmsdorf], der Taffet vom Pfarrer), 1 aus rotem Tuch mit Silberschnüren von dem Glaser Hans Georg Locher, 1 von rotem „Doppeltaffet“ mit goldenen Schnüren und rotseidenen Fransen vom Kirchengeld gekauft, 1 leibfarbenes mit weißen Rosen und silbernen »Gallanen« von Thoman Behm, 1 von goldfarbenem »Doppeltaffet« und blauseidenen Schnüren, eine Spende der Frau Andreas Hirtl von Wilhelmsdorf, 1 von grüner Legitur mit buntfarbigen Blumen, wurde aus einem Altartuch gemacht, 1 von weißer Leinwand, zur Hälfte gestrickt, wurde von der Kirche gemacht, 1 „feyelbraunes“ mit blauseidenen Schnüren, von Hans Maidl zu Wilhelmsdorf, 1 von „nägelbraunem“ Atlas, hat Frau Krimbling machen lassen, 1 von „Doppeltaffet“ mit goldenen Schnüren und Spitzen, von Valentin Pacher, 1 weißes mit gestrickten Strichen und rotem Taffet darunter, von Frau Krimbling, 1 von schwarzem »Doppeltaffet«, darauf Totenköpfe gemalt sind, von Frau Krimbling, 1 altes von weißem „Doppeltaffet“ mit blauen Streifen und weißen, roten und blauen Seidenfransen; 1 von weißer Legitur mit roten und blauen Blumen, gespendet von Regina Singer, 1 von weißer Legitur mit grünen und roten Blumen, gespendet von Bartl Müllenoth, 1 auf dem der hl. Laurenz gemalt ist, 1 auf dem ein Kruzifix, 1 auf dem unsere liebe Frau und 1 auf dem ein weißes Kreuz gemalt ist, 1 von schwarzer Leinwand mit einem weißen Kreuz, 1 von weißer Legitur mit leibfarbenen Blumen, von der Frau Sixtlin, 1 von Leinwand mit schwarzen Blumen, darauf die hl. Barbara gemalt ist, von der Hirtl in Wilhelmsdorf, 1 von Leinwand mit dem Bild unserer lieben Frau, von Thoman Behm. Fastentücher: 1 von blauer Leinwand mit dem Bilde „Engel zeigen die Passion“, gespendet durch Herrn Sebastian von Mangen, 1 von blauer Leinwand mit dem Bilde „Engel zeigen die Passionsinstrumente“, gespendet von Thoman Behm, 1 von blauer Leinwand mit dem Bilde der schmerzhaften Muttergottes, von Barbara Hirtl in Wilhelmsdorf, 1 schwarzes Tuch mit weißem Kreuz - das Fastentuch für den Hochaltar, 1 von schwarzer Leinwand mit weißem Kreuz, 1 großes Holzkreuz für die Karwoche, 5 kleine Kreuze für die Altäre gebraucht, darunter ein altes, 1 Sebastian- und Rochusbild auf Stangen, die zu Prozessionen gebraucht werden. Der Pfarrer Franz Wüsten hatte sie in seiner Krankheit verlobt und machen lassen, 1 Sebastianbild von Sebastian von Mangen. Leuchter: 6 vergoldete schwarze - gedrechselt, 2 schwarz gefärbte gedrechselte, auf denen der Name Jesus und Maria mit Goldbuchstaben gemalt ist - für den Hochaltar, 1 großer Messingleuchter mit 12 Lichtern für den Hochaltar in der Fastenzeit, gespendet von Matthias Eyomundt, 8 Messingleuchter für die Altäre, 4 kleinere Messingleuchter, gespendet von Thoman Behm, 1 Messinglampe, die mit einem Lichte vor dem Frauenaltar brennen soll, gestiftet von Franz Grohmann, 2 kupferne Taufbecken, 2 Weihbrunnkessel, 1 Rauchfaß, 1 „Lattern“ zum Speisen, 3 Altarpölster, 2 Oblateisen, die der Pfarrer hieher gebracht hat, 8 Bahrtücher (außer dem großen, das die Bruderschaft gekauft hatte) mit Bildern aus Kupferplatten darauf, 1 neues „pohsetiv“ - gekauft von Sebastian von Mangen, 1 altes Regal, das bei der Kirche gewesen ist („Gebäudenotdurft“), 2 eiserne Klopper mit Messingscheiben, 1 großes Seil, für den Zug gebraucht, 1 kleines Zugseil, 1 Aufzugwinde mit Seil und Haken, 19 Doppelhaken so zur Gemeinde gehören auf dem Turm.

Der Nachfolger des Pfarrers Wüsten war Paul Jung, Doktor der hl. Schrift, der 1641 nach Poysdorf kam. Er klagte, daß die Pfarrgemeinde sehr groß ist, weil ja drei Nachbargemeinden dazu gehörten; jede derselben stellte einen Kirchenvater, über die noch ein Oberkirchenvater stand. Gegen den Pfarrer liefen mehrere Anzeigen beim Konsistorium ein: er nehme sein Amt nicht genau, vernachlässige die Pflichten, kopuliere Brautleute, ohne sie dreimal zu verkünden, segne die Toten nicht ein und tanze in Hadersdorf. Der Pfarrer beachtete die Anzeigen gar nicht, folgte auch nicht der Aufforderung, nach Wien zu kommen und sich hier zu rechtfertigen; von Wien kam ein Richter nach Poysdorf, der 3 Taler 12 Groschen Reisegeld verrechnete.

1645 erschienen am Palmsonntag die Schweden in unserem Markte, besetzten sofort Rathaus und Kirche und richteten sich daselbst häuslich ein. Sie sahen in dem Gotteshaus nicht die Kirche, sondern einen geeigneten Stützpunkt in dem Raume Staatz-Wilfersdorf-Hohenau-Falkenstein; denn sie stellten den Satz auf: „Wer die Höhe hat, hat auch den Sieg“ - was ja in der Kriegsgeschichte bis 1917 galt. Der Kirchenvater Georg Böhm übergab noch am 25. April 1645 dem Generalproviantmeister Johann Lopiz 900 fl von der vorhandenen Barschaft, damit der Besitz der Kirche nicht angetastet, die Geräte und Wertsachen nicht weggeführt werden und die Kirche keinen Schaden erleide. Die Schweden bauten die Kirche zu einer Festung aus, sorgten für einen freien Ausschuß und legten eine Abteilung ihrer Truppen als ständige Garnison in die Kirche - darum heißt noch heute der rückwärtige Teil „Reitschule“; als sie abgezogen waren, verlangten sie von Olmütz aus noch immer die Kriegssteuern und trugen so dazu bei, daß unsere Heimat ganz verarmte. Leute flohen von hier nach Wien, andere versteckten sich, die Geistlichen hielten sich verborgen, um der Gefangennahme zu entgehen. In Poysdorf wohnte einer im Hause des Hans Schneider, da er sich 2000 fl erspart hatte und fürchtete, die Schweden könnten ihm den Spargroschen wegnehmen. Da fand sich ein Angeber, der am 18. Juli 1645 dem schwedischen Kommandanten einen Brief schickte und ihm mitteilte, daß sich in dem Hause des Hans Schneider ein Geistlicher aufhalte, der gar nicht den Namen eines Priesters verdiene; er trage immer in den Hosen 600 fl bei sich, ihm sollten die Schweden 700 bis 800 fl abnehmen. Der Schreiber hieß Sebastian Steger; die traurige Zeit hörte selbst mit dem Friedensschluß im Jahre 1648 nicht auf. Wohl läuteten die Glocken - soweit solche noch in den Kirchtürmen hingen und nicht zu Kanonen umgegossen waren - den heiß ersehnten Frieden ein, mit Gottesdienst, Segenandachten und Betstunden wurde der Tag gefeiert, der den langen unseligen Krieg beendete; unsere Heimat war ein Bild des Jammers und Elendes. Viele Priester waren geflohen und kehrten nimmer wieder zurück, andere wollten hierbleiben und wirken und schaffen, doch fehlten die Lebensmittel, Quartier und Wohnung; die Ortsbewohner hatten selbst zu kämpfen, die Herrschaften wußten nicht, wo sie zuerst angreifen sollten. Kein Wunder, wenn viele ihren Posten verließen und verlassen mußten; wohl gab es genug Emigranten, die froh waren, wenn sie einen Posten erhielten, doch fanden sie sich nicht in die neuen Verhältnisse, sie fühlten sich unglücklich; eine Ausnahme machte der Pfarrer Molitor, der sich bei uns ganz gut einarbeitete; 1647 hatte ihn der Patronatsherr vorgeschlagen, mutig bekämpfte er die Sittenverwilderung, die der Krieg mit sich gebracht hatte. Die Menschen waren verroht; Neid, Bosheit, Mißgunst beherrschten unser Volk; Streit und Zwietracht ließen eine friedliche Entwicklung nicht aufkommen; die Ratsbürger haderten unter einander, warfen sich Eigennutz und Diebstahl vor, der Markt führte mit den Nachbargemeinden Prozeß wegen der Kirchenschuld von 900 fl aus der Schwedenzeit. Hexenwahn und Aberglaube vergifteten das Volk auf Jahrzehnte hinaus. Die vielen Bettler, Waisen und Krüppel wurden zu einer Landplage und manche Gemeinde entschloß sich in den folgenden Jahren zu dem Baue eines Armenhauses - Spital genannt. Der Sinn für Wohltätigkeit, für Nächstenliebe und Gemeinschaftsgeist ließ bei uns das Bürgerspital erstehen, das bei dem neuen Friedhof gebaut wurde.

Der Krieg hatte die Wanderlust gefördert; Wallfahrer zogen von Mähren gegen Maria-Zell, besonders feierlich gestalteten die Brünner ihre Wallfahrten, was bei uns nachgeahmt wurde; auch unsere Ahnen pilgerten an die Gnadenorte, opferten große Kerzen, errichteten Bildstöcke, Urlauberkreuze, schafften Glocken an und verlobten sich und die ganze Gemeinde den Wallfahrtsstätten. Man hatte große Vorliebe für die Darstellung des Leidens und Sterbens Christi. Das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ war ein Lieblingslied jener Zeit, die auch so viele Öl- und Kalvarienberge errichtete (Poysdorf, Falkenstein, Wilfersdorf, Mistelbach usw.)

Ordensgeistliche gründeten auf dem Lande Niederlassungen, um auf diese Weise das religiöse Leben zu erneuern; Kapuziner und Franziskaner übernahmen die Rolle, die im Mittelalter die Dominikaner gespielt hatten. Ein Kapuzinerkloster wurde auch in unserem Markte gegründet (1673).

Eine Frömmigkeitswelle ging in jenen Tagen durch unser Volk, da ja der Krieg, die Pest und die Türkengefahr einen tiefen Eindruck auf das Seelenleben der Bewohner unserer Heimat hinterließen. Neue Kapellen und Andachtsorte wurden allenthalben gebaut, die Barbarakapelle (1663) und ein schlichtes Gotteshaus bei Maria Bründl; dieser Wallfahrtsort ließ den zu Walterskirchen vergessen.

Das Handwerk mußte sich in den Dienst der Kirche stellen, ihre Fahnen bewahrten sie im Gotteshause auf und zu dem Fronleichnamsumgang hatten sie sich alle pünktlich einzufinden, sonst zahlten sie eine Strafe.·Um dieses Fest besonders feierlich zu gestalten, gründete man eine „corporis Christi Bruderschaft“, die Maurer verlobten sich mit der Gemeinde zu dem Floriani-Umgang (1676).

Zu Ostern mußte jeder Bewohner seine Christenpflicht erfüllen; die Beichtzettel, die jeder abzugeben hatte, gaben dem Geistlichen einen genauen Überblick, ob auch alle die Osterpflicht erfüllt hatten. Gegen das Fluchen, Schimpfen und Gotteslästern schritten die geistliche und weltliche Obrigkeit mit den schwersten Strafen ein; die Sonntags- und Feiertagsruhe, die Fastengebote und das sittliche Verhalten der Jugend wurden strenge überwacht, jeder Fehltritt zog eine empfindliche Strafe nach sich. Die Kirchenlehren an den Sonntag-Nachmittagen hatten alle Pfarrkinder zu besuchen, sie waren eine Art Religionsunterricht für die Erwachsenen.

Der Patronats- und Vogtherr wachten genau über den Besitz und das Vermögen der Kirche, überprüften die Einnahmen und Ausgaben und sorgten dafür, daß gute »exemplarische« Priester angestellt wurden; was der lange Krieg unterbrochen oder gar zerstört hatte, mußte nun wieder aufgebaut werden. Dazu brauchte man Zeit und Geduld, da ja ganz andere Zeitverhältnisse und vielfach neue Bewohner da waren. Die Regierung erteilte den Geistlichen den Auftrag, die Felder, die Weingärten und Wälder, die zum Kirchenbesitz gehörten, genau aufzuschreiben, damit nichts verloren gehe, die Grundstücke nicht unbebaut liegen zu lassen und mit der Ausbesserung der Gebäude nicht so lange zu warten, bis vielleicht die Mauern zusammenfallen. Bei Kriegsgefahr ließ der Marktrat die wichtigen Urkunden, Briefe und Freiheiten einmauern oder in die Kirche schaffen (1650). Ob der Pfarrer Molitor ein Grundbuch angelegt hatte, ist ungewiß; vorhanden ist keines. Er starb 1662, weil am 16. März desselben Jahres das Vermögen beschrieben wurde, es betrug 1551 fl 89 kr 2 Pfennige. Der Dechant von Alt Pölla hatte 1638 der Mutter des Pfarrers Molitor, der eigentlich Müller hieß, eine Summe von 58 fl geliehen, die der Sohn trotz seines Versprechens nicht bezahlen konnte; er wollte die Summe in Raten zu 5 fl erstatten, doch war ihm dies bei den traurigen Zeitverhältnissen nicht möglich. Nach dem Ableben des Pfarrers verlangte der Dechant die Geldsumme von den Erben, die in Mistelbach wohnten; er mußte ihnen mit der Sperre und Exekution drohen. Sein Nachfolger war Wolfgang Siegmund Fischer, dem es vergönnt war, ein Grundbuch der Pfarre Poysdorf anzulegen (1666). Dem jeweiligen Pfarrer gebührte der Dienst von den Häusern, Kellern und Preßhäusern, sowie von den Grundstücken, er führte die Abhandlungen bei der Übergabe und Übernahme eines Besitzes, hatte aber keinen Zehent und Robot zu verlangen, doch waren die kirchlichen Felder und Weingärten frei von jedem Zehent. Hier erscheint auch die Stiftung des Franz Grohmann für das ewige Licht, es war dies ein Weingarten in der Ried „Steinbergen“. Der kirchliche Besitz erstreckte sich auf Poysdorf, Wetzelsdorf, Dobermannsdorf, Palterndorf, Alt-Lichtenwarth, Rußbach, Falkenstein und Drasenhofen, doch gehörten nur einige Häuser dieser Gemeinden zur Poysdorfer Pfarre. Von einer genauen Darstellung der grundbücherlichen Angaben muß hier abgesehen werden.

Wolfgang Fischer starb als Propst in Nikolsburg; seine Nachfolger hießen Georg Poeßler, Kaspar Karl Giestl - er war auch Vorsteher des Klosters St. Dorothea in Wien - und Johann Hermann Rienecker.

Hier möge auch die Kirchenraitung des Jahres 1671 kurz erwähnt werden, die nach der allgemeinen Vorschrift 6 Wochen nach dem Weihnachtsfest im Pfarrhof stattfinden mußte. Vierzehn Tage vorher wurde sie von der Kanzel verkündet, auch der Patronats- und Vogtherr, der Marktrat von Poysdorf, die Grundrichter sowie alle Kirchenväter hatte der Pfarrer dazu eingeladen. Zu der erwähnten Raitung erschienen der Graf Trautsohn, sein Verwalter von Poysbrunn und der Baron Singer sowie die geladenen Ratsbürger und Kirchenväter; die Einnahmen und Ausgaben der Kirche wurden überprüft, die Belege durchgesehen, die Fehler und Mängel der Kirche sowie des Pfarrhofes besprochen; man erörterte den schlechten Bauzustand des Pfarrhofes, den Umbau der Wilhelmsdorfer Kapelle, das Leopoldifest daselbst, die drohende Kriegsgefahr mit den Türken und vielleicht auch die mangelhafte Verteidigung des Marktes. Hatte man sich gründlich ausgesprochen, so folgte der gemütliche Teil - das Festessen.

Für die Unterbringung der Feldfrüchte kaufte der Pfarrer von der Witwe Barbara Dibiok die Scheune auf dem Schanzgraben, von dem Fürsten Liechtenstein hatte er 1674 den Kirchenwald - »Wenighölzl« genannt als Lehen bekommen.

Viel Kopfzerbrechen bereitete die drohende Türkengefahr dem Markte, dem als Zufluchtsstätte das Schloß Wilfersdorf zugewiesen war, was aber die Bewohner nicht billigten; denn sie verlangten die Pfarrkirche mit dem Friedhof, hier wollten sie dem Feinde Widerstand leisten. Die Wiener Abordnung fand den Raum zu klein, auch fehle das so notwendige Trinkwasser und die Kirche sowie die Umgebung entbehre der Verteidigungswerke. Die Regierung gab aber doch nach; im August 1677 erschien das „Defensionspatent“, die Kirche war zu einem Zufluchtsort bestimmt, die Arbeiten wurden rasch durchgeführt (Schießscharten auf der Friedhofmauer, Zugbrücke, Wächterhaus, Brunnen, Schanzen usw.) Was die Schweden begonnen hatten, wurde zeitgemäß erweitert und ergänzt, so daß im Ernstfall die eingepfarrten Gemeinden hier eine Zufluchtsstätte finden konnten. Im folgenden Jahr ließ die Gemeinde das Holzdach der Kirche abtragen und dafür deckte ein Wiener Meister das Gotteshaus mit Weißblech ein - eine Arbeit, die 1700 fl kostete.

Über die Verhältnisse jener Zeit unterrichtet uns ein Brief, den der Pfarrer Giestl am 21. Februar 1679 dem Vogtherrn schickte: Wehmütig und tränenden Auges müsse er klagen, daß im Markte alle Liebe zu Gott erloschen, alle Andacht geschwunden, alle geistliche Ehre ausgestoßen sei, dagegen herrschen alle Üppigkeit, alle Laster, alles Ärgernis und die Feindschaft gegen Gott. Am 15. Februar führte sich der Marktrichter und sein Eheweib wie Heiden auf; er zog in natürlicher Gestalt durch den Markt, schlug selbst auf einer »Trompel« den Marsch, sagte dabei schändliche Dinge, sein Weib hatte um den Hals eine Triangel und rührte sie mit viel Geschrei. Selbst der Pöbel verwunderte sich über dieses Tun, man hatte so etwas noch nie gesehen oder gehört. Vor dem Pfarrhof jauchzten und lärmten sie, machten einen Trubel, daß der Pfarrer hinausging und sie mit scharfen Worten verwies. Da wurden sie noch mutwilliger und riefen, sie hätten nicht um ihn geschickt, er könne hingehen, wohin er will. Der Pfarrer forderte für all die Leute eine strenge Strafe.

Am 12. Februar 1685 besichtigte der Falkensteiner Dechant unsere Pfarrkirche, nachdem dies durch 30 Jahre nicht geschehen war; er fand ein schönes Kirchenornat, das aber liederlich aufbewahrt wurde; die Kinder waren in Glaubenssachen schlecht unterrichtet; je größer und vornehmer der Ort wäre, desto schlechter seien die Kinder unterrichtet: sie besuchten keine Schule, durch Jahre hindurch wäre keine Kinderlehre abgehalten worden.

Der Pfarrer Rienecker vermachte sein Hab und Gut dem Kloster der Barmherzigen in Feldsberg und den Kapuzinern in Poysdorf. Bei dem feierlichen Begräbnis beschenkte man die Ortsarmen mit 4 Eimer Wein.

Wenn die Gemeinde geglaubt hatte, daß durch ein Blechdach jede Feuersgefahr gebannt sei, so mußte sie am 4. November 1686 das Gegenteil erkennen; Kirche, Schule und 50 Wohnhäuser äscherte eine Feuersbrunst ein; jetzt ließ die Gemeinde das Dach mit Ziegel eindecken; das Bau- und Gerüstholz nahm man aus dem Kirchenwalde. Das Ziegeldach gab einen besseren Schutz; bei dem großen Brande im Jahre 1693 glich der Kirchenberg einem Flammenmeer, aus dem nur das Gotteshaus herausragte: es blieb von jedem Schaden bewahrt.

Nun sollte auch die Streitfrage wegen der Kirchenschuld aus der Schwedenzeit in gütlicher Weise geregelt werden; am 18. Oktober 1691 war schon der Schuldbrief der Kirche zurückgegeben worden, weil man nicht erkennen konnte, wer eigentlich die Geldsumme ersetzen sollte; die Gemeinde konnte nicht angehalten werden, die Schuld zu bezahlen. Da einigte man sich endlich und erklärte, daß die Schuld durch das Ziegeldach sowie durch die Fuhren und durch die Handrobot beglichen sei. Damit war eine schwere Sorge dem Marktrate abgenommen worden.

Am 29. November 1698 hatte Karl Josef Singer von Singermühl in seinem Testamente die Pfarrkirche St. Johann Baptist in Poysdorf zum alleinigen Erben seiner Verlassenschaft eingesetzt, weil er keine Leibeserben besaß. Sein Besitz umfaßte die sogenannte Singermühle, die unterhalb des Marktes gelegen war, mit allem Zugehör und der Einrichtung, dem unteren Baumgarten, der an Reineggers Garten anschloß, dann beiläufig 14 Gwanten in jedem Feld, das waren also 42 Gwanten Acker, die angebauten Grundstücke sollte die geliebte Ehefrau um die Hälfte für diesmal mitgenießen, die in Walterskirchen beim „neuen Teuchtl“, bei dem „Kruterteuchtl“ und im »Gsol« gelegenen, in gleichen 8 Viertel Weingärten, das Mühlholz in Falkenstein, 2 Weinkeller nächst der Schule in Poysdorf, etliche mit Eisen beschlagene Fässer, die in der Singermühle sich befanden, und zwei Pferde - die Stute und das »Füchsel«.

Dafür sollte die Kirche verbunden sein, an Sonn- und Feiertagen und auch an allen Wochentagen für die ganze Singerische und Reichlische Freundschaft eine hl. Seelenmesse auf dem Altare des hl. Sebastian zu lesen, worunter auch das wöchentliche corporis Christi Bruderschafts-Amt »appliciert« werden kann. Jeder Pfarrer genoß die Nutznießung der Interessen, die Verwaltung führte der Marktrat. Kondukt, Unkosten und Schulden müsse der Markt begleichen; doch habe er die Interessen dem Pfarrer zu reichen. Dagegen hat der Metzen Weizen, der am Allerseelentage den Armen gereicht wurde, zu entfallen, ebenso auch die von den Voreltern gestiftete monatliche Seelenmesse.

Der Marktrat wurde noch ersucht, dieses Werk beständig zu erhalten und zu vollziehen. Testamentsexekutoren waren: Kaspar Alexander Thrier - ein kaiserlicher Weinaufschlagseinnehmer, Paul Öller - ein Ratsbürger, und der Marktschreiber Johann Rietmüller.

Am 21. Jänner 1694 wurde das Testament im Beisein der Erbparteien eröffnet und in der großen Stube der Singermühle vom Rate und dem Pfarrer Wiederauf Johann unterschrieben. Seither führte diese Mühle im Volksmunde den Namen »Kirchenmühle«. Sie hatte zwei Gänge, eine Wohnung, einen Fischeinsatz im Bache, stand im Landschaftsgültbuch, besaß eine „salva guardia“ (Schutzbrief), war der Regierung in »personalibus« unterworfen und trug 72 Mut schweres Getreide.

Die Schätzung ergab den Wert von 8300 fl (Getreideertrag 7200 fl, Mühle 800 fl, Weinkeller 300 fl). Für den Markt war die Verwaltung der Singerischen Erbschaft ein Sorgenkind, nur zu bald sollte er von dieser Bürde befreit werden.

Ein trauriges Zeichen jener Zeit waren die Einbrüche und Diebstähle, die unsere Gegend und vor allem die Brünnerstraße in üblen Ruf brachten. Die Diebe fanden in den Wäldern eine sichere Zufluchtsstätte und waren sie einmal an der March, so entdeckte sie kein Auge des Gesetzes. Am 17. Mai 1694 drangen unbekannte Räuber durch das Fenster der Sakristei in die Kirche, nachdem sie das starke Eisengitter ausgehoben hatten. Sie nahmen alles mit, was einen Wert hatte: die große Monstranz, 8 Kelche, 3 Paar silberne Opferkannen, ein großes Ziborium, ein silbernes Rauchfaß, ein silbernes Kreuz, das bei den Prozessionen gebraucht wurde, und Silbergeld von 1500 fl - der gesamte Schaden betrug 4000 fl. Sofort schickte man Boten mit Schreiben aus, die Liechtensteinischen und Trautsohnischen Untertanen des Marktes verfolgten die Räuber zu Fuß und zu Pferd bis in den Enzersdorfer Wald bei Ernstbrunn, doch fand man keine Spur. Zur gleichen Zeit wurden auch die Kirchen von Falkenstein, Herrnbaumgarten und Ottenthal ausgeraubt. In Poysdorf lenkte sich der Verdacht auf einen Peter Dämischer, den man 8 Wochen im Gefängnis daselbst einsperrte und dann nach Mistelbach führte, wo er 16 Wochen saß und gefoltert wurde; an Händen und Füßen war er gebunden und mußte dann noch die spanischen Stiefel anziehen. Als sich seine Unschuld herausstellte, wollte man ihn auf ewig aus dem Lande verweisen. Doch klagte er den Rat von Poysdorf, verlangte eine Ehrenerklärung und Schadenersatz, weil seine Frau und die Kinder betteln gehen mußten. Am 3. September 1697 willigte der Fürst Maximilian von Liechtenstein ein, daß dem Dämischer die Ausweisung nachgesehen und sein guter Name wie seine Ehre wiederhergestellt werde. Der Ehrenschein mit der fürstlichen Unterschrift wurde am 14. März 1698 in Hohenau ausgestellt.

Zu dem Kirchenraub bemerkte das Gemeindegedenkbuch: »Im Jahre 1701 wurde zu Butschowitz ein Jude verbrannt (oder verbannt?) welcher bekannt hat ....« leider hat eine unberufene Hand die nächsten Seiten des Buches herausgeschnitten, so daß wir nichts Genaues von dem Kirchenräuber wissen.\*) [\*) Nach einem Herrschaftsberichte von Wilfersdorf waren 50 Zigeuner dabei beteiligt, die bei Zlabern und Falkenstein gesehen waren. Die Pfleger von Steinabrunn, Poysbrunn und Staatz hatte man verständigt und um ihre Hilfe ersucht. Etliche hundert Leute waren aufgeboten worden, um die Diebe zu fangen; auch die Eibesthaler und Mistelbacher beteiligten sich an der Verfolgung, doch war das Diebsgesindel nicht zu entdecken.]

Die Pfarrer dieser Zeit hießen; Johann Wiederauf (1688), Franz von Zinnenberg (1696), Anton Leßeure (1716) und Ignaz Martin (1725).

Im Jahre 1714 ließ der Marktrichter Johann Lautner die lange Kirchenstiege auf Kosten der Gemeinde erneuern; es war dies die einzige Stiege, die zum Gotteshaus führte. In den nächsten Jahren wirkte sich der Geist der Barockzeit auch in unserer Gemeinde aus; den neuen Heiligen setzte man Statuen in der Kirche und auf den Straßen oder Brücken; da war es der hl. Anton von Padua, der hl. Aloisius, der hl. Johann von Nepomuk, dessen Verehrung damals weite Kreise unseres Volkes ergriff; neue Andachten ordnete man an, so die Johannesfeier am Vorabend des 16. Mai, die bei einbrechender Dunkelheit auf der Brücke abgehalten wurde, in der Kapuzinerkirche gab es einen Antonifesttag, in der Bründlkirche eine Leopoldifeier, in der Pfarrkirche eine Johannisfeier (Kirchenpatron); am 27. März 1735 führten die Mitglieder des 3. Ordens des heiligen Franz und mehrere Andächtige durch den Pfarrer Ignaz Martin und durch den Quardian von Zistersdorf die Kreuzwegandacht in unserer Pfarrkirche ein. Alle, die ihr beiwohnten, konnten einen Ablaß gewinnen wie in Jerusalem auf der »via dolorosa« (d. i. der Weg, den der Herr vor der Kreuzigung zurücklegte).

Der Erzbischof Siegmund Graf Kollonitz (1716 bis 1751) führte das 40stündige Gebet ein. Am 30. September 1742 verlangte der Wilfersdorfer Oberamtmann Walter, daß auch die Pfarräcker den Zehent der fürstlichen Herrschaft geben. Ja, er ließ bei der Weinlese durch den Zehentschreiber die Pferde des Pfarrers bei der Zehenthütte ausspannen und den Wagen mit 14 Eimer Maische in das fürstliche Preßhaus führen. Gegen dieses Vorgehen erhob der Pfarrer die Beschwerde und reichte auch die Klage ein, da er und seine Vorgänger niemals einen Zehent der Grundobrigkeit in Wilfersdorf gereicht hatten; er konnte auch Zeugen angeben, die bei Gericht aussagten, daß der jeweilige Pfarrer immer die Feldfrüchte „völlig“ nach der Ernte in seine Scheune geführt hatte, nur beim Zehentherren habe er die Ernte anmelden müssen. Der Prozeß endete 1743 im günstigen Sinne für den Pfarrer.

In den Kriegswirren führte der Feind einen Geistlichen von Poysdorf als Geisel mit nach Mähren. Der damalige Pfarrer Dominik Franz Giovanelli, der von Wildendürnbach nach Poysdorf kam, war ein kränklicher Mann, der seine Stelle nicht mit ganzer Kraft ausfüllen konnte; die längste Zeit war er ans Krankenbett gefesselt, so daß die Kapuziner den Gottesdienst versehen mußten; sie hielten wohl die Predigten in der Kirche, nie aber eine Christenlehre. Der Religionsunterricht litt ebenfalls in der Schule; es war eine unruhige Zeit, weil durch die Truppendurchmärsche und Einquartierungen der Markt sehr hergenommen wurde. Von Giovanelli rührt auch die Angabe der Einkünfte unserer Pfarrkirche in der sogenannten Theresianischen Fassion her (1751), die zum Zwecke einer gerechten Steuerverteilung von der Regierung den Herrschaften aufgetragen war. Frühzeitig gab Giovanelli seine Stelle in Poysdorf auf, übersiedelte nach Wien und starb auch hier. Sein Nachfolger war Karl Großhaupt (1763), der ein tatkräftiger Mann war, weil er die Kirche im Inneren herrichten und schmücken ließ; es war durch viele Jahre nichts geschehen; in der Verwaltung des Kirchenbesitzes zeigten sich Fehler und Mängel; so hatte die Gemeinde eigenmächtig Geld von der Kirchenmühle »ad suos usus« (für ihre Zwecke) verwendet, größere Beträge an verschiedene Parteien ausgeliehen, so daß es den Anschein hatte, als ob diese Mühle Eigentum des Marktes wäre; darum wurde die Verwaltung derselben der Gemeinde abgenommen und »übler Gebahrung wegen« ganz entzogen (16. VI. 1763). Das ausgeliehene Geld mußte innerhalb von 3 Monaten zurückgegeben werden und zwar in die Hände des Pfarrers. Von nun an wurde die Mühle und das dazu gehörige »Gehölz« *licitando* dem Meistbietenden überlassen. Auch bei der Kirchenlade waren Unregelmäßigkeiten vorgekommen; von jetzt an schaute man sich die Kirchenväter genau an und bestellte nur ehrbare und wohlbemittelte Bürger zu diesem Amte. Für die Kirchenlade schaffte der Patron ein dreifaches Schloß an; den einen Schlüssel verwahrte der Patron oder Kirchenvogt, den zweiten der Pfarrer und den dritten der Kirchenvater. In die Lade kamen alle Stiftungen, Urkunden und das Kirchengeld; die Lehensbriefe über das „Wenighölzl“ waren hier aufbewahrt. Den Kirchenvätern konnte eine bestimmte Geldsumme überlassen werden, damit sie die laufenden Ausgaben gegen Quittung begleichen. Von den größeren Auslagen über 30 fl mußte der Patronatsherr und der Pfarrer verständigt werden. Alle Beilagen sind bei der Kirchenrechnung genau vorzulegen; sollte ein Geld übrigbleiben, dann ist es fruchtbringend anzulegen und nur an vertrauenswürdige Bürger auszuleihen, doch muß dies die Vogtherrschaft und der Pfarrer auch wissen. 1765 legte der Pfarrer ein neues Grundbuch an, nach dem unsere Kirche in Poysdorf,·Maxendorf, Hadersdorf, Wetzelsdorf, Walterskirchen und Bullendorf Besitz hatte.

In der Kirche ließ der Pfarrer zwei Reihen neuer Bänke aus hartem Holz aufstellen (1766). Ob unter ihm oder unter seinem Vorgänger das Altarbild des hl. Franz angeschafft wurde, ob es ein Geschenk der Vogtherrschaft oder eine fromme Stiftung ist, kann nicht aufgeklärt werden. Der Meister dieses Bildes ist ein Italiener Domenico Odoardo Gaetano Mainardi aus Bologna; er stand im Dienste des Fürsten Liechtenstein, malte das Schloß Aussee und Neuschloß in Nordmähren aus, war auch Inspektor der fürstlichen Galerie in Wien; unser Bild vollendete er um 1740 - es ist also das älteste Originalwerk, das unsere Kirche besitzt. 1767 vermachte die Witwe Marie Scheck - sie besaß das „Aspergerhaus“ in der Körnergasse - einen größeren Betrag von 2500 fl für einen neuen Hochaltar; diese Frau hatte in ihrem Testament einen großen Teil ihres Vermögens für wohltätige Zwecke bestimmt; leider kostete die gerichtliche Abhandlung, die über eine Woche dauerte, einen hohen Betrag, so daß die Stiftungen teilweise gekürzt werden mußten.

Das Wilfersdorfer Grundbuch gibt uns eine kleine Beschreibung des Gotteshauses und der Umgebung aus dem Jahre 1767: „Die Kirche wird von ihren Mitteln in Bau erhalten, hat ein schönes Geläute, eine große Repetieruhr auf dem Turme, die von der Gemeinde in Gang erhalten wird; der Turm ist mit Weißblech gedeckt, der Kirchhof ist mit einer Mauer und einem Wallgraben umgeben; beim Kirchhoftor ist eine Zugbrücke, vor- und seitwärts der Kirchenstiege stehen fünf Statuen: Christus am Kreuze, die Muttergottes unter dem Kreuze, der hl. Johann d. Täufer. Johann von Nepomuk und Franz Xaver; auf dem Kirchhoftor ist ein Wächterhaus aufgebaut; die Zech- oder Kirchenvogtei gebührt allezeit den Herren von Liechtenstein bzw. der Herrschaft Wilfersdorf. Der Patron der Kirche ist die Herrschaft von Poysbrunn, derzeit die Trautsohn. Zur Kirche gehören:

1. ein Grundbuch über Poysdorf;
2. ein Preßhaus und ein Keller, die bei der Pfarrkirche auf Kirchengrund gelegen sind;
3. ein Liechtensteinischer dieser Kirche verliehene Lehenwald »Wenighölzl« genannt, neben der Viehtrift und dem Gemeindewald »Greinhölzl« gelegen;
4. 60 Gwanten Acker“.

Tiefgreifende Änderungen vollzogen sich in den nächsten Jahren auf dem religiösen Gebiete; die staatliche Gewalt griff selbst ein und traf verschiedene Anordnungen, denen unser Volk ablehnend gegenüber stand. Maria Theresia hob 24 Feiertage auf, die der Wiener Erzbischof Trautsohn bestimmte. Kaiser Josef II. ging noch einen Schritt weiter; er hob viele Klöster auf, darunter auch das Poysdorfer Kapuzinerkloster, errichtete dafür eine ganze Reihe von Pfarrkirchen (bei uns in Wetzelsdorf, Hadersdorf. Erdberg, Reinthal, Stützenhofen, Hohenau usw.). Die Prozessionen an den Bittagen und zu Floriani verbot er, die Gnadenorte: Föllim, Alt-Ruppersdorf, Nikolsburg, Oberleis, Ernstbrunn, Ebenthal, Karnabrunn und Obersulz hob er auf und stellte die Wallfahrten ein. Wegkreuze und Bildstöcke sollten verschwinden. An Stelle der lateinischen Hochämter trat das deutsche Kirchenlied; leider gab es wenig brauchbare, so daß auf kaiserlichen Befehl sogenannte »Normallieder« erschienen; der Fürst Kaunitz verlangte Volksweisen und keine Kunstlieder. Der Dichter Denis verfaßte damals das Lied »Hier liegt vor deiner Majestät«, das Michael Haydn vertonte und das noch heute in den Kirchen gerne gesungen wird. Die Kleider der Marienstatuen, sowie die Nachbildungen der Reliquien entfernte man von den Altären. Geldsammlungen sollte man für die Ortsarmen verwenden; die Bruderschaften, die sich auflösten, überwiesen ihr Geld dem Armenfond. Verboten wurde: das Tragen der Amulette, das Teufelsaustreiben, das Wetterläuten, das Tragen der Loretohauben gegen Krämpfe, die Weihnachtsmette um Mitternacht, die Krippen und das hl. Grab, das Aufstellen der Birkenzweige und das Grasstreuen am Fronleichnamstage, das Kreuztragen, die öffentlichen Bußübungen und die Freiung an geweihten Orten für Verbrecher. Die Zahl der Kerzen und den Meßwein beim Gottesdienst setzte er fest. Der allzu große Schmuck in den Kirchen sollte entfernt werden. An Stelle des Bistumes Passau, zu dem unsere Heimat früher gehörte, trat jetzt das Wiener, die Grenzen der Dekanate wurden geändert. Die Ortskirchtage durften nicht abgehalten werden. Alle Gemeinden feierten den sogenannten Kaiserkirchtag im Oktober. Eine neue Stolaordnung regelte einheitlich für das ganze Land die Gebühren bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Für die Heranbildung der Geistlichen, für den Katechismus und für die Predigten gab er genaue Anordnungen.

Im Jahre 1784 schieden Wetzelsdorf und Hadersdorf aus dem Poysdorfer Kirchspiel und wurden selbständige Pfarren. In Wetzelsdorf bestand seit 1712 eine kleine Kapelle, wo einige Male im Jahr ein Gottesdienst abgehalten wurde; zu dieser Filialkapelle, die sicher ein Gelübde aus der letzten Pestzeit war, gehörten ein Legat von 1000 fl, ein Keller, ¾ Gwanten Holzacker in der „Marchleiten“, die eine Frau Elisabeth Pfeffer gestiftet hatte; die Kapelle - sie hieß »Maria Auxiliatrix« - besaß drei Messestiftungen mit 26 Messen aus den Jahren 1725, 1740 und 1784. Da diese Stiftsmessen von dem Poysdorfer Pfarrer in Wetzelsdorf gelesen wurden, entwickelte sich eine kleine Meinungsverschiedenheit, die aber im folgenden Jahr beigelegt wurde; die Stiftsmessen wurden bis auf weiteres in der Mutterpfarre gelesen, weil in Wetzelsdorf ohnedies jeden Tag eine sei.

Die Hadersdorfer Kapelle. die aus der Zeit um 1680 stammte und auch mit der Pestzeit zusammenhängen dürfte, hatte keinen Stiftsbrief, keine »Fundation« und wurde von der Gemeinde erhalten.

Bei einer Kirchenvisitation klagte der Dechant, daß die Zierde des Gotteshauses in Poysdorf viel zu wünschen übrig lasse, die Jugend wäre in den Filialkirchen besser zu unterrichten und bei der Christenlehre genau auszufragen, die Kirche sei sehr unsauber; das Vermögen des Gotteshauses war auf 3000 fl angewachsen.

Der Pfarrer Hegelsberger (1785) nannte Poysdorf eine beschwerliche Pfarre. Wegen der Feuersgefahr mußte die Gemeinde 1791 auf eine behördliche Anordnung hin eine zweite Ausgangstür beim Taufstein durchbrechen lassen und im folgenden Jahr die zweite Kirchenstiege erbauen.

Die Regierung verbot 1795 die üppigen Gastereien und Gelage nach den Kirchenraitungen; sie erfordern einen größeren Geldbetrag, der in anderer Weise besser verwendet werden könne.

Die Kirchenmühle überließ die Pfarre mit Zustimmung der Obrigkeit im Jahre 1796 dem Johann Pasch aus Hauskirchen. Der Vertrag war ein Erbpacht und galt für den Mann, für die Frau, falls sie nochmals nach dem Ableben des Gatten heiraten sollte, und für die Kinder; im Falle, daß sich die Witwe verheiratet, sollten die Kirchenväter gefragt werden, ob ihnen auch der Mann recht ist. Der Pachtzins betrug 370 fl, das Leibgedingkapital 6000 fl, von dem er aber die Zinsen bezog. Das Kirchengedenkbuch nennt die Mühle »Stiftsmühle«. Den Pacht erlegte der Bestandmüller in zwei Raten u. z. am 31. Juli und 31. Dezember; sollte er einmal nicht zahlen, so würde er gemahnt und, falls dies nichts hilft, der Geldbetrag von der Kaution abgezogen. Das Pachtgeld gehörte in die Kirchenkasse. Er mußte auf die Gebäude und auf die Einrichtung selbst schauen, jeden Schaden ausbessern, nichts verkaufen, auch die Steuern *onera*, sowie die 10jährige Renovation von 300 fl an das Kloster in Asparn a. d. Z. pünktlich zahlen. Die Kirchenväter hatten die Pflicht, einmal im Jahre die Mühle zu besichtigen, ob auch alles in Ordnung sei; sollte ein Feuerschaden eintreten, so hat er ihn „zu dulden“. Beim Mahlen haben die Poysdorfer das Vorrecht gegenüber den Fremden; strenge verboten war es ihm, die Leute mit dem Mahlgeld und Mühlmaßl zu überhalten.

In der Mühle gab es ein Vorhaus, eine Küche und 3 Zimmer. Im Garten, der von einem Spältzaun aus Eichenholz umgeben war, standen 14 Obstbäume, im kleinen Grasgarten war ein Fischeinsatz. Zur Mühle gehörten 4 Joch Jung- und Föhrenholz, das aber der Steinabrunner Herrschaft dienstbar war. Das Jungholz konnte der Erbpächter immer nach 15 Jahren abhacken. In jedem Viertel Maisholz mußten 6 Eichen stehen bleiben. Weil der Falkensteiner Jäger die Aufsicht über den Wald führte, zahlte ihm der Erbpächter jährlich 1 fl, außerdem hatte er den Grundbuchsdienst und die landesfürstlichen Abgaben zu reichen. Zur Einrichtung gehörten 4 Mühlsteine mit einem Durchmesser von 40 Zoll, 2 Kampräder, Schaffeln, Gewichte und eine deutsche Waage mit Schalen und Ketten.

Die Zeit der Franzosenkriege brachte viel Arbeit, Sorgen und Kummer. Die Durchmärsche des Militärs, die lange Einquartierung der Soldaten riefen Krankheiten und eine starke Sittenverwilderung hervor; die Geistlichen nahmen sich der kranken und verwundeten Soldaten an, pflegten sie und spendeten ihnen die Wegzehrung. Hart drückte die Steuerlast auf alle Untertanen, die Kirche mußte über die 7 neugebauten Häuser, die ihr unterstanden, im Jahre 1808 eine Nachtragsfassion ablegen. Mit der Herrschaft Poysbrunn geriet die Pfarre in einen langwierigen Prozeß, weil die Herrschaft die grundherrlichen Gerechtsame forderte. Der Staat und die Herrschaften benötigten in diesen Zeiten so dringend Geld, daß sie überall zugriffen, wo etwas zu haben war. Nach dem Hofkammerdekret vom 16. Dezember 1809 verlangte der Staat alles entbehrliche Edelmetall von den Kirchen u. z. silberne Lampen, Kelche, Monstranzen, Rahmen, Kronen, Engel u. dgl. Schon im Jahre 1805 war er an die Geistlichen mit Geldforderungen herangetreten, weil der Krieg ungeheure Geldsummen verschlang; nun stellte er noch einmal die Forderung nach Geld. Der Dechant Anton Neckam von Poysbrunn erklärte, nichts geben zu können, weil ihn die Franzosen ausgeplündert hätten, und der Paasdorfer Dechant zeichnete 20 fl.

Die Kriegszeiten erforderten einen ganzen Mann, besonders in Poysdorf, das an der Durchzugsstraße lag; der Pfarrer Hegelsberger war dieser Arbeit, den Aufregungen und Sorgen nicht gewachsen, sodaß er um seine Enthebung ansuchte. Josef Neuwirt wirkte ein Jahr als Provisor, dann erhielt die Stelle der Romuald Einfalt von Liesing (1812 - 1822). Von hier kam er nach Pyrawarth. 1821 endete der Prozeß, den die Pfarre im Jahre 1812 gegen die Poysbrunner Herrschaft angestrengt hatte. Das n. ö. Landrecht bestätigte die grundherrlichen Gerechsame der Kirche, den Bezug des Laudemiums (Lehngeld) und der Realjurisdiktion, aberkannte ihr das Abhandlungsrecht, das Mortuarium und das adelige Richteramt, die Frage wegen Robot und eines Robotgeldes sollte einer politischen Verhandlung zugewiesen werden (2. März 1821). Am 11. September desselben Jahres erfolgte die kaiserliche Bestätigung und damit war der Prozeß beendigt.

Auf den Pfarrer Einfalt folgte ein Sohn der Heimat Josef Piller, der am 4. Jänner 1793 in der Engelherrenmühle geboren war, in Nikolsburg und Wien studierte und 1815 ausgeweiht wurde. Er wirkte anfangs in Erdberg, dann in Poysdorf und Baden und kam 1822 in seinen Geburtsort als Pfarrer.

Weil die Kirche 1824 entweiht wurde, blieb sie vom 15. bis 27. Juni geschlossen, sodaß der Fronleichnamsumgang von der Bründlkirche ausgehen mußte. Im gleichen Jahre wurde zum letzten Mal das Grundbuch erneuert, das nur geringe Veränderungen zu dem des Jahres 1765 aufweist. Bemerkenswert ist, daß der jeweilige Marktrichter von der Kirche eine Wiese von 1 Joch in den »Schlichten« zur Nutznießung besaß. Woher dieses Recht abgeleitet wurde, ist eine ungelöste Frage; der Marktrichter entrichtete nur den Dienst von der Wiese der Kirche. Eine Wiese hatten auch die Kirchenväter und eine - im Walterskirchner Feld - der Oberkirchenvater.

Sehr notwendig war eine gründliche Ausbesserung der Kirche, die der neue Pfarrer sofort in Angriff nahm; das Innere wurde geputzt und gefärbelt, der Tabernakel weiß geglättet und vergoldet und der Turm eingedeckt; auch ein schönes Ornat, Kirchenwäsche und Paramente schaffte er für den Gottesdienst an. Eine tiefgreifende Veränderung erfuhr aber das Äußere der Kirche; die Schießscharten der Mauer verschwanden, die Höhe derselben wurde auf ungefähr die Hälfte vermindert, die Zugbrücke und das Wächterhaus abgetragen, sodaß der alte Wehrbau der Vergessenheit anheimfiel; wir besitzen nicht einmal ein Bild oder einen Plan, der uns die alte Festungskirche veranschaulichen könnte; nach einem kurzen Bericht befand sich die Zugbrücke unter dem Wächterhaus. Daß dies alles niedergerissen wurde, lag eben in dem Zeitgeiste, der überall »Verkehrshindernisse« sah, die man beseitigen mußte.

Im Jahre 1840 feierte die Kirche am 20. September in festlicher Weise die 200 Jahr-Feier; zu diesem Zwecke erschien von Wien der Hof- und Domprediger Dr. Lausch, der die Festpredigt hielt. Um diese Zeit wirkten an der Kirche auch noch zwei Kooperatoren. Der Pfarrer, der 1835 zum Vizedechant, 1837 zum Konsistorialrate und 1838 zum Dechant des Staatzer Dekanates ernannt wurde, verließ am 15. Oktober 1843 Poysdorf, da er die Stelle eines Domherrn und Schuloberaufsehers in Wien erhielt. Unter ihm hatte sich das Kirchenvermögen, das bei seinem Amtsantritt 27.725 fl betrug, verdoppelt. Die Gemeinde bereitete ihm einen festlichen Abschied, 10 Wagen begleiteten ihn bis nach Wilfersdorf. Im nächsten Jahre erschien er zum Johannisfest, wo er das Hochamt mit Stab und Inful zelebrierte, dabei hielt der Poysdorfer Priester Asperger die Festpredigt.

Der neue Pfarrer hieß Ferdinand Gratzer, der 1809 in Ameis geboren war. Ihm machte das Wiener Konsistorium folgende Entscheidung bekannt: Die Pfarre Poysdorf gehört zu den besseren, da sie 800 fl reines Einkommen hat, dagegen verfügt die Pfarre in Klein-Hadersdorf nur über 454 fl 56 ¼ kr und die zu Wetzelsdorf über 557 fl 52 kr; daher ist es recht und billig, wenn der Stolaaufschlag künftighin entfällt. Die beiden Pfarren zahlten nämlich bis zum 20. Dezember 1843 einen bestimmten Geldbetrag alle Jahre an die ehemalige Mutterkirche u. z. Wetzelsdorf 38 fl 12 kr und Hadersdorf 25 fl 18 kr.

In wirtschaftlicher Hinsicht hatte der neue Pfarrer anfangs wenig Glück, da er 1844 bei dem großen Hoch-Wasser 100 Schock Burgunder verlor, 1845 die Kartoffelernte infolge einer Krankheit gänzlich verdarb und 1847 ein Hagelwetter die Ernte vernichtete (700 fl Schaden). Große Freude bereitete ihm der Weingarten in den Waldbergen, der ihm 1845 eine Weinmenge von 55 Eimern und 1846 sogar 83 Eimer lieferte. Er war ein tüchtiger Wirtschaftsmann, der die Pfarrgründe selbst bewirtschaftete - der Vorgänger hatte sie um einen Jahreszins von 337 fl 15 kr C. M. verpachtet -, auch das Gedenkbuch führte er peinlich genau, sodaß man von dieser Zeit an einen klaren Ueberblick über alle Ereignisse in der Pfarrgemeinde bekommt.

Das Sturmjahr 1848 rief eine Umwälzung hervor, die auch in den kirchlichen Verhältnissen manches änderte. Die Aufhebung von Zehent und Robot brachte einige Unklarheiten, die erst nach etlichen Jahren auf gerichtlichem Wege gelöst wurden, es handelte sich um die Deputatleistungen seitens der Poysbrunner Herrschaft. Die Führung des Grundbuches wurde dem Pfarrer abgenommen und den staatlichen Gerichten übertragen. Die Pressefreiheit, die dem Volke gewährt wurde, benützten die Zeitungen und fielen über die Geistlichen her, kritisierten alle Verhältnisse und sparten nicht mit Spott und Hohn. Dies war der Anlaß zu einer energischen Abwehr, welche die Bischöfe Oesterreichs gegen jede Umsturzgefahr vorbereiteten; sie versammelten sich 1849 in Wien unter dem Vorsitze des Salzburger Erzbischofs; die Verhandlungen waren geheim. Daran nahm auch ein Poysdorfer teil, es war dies der Linzer Domscholaster Franz Rieder, der als Stellvertreter des alten blinden Bischofs erschien.

Der Pfarrer Gratzer war Mitglied der ersten freigewählten Gemeindevertretung, die nicht mehr von der Wilfersdorfer Herrschaft bestätigt wurde. Weil die Herrschaft Poysbrunn keinen Zehent von den Bauern bekam, so reichte sie auch nicht die üblichen 30 Metzen Korn und 5 Eimer Most dem Pfarrer; woher die Abgabe stammt, ist eine Frage, die bei dem Mangel an Urkunden nicht beantwortet werden kann; vielleicht hängt sie mit den Grundstücken und dem Zehent zusammen, die einmal der Mutterpfarre Falkenstein gehörten und dann von der Herrschaft eingezogen waren. Die Deputate erhielten alle Patronatspfarren. Erst nach drei Jahren entschloß sich die Herrschaft, die Naturallieferungen in Geld abzulösen u. z. zahlte sie am 27. November 1851 für den Eimer Most 10 fl und für den Metzen Korn 5 fl, sodaß der Pfarrer 206 fl bekam.

In der Kirche hing noch der alte Messingluster mit 12 Lichtern, es war ein Stück Altertum, das 110 Pfund wog. Am 22. November 1851 riß das schadhafte Seil und der Luster stürzte auf den Boden; es war ein Glück, daß niemand in der Kirche war; da man mit ihm nichts anfangen konnte, so verkaufte ihn der Pfarrer als Altmaterial um 34 fl und schaffte einen neuen an, der aus Glas bestand und 16 Lichter hatte. Bei der Auferstehungsfeier im Jahre 1852 brannte er zum ersten Mal. Er kostete 80 fl. Im folgenden Jahre kaufte er ein neues Speisegitter um 120 fl, das aus Gußeisen hergestellt war. Dazu spendeten die Frauen der Bezirkshauptmannschaft Poysdorf ein schönes Speisetuch.

Nach dem Umsturz und den Kriegen der Jahre 1848/49 folgte gar bald die Umkehr, die eine neue Welle des religiösen Eifers mit sich brachte; Neuerungen tauchten auf und lösten Altes und Vergessenes ab. Ein Konkordat sollte dem Unglauben das Eindringen in das Volk verwehren, der Staat selbst wollte die Umsturzgedanken bekämpfen und schritt mit allen Mitteln gegen jene ein, die solche Gedanken verbreiteten; Missionen wurden abgehalten, die Verehrung des Herzens Jesu sowie der Jungfrau Maria wurden überall eingeführt, in den größeren Städten tauchten die Maiandachten auf, die Wallfahrten erwachten zu neuem Leben, die alten Altarbilder ersetzte man durch andere zeitgemäße, weil die Bilder aus der Barockzeit zu weltlich erschienen; man verlangte keine Darstellung der Leidenschaft, der Verzückung, keine Folterszenen, sondern wirkliche religiöse Bilder voll Ruhe und Frieden. Die größte Einfachheit sei auch die beste Schönheit Die Kirchenmusik eines Haydn und Mozart wollten viele aus der Kirche verweisen, da sie zu weltlich und zu heiter sei. Die alten Meßlieder wurden durch neue Marienlieder verdrängt. Wo es möglich war, stellte man in der Kirche Marienaltäre auf.

Dieser neue Geist wirkte sich auch in unserer Gemeinde aus. Vom 5. - 12. März 1854 wurde die erste Mission in Poysdorf abgehalten. Es war überhaupt die erste in der Umgebung und rief deshalb großes Aufsehen hervor. Von Wien erschienen drei Jesuiten: Max Klinkowström, er war der Sohn des protestantischen Malers Klinkowström, der zu dem Kreise des hl. Klemens Maria Hofbauer in Enzersdorf bei Wien gehörte, Roman und Weiß. Der Andrang zu den Predigten war ein ungeheurer. Manche Leute pilgerten sechs Stunden lang, um die Predigten zu hören. Die Kirche konnte gar nicht die Andächtigen fassen und es mußte außerhalb des Gotteshauses eine Notkanzel errichtet werden; in den Beichtstühlen waren 15 fremde Priester tätig, 6000 Kommunikanten zählte man in diesen Tagen. Am Abend um 7 Uhr wurde die große Glocke geläutet, um die Bewohner zur Einkehr und zur Buße zu bewegen. Am 12.März weihte der Staatzer Dechant Georg Bayerle das Missionskreuz - das Holz dazu spendete die Frau Katharina Schodl, die auch später eine größere Geldsumme für die zwei Altarbilder »Der hl. Josef« und „Die hl. Maria“ gab; 24 ledige Burschen trugen das Holzkreuz vom Pfarrhof zur Kirche, wo es aufgestellt wurde. Bei dieser Feier waren 30 Priester anwesend und die Rührung bei der großen Menschenmenge war allgemein, daß viele in Tränen ausbrachen. Die Gemeinde sprach dem Pfarrer den Dank für die erste Mission aus. Dazu bemerkt das Pfarrgedenkbuch: »Mögen die Früchte der Mission fortleben! Der Pfarrer, der es errichtete, wird längst unter der Erde modern und das Kreuz wird noch immer stehen«.

Nach dem Entscheid vom 14. August 1850 war in diesem Jahre (1854) die Pfarre Poysdorf in das n. ö. Landschaftsgültbuch geschrieben - Einlage 189. V. U. M.

Als die Grundentlastungskommission in Feldsberg die Ablöse der Deputate durchführte, erhob der Pfarrer beim Innenministerium sofort Beschwerde wegen der herrschaftlichen Deputate, auf die er nicht verzichten könne, außerdem seien die entsprechenden Preise viel zu niedrig. Das Ministerium traf die Entscheidung, daß die Deputate kein Gegenstand der Grundentlastung seien, man könne sie auch nicht als Stiftung betrachten und außerdem würden nur solche Abgaben abgelöst, die mit dem Zehentrecht oder der Robot zusammenhingen.

Um die Kirche ordentlich herzurichten, ließ der Pfarrer durch den Maurermeister Fritz einen Kostenüberschlag ausstellen. Das Kircheninnere sollte zweimal geweißt und nachher zweimal blau gestrichen werden. Die nassen dunklen Stellen, die das Innere entstellten, wurden herausgehackt und mit hydraulischem Kalk verputzt; dazu seien 23 Fuhren Sand à 20 kr notwendig, die Maurerarbeit erforderte 496 fl 31 ¼ kr, die Handlangerdienste 29 fl 42 ¾ kr; Hand- und Zugrobot sei Sache der beiden eingepfarrten Gemeinden - Poysdorf und Wilhelmsdorf. Die Arbeit konnte am 3. Juni beginnen und am 4. August war sie beendet. Der Meister stellte ein hohes Gerüst in der Kirche auf, das auf Rädern geschoben wurde. Leider machte die blaue Farbe unschöne Flecke, die man nicht entfernen konnte. Die alten wertlosen Bilder verschwanden, die schadhaften Türen wurden durch neue ersetzt, nur die alte Eingangstür beim Haupttor blieb erhalten. Auch die Kirchenstiege bei der Schule, die schon recht baufällig war, wurde aus Eichenholz hergestellt (die Maurerarbeit kostete 160 fl 36 kr, die Handlangerdienste 18 fl 48 kr, diese entfielen auf die beiden Gemeinden).

Im gleichen Jahre - 1856 - feierte der Wirtschaftsbesitzer Josef Haimer sein 50jähriges Jubiläum als Kirchenvater. Aus diesem Anlaß spendete ihm die Kirche ein silbernes Kreuz, das einen Wert von 80 fl besaß. Der stille, zurückgezogene Greis lehnte jede größere Feierlichkeit ab; darum übergab es ihm der Pfarrer auf dem Krankenbette - sechs Tage später entschlief er sanft und ruhig. Das Kreuz sollte fortan im Besitze der Familie bleiben, nur im Falle, daß sie einmal ausstürbe, müsse es zur Kirche wieder zurückkommen.

Das Konkordat trat 1857 in Wirksamkeit; das Schulwesen wurde der Kirche überlassen, die Ehe unterstand dem kirchlichen Rechte (Artikel X) und die Beerdigung der Toten wurde neu geregelt. Die Kirche von Poysdorf hatte 6000 fl Nationalanleihe gezeichnet.

Am 28. Juni 1858 erschien der Kardinal Fürsterzbischof Otmar Rauscher, der von Ameis kam, und visitierte die Kirche. Die Gemeinde bereitete ihm einen festlichen Empfang; er spendete hier die Firmung, prüfte die Schulkinder, hielt dann an die Gläubigen eine kurze Ansprache und fuhr nach Walterskirchen weiter.

Da sich der Pfarrer in den letzten Jahren eine Krankheit zugezogen hatte und der Friede in der Gemeinde viel zu wünschen übrig ließ, verzichtete er am 1. Dezember 1859 auf die Poysdorfer Pfarre. Am 11. Februar 1860 erteilte er noch einmal den Andächtigen den Segen, dann verließ er im Wagen den Markt. Die Leute hinderten ihn daran, ließen die Pferde nicht wegfahren, ja einige spannten die Pferde aus und zogen den Wagen eine Strecke des Weges. Er reiste zuerst nach Wien, dann nach Graz und endlich nach Triest. Er hatte ein prachtvolles Missale, viel Kirchenwäsche, ein blaues Pluviale, ein großes silbernes Kreuz und eine kleine Monstranz angeschafft, mehrere Stiftungen angelegt, doch die Arbeit an den Seitenaltären konnte er nicht mehr durchführen.

Sein Nachfolger war Anton Haresser (geboren 1807 in Pottenhofen, 1831 zum Priester geweiht und am 6. Mai 1860 für Poysdorf installiert). Am 11. August 1860 feierte der Neupriester Josef Haimer in der Kirche seiner Heimat die Primiz.

Der neue Pfarrer vollendete das Werk, das sein Vorgänger zum Teil begonnen hatte, aber nicht beenden konnte. Der Hochaltar war in einem so schadhaften Zustand, daß eine Ausbesserung dringend notwendig war. Die Vergoldung und der Farbenanstrich hatten im Laufe der Jahre schwer gelitten, der Glanz war verblaßt, Holz und Statuen machten einen düsteren Eindruck. Die dunkelgrüne Farbe der Wand ließ den Hochaltar nicht zur Geltung kommen. Der Tabernakel war einmal weiß lackiert gewesen, nun war die Farbe ein schmutziges Grau. Der Kirchenpatron willigte in die Arbeit ein, die sofort am 31. Mai beginnen konnte; Wiener Arbeiter erschienen, die mit Verständnis das große Werk in vier Monaten vollendeten. Der Gottesdienst fand unterdessen beim Herz Jesu-Altar statt. Der Rahmen des Hochaltarbildes, der früher schwarz war, wurde nun vergoldet, ebenso einzelne Teile der hl. Dreifaltigkeit; was übrig blieb, strich man mit weißem Lack an. In die Vertiefungen der dorischen Säulen kamen vergoldete Stäbe von 1/3 m Höhe; die Kapitelle erfuhren eine gründliche Verbesserung Die Statuen der beiden Apostelfürsten waren früher einfach weiß lackiert; nun erstrahlten die faltenreichen Oberkleider in reichem Goldschmuck; auch die beiden Statuen des hl. Florian und des hl. Leopold, die recht buntfarbig bemalt waren, wurden mit dem Hochaltar in Übereinstimmung gebracht. Die Holzteile des Hochaltares strich der Maler mit grauer und rötlicher Farbe an, so daß sie wie Marmor ausschauten Der Altartisch erfuhr keine Änderung, nur in die Mitte kam ein vergoldetes Kreuz in einer kreisförmigen Einfassung. Der alte Tabernakel machte einen plumpen Eindruck und wurde ganz entfernt; der neue hatte die Form eines kleinen Tempels, der von dorischen Säulen getragen wurde; im Hintergrunde sah man den hl. Namen Jesus, der ganz von goldenen Strahlen umgeben war; auch hier wurde mit der Vergoldung nicht gespart, die freien Teile erhielten ein marmoriertes Aussehen. Die Cherubine und die Altarleuchter glitzerten wie reines Gold; trotzdem vermied man jeden übermäßigen Pomp und war strenge darauf bedacht, die Einheit des Gotteshauses im künstlerischen Sinne nicht zu zerstören. Am 4. Oktober war die Arbeit fertig, am 5. erschien der Staatzer Dechant, der den neuen Hochaltar einweihte, so daß der Gottesdienst wieder in altgewohnter Weise abgehalten wurde. Bei der Kirchenstiege konnte man sich wegen der Bezahlung nicht einigen, da bald die Kirche, bald die Gemeinde die Auslagen bestritten hatte. Im Jahre 1861 kam ein Vergleich zustande. Die Kosten teilten sich Gemeinde und Kirche; man hatte auch früher die Stiegen geteilt; den unteren Teil bis zur Schule übernahm die Marktgemeinde, den oberen Teil die Kirche. Das notwendige Holz führte man aus dem Kirchenwalde herbei; die neue Stiege vermied die übermäßige Steigung, man setzte mehr Stufen ein. Die Kosten betrugen 125 fl, der Zimmermann bekam 47 fl 50 kr und der Maurer 15 fl. Da in der Winterszeit der Steinboden in der Kirche zu kalt war, schaffte der Pfarrer einen Bretterbelag an. Die Grundstücke, die er bis 1862 selbst bewirtschaftete, übergab er nun den Bewohnern gegen einen Pachtzins; die Regierung hatte den Pachtvertrag, der im Pfarrarchiv liegt, genehmigt.

Als der Geistliche Jakob Zimmermann von Poysdorf versetzt werden sollte, suchte 1865 die Gemeinde an, daß er hier bleibe, da er ein guter Prediger und Lehrer war. Am 3. September desselben Jahres feierte der Prälat Josef Piller in der Kirche seines Geburtsortes die Sekundiz [Anm. 50-jähriges Priesterjubiläum]. Die Gemeinde bereitete ihm einen großartigen Empfang; Pöller krachten, die Musik spielte, als sein Wagen bei dem Triumphbogen, der in der Nähe des Kaiserwirtshauses aufgestellt war, anlangte. Mitten im Tannengrün las man den Spruch:

»Freudiges Willkommen ihm, der unser guter, treuer Hirte war«.

Ueber dem Haupteingang in die Kirche standen die Worte: »An Würden und an Ehren reich, bleibt er für uns an Liebe gleich.«

Bei dem Festgottesdienst hielt sein ehemaliger Schüler Franz Asperger, der Dechant in Pillichsdorf war, die Festpredigt, ein zweiter Schüler, der Pfarrer Johann Rieder vom Rennweg in Wien, war auch anwesend, während der dritte - der Domprobst Franz Rieder in Linz - wegen Krankheit nicht kommen konnte. Nach dem Gottesdienste bestieg er selbst die Kanzel und besprach die Ereignisse, durch welche ihn der Herr auf dem langen Lebenswege besonders gesegnet hatte. Am Abend war der Markt festlich beleuchtet, der Gesangsverein und die Schützengesellschaft ehrten ihn; die nächsten Tage las er ein feierliches Pontifikalamt in der Bründlkirche, in Hadersdorf und Wetzelsdorf. Im nächsten Jahre starb er am 3. Oktober und wurde in seine Heimat überführt. Beim Kaiserwirtshaus erwartete eine große Menschenmenge die sterblichen Ueberreste jenes großen Wohltäters; der Staatzer Dechant und 14 Geistliche schritten vor der Bahre, die von den Gemeinderäten zur Dreifaltigkeitssäule getragen, hier eingesegnet und dann in die Kirche geführt und nach abermaliger Einsegnung und nach einem Seelenamt mit Libera auf dem Friedhofe beigesetzt wurde. Ueber die Stiftungen und Wohltaten, die mit dem Namen des Verstorbenen verknüpft sind, wird an einer anderen Stelle gesprochen Die Kirche besitzt von ihm eine schöne goldene Monstranz aus der Wiener Werkstätte Daninger.

Das Kriegsjahr 1866 brachte eine Mißernte, Militäreinquartierungen und die Cholera. Schöne Worte der Anerkennung widmet der Pfarrer im Gedenkbuch dem frommen Sinn und dem sittlichen Verhalten des Gegners gegenüber dem weiblichen Geschlechte. Mit Hochachtung kamen die im Pfarrhof Einquartierten den Geistlichen entgegen, die dann nach dem Ausbruch der Cholera eine schwere Arbeit bei den Kranken hatten; fast wäre die Kirche zu Spitalszwecken angefordert worden, so arg wütete die Seuche.

Erst im folgenden Jahre nahm der Pfarrer die Arbeit an den Seitenaltären in Angriff, die schon sein Vorgänger durchführen wollte. Da sie in ihrer Größe und im Aufbau ganz verschieden waren, so störte dies den Eindruck, den man beim Eintritt in die Kirche gewann. Zwei Bilder, die 500 fl. gekostet hatten, lagen schon mehrere Jahre im Speisesaal des Pfarrhofes; nun fanden sie ihre Verwendung. Die beiden Bilder hatte der Maler Ad. Brenner vollendet, der ein Zeitgenosse des sudetendeutschen Meisters Josef Führich und ein Vertreter der Schule der Nazarener war, die Formenschönheit, Farbenpracht und tiefes religiöses Empfinden in ihren Werken vereinigten. Aus dieser Schule bezog auch die Bründlkirche zwei kleinere Bilder für die Seitenaltäre Der Znaymer Maler Anton Jungnickel vollendete die Arbeit in 6 Wochen, wofür er 800 fl verlangte. Die beiden vorderen Seitenaltäre stimmten dann mit dem Hochaltar überein. Der dritte hatte kein Bild, sondern nur eine Statue der Muttergottes mit dem Jesuskinde war hier aufgestellt Der Znaymer Meister stellte den Antrag, diesen Altar dem heil. Stephan zu weihen, was auch der Pfarrer billigte. Er besorgte auch das passende Bild, das er selbst nach einem Lichtbilde herstellte Das Original hängt in der Stadtpfarrkirche zu Retz und stammt von dem Maler Kuppelwieser. Die schadhafte Kanzel erfuhr ebenfalls eine gründliche Umarbeitung; die Holzteile marmorierte der Meister, die Bilder wurden vergoldet und die Statuen weiß lackiert. Das große Kreuz mit der Büßerin Magdalena und die 4 Statuen an den Wänden ließ der Pfarrer herrichten. Die Stiegen zum Musikchor und zum Fräuleinchor, deren Steine schon ganz ausgetreten waren, stellte man aus Eichenholz her. An Stelle der Statue von der schmerzhaften Muttergottes, die der Pfarrer entfernen wollte, ließ er das entsprechende Kreuzwegbild anbringen; Wohltäter nahmen sich der Statue an, ließen sie reinigen und färbeln; beim Marienaltar fand sie dann den passenden Platz.

Als der Papst Pius IX. sein 50jähriges Priester-Jubiläum feierte, sammelte die Geistlichkeit in der Marktgemeinde Unterschriften für eine Dankadresse. Ihre Bemühung, hier in Poysdorf ein katholisches Kasino zu gründen, fand bei der Gemeindevertretung, die ganz im freiheitlichen Lager stand, einen entschiedenen Widerspruch; es fanden sich 20 Mitglieder, doch wurde ihnen das große Zimmer in der Schule verweigert, sodaß die gründende Versammlung im Gasthaus Schmied stattfand. Die treibende Kraft der neuen Bewegung war Matthias Hammerler, der in kurzer Zeit 200 Mitglieder für das Kasino geworben hatte.

Die Wände und Decke der Kirche zeigten leider wieder große, unschöne Flecke, die trotz aller Bemühungen nicht entfernt werden konnten. Ein Wiener Meister, der für diese Arbeit 1400 fl verlangte, wurde übergangen; dafür erhielt der Znaymer Eduard Lederer den Auftrag, die Wände abzukratzen, zu weißen und zu färbeln, weil er nur 850 fl. verlangte.

1875 schnitt der hiesige Glasermeister Stubenvoll die farbigen Glasfenster beim Hochaltar ein; er verlangte 100 fl. und verzichtete auf jeden Gewinn.

Bei den großen Manövern im Jahre 1876 sah die Kirche hohe Gäste; denn der Erzherzog Albrecht, vier andere Erzherzoge und der Kronprinz von Hannover besichtigten das Gotteshaus, über dessen Schönheit und Größe alle nicht wenig verwundert waren; auch der Gesang und der fromme Sinn der Bewohner fanden bei den Herren volle Anerkennung. An demselben Tage - die Herren wohnten auch dem Gottesdienste bei - fanden sich im Klingelbeutel 4 Dukaten. Der Kaiser, der am 4. September erschien, äußerte sich lobend über die schöne Lage der Kirche, sowie über die gute Behandlung der Soldaten durch die Ortsbewohner. Im Pfarrhof wohnte der Schiedsrichter des Manövers, der Kommandant der Festung Krakau.

Im gleichen Jahre löste die Poysbrunner Herrschaft die Naturaldeputate an die Pfarrkirche mit einer Geldsumme von 3379 fl. für alle Zeiten ab, damit endete das letzte Stück der uralten Naturalwirtschaft, sodaß die Geistlichen in die Abhängigkeit des Staates kamen; wie ein roter Faden zog sich nun durch die folgenden Jahre die Fassion, die immer wieder von dem jeweiligen Pfarrer verlangt wurde.

Nach dem Tode des Anton Haresser im Jahre 1881, der das Feldsberger Kloster zum alleinigen Erben einsetzte, kam Peter Feltl, der 1826 geboren und 1849 geweiht war; auf ihn war die Marktgemeinde nicht gut zu sprechen, weil sie in ihm einen „Böhm“ sah; beim Empfang erschien nur die Wilhelmsdorfer Gemeindevertretung, nicht aber die Poysdorfer. Die Spannung löste sich aber in kurzer Zeit und bei der Installation am 29. Jänner 1882 erschienen beide Gemeindevertretungen.

Seit dem 29. Juni 1859 war in Poysdorf keine Firmung abgehalten worden; nun erschien am 23. Mai 1882 der Fürsterzbischof Ganglbauer, der von Feldsberg kam und von der Gemeinde, der Schuljugend und der Feuerwehr feierlich empfangen wurde: ein Fackelzug und eine festliche Beleuchtung am Abend galten als Ehrung des hohen Gastes; 684 Firmlinge waren angemeldet. Eine Ansprache an die Gläubigen entfiel wegen des „miserablen“ Aufstieges zur Kanzel. Die Visitation war keine strenge; denn „es wurde gefirmt, aber nicht visitiert“, sagt das Gedenkbuch. Für den Bienenstand des Pfarrers zeigte der Kirchenfürst große Aufmerksamkeit Zur Festtafel waren 24 Gäste geladen.

Noch im gleichen Jahre ging der Pfarrer daran, alle Fehler und Mängel an dem Gotteshause auszubessern Die altehrwürdigen Chorstühle hatte er schon früher herrichten lassen; nun wurde das schadhafte Schindeldach über der Sakristei und das über dem Haupteingange entfernt und durch ein Blechdach ersetzt; dazu benötigte man 134 Quadratmeter Blech. Den Weg von der Kirchenstiege bis zur Kirchentür ließ er mit Ziegeln pflastern, da bei schlechtem Wetter viel Schmutz in das Gotteshaus gelangte, die Vorhalle mit großen Zementplatten belegen, in der Sakristei einen Regulierofen und einen Kasten für die Paramente aufstellen sowie an der Seite der Kirchenstiege schmiedeeiserne Handgriffe anbringen (erforderlich waren 194 Kilo Eisen). All diese Arbeiten kosteten 1419 fl. 29 kr. Bürger des Marktes widmeten der Pfarrkirche fromme Stiftungen, so der schon erwähnte Matthias Hammerler, der für die Dreifaltigkeitssäule 1000 fl. und außerdem 19.600 fl. für wohltätige Zwecke hinterließ; \*) [\*) Requiemstiftung mit Libera und Armenbeteilung 3000 fl; für arme kath. Waisenkinder 6000 fl; für eine Dienstbotenprämienstiftung 2000; für ein Stipendium der Knaben Seminaristen 5000 fl; für arme kath. Blinde 1200 fl; für Roratemessen 200 fl; zum Ankauf guter Bücher 200 fl; zum Ankauf von Rindfleisch 1000 fl.] der Gemeinde schenkte er einen Acker, dafür folgte sie alljährlich dem Pfarramte 6 fl. 30 kr. aus, das mit dem Gelde Religionsbücher für arme Kinder anzuschaffen hatte. Zu den schon bestehenden Meßstiftungen kamen drei neue: Josef Hammerler, Kath. Reinisch und Eleonora Wurmbauer. Ueber das religiöse Leben jener Zeit schreibt das Gedenkbuch: „Die Leute besuchen den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen, viele empfangen die Osterbeichte und Kommunion, doch fehlt ein Bruderschaftsbuch. Die Ratsherren lassen sich in den Stühlen selbst an den höchsten Feiertagen nie sehen, zur Osterbeichte erscheinen einzelne nicht. Die erste Kommunion ist immer sehr feierlich und die Kinder erhalten ein schönes Andenken Die Fronleichnamsprozession hat einen sehr weiten Weg. In diesem Jahre war der Kanonikus von Nikolsburg beim Umgang in Poysdorf. Zur Bründlkirche kommen alle Jahre mehr Personen; das Opfergeld betrug in diesem Jahre 311 fl. 86 kr. Alle Monate wird am ersten Sonntag eine Betstunde und eine Kreuzwegandacht abgehalten; auch für die Rosenkranzandachten bestehen eigene Stiftungen. Das Beten des Rosenkranzes ist aber abgekommen. Dienstag, Donnerstag und Samstag sind Schulmessen, der Kirchenbesuch seitens der Kinder läßt zu wünschen. Die Maiandachten wurden erst eingeführt und sind in der Bründlkirche. Die Brautleute gehen lieber nach Wien, sie lassen sich nicht vormittags, sondern nachmittags trauen, da entfallen die Hochzeitsmessen. Die besseren Leute ziehen die Bründlkirche der hiesigen Pfarrkirche vor, doch sieht dies das Ordinariat nicht gern.“

Den 4. Mai 1882 fand der feierliche Florianiumgang anläßlich der 300-Jahrfeier der Markterhebung statt, wobei die Gemeinde reichen Fahnenschmuck angelegt hatte und die Häuser durch ihre Sauberkeit besonders auffielen. Am Abend gab es eine größere Feier, dabei wirkte auch der Gesangsverein mit, ein Tanz beschloß diesen Gedenktag.

Der Pfarrer unterzog sich auch der schweren Aufgabe, die Kirchenurkunden zu sammeln und das Pfarrarchiv zu ordnen; dabei machte er die unangenehme Wahrnehmung, daß wichtige Akten fehlten, und zwar nicht weniger als drei Bände, die gerade die Zeit von 1664 bis 1717 behandelten. Sie waren als Makulaturpapier von einem Kaufmann gekauft worden. Auch das schöne Silberkreuz aus dem Nachlaß des verstorbenen Pfarrers Gratzer fehlte und konnte erst 1884 gefunden und wieder der Kirche gegeben werden. Als im Jahre 1883 der Friedhof beim Gotteshaus noch einmal belegt wurde, machte der Pfarrer das Besitzrecht der Kirche auf denselben geltend; der Platz ist kirchliches Eigentum und wurde damals durch ein Eisengitter von dem vorderen Teile abgetrennt.

Der Kooperator Karl Schwehla, der im Vorjahre die Maiandachten eingeführt hatte, gründete auch den Verschönerungsverein. Einen starken Einfluß auf das religiöse Leben nahmen damals die politischen Ereignisse, die unser Volk in den Bann zogen und selbst in den kleinsten Gemeinden verspürt wurden. Den Auftakt gab bei uns das sogenannte „Beernwinkelfest“ in Wetzelsdorf, zu dem sich viele Teilnehmer aus den umliegenden Gemeinden einfanden. Die völkischen Gegensätze spitzten sich derart zu, daß die Gemeinde bei der 200-Jahrfeier anläßlich der Türkenbefreiung Wiens im Jahre 1683 nichts tat; in der Pfarr- und Bründlkirche wurde wohl ein Hochamt gelesen, doch unterblieb jede Feier zum Zeichen, daß man mit der Regierung und besonders mit dem Ministerium Taaffe nicht zufrieden war, das damals die Slawen in Oesterreich bevorzugte. Keine Fahne wehte an diesem Tage im Markte, kein Böller krachte, doch erschien die Gemeindevertretung in der Kirche.

Bei der Vermessung des Kirchenwaldes ergab sich gegen früher ein bedeutender Unterschied; nach der alten Messung waren es 7 Joch 50 ¾ Quadrat-Klafter, nach der neuen 10 Joch 1179 Quadrat-Klafter. Die Grundsteuer, die damals 22,7 % vom Reinertrag betrug, ergab für unsere Pfarre 88 fl. 77 kr.; dazu kamen für den Landesfond 20 %, für den Schulfond 20 ¼ %, ebensoviel für den Straßenfond: insgesamt machten die Steuern für die Kirche 138 fl. 70 kr. aus. Das Reinerträgnis war auch nach dem neuen Besitzbogen bei den Pfarräckern von 261 fl. 12 kr. auf 391 fl. 7 kr. gestiegen Das reine Einkommen der Pfarre betrug 1025 fl. 44 kr. bei 574 fl. 97 kr. Ausgaben. Auf Verlangen des Pfarrers wurde eine neue feuersichere Kasse angeschafft.

Für einen Marienaltar in der Wiener Stephanskirche spendete die Pfarrgemeinde 1884 einen Betrag von 75 fl. In diesem Jahre konnten die Chorgalerien hergerichtet und vergoldet, die Kreuzwegbilder gereinigt und eine neue Kanzelstiege von einem Tischler um 40 fl. gemacht werden. Die Kirchensitze, die nach alter Sitte in den vier Quatemberwochen des Jahres verkauft wurden, sollten von nun an nur den ältesten Personen der Pfarrgemeinde zugesprochen werden. Die erste Herz-Jesu-Andacht feierte der Pfarrer am 22. Juni; an Stelle der üblichen Beichtzettel führte er eigene Flugblätter „Heiligung des Tages“ ein, die großen Anklang fanden. Das Pfarrinventar vollendete er mit großer Mühe; in allen Dingen war er ein Mann, der auf strenge Ordnung sah. Da bei allen Angaben die Maße und Gewichte genau angegeben werden mußten, zog sich die Arbeit etwas in die Länge. Am 6., 7. und 8. September feierte die Gemeinde in der Bründlkirche das Andenken an die Geburt der Jungfrau Maria mit einem Triduum; es fiel diese Feier mit dem üblichen Bründlfest zusammen.

Bei der Kongrua-Regulierung des Jahres 1885 sahen sich die Geistlichen des Landes stark benachteiligt im Vergleich zu denen in und um Wien. Da der eine Kooperator sich ein schweres Lungenleiden zugezogen hatte, kam ein dritter Geistlicher hieher. Der Hirtenbrief dieses Jahres besprach eingehend die Fehler und Gebrechen der Zeit; es waren dies: Glaubenslosigkeit, Materialismus, Vernachlässigung der Sakramente, Entheiligung der Sonn- und Feiertage und die nationale Hetze. Bei den Maiandachten stellte man dem Geistlichen eine Fahrgelegenheit zur Verfügung Die Andacht bestand aus einer Predigt, der Litanei und einem Marienlied. Im Oktober führte eine bischöfliche Anordnung das Rosenkranzgebet ein. Das Fest des heil. Leopold gestaltete sich hier zu einer großen Feier, waren doch seit seiner Heiligsprechung 400 Jahre vergangen. In diesem Jahre konnte der Pfarrer den Zuwachs von drei Meßstiftungen verzeichnen; außerdem geschahen einige wichtige Arbeiten; die Paramentenkammer wurde hergerichtet, ein neues Bahrtuch angeschafft, überall auf die Rauchfänge des Pfarrhofes und der Sakristei Zylinder aufgesetzt, die Bücherei aus dem Nachlaß des M. Hammerler geordnet und an die Pfarrkinder ausgeliehen.

Der Papst in Rom hatte für 1886 ein außerordentliches Jubiläum für die ganze Christenheit ausgeschrieben; zur Bründlkirche kamen drei Prozessionen; leider liefen wenig Spenden ein, weil ein großes Ungewitter, bei dem ein Bursche Karl Hatzinger vom Blitze auf dem freien Felde erschlagen wurde, einen bedeutenden Schaden gemacht hatte. Die schlechten Holzstufen der Kirchenstiege beim Turm, die nicht den Erwartungen entsprachen, weil sie zu rasch abgenützt wurden, ersetzte man durch 7 steinerne, die von Brünnlitz bei Zwittau um 526 fl. bezogen wurden. Drei weitere Arbeiten unterblieben, weil der Patronatsherr infolge des Mißjahres das Geld dazu verweigerte; doch konnte der Pfarrer einen schönen, neuen Teppich für den Hochaltar um 173 fl. 63 kr. anschaffen. Zum ersten Male erkannte man die schlechte Lage der Kirche bei einem nahen Brande, da ja das Wasser fehlte; es wurden also eine Kübelspritze und Wassereimer auf dem Dachboden der Kirche aufgestellt Das Grundbuch für die Pfarre konnte in diesem Jahre in Ordnung gebracht werden. Eine Erscheinung, welche der Zeitgeist mit sich brachte, war die sogenannte »Vereinsmeierei«, da solche Gründungen wie die Pilze nach einem Regen aus dem Boden schossen; auch die Geistlichen mußten da mithalten. Der katholische Schulverein wurde wohl gegründet, aber zu einem christlichen Kunstverein fehlten doch die notwendigen Voraussetzungen bei uns. Für die Totenträger bestellte der Pfarrer dunkle Mäntel und Sturmhüte.

Wegen der Hammerlerstiftung verlangte das Wiener Konsistorium, daß die Geldsumme unter die Kirchenkapitalien aufgenommen werde; doch willigte es schließlich ein, daß sie als eigenes Stiftungsskapital geführt werde (1886).

Nun regelte die Behörde 1887 die Kongrua der Geistlichen, sowie die Leichen- und Stolagebühren. Am 4. Juni rief der Pfarrer die Herz-Jesu-Bruderschaft ins Leben. In Poysdorf wirkte als praktischer Arzt Johann Mrkos, der im Spital zu Feldsberg lange Jahre im Orden wirkte, dann aus der Kirche austrat und Protestant wurde; als Arzt genoß er einen guten Ruf. Auf dem Sterbebette kehrte er wieder zur katholischen Kirche zurück. Gekauft wurden: Altarpölster, 3 Kanon-Tafeln, ein Weihbrunn-Kessel sowie ein Beichtstuhl, der neben dem Altar des heil. Franz aufgestellt wurde. Weil die Gläubigen in dem engen Kirchengäßchen bei schlechtem Wetter nicht gehen konnten, ließ es die Gemeinde pflastern. Doch bezahlte die Kirche diese Arbeit, da ja der Markt mit dem Bahnbau stark in Anspruch genommen war. Anläßlich des Priesterjubiläums des Papstes Leo XIII. wurde in der Pfarrgemeinde eine Sammlung eingeleitet, die .17 fl. ergab. Die kirchliche Feier dieses Gedenktages beging die Pfarre erst am 1. Jänner 1888.

Da der Pfarrer das Dekret betreffs der Einführung des Gebetsapostolates 1888 erhielt, ließ er es einrahmen und in der Kirche aufhängen; für die Ministranten schaffte er 4 rote und 4 schwarze Chorröcke an (44 fl. 92 kr. kosteten sie), zum ewigen Licht einen neuen Apparat „nach Guillon“ und für die Herz-Jesu-Andachten eigene Büchlein. Die Weihnachtskrippe mit den 50 schönen Figuren bezog die Kirche aus St. Ulrich im Grödnertal.

Die neue Besoldung der Katecheten an den Schulen regelte ein Gesetz des Jahres 1889. Weil der Poybach reguliert werden mußte, löste die Pfarre den alten Erbvertrag aus dem Jahre 1796 und stellte den Betrieb dieser Mühle am 1. Juli 1889 ein; zwei Jahre später verkaufte sie die Mühle mit einem großen Verlust. Die Pfarräcker, die 42 Joch 1151 Quadrat-Klafter ausmachten, verpachtete man um 719 fl. 70 kr. (1 Joch also um 16 fl. 80 kr.). Das Parteigetriebe und die politischen Ereignisse spürte man auch in unserem Markte; es gab genug Reibungsflächen und Meinungsverschiedenheiten, die den Frieden und die Ruhe störten; so war eine Predigt, in der „örtliche Verhältnisse kritisiert“ wurden, der Anlaß zu einer gerichtlichen Klage.

Bei dem Bau der neuen Reichsbrücke über den Poybach mußten die alten Statuen verschwinden; zwei von diesen (der heil. Florian und der heil. Anton) fanden bei der langen Kirchenstiege gegenüber der alten Schule Aufstellung. Der Kirchenplatz, der bei Regenwetter recht kotig war, konnte teilweise gepflastert werden; das Kirchendach, das schon stellenweise schadhaft war, ließ der Pfarrer übersteigen und im Inneren den Dachstuhl herrichten; für den Altar kaufte er einen gewöhnlichen Teppich und ein harmonisches Glockengeläute; die Anlage eines neuen Weingartens kostete 165 fl. 94 kr. Die Folge dieser Arbeiten war ein Fehlbetrag bei der Kirchenrechnung in der Höhe von 1590 fl. 40 ½ kr.

Zu Ehren des heil. Aloisius fand im Jahre 1891 ein Triduum statt, da 300 Jahre seit seinem Tode verstrichen waren. Der Pfarrer, der ohnedies kein rüstiger Mann war, kränkelte die letzten Jahre; wohl begab er sich in verschiedene Kurorte, ohne aber die erwünschte Heilung zu finden. Am 1. März 1895 starb er und fand seine letzte Ruhestätte bei der Pfarrkirche.

Sein Nachfolger war der Dechant Franz Rauch, der am 14. Juli 1895 in Poysdorf seinen Einzug hielt; dem Aussehen nach war er ein kräftiger Mann, doch gar bald erfaßte ihn die Krankheit, sodaß er in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit wiederholt durch Provisoren unterstützt werden mußte. Die Auferstehungsfeier war bei uns immer dem Belieben des Pfarrers überlassen; bald bewegte sich die Prozession nur um die Pfarrkirche, bald ging man bis zur Dreifaltigkeitssäule; es beteiligten sich aber verhältnismäßig wenig Leute an dieser Feier. Im Jahre 1897 erhielt der Dechant vom Erzherzog Eugen, der beim Manöver hier weilte, ein schönes silbernes Kreuz.

Bei den Feierlichkeiten der nächsten Jahre (1898 Kaiserjubiläum, 1899 Feuerwehrjubiläum, Fahnenweihe des Veteranenvereines) behandelte man die Geistlichen sehr zurückhaltend; absichtlich pflegten einige Ortsbewohner an Sonn- und Feiertagen zu arbeiten. Heiße Kämpfe gab es bei den verschiedenen Wahlen, die leider nur mit zu großer Erbitterung und Leidenschaft geführt wurden und die ein Gift für unser Volk waren.

Unter den Pilgern, die im Jahre 1900 zu dem großen Jubiläum nach Rom fuhren, waren auch zwei Poysdorfer Frauen (Theresia Lackner und Theresia Heger). Anläßlich des Jubelablasses, der 1901 für die ganze Christenheit ausgeschrieben wurde, veranstaltete die Pfarrgemeinde vier Prozessionen. Als in demselben Jahre zum ersten Male eine Anbetungsstunde abgehalten wurde, erschienen dazu 12 Geistliche und sehr viele Gläubige. Am 6. Mai 1904 traf der Weihbischof Dr. G. Marschall in Poysdorf ein und visitierte die Kirche. Der Dechant erlitt im folgenden Jahre einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte, sodaß man ihn nach Hütteldorf in das Spital der Barmherzigen überführte, wo er am 10. Dezember starb. Der Tod war für ihn eine Erlösung, da er durch 6 Jahre schwer gelitten hatte. Deshalb konnte während seiner Amtsführung keine durchgreifende Arbeit vorgenommen werden; dies blieb dem Nachfolger vorbehalten.

Am 18. April 1906 erschien der neue Pfarrer Franz Maglock, der von Poysbrunn kam. Um den inneren Frieden in der Gemeinde herzustellen, berief er schon im folgenden Jahre Missionäre nach Poysdorf; die Predigten waren sehr gut besucht, dreimal im Tage predigten die Missionäre, und zwar um 7 Uhr früh, um 2 Uhr nachmittags und um 6 Uhr abends; 2000 Kommunionen zählte man. Sodann ging er daran, die Kirche stilgerecht malen zu lassen. Ihm stand ein sogenannter „Renovierungsfond“ zur Verfügung, der in unserer Sparkasse hinterlegt war und eine Höhe von 40.000 Kronen erreicht hatte. Die Arbeiten zogen sich unerwartet in die Länge, weil die Zentralkommission für Kunst und Denkmalpflege verschiedene Einwendungen gegen die vorgelegte Arbeit erhob; da fuhr der Pfarrer nach Wien und ersuchte den Weihbischof Marschall um Unterstützung, der es auch durchsetzte, daß die Arbeiten nach einiger Zeit beginnen konnten. Unterdessen waren die Meßkleider hergerichtet worden; der Pfarrer kaufte einen neuen Baldachin aus weißem Damast um 800 Kronen, ein heil. Grab von St. Pölten um 1200 Kronen und eine neue Monstranz. Die Innenarbeit bei der Kirche nahm Rücksicht auf die geringe Belichtung und auf die künstlerischen Forderungen der Gegenwart Die Maler wählten früher dunkle Farben für die Decke: dies sollte nun vermieden werden; auch von der starken Vergoldung kam man ab, da ja in der Einfachheit die größte Schönheit liegt. Die Auslagen betrugen: für das Gerüst 4700 Kronen, für die Malerei 7400 Kronen, für Glasgemälde 1495 Kronen, für das Vergolden und Marmorieren 17.000 Kronen, für das Chor und die Chorstühle 1500 Kronen, der Tabernakel 1200 Kronen, zwei neue Luster beim Hochaltar 250 Kronen, für das Herrichten des großen Lusters 115 Kronen; die Bilder vom Hochaltar und von dem Seitenaltar heil. Franz schickte der Pfarrer nach Wien, weil die Farbe sich von der Leinwand abblätterte; hier wurden sie kunstgerecht behandelt. Das Kirchenportal besserte ein Meister aus dem Atelier Zumbusch aus; auch die Statuen vor der Kirche und das Mesnerhaus wurden hergerichtet. Im Jahre 1910 erhielt die Kirche einen silbernen Kelch, der mit Rauten, Rubinen und Medaillbildern verziert ist, und ein Ziborium.

Die beiden Statuen neben der Pfarrstiege setzte man weiter hinein, weil die Wagen zur Erntezeit öfters die Figuren beschädigt hatten. Die Arbeiten im Inneren der Kirche waren schon 1910 vollendet, die anderen erst 1911. Als der Fürsterzbischof Dr. Franz Nagl in Poysdorf im Mai 1910 erschien, äußerte er sich sehr lobend über die Schönheit des Gotteshauses. Bei einem Bischofsempfang ist es hier Sitte, daß zwei Triumpfbögen aufgestellt und die Häuser beflaggt werden; ist ein trockenes Wetter, so läßt die Gemeinde die Straße bespritzen; bei der Einfahrt in die Stadt krachen die Böller; die Gemeindevertretungen der beiden Gemeinden, die Schuljugend und die Vereine erwarten den Kirchenfürsten bei dem einen Triumphbogen; am Abend war bisweilen der Markt festlich beleuchtet; der Gesangsverein und die Musikkapelle der Feuerwehr erschienen bei einbrechender Dunkelheit im Pfarrhofe zu einem Ständchen. Erwähnen möchte ich noch, daß 1811 bei einem Bischofsempfang der damalige Schulaufseher Ferdinand Schrapfeneder einen „neuen ganz eigenartigen Brauch“ eingeführt hatte, der allgemeine Bewunderung hervorrief: 80 weißgekleidete Mädchen bildeten Spalier, eines begrüßte den Bischof und eines sagte ein Gedicht auf. Der Kirchenfürst hatte dies noch nie gesehen und drückte dem Schulaufseher bei der Tafel seine Bewunderung aus. Dafür erhielten die Kinder der letzten Klasse am Abend im Gemeindegasthaus eine eigene Tanzunterhaltung und zum Schluß eine Bescherung mit Wein, Bier, Brot und Krapfen. Wo der Schrapfeneder diesen Brauch gesehen hatte, erwähnt er nicht in seinem Tagebuch. Auch der Brauch, daß dem Oberhirten Ortsburschen entgegenreiten, ist hier eingeführt.

Den Abschluß der Kirchenarbeiten im Jahre 1911 bildete die Befestigung des neuen Kreuzes am Kirchendach.

Am 15. Jänner 1912 führte der f. e. geistl. Rat den Anbetungstag ein. Der jeweilige Pfarrer hatte immer in den Religionsfond einen Beitrag von 179 Kronen 38 Heller eingezahlt, davon wurde er nun befreit. Die Pfarräcker verpachtete er gegen einen Zins von 3800 Kronen.

Im Weltkrieg war 1917 eine Mission geplant: doch entfiel sie wegen der Ereignisse und der Kriegssorgen. Immer mehr zeigten sich die verderblichen Einwirkungen des langen Krieges: auf der einen Seite Not und Elend, auf der anderen Schleichhandel und das ertragreiche Hamsterwesen; die sittlichen Zustände verschlechterten sich von Jahr zu Jahr. Um die Gläubigen zur Einkehr und Buße zu ermahnen, fand 1919 eine Mission in der Pfarrkirche statt. Einem lang gehegten Wunsche der Bewohner entsprach die Einleitung des elektrischen Lichtes in das Gotteshaus, das sich früher mit Kerzen und Oellampen begnügen mußte; letztere waren in den Bänken angebracht und wurden dann gleich für das Elektrische benützt.

Am 16. Mai 1920 erschien der Kardinal Dr. Gustav Piffl zu dem Bezirkskatholikentag, der hier auf dem Josefsplatze stattfand; zwei Jahre später visitierte er die Pfarre am 5. Juni. 1921 wurde der Hochaltar mit dem Altarsprivilegium für alle Zeiten versehen. Der Brauch, daß dem jeweiligen Marktrichter und später dem Bürgermeister ein Pfarracker überlassen wurde, hörte nach dem Weltkriege auf. Der Vorbeter bekam einen Gemeindefleck, auch die Kirchenväter blieben im Genuß ihrer Rechte.

Am 23. Juni 1923 konnte der geistl. Rat Franz Maglock in feierlicher Weise sein 50jähriges Priesterjubiläum begehen, die Gemeinde ernannte ihn aus diesem Anlaß zum Ehrenbürger.

Die schadhafte Kirchenstiege ließ die Gemeinde wegreißen und dafür eine solche aus Beton herstellen. Die Umgebung der Kirche verschönerte sie, setzte Blumen und Sträucher, sodaß die Anlage in der schönen Zeit einen freundlichen Anblick bietet. Als die Feiertage Maria-Lichtmeß, -Verkündigung und -Geburt aufgehoben wurden, hielt man in unserer Gemeinde an der alten Ueberlieferung fest und feiert noch heute diese Tage wie die anderen Festtage des Jahres.

In den Wintermonaten wurden von den Geistlichen Bibelabende und liturgische Vorträge gehalten, für die schulentlassenen Mädchen gab es Exerzitien und einmal fand vor der Pfarrkirche ein religiöses Spiel durch eine Wiener Gruppe statt. Die erste Kommunion der 7jährigen Kinder gestaltete sich besonders feierlich, da sie unter Musikbegleitung vom Pfarrhof zur Kirche geführt und nach dem Gottesdienst im Kindergarten reichlich beschenkt wurden. Im Jahre 1929 erschien zum ersten Mal „Der Pfarrbote“, eine Einführung des Kooperators Friedrich; an Stelle des Anbetungstages trat ein Triduum, das bei uns im Monate Jänner abgehalten wird. Zu dem Umgang am Fronleichnamstag erscheinen nicht mehr fremde Geistlich, wohl aber zu den sogenannten „Bründltagen“.

Den Abschluß der Mission im Jahre 1930 bildete eine Lichterprozession, die sich in der Dunkelheit auf den Hauptstraßen durch die Stadt bewegte; die Häuser erstrahlten im Lichterglanz, besonders eindrucksvoll war der Anblick der Dampfmühle. Bei dieser Mission wurde zum ersten Male auch der Hochaltar durch elektrische Scheinwerfer beleuchtet.

Am 10. November 1931 starb nach kurzer Krankheit der geistliche Rat Franz Maglock und wurde in der Gruft bei der Pfarrkirche beigesetzt.

Am 8. Mai 1932 hielt sein Nachfolger Jakob Zeggl seinen Einzug; er kam von Falkenstein. Noch in demselben Jahre ließ er die Kirche gründlich vom Staube reinigen, die Kniepolster in den Bänken wegreißen, die elektrische Beleuchtung mit großen Lampen einführen und die Staubgefahr beseitigte er durch Einölen des Bretter-Fußbodens. Im Winter wurde der kalte Steinboden mit Teppichen belegt, ab und zu feierte man den Gottesdienst nach den Klosterneuburger Meßtexten (Betsingmesse). 1933 sahen die Andächtigen zum ersten Mal vor dem Hochaltar den Adventkranz, der in einzelnen Häusern der Stadt schon seit etlichen Jahren eingeführt war. Im Tonkino, das in der ehemaligen Pfarrscheune eingerichtet wurde, werden Pfarrversammlungen abgehalten Die Maiandachten, die nur auf die Bründlkirche beschränkt waren, wurden nun auch in der Pfarrkirche, und zwar am Samstag abends gefeiert; im Monate Mai schmückte die Marienstatue, die sonst in der Vorhalle unter dem Turme steht, den Hochaltar; umgeben von dem Lichte der elektrischen Lampen übt die Statue mitten im zarten Maiengrün mit voller Gewalt auf das empfängliche Gemüt des Volkes. Am 1. Juli 1934 visitierte der Kardinal Dr. Theodor Innitzer die Pfarre und spendete den erschienenen Kindern die heil. Firmung.

Anläßlich der 300-Jahrfeier steht nun die-Kirche im neuen Glanz und Schmuck vor uns, ihr hohes Alter erkennt man gar nicht, verschwunden sind die Spuren, welche die Zeit dem Mauerwerk aufdrückte, im Festgewande begrüßt sie alle, die zu der seltenen Feier in unserer Stadt erscheinen.

Quellen:

1. Das Pfarr- und Gemeindegedenkbuch.
2. Die Gemeindeprotokolle.
3. Wiedemann Theodor: Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns.
4. Jahrbücher des Stiftes Klosterneuburg
5. Die Urkunden im Konsistorial-, Landes-, Hofkammer- und Liechtensteinischen Haus-Archiv.

Der Turm der Pfarrkirche

Im grünen Weinlandtal liegt traut ein Städtchen.

Hoch über allen Häusern ragt die Kirche,

ein stolzer Bau mit weißem, schlankem Turm.

Gegen Süden hin in sanften Linien

reih‘n wellenförmig sich die runden Hügel,

an deren Lehnen reift die edle Traube.

Mit diesen Worten begrüßt der Dichter Adolf Schwayer (1858 - 1922), ein treuer Sohn der Heimat, in seinem Werke »Die Waldhochzeit« die Pfarrkirche von Poysdorf, deren Turm ein Wahrzeichen des mit Reben bedeckten Hügellandes ist.

Dieses schlanke Bauwerk ist nicht nur der Ausdruck der Himmelssehnsucht, es verkörpert auch den Gedanken der treuen Wacht in der einst so heiß umstrittenen Heimat. Gegen äußere Feinde, die häufig von Osten kamen, mußten die Ahnen sich wehren, aber auch gegen Feuer und Hochwasser; darum war auf dem Turm ein Nachtwächter aufgestellt, der zur Nachtzeit den schweren Dienst versah und durch ein Glockenzeichen die Bewohner von dem Ausbruch eines Feuers verständigte. Weil die Gemeinde den Turm samt Uhr und Glocken benötigte, war und ist er ihr Eigentum.

Unser Turm hat im Laufe der Zeit seine äußere Gestalt wohl öfters geändert, maßgebend war die jeweilige Kunstrichtung. Leider wissen wir von der mittelalterlichen Kirche nichts, da jede Aufzeichnung fehlt. Wir könnten nur zum Vergleiche den Turm der Kirche zu Alt-Lichtenwarth oder auch den zu Ameis heranziehen, die wohl die ältesten in unserer engeren Heimat sind. Vielleicht hatte auch der Poysdorfer so ein Aussehen; er war niedrig, aber fest gebaut. Im Jahre 1641 werden Doppelhaken erwähnt, die in einem Teil des Turmes zur Verteidigung untergebracht waren. Eingedeckt war er mit Holzschindeln, was aber zur Sommerszeit eine große Gefahr bedeutete. An eine Aenderung konnte die Gemeinde in jenen Tagen nicht denken, weil der letzte Groschen für Kriegssteuer ausgegeben wurde.

Erst im Jahre 1678 entschloß sich der Markt, das Schindeldach abzutragen und dafür die Kirche mit Weißblech zu decken. Diese Arbeit besorgte ein „Klampfferer“ von Wien, dem die Gemeinde 1700 fl. zahlte; zum Rate gehörten damals der Marktrichter Schmidl, der Marktschreiber Rietmüller - vier Jahre später gewann er bei dem großen „Kirtagsschießen“ den ersten Preis -, Ruschko, Knoll, Stäzer, Mandl und Pacher.

Ob bei dem großen Brande am 4. November 1686 auch der Turm eingeäschert wurde, ist ungewiß. Das Weißblech bot keinen sicheren Schutz. Von Mistelbach und Zistersdorf erschienen unparteiische Werkleute, die erklärten, daß ein Schindeldach am besten wäre. Das Holz, das man brauchte, holten die Bauern aus dem Kirchenwald. Die Auslagen konnten so wie im Jahre 1678 aus den Kirchenmitteln gedeckt werden. Der Herr Kollator (= Kirchenpatron) gab nichts her; die Bewohner der vier Gemeinden leisteten die Hand- und Zugrobot. Im folgenden Jahr entschloß sich die Gemeinde, die Kirche mit Ziegeln zu decken.

Diese Arbeit scheint eine gründliche gewesen zu sein; denn durch das ganze folgende Jahrhundert wird nie von einer Ausbesserung des Turmes gesprochen.

Schweickhardt erwähnt in seiner Topographie, daß der Turm 1834 in seinem Holzwerk erneuert wurde; er hat eine Blechkuppel und 7 Glocken. Eine andere Ansicht vertritt das Gemeindegedenkbuch vom Jahre 1864; da heißt es, daß der alte Turm 153 Jahre stand.

Sowohl Schweickhardt wie Adolf Schmidl betonen, daß der Turm einer der schönsten und größten des Landes ist. Sie dürften ihn auch wegen seiner weiten Fernsicht bestiegen haben. Schmidl, der 1838 nach Poysdorf kam, gibt seine Höhe mit 240 Fuß an.

Als im Sturmjahre 1848 die Nationalgarde am 4. Mai das Fest der Fahnenweihe beging, flatterte vom Kirchturm die deutsche Fahne; ein Unerschrockener war bis zur Spitze geklettert und hatte sie hier festgemacht

Wenige Jahre später zeigten sich verschiedene Fehler und Gebrechen, die man aber nicht ausbessern wollte. Das Holz war ganz morsch, an einzelnen Stellen regnete es herein, Wind und Wetter vergrößerten das Uebel, sodaß im Jahre 1861 bei einem großen Sturmwind der Turm schwankte. Nun mußte etwas geschehen; doch wer sollte das Geld hergeben. Niemand wußte, wer Eigentümer des Turmes ist. Drei Jahre vergingen, bis man aus dem Gedenkbuch erfuhr, daß die Gemeinde der Besitzer sein dürfte. Nach alten Kirchenrechnungen hatte aber die Kirche die Kosten für die Ausbesserung getragen. Da einigte man sich endlich dahin, daß das Mauerwerk, die Glocken und der Glockenstuhl im Besitze der Gemeinde verbleiben, alles andere gehört der Kirche. Die Geschäftsleute des Marktes verlangten die Ausbesserung. Der damalige Pfarrer Anton Haresser (1860—1881) übergab die ganze Angelegenheit dem Patron, der die Arbeit dem Wiener Meister Wisgrill übertrug. Am 30. Mai 1864 begannen die Wiener; sie stellten ein Gerüst auf und waren bestrebt, in einigen Wochen den Auftrag zur Zufriedenheit aller auszuführen. Da entstand am 15. Juli um 2 Uhr nachmittags ein Feuer am Kirchberg, das auf das Schulgebäude übergriff, einzelne Stellen des Daches brannten; doch gelang es den Bewohnern, das Feuer zu löschen. Fast wäre das Gerüst auch ein Raub der Flammen geworden Die innere Arbeit des Turmes bestritt der Zimmermeister Schimanek, wofür ihm die Gemeinde 115 fl. zahlte; der Wiener Meister bekam 5000 fl., der Spengler 2000 fl., die Hand- und Zugrobot überwies man an den Mindestfordernden; erstere stellte sich auf 250 fl. Das Herbeiführen des Holzes von Wien kostete 450 fl.; es taten dies die Bauern der Gemeinde.

Der alte Turm mit dem großen Zwiebeldach - »Bauchung« heißt es im Gedenkbuch - stammte aus der Barockzeit; nur war die Rundung der Zwiebel nicht schön ausgearbeitet, im Gegenteil erschien sie dem Beobachter etwas gedrückt. Auf ihr ruhten acht Säulen, die eine Pyramide trugen. Den Abschluß bildete der Halbmond mit einem Stern. Dieses Zeichen war früher auf vielen Türmen zu sehen: der Wiener Stephansturm verlor es nach der zweiten Türkenbelagerung; in Ungarn konnte ich es im Weltkriege auf vielen Kirchtürmen bemerken; in unserer Gegend hat es nur die Kirche von Nieder-Absdorf. Dieses Wahrzeichen ist das Sinnbild der weltlichen und geistlichen Macht. Das Volk erzählt sich aber, daß man mit dem Halbmond auf die Türken einen wohltuenden Einfluß ausüben wollte, damit sie das Bauwerk nicht plündern oder gar zerstören. Im Jahre 1864 mußte es abgenommen werden, an seine Stelle kam ein Kreuz. Wohl ersuchten die Poysdorfer das Wiener Konsistorium, es möge die alte Turmzier - den Halbmond - belassen, weil man sich den Turm ohne dieses ehrwürdige Zeichen gar nicht denken könne. Doch war das Ansuchen vergebens. Der Halbmond und der Stern, die 224 Jahre den Turmabschluß bildeten, wanderten in eine Rumpelkammer und verschwanden endlich ganz.

Die Kugel und das Kreuz wurden vergoldet, was der Gemeinde 100 fl. kostete. Sie ließ auch die Ziffernblätter malen und die Uhr gründlich herrichten. Trotzdem gefiel der neue Turm den Bewohnern nicht, er war etwas niedriger und besaß ein schwaches Gesimse. Der alte Turm hatte ein schlankes, freies Aussehen. Die Aufregung im Markte war eine große, sodaß die Schlußfeier am 22. Juli sang- und klanglos verlief. Die Bewohner blieben größtenteils der Feier ferne, als die Kugel und das Kreuz aufgesetzt wurden. Alle Auslagen bezahlte man aus den Kirchenmitteln.

Von nun an schob die Gemeinde jede Verbesserung nicht bis zum letzten Augenblicke auf. Sobald sich ein Gebrechen zeigte, ließ sie es sogleich herrichten. Im Jahre 1880 erhielt der Turm einen neuen Anstrich. Das Gerüst kostete 80 fl., die Arbeit selbst 231 fl. 70 kr. Sechs Jahre später forderte die Gemeinde eine große Eingangstür. Weil aber der Patron nicht in die Arbeit einwilligte, unterblieb sie; man fürchtete, daß durch ein großes Tor die Mauer des Turmes leiden möchte; nur die 7 großen Steinstufen konnten gelegt werden. Schon im Jahre 1890 ließ der Markt den Turm gründlich putzen und dreimal färbeln; die Auslagen betrugen 500 fl. Diese Arbeit war notwendig wegen der neuen Uhr. 1909 strich ihn ein Meister von Groß-Mugl an.

1927 mußten der Kirchturm und das anschließende Dach verputzt werden, was 1766 Schilling kostete. 1934 erfolgte eine gründliche Arbeit. Eine Wiener Firma stellte in einem Tage das Gerüst auf - eine Leistung, die allgemeines Staunen erregte. Der Mörtel wurde vollständig abgekratzt, zu dem neuen Verputz nahm man Zement und Thayasand, dem große Dauerhaftigkeit zugeschrieben wird. Der Turm selbst wurde nach den Anordnungen des Bundesdenkmalamtes gelb angestrichen, nur einzelne Teile blieben weiß. Die Arbeit kostete 7.312,66 Schilling; die Gemeinderäte unternahmen eine Haussammlung, die 2417 Schilling ergab; dazu kamen noch der Jagdpacht, der Ueberschuß von der Dreifaltigkeitssäule sowie eine größere Spende der Sparkasse.

Die Turmuhr

Zum ersten Mal wird die Uhr im Jahre 1712 erwähnt. Da hat der bürgerliche Schlosser und Großuhrmacher Christoph Kaffel allhier zur Marktuhr eine *„Neue repetier mit ainem großen Hammer auf die große Glockenschlag Uhrwerk verfertigt“* wofür ihm „*contrahirter maßen* von den Gemeindeeinkünften 70 fl.“ bezahlt wurden. Daß aber schon früher eine Uhr vorhanden war, ersieht man aus der nächsten Bemerkung, wo es heißt, daß im gleichen Jahre 1712 die Uhrtafeln durch den Maler allhier Leopold Löw renoviert wurden; dafür gab ihm die Gemeinde 20 fl. Die Uhr brauchte man nur am Tage, in der Nacht mußten die beiden Nachtwächter die Stunden ausrufen, und zwar zweimal vor Mitternacht und zweimal nach Mitternacht. Viele Häuser entbehrten damals eine Uhr, die noch zu den Luxus-Artikeln gehörte.

In den nächsten Jahren wird die Turmuhr in den Aufzeichnungen gar nicht erwähnt. Erst 1791 malte der Meister Josef Löw die drei Uhrtafeln, wofür ihm die Gemeinde 12 fl. gab; durch 10 Tage hatte er einen Zulanger, der 2 fl. 30 kr. erhielt; die Magdalena Peterin besorgte die Vergoldung der sechs Uhrzeiger; das kostete 13 fl. 30 kr.; die Summe der Ausgaben betrug 28 fl.

Am 26. Mai 1795 schloß der Marktrat mit dem Uhrmacher Wendelin Hallauer und dem Schlossermeister Andreas Albrecht, beide allhier, wegen der Gemeindeuhr auf dem Turm der Pfarrkirche einen Kontrakt ab. Gegen eine Geldsumme von 160 fl. verpflichteten sich beide, die Uhr vollkommen und dauerhaft auszubessern. Genau werden die Bestandteile aufgezählt, damit man später einmal auch wußte, wo ein Rädchen oder eine Schraube fehlten. Fünfzig Gulden zahlte die Gemeinde sofort aus, nach Vollendung der Arbeit erhielten sie den gleichen Betrag, den Rest von 60 fl. aber erst nach einem Jahre. Hallauer besorgte auch das Aufziehen der Uhr, er führte die Aufsicht über das ganze Werk, wofür ihm die Gemeinde jährlich 12 fl. gab. Im Jahre 1819 übernahm der Uhrmacher Martin Mitnacht die Kirchenuhr auf drei Jahre; er mußte sie täglich aufziehen, genau putzen und rein halten, jede Ausbesserung auf seine Kosten besorgen, dafür zahlte ihm die Gemeinde jährlich 50 fl. Weil von 4 Uhrzeigern die Rede ist, dürfte es damals 2 Zifferblätter gegeben haben. Von nun an ist die Uhr das Schmerzens- und Sorgenkind des Marktes. Klagen laufen ein, Beschwerden werden geführt, aber niemand kann das Uebel beheben. Aerger und Verdruß erfüllen den Uhrmacher, der rat- und machtlos dieser Uhr gegenübersteht Der Marktrat hat kein Geld, alle Auslagen sind zu hoch, es muß gespart werden.

1828 sollte die Uhr gründlich ausgebessert werden, doch fehlte das Geld (100 fl. Wiener Währung); die Herrschaft Wilfersdorf verbot eine so hohe Ausgabe. Da leitete der Marktrichter Schrapfeneder Ferdinand eine Sammlung ein, sodaß die Arbeit durchgeführt wurde. Aber schon 2 Jahre später mußte sie wieder ausgebessert werden; der Kämmerer, der die Gemeindekasse führte, hatte nichts. Da entdeckte man, daß der Cholerawein - der für die Kranken gesammelt wurde - noch vorhanden ist. Der wurde verkauft und mit dem Gelde die Arbeit bezahlt. Im Jahre 1836 kostete die Reparatur 99 fl. 20 kr. Damals riefen die Nachtwächter auch noch die Stunden in der Nacht aus. Im August 1842 malte der hiesige Maler Michael Hirner die beiden Uhrtafeln, die Gemeinde gab ihm 11 fl. C. M. Die Uhr selbst wollte gar nicht mehr gehen; sie hielt nicht die Zeit, stand lange Zeit, sodaß die Leute schimpften und die Schuld dem Uhrmacher in die Schuhe schoben Der aber verwies auf Wind und Wetter, Kälte und Regen, da könne man nichts machen und überhaupt vermag er nicht zu hexen; es sei ein Sachverständiger zu fragen, der werde den Fehler finden. Dagegen wehrte sich der Rat, weil er die Auslage nicht bezahlen könne. Da fand sich ein Retter in der Not; es war ein gewisser Knoll, der die Uhr auf 4 Wochen zur Probe übernahm; er benötige nur einen Magneten und werde das Werk in Ordnung bringen. Leider war er nach 4 Jahren (?) mit seiner Weisheit fertig, er trat ab und machte dem Schlossermeister Gaffel Platz, der das Sorgenkind in seine Obhut nahm. Der hatte mehr Glück; er reinigte das Werk, putzte es gründlich aus, sodaß es die Zeit einhielt. Der Rat entlohnte ihn mit 59 fl. Zu dem Manne faßte man Zutrauen und übergab ihm die Uhr; für seine Mühe bekam er jährlich 20 fl. 1864 wurden die Uhrtafeln gemalt. Die Klagen verstummten, man war allgemein zufrieden Der Marktrat erhöhte 1871 die Gebühren des Aufziehers auf 30 fl. im Jahr.

Allmählich zeigte es sich, daß auch die Zeit der Uhr abgelaufen war. Man mußte eine neue einstellen. Da fand sich ein Wohltäter Johann Hotschek, welcher eine solche mit Doppelschlag im Werte von 1500 fl. spendete; sie hatte 3 Zifferblätter und diente 44 Jahre der Allgemeinheit; die Fehler, die sich manchmal zeigten, überging man stillschweigend. Die Aufsicht über die Uhr führte ein hiesiger Uhrmacher, der sie auch täglich aufzog. In der Zeit der Geldentwertung forderte er für seine Mühe 216 Kronen, später 2400 Kronen, schließlich übernahm der Nachtwächter die Arbeit des Aufziehens.

Im Jahre 1934 wurden über Anregung des Pfarrers Zeggl zum alten Uhrwerk beleuchtete Zifferblätter angeschafft, die eine Wiener Firma Emil Schauer lieferte. Sie waren kleiner, als die der alten; da der gelbe Hintergrund störend wirkte, so wurde dieser Teil schwarz gestrichen; an Stelle der Ziffern wurden die Zeiger beleuchtet. Es war die erste Uhr im Gerichtsbezirk, die zur Nachtzeit beleuchtet wurde. Die Kosten dieses neuen Werkes betrugen 5.318.74 Schilling.

Die Glocken

Die Heimat der Glocken ist das Morgenland, von wo sie im Mittelalter zu uns kamen. Nur die größeren Kirchen konnten sich eine Glocke leisten, die im Kriegsfalle gewöhnlich abgenommen und vergraben wurde. Allgemein bekannt ist die Wandersage von den Glocken zu Maxendorf, die in gleicher Gestalt in allen deutschen Ländern vorkommt. Kleinere Kirchen besaßen keine Glocken; da wurden die Leute durch einen Hornruf auf den Gottesdienst aufmerksam gemacht. Im Jahre 1641 werden eiserne „Klöpper“ mit Messingscheiben erwähnt, die wohl die Stelle von Glocken vertraten. Der 30jährige Krieg räumte mit ihnen ganz gewaltig auf, Freund und Feind nahmen solche Dinge mit, da sie ja so notwendig gebraucht wurden. Neue anzuschaffen, dazu fehlte in jenen Tagen das Geld; man mußte auf bessere Zeiten warten.

Als 1679 die Pest im ganzen Lande wütete und viel tausend Menschen starben, versprachen die Bürger von Poysdorf, eine Glocke gießen zu lassen, wenn der Markt von der Seuche verschont bliebe. Dieses Gelübde konnten sie erst 1685 erfüllen. Der Wiener Kanonengießer Johann Kippl goß sie nach den Angaben des Marktes; sie war der hl. Dreifaltigkeit und den Pestpatronen geweiht und wog 25 Zentner. Im Gedenkbuch heißt es, daß sie „alldort geweiht“ wurde, d. h. in Wien. Für ewige Zeiten sollte die Glocke an Sonn- und Feiertagen nachmittags um 1 Uhr jedesmal eine Viertelstunde lang geläutet werden, dabei mögen die Bewohner eine Litanei mit dem Rosenkranz „andächtiglich“ beten; außerdem soll alle »Pfingsttag« wöchentlich die Angst Christi mit dieser Glocke, Samstag abends um 6 Uhr unserer lieben Frau Litanei wie auch alle Winterszeit um 4 Uhr und täglich um 7 Uhr früh das Zeichen wegen des Türken geläutet und gebetet werden. Die Glocke wurde von den Bürgern und Inwohnern gutwillig *„zusamben geschossen ohne Zutuung der Dorfschaften*“, d. h. der eingepfarrten Gemeinden Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf, weil hier die Pest arg wütete. »Die geistlichen und weltlichen Vorsteher sollen sich angelegen sein lassen, daß diese Andacht unaufhörlich fortgepflanzt werde«. Später änderte man den Brauch und läutete die Glocke täglich um 7 Uhr früh.

Zwei Poysdorfer Bürger, Tobias und Anton Pöltinger, stifteten 1717 die Sterbeglocke.

Als am 23. Mai 1723 um 3 Uhr ein großes Ungewitter über unsere Heimat niederging, läutete man nach damaliger Sitte die Glocken; dabei zersprang die Pestglocke und mußte nach Wien geführt werden, wo sie der Glockengießer Leopold Hällil - nach einer anderen Schreibart Halukei oder Haelli - umgoß; sie wog 31 Zentner 90 Pfund. Nach dem Kontrakte bekam Hällil von jedem Zentner der alten Glocke 8 fl., von dem neuen Zusatz 50 fl. (auch für 1 Zentner). Die Inschrift der neuen Glocke hatte folgenden Wortlaut: „Anno 1721 goß mich Leopold Halukei, Stuckgießer in Wien. *Anno* *MDCLXXIX saeviente peste S. S. Trinitati gratiam consecuti me Poystorffenses voverunt*“. Der lateinische Satz heißt in der Uebersetzung: »Im Jahre 1679 gelobten mich die Poysdorfer der allerheiligsten Dreifaltigkeit, als sie bei der wütenden Pest Gnade erlangten.«

Folgende Bilder zeigte die Glocke: die heil. Dreifaltigkeit, Jesus im Grabe, den heil. Rochus und die Geißelung Christi.

Der Tullner Weihbischof Graf von Lamberg kam selbst in unsere Gemeinde und vollzog die feierliche Weihe. Weil die Kirche die Hälfte der Unkosten trug, so nahm sie immer, wenn die Glocke für einen Verstorbenen geläutet wurde, 1 fl. Läutegeld ein.

Die „Neue Glocke“, die ein Gewicht von 1181 Kilo hatte, wurde 1768 gestiftet. Sie hatte oben am Rande folgende Inschrift: *„Liberabis De Votos Clientes A Fulgure et Tempestate“*. (Du wirst die demütigen Schützlinge von Blitz und Ungewitter befreien.) Unten standen die Worte: *„DelN sorgfalt FlUR Das Volk* phlLIppe kLUger held - gabst du zum erbteil hin philipp v. eichenfeld. \* (\* Johann Philipp Edler von Eichenfeld starb am 2. Mai 1773 zu Poysdorf im Hause 209 (alt 325), 68 Jahre alt. Sein Grabstein befindet sich im Barbarafriedhof und ist trotz des verwahrlosten Zustandes ein beachtenswertes Denkmal.) Franz Josef Scheichel goß mich zu Wien, Leopoldstadt 1768.«

Der Bildschmuck zeigte 4 Bilder: Johann d. Täufer, Maria mit dem Jesuskinde, Jesus am Oelberg und die Auferstehung Christi.

Um 1780 kam die Sitte des Wetterläutens langsam ab, nur das sogenannte Sturmläuten bei Feuersgefahr blieb bestehen.

Wann die „Klengglocke“ angeschafft wurde, ist nicht bekannt. Im Jahre 1820 sprang sie, die 258 Pfund schwer war, und wurde nach Znaym geführt, wo sie der Glockengießer Johann Florida umgoß. Die Gemeinde zahlte ihm 135 fl., stellte aber mehrere Bedingungen: Sollte die Glocke schwerer werden, so würde jeder Zentner Uebergewicht mit 2 fl. entlohnt werden; fünf Jahre müsse er Bürgschaft leisten; sollte sie zerspringen oder einen schlechten Klang bekommen, so hat er sie ohne Umstand zurückzunehmen; zur alten Inschrift kämen noch die Worte »umgegossen 1820« dazu. Das Hin- und Zurückführen besorge die Gemeinde, ebenso das Aufziehen auf den Turm; eine Zubesserung des Lohnes und ein Trinkgeld für den Gesellen werden nicht gegeben. Nach dem Probeläuten wollte erst die Gemeinde den Betrag auszahlen. Leider entsprach die Glocke nicht den Anforderungen, sie wurde wieder nach Znaym geführt, nochmals umgegossen und jetzt erst bekam der Glockengießer, da sie die Erwartungen erfüllte, seinen festgesetzten Lohn. Im gleichen Jahre besserte die Gemeinde die Turmstiege aus.

Die Frau Katharina Antrey spendete 1828 einen Betrag von 70 fl., damit eine neue Speisglocke angeschafft werde; die alte führte man nach Wien und schmolz sie ein. Die Weihe, welche der Propst von Staatz vollzog, war ein großes Fest, an dem die Gemeindevertretung und die Schuljugend teilnahmen. Bei der Weihe hielt die Spenderin die Hand auf der Glocke.

Nach Schweickhardt gab es 1835 sieben Glocken; die großen waren nach dem C-dur-Akkord abgestimmt. In einer Aufzeichnung des Jahres 1837 heißt es, daß die Pestglocke seit alter Zeit um 7 Uhr geläutet wird und daß die Leute dabei ein kurzes Gebet sprechen.

Den Turm erhielt die Gemeinde, Wilhelmsdorf leistete keinen Beitrag; nur bezahlten sie bei einem Begräbnis dieselben Gebühren wie die Poysdorfer; da fällte der Marktrat in seiner Sitzung vom 20. Jänner 1847 die Entscheidung, daß die Wilhelmsdorfer, falls eine Glocke während des Läutens zerspringen sollte, mit einem Siebentel nach der Seelenzahl auch beisteuern müßten, weil ja für sie die Glocken länger geläutet und daher auch besser abgenützt werden.

1848 zersprang die Sterbeglocke; im folgenden Jahre schaffte die Marktgemeinde die Stücke nach Wien und ließ eine neue gießen.

Anläßlich der ersten Mission im März 1854 wurde alle Tage am Abend um 7 Uhr die Pestglocke durch eine halbe Stunde geläutet, um die Gläubigen zur Einkehr und Buße zu bewegen. Die Gemeinde versprach, alle Sonn- und Feiertage diese Glocke am Abend auf ihre Kosten läuten zu lassen.

Die Gebühren für das Glockengeläute teilte man bei einem Begräbnis in drei Klassen; sie betrugen im Jahre 1871 6, 4 und 2 fl., im Jahre 1882 10, 4 und 2 fl.

Als die »Klengglocke« 1892 zersprang, führte die Gemeinde die Stücke nach Wien, wo sie die Glockengießer Franz und Georg Goessner umgossen Da sie aber nicht in das Geläute der anderen paßte, mußte sie zurück-geschickt werden; dafür kam eine neue, die 180 Kilo wog. Die Anschrift lautete: *„Gegossen von Franz und Georg Goessner in Wien 1893.“* Das Bild stellt die Taufe Jesu im Jordan vor.

Als sich im Jahre 1909 ein Zwischenfall beim Läuten der Sterbeglocke ereignete, bestimmte der Gemeinderat am 1. August in einer Sitzung, daß der Turm und die Glocken Eigentum der Gemeinde sind; einige Jahre später - 1922 - wurde festgesetzt, daß der Mesner, der Nachtwächter oder die Angehörigen des Verstorbenen die Sterbeglocke läuten können.

Im Weltkriege, der in jeder Hinsicht so hohe Anforderungen an die Heimat stellte, mußten auch die Glocken für Kriegszwecke abgeliefert werden. Ende April 1917 erschienen einige Herren aus Wien, um mit der Gemeinde wegen der Glocken zu verhandeln: man einigte sich auf 4 Stück; es waren dies die Große, die Neue, die Klengglocke und eine aus der Barbarakapelle; bevor sie abgenommen wurden, konnte jeder die Glocken noch einmal läuten. Da stiegen viele empor, alt und jung, arm und reich, sie alle wollten noch einmal den Klang jener Glocken hören, die so oft ihre Stimme in den Tagen des Friedens erschallen ließen; ernst und feierlich ertönte das Geläute über die Gemeinde, die in jenen Tagen so schwere Opfer an Gut und Blut darbrachte; viele weinten, als sie plötzlich verstummten; dann folgten einige donnerähnliche Aufschläge, drei Glocken lagen zerbrochen auf der Erde. Die Stücke führte man nach Wien. Die Gemeinde erhielt 12.300 Kronen, die als »Glockenfond« in die Sparkasse gelegt wurden.

Noch im Jahre 1919 konnten im Voranschlag 93.380 Kronen für den Ankauf der neuen Glocken eingesetzt werden. Zwei Jahre vergingen, da wurde 1921 einem Ausschuß die Glockenfrage übertragen. Nun hieß es, schnell handeln, sonst könne das Geld infolge der Entwertung in nichts zerfließen; sank doch die Krone von Woche zu Woche. Die Gemeinderäte veranstalteten eine Haussammlung, der Kirchenchor gab eine Veranstaltung, sodaß schließlich eine Summe von 119,938.000 Kronen zur Verfügung stand. Am 23. April 1923 faßte der Gemeinderat den Beschluß, die Glocken in Berndorf um 195,831.652 Kronen zu bestellen; sie bezahlte auch den Restbetrag; zugleich wurde festgesetzt, daß diejenigen, die keine Spende gezeichnet hatten, die volle Gebühr beim Begräbnis bezahlen müssen; Ende Juli sollten die Glocken in Poysdorf sein. Vier Stück waren es, die am 29. Juli 1923 reich bekränzt vor der Dreifaltigkeitssäule auffuhren; eine große Menschenmenge erfüllte den Platz, jeder betrachtete die neuen Glocken, las die Inschriften, bewunderte die Bilder und klopfte wohl auch ein wenig an, um den Klang zu hören.

Die »Große«, die 1737 Kilo schwer ist, hat folgende Inschrift: *„Anno MDCLXXIX saeviente peste s. S. Trinitati gratiam consecuti me Povsdorfenses voverunt et anno MDCCCCXXIII bello atroce finito renovaverunt“* (d. h. Im Jahre 1679 gelobten mich die Poysdorfer der allerheiligsten Dreifaltigkeit, als sie bei der wütenden Pest Gnade erlangten und im Jahre 1923 erneuerten sie mich, nachdem der grausame Krieg beendet war). Auf der Glocke bemerkt man das Bild der heil. Dreifaltigkeit.

Die „Neue“ wiegt 961 Kilo. Die alte Inschrift wurde gekürzt, sie lautet jetzt: »*Liberabis devotos clientes a fulgure et tempestate*«. Das Bild stellt die heil. Maria mit dem Jesuskinde vor.

Die dritte Glocke ist 434 Kilo schwer. Die Aufschrift ist in deutscher Sprache abgefaßt: »Ich bin zu Gottes Ehr’ und Menschen Dienst bereit und gebe, wenn ich soll, dem Toten das Geleit.« Geschmückt ist sie mit dem Bilde des heil. Johannes d. T.

Die vierte Glocke, die ein Gewicht von 248 Kilo hat, ist ganz neu, wie die Inschrift „Unseren im Weltkriege 1914 - 1918 gefallenen Helden gewidmet“ besagt. Drei Bilder weist diese Glocke auf, und zwar den heil. Sebastian, den heil. Rochus und die heil. Rosalia.

Abgestimmt sind die einzelnen: Große D, Neue F, dritte A, vierte C und die fünfte, die im Turm verblieb, G, also hat das Geläute den D-moll-Akkord.

Die Weihe der Glocken erfolgte am 29. Juli in feierlicher Weise vor der ehrwürdigen Pestsäule; dann wurden sie zur Kirche geführt, in die Höhe gezogen und befestigt. Als sie zum ersten Male geläutet wurden, horchten alle auf den Klang, mit dem sie die Heimat begrüßten und der Wunsch unseres Dichters Friedrich von Schiller wurde laut: »Friede sei ihr erst Geläute«. Den Menschen mögen sie auf seinem Lebenswege begleiten, nur friedlichen Zwecken dienen und nie die Bürger der Stadt zur Abwehr von Elementargewalten oder eines Feindes zusammenrufen. Möge ihnen auch das Schicksal der alten Glocken erspart bleiben, daß sie einmal für Kriegszwecke abgenommen würden.

Im Jahre 1925 regelte die Gemeinde die Läutegebühren. Sie betrugen für ein Reihengrab mit 4 Glocken 5 Schilling, für ein Reihengrab mit 5 Glocken 40 Schilling, für ein Wandgrab mit 5 Glocken 60 Schilling, für eine Gruft mit 5 Glocken 100 Schilling und für ein Kindergrab 2,50 Schilling.

Alle jene, die bei dem Ankauf der Glocken eine Spende gezeichnet hatten, zahlten nur die Grundgebühr von 5 Schilling Das Glockengeld gehört der Gemeinde. Das Läuten besorgen Mesner und Nachtwächter, und zwar so, daß alles, was mit dem Gottesdienst zusammenhängt, zu den Obliegenheiten des Mesners gehört.

Thiel Franz.

Zur Geschichte des Kirchenpatronats und der Vogtei

Der Patron einer Kirche war in der Regel der Erbauer oder Stifter derselben, der den Hauptanteil zur Errichtung des Gotteshauses beigesteuert hatte und der sie mit Grund und Boden bestiftete. Manchmal übte in der ersten Zeit auch die Mutterpfarre das Patronat über die Filialkirchen aus, so z.B. Falkenstein über Poysdorf, Mistelbach über Eibesthal, Asparn a. d. Zaya über Ameis, Groß-Krut über Erdberg und Gaubitsch über Schrattenberg.

Im Laufe der Zeit entwickelten sich gewisse Rechte und Pflichten, die der Inhaber des Patronates für sich beanspruchte. Er hatte, sobald die Pfarre neu zu besetzen war, das Vorschlagsrecht - das sogenannte *ius praesentandi*; er wählte von den Bewerbern drei aus, von denen einer ernannt wurde; seit 1791 durfte er nur einen vorschlagen, der auch dann die freie Stelle erhielt. Bei einem Umgang, in der Kirche und bei geistlichen Zusammenkünften gebührte ihm der Vorrang, vielfach besaß er in der Kirche ein eigenes Chor gleich neben dem Hochaltar; beim Gottesdienste reichte ihm der Priester das Evangelium zum Kuß. Er war bei den Kirchenrechnungen anwesend, leistete bei Ausbesserungen einen Zuschuß in Geld oder in Naturalien, die von der Gemeinde herbeigeführt wurden. Ein Ueberschuß bei der Kirchenrechnung gebührte ihm, doch verzichtete er in der Regel darauf.

Ein Verlust des Patronates erfolgte, wenn es die Herrschaft verkaufte, wenn der Patron die Kirchengüter einzog oder er den Pfarrer tötete.

Das Patronat über unsere Pfarrkirche übten aus:

1. **Die Pfarrer von Falkenstein** bis zum Jahre 1508. Diese alte Pfarre hatte im Mittelalter eine hohe Bedeutung, da hier angesehene Männer wirkten, die nebst der geistlichen Würde hervorragende Dienste leisteten; so war der erste Abt des Stiftes Klosterneuburg ein Pfarrer von Falkenstein, einer war Notar Leopold VI. (1198 - 1230), einer, namens Ulrich, war Arzt Herzogs Albrecht, zugleich auch Maler, Dichter und Rektor der Wiener Bürgerschule; der erste österreichische Geschichtsschreiber Thoman Ebendorfer (1387—1464) war auch Pfarrer von Falkenstein; er bekleidete dreimal das Amt eines Rektors der Wiener Hochschule.

Das Patronat der Pfarre Falkenstein erstreckte sich über die Kirchen in Wildendürnbach, Kirchstetten, Poysdorf und Steinabrunn (1476).

2. **Die** **Benediktiner**-**Abtei** **in** **Kremsmünster** von 1508 - 1581; dieses alte oberösterreichische Kloster war vom Herzog Tassilo im Jahre 777 gegründet worden und besaß in Falkenstein einigen Zehent. Der Abt Erhard verkaufte das Patronat und die Kirche zu Falkenstein mit allen Filialen, Zukirchen, Benefizien und Kapellen zu Dürnbach, Ottenthal, Poysdorf, Steinabrunn und Kirchstetten dem Hans Trautsohn, Freiherrn zu Schroffenstein. So kam das Patronat im Jahre 1581 an die **Falkenstein-Poysbrunner Herrschaft**, bei der es bis zum heutigen Tag verblieb. Die Trautsohn’s stammten aus Südtirol-Matrei, (bei Meran), werden 1233 zum ersten Mal erwähnt, 1541 in den Freiherrenstand erhoben, am 1. Feber 1598 in den Grafenstand und am 11. März 1711 (nach der Topographie für Niederösterreich am 14. März 1717) in den Fürstenstand, aber nur für den Erstgeborenen. Im Jahre 1724 wurden die Familiengüter in Oesterreich zu einem Familien-Majorat vereinigt. Ihr Wappen zeigt in der Mitte ein Hufeisen, seitwärts einen Hahn (bedeutet den Besitz von Matrei), einen Falken (= Falkenstein) und einen Steinbock (= Schroffenstein). Die Trautsohn’s waren neben den Liechtenstein’s ein kunstliebendes Geschlecht, das bedeutende Männer dem Vaterlande gab. Ihre Gruft ist in Wien in der Michaelerkirche, wo man neben dem Hochaltar ihre großartigen Grabdenkmäler sieht. Die Patronatsherren aus diesem Geschlecht waren:

1581 Hans Freiherr von Trautsohn;

1589 Paul Sixtus (er war Statthalter von Niederösterreich, besaß 1615 das Münzregal, unter ihm war Falkenstein zu einer Grafschaft erhoben worden);

1627 Johann Franz (unter ihm wurde die Pfarrkirche in Poysdorf gebaut und eingeweiht);

1663 Paul Sixtus;

1678 Ernst Sixtus (war auch Bischof von Wien);

1702 Franz Eusebius;

1734 Franz Anton;

1738 Vitus Eusebius;

1760 Fürst Wilhelm Johann war der Letzte seines Geschlechtes; seine Tochter Maria Josepha Rosalia vermählte sich mit dem Fürsten Karl Josef Anton Auersperg; diese Familie war in Krain begütert;

1782 Fürst Karl Josef Anton von Auersperg;

1792 Fürst Karl von Auersperg;

1799 übernahm Johann Freiherr von Bartenstein die Herrschaft Falkenstein-Poysbrunn; er stammte aus einem alten niedersächsischen Geschlechte; die Bartenstein’s kamen 1714 nach Oesterreich, 1732 wurden sie in den Freiherrnstand erhoben und entfalteten unter Maria Theresia eine segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Volkswirtschaft. Was sie in den Ländern der böhmischen Krone schufen für die Veredlung der Schafzucht, sichert ihnen ein bleibendes Denkmal; hier besaßen sie u. a. das Gut Militschowes. Karl Freiherr von Bartenstein war der letzte Besitzer von Poysbrunn und es folgte

1860 Maximilian Theobald Josef Vrints von Treuenfeld. Diese Familie wird schon 1115 in Spanien unter dem König Alphons von Arragonien erwähnt; im 16. Jahrhundert waren sie in Bremen, am 26. April 1664 wurden sie in den Reichsritterstand erhoben, am 26. September 1744 in den Reichsfreiherrnstand mit dem Beinamen »von Treuenfeld«. Der erwähnte Maximilian war mit der Gräfin Franziska von Bartenstein vermählt Am 5. Juli 1860 erlangte er die österreichische Grafenwürde mit dem Beinamen »von Falkenstein«. Am 2. Februar 1882 feierte der Patronatsherr seinen 80. Geburtstag. Aus diesem Anlasse überreichte ihm der Patronatsklerus eine Adresse, mit der er für die große Treue und Anhänglichkeit dem Patronatsinhaber seinen wärmsten Dank aussprach. Nach seinem Tode (1896) folgte Maximilian (gestorben 1900) und dann Alexander Vrints Graf von Falkenstein (1932). Jetzt liegt die Patronatsherrschaft in den Händen der Gräfin Marie Vrints von Falkenstein.

Der Vogt unserer Pfarrkirche war das Haus der Herren von Liechtenstein, die seit 1186 in unserer Heimat begütert waren; im Jahre 1608 wurde Karl von Liechtenstein und 1623 sein Bruder Gundacker in den Fürstenstand erhoben. Die Kirchenvogtei war mit der Majoratsherrschaft Wilfersdorf verbunden. Der Vogt war der Schutz- und Schirmherr des Gotteshauses, er bestimmte die Kirchenväter und die Zechpröpste und schaute darauf, daß das Kirchenvermögen gut verwaltet wurde. Darum besaß er in der Regel auch einen Schlüssel zur Kirchenkasse. Er hatte die Kirche gegen die Uebergriffe eines anderen Gutsherren zu schützen; dem Priester durfte bei der Ausübung seines Amtes kein Hindernis in den Weg gelegt werden; er schaute strenge darauf, daß die Sittengesetze und die kirchlichen Anordnungen eingehalten wurden. Im Laufe der Zeit verlor die Vogtei ihre Bedeutung.

Veröffentlicht in: Der Pfarrbote der Pfarrgemeinde „St. Johannes der Täufer“ Poysdorf, 1935, Nr. 2

Zur Geschichte der Pferdezucht im Weinlande

Das Pferd ist im Gegensatz zum Hund das jüngste Haustier, das erst in der Bronzezeit gezähmt und als Reittier verwendet wurde. Die Römer veranstalteten großartige Pferderennen, um die Schaulust der breiten Masse zu befriedigen; denn die kannte nur zwei Ideale – panem et circenses = Brot und Zirkusspiele. Bei den Germanen war das Pferd ein heiliges Tier, dessen Schädel als Abwehr gegen Blitz und Feuersgefahr auf dem Dach des Bauernhauses befestigt wurde. Der Markomannenkönig Marbod, ein Zeitgenosse des Armin, verfügte über ein stattliches Reiterheer, das selbst den Römern Achtung einflößte. Damals war unsere Marchebene ein wichtiges Gebiet für die Pferdezucht; darauf weist der Ortsname Stopfenreit im Marchfelde hin; doch wurden da nur leichte Pferde aufgezogen, während die schweren Rassen dem Alpengebiet vorbehalten blieben. Zur Feldarbeit nahm der Bauer aber ein Ochsengespann; darauf deutet das uralte Flächenmaß „Joch“, das bei uns noch immer gebräuchlich ist; es war dies eine Ackerfläche, die man mit zwei Ochsen in einem Tag bearbeiten konnte; statt des Kummets trugen die zwei Tiere ein Joch.

Die Hunnen, Awaren und Magyaren waren ausgezeichnete Reiter, gegen die unsere Krieger im Kampfe nur schwer aufkommen konnten. Da war es das Pferd, das die Kriegsführung beeinflußte und eine Revolution auf wirtschaftlichem Gebiete hervorrief, die erst heutzutage langsam ausklingt. Die deutschen Kaiser schufen nach 907 ein Reiterheer, aus dem sich das glänzende Rittertum entwickelte, an das uns heute noch die Burgen und die zahlreichen Ruinen unserer Heimat erinnern. Die Ritter waren auch die Träger der feudalen Wirtschaftsweise, die für das Bauerntum bis 1848 richtunggebend war. Für die Verteidigung des Landes mußten die Grundherren Wildpferde = bewaffnete Reiter dem Kaiser stellen; zur Versorgung dieses Heeres diente eine Abgabe, das „Marchfutter“, das aber im Weinlande nicht vorkommt; die Abgabe wurde in Hafer geleistet. Bei uns finden wir den Bogthafer in den Gemeinden Obersulz, Loidesthal, Erdberg, Bullendorf, Wetzelsdorf usw.; diesen Dienst entrichteten die fremden Untertanen = Ausholden dem Grundherrn für den Schutz, der ihnen gewährt wurde.

Für das Ross – so nennt man im Weinlande das Pferd – hatten die Gemeinden eigene Weideplätze; der Roßhirt genoß ein besonderes Ansehen im Gegensatz zum Schweinehirt oder dem Gänsemädchen; auch heute hat der Roßbauer eine andere Stellung in der Dorfgemeinde, als der Ochsen- oder „Kui“bauer. An die alten Roßweiden erinnern uns die Flurnamen „Rößlberg“ –Poysdorf, „Rößlüssen“ – Drasenhofen und Kettlasbrunn, „Roßweide“-Bürstendorf, Nieder-Absdorf, Frättingsdorf und Alt-Lichtenwarth, „Rößlgarten“-Falkenstein, „Roßweidäker“-Großkrut usw. Felder, die man oft nur mit einem Hengst bearbeiten konnte, zeigen den Riednamen „Tettenhengst“-Neubau, Ladendorf und Ernstbrunn. Eine Füllenweide besaßen 1414 nach dem Nikolsburger Urbar Klein-Hadersdorf, Wetzelsdorf, Ameis, Zlabern und Rotenlehm = eine Wüstung bei Alt-Lichtenwarth. Von einem Fohlen zahlten an Weidegeld die Hohenauer dem Liechtenstein jährlich zwei Denar ( =20 Eier) und die Rabensburger nur einen Denar. Bei der Landmaut in Rabensburg betrug die Mautgebühr für ein Roß zwei Denar. 1471 gewährte Kaiser Friedrich der Stadt Laa a.d. Thaya eine Roßmaut , weil hier viele Pferde von Ungarn nach Znaim gingen, wo die größten Pferdemärkte stattfanden.

Großes Interesse für eine gute Pferdezucht bekundeten die Humanisten, die in Wort und Schrift dafür eintraten, z.B. Aeneas Gilvio Biccolomini, der eine Zeitlang Pfarrer in Laa war und später Papst in Rom.

1569 bekam in Asparn a.d. Zaya ein herrschaftliches Reitpferd jährlich 90 Meßen Hafer und 2 Zuber Heu, ein Kutschroß in Staatz 90 Meßen Hafer und 4 Zuber Heu, 8 Zugochsen daselbst ebensoviel Hafer, aber 12 Zuber Heu. Die Liechtenstein, die immer großen Wert auf schöne Pferde legten, hatten damals in Wilfersdorf „edle Pferde“. Die Staatzer Herrschaft ließ im gleichen Jahr einen großen Pferdestall aus Ziegeln bauen, den Boden pflastern und die Futterkrippen mit Kupfer beschlagen. Der Dechant Hilarius Sorger in Billichsdorf verdiente 1579 durch den Roßhandel ein schönes Geld.

Nach den alten Dorfrechten durften Fohlen, die über ein Jahr alt waren, nicht frei nachlaufen oder in einem Weingarten sich herumtummeln. Die Poysdorfer Roßschwemme reinigten alle Jahre die Inleute und Burgknechte (Hauer). In Wolfpassing a.d. Hohenleiten konnte ein Fuhrmann sein ohnmächtiges Rößlein ausspannen und auf einem Felde fressen lassen oder ein Futter abmähen, ohne daß er gestraft wurde. Kühe, Schweine und andere Tiere durften nicht in eine Roßschwemme getrieben werden. Die Habaner (Wiedertäufer) waren im Zayagebiet bekannt als tüchtige Pferdezüchter. 1623 gab die Wilfersdorfer Herrschaft dem Kettlasbrunner Pfarrer für sein „Versehgangroß“ das Futter. Die Edelleute hatten auf ihren Reisen gewöhnlich vier Pferde eingespannt und noch einen Vorreiter, der in Hohlwegen die Fuhrleute bei den „Wendestellen“ aufhielt. Der Fuhrknecht saß auf dem Sattelpferd und führte das andere an der Hand (das „Handige“ genannt), weil die Wege sehr schmal waren. Damals mußten die Pferde das Getreide austreten, das dann im Winde geworfelt = gereinigt wurde.

Der Fürst Gundacker von Liechtenstein (1580 – 1658) plante, durch Pferde aus Friesland und Holstein unsere Zucht zu verbessern, doch lehnten unsere Bauern jede Neuerung ab und bevorzugten die leichten ungarischen Tiere.Im Dreißigjährigen Kriege stellten unsere Ahnen gerne Ochsen ein, die ihnen nicht weggenommen wurden. Auf zwei Pferden lud die Herrschaft bei weiten Reisen zehn Eimer Wein und zwölf Meßen Getreide oder fünfzehn alte Zentner Hafer auf; denn die Straßen waren sehr schlecht und bei Regenwetter grundlos. 1666 zählte die Wilfersdorfer Herrschaft bei ihren Untertanen 267 Pferde, und zwar 252 bei den Bauern und 15 bei den Hauern. Die Stuten im Meierhof bekamen wöchentlich ¾ Meßen Hafer und ½ Meßen geschnittenes Stroh. Die Knechte wuschen die Schwänze mit Wasser und Seife gründlich aus und „karbatschten“ sie dann; täglich konnten die Stuten mit den Füllen an einem sicheren Orte drei Stunden lang auslaufen; durch zwei Wochen gaben ihnen die Knechte täglich einen Mehltrank und noch etwas Erbsenmehl. „Rupfige“ Stuten kurierte man mit Milchrahm. Im Winter bekamen die Pferde weniger Futter und wurden öfter ins Freie geführt. Die Holsteinischen fütterte die Herrschaft täglich mit zwei Maß Hafer. Der Jahreslohn eines herrschaftlichen Pferdeknechtes betrug 8 fl. (einer Dienstmagd 6 bis 7 fl.). Die Kroaten galten bei uns als die besten Roßknechte, die im Meierhof immer bevorzugt wurden. Nach einer Rechnung bewilligte der Fürst für ein Wagenroß wöchentlich 1 ¼ Meßen Hafer und für Kutschroß 1 ¼ Meßen (1670); ein Robotbauer, der von Wilfersdorf nach Kromau fuhr, erhielt neben dem Mautgeld noch 5 fr. und ein Viertel Hafer. Die Meierhofknechte bedienten sich der ungarischen Peitschen, das Geschirr hatte gefütterte Brustblätter und das Halfter „Blenten“.

Als Pferdehändler erlangten die ungarischen Juden und Zigeuner auf den Märkten große Bedeutung. In einem Bauernhaus zahlte der Käufer den Knecht als Trinkgeld „das Zahmgeld“. 1712 vernichtete „ein Umbfall“, eine Seuche, viele Tiere, was dem Bauer schweres Geld kostete. Der Tierarzt – es war dies der Schmied, der Halter oder der Wafenmeister – verordnete als Heilmittel den Aderlaß. Die Herrschaft schenkte an bedürftige Bauern ausgemusterte Pferde, lieh ihnen auch Geld zum Ankauf oder borgte ihnen auf eine Zeitlang ein Tier. Eine mustergültige Pferdezucht sah man in Eisgrub, Feldsberg und Hohenau, wo sich auf der „Gestütwiese“ prachtvolle Stuten mit ihren Fohlen herumtummelten; die fürstlichen Stallungen und die Reitschule in Feldsberg waren in ganz Europa bekannt. Mancher Herrscher fühlte sich hochgeehrt, wenn ihm der Fürst Liechtenstein ein Pferd schenkte.

Dagegen waren auf dem Lande in den Dörfern bisweilen elende Gestalten zu sehen, oft wahre Hungerleider; der Bauer spannte die Füllen schon nach eineinhalb Jahren ein und hielt sie in niedrigen, finsteren Stallungen, wo sie nicht die richtige Pflege hatten. Der große Handelsverkehr auf der Brünner Straße nötigte die Bauern, stärkere Pferde einzustellen, weil die Vorspannleistungen ein guter Nebenverdienst waren; an diese Zeit erinnert noch bei Poysbrunn der Berg „Ausspann“. 1735 kostete ein Roß 7 bis 10 fl., ein Lamm 1 fl., ein Schaf 2 fl., ein Eimer Wein aber 1 fl. 24 fr. In Schrattenberg werden in einer Verlassenschaftsabhandlung „strupierte“ Pferde erwähnt. Die Regierung verlangte 1752 von jedem Roßverkauf (auch wenn es verschenkt, vererbt oder auf andere Weise in fremde Hände kam) von jedem Gulden einen Kreuzer und außerdem pro Stück 9 fr. Kopfgeld.

In Rabensburg besaß 1759 ein Halblehner vier Zugpferde, ein Ganzlehner in Neusiedl a.d. Zaya vier Füllen, ein Halblehner in Waltersdorf a.d. March vier Zugpferde und drei Melkkühe und in Ringelsdorf ein Halblehner vier Roß und zwei Ochsen. Infolge der Dreifelderwirtschaft bebaute man nur zwei Drittel des Besitzes, der Rest blieb brach liegen. Der Preis für ein Pferd stieg 1762 auf 25 fl. (ein Zugochse 20 fl. und eine Kuh 10 fl.). In den Marchgemeinden wurden die Füllen erst nach zwei Jahren eingespannt. Da sich damals die Rückständigkeit unserer Pferdezucht deutlich zeigte, griff der Staat ein, errichtete 1767 in Wien eine Pferdekuroperationsschule , 1772 auf dem Lande die Beschälstationen mit ausländischen Hengsten, verbot die Privatgestüte und verteilte gedruckte Belehrungen über Pferdezucht und –pflege. Die Hufschmiede, die in Wien einen Kurs über Tierarzneikunde besuchten, hießen Kurschmied und waren die ersten Tierärzte. Das Korneuburger Kreisamt hatte die Pflicht, die Pferdezucht in den Dorfgemeinden des Weinlandes zu überwachen und Vorschläge für Geldprämien an fortschrittliche Bauern zu erstatten. Hohenau, Laa a.d. Thaya, Witzelsdorf und Lassee bekundeten einen großen Eifer in der Pferdezucht. 1780 wurden in Mistelbach zwei mährische Roßhändler eingesperrt, weil sie nicht bei der „Krone“ oder im „Rathaus“ ihre Tiere eingestellt hatten. Das Kreisamt bestimmte die Hafthöfe in größeren Gemeinden, die von Pferdehändlern besucht werden durften.

Der Staat zahlte bei militärischen Vorspannleistungen dem Bauer 75 fr. für Pferd und Meile. Im Wilfersdorfer Meierhof standen 1786 zwei Beschäler à 100 fl. und 19 Zuchtstuten à 50 fl. Die Liechtensteinschen Untertanen in Bernhardsthal verfügten über 276 Pferde, in Rabensburg 185, in Hohenau 184, in Ringelsdorf 200, in Waltersdorf 96, in Niederabsdorf 98, in Hausbrunn 110 und in Alt-Lichtenwarth 115; in den Gemeinden um Feldsberg sah man viele Zugochsen, in Bernhardsthal und Palterndorf sogar Ararialpferde, die vom Militär den Bauern zur Verfügung gestellt wurden. In Hohenau hatte die Gutsverwaltung, die den Bauern stets mit Rat und Tat zur Seite stand, 1795 100 englische Pferde, 1806 waren da zwei englische, ein türkischer Hengst und sogar ein arabischer, 1815 48 Stuten und 140 Fohlen und 1821 8 Hengste sowie 45 Stuten. In den Marchgemeinden veranstalteten die Bauern auch sportliche Pferderennen. 1798 schätzte man ein Bauernroß auf 30 fl., ein neues Pferdekummet kostete mit dem Geschirr 15 fl., eine Ziege 30fr. und ein Eimer Wein 2 fl. In Waltersdorf a.d. March besaß ein Viertellehner zwei Zugpferde; ein altes und ein Füllen; zur Schonung der Stuten gebrauchte man hier auch Ochsen für die Feldarbeit; in den Verlassenschaftsabhandlungen werden da „Rappstuten“ erwähnt.

In den Kriegen mit Napoleon bevorzugten die Bauern wieder die Zugochsen, die nicht requiriert wurden. 1812 verteilte der Staat Geldprämien, um das Interesse für Pferdezucht zu wecken. In Laa a.d. Thaya übernahm 1821 das Militär die Beschälstation. In Wien eröffnete 1822 die Regierung das Tierarzneiinstitut, das tüchtige Kurschmiede heranbildete. Die Versehgangpferde mußten 1830 in Geld abgelöst werden, und zwar ein Stück mit 100 fl. Wiener Währung. 1834 zählte Poysdorf 149 Pferde, 288 Melkkühe und 80 Schafe, Wilfersdorf 106 Pferde, Ottenthal 61, Falkenstein 14 und 2 Zugochsen, Steinabrunn 20 und 11 Ochsen, Schrattenberg 42 und 2, Bernhardsthal 162 und 44, und Neusiedl a.d. Zaya 74 Pferde. In Poysbrunn schätzte man zwei Pferde mit dem Geschirr auf 20 fl., ein Zuchtschwein auf 8 fl., das Achtelhaus Nr. 49 auf 320 fl. (im Jahre 1842). Die Befürchtung, daß die Eisenbahn und die Aufhebung der Robot den Pferdestand stark vermindern würde, erwies sich als Irrtum. Die intensive Bodenbearbeitung beanspruchte, als man von der Dreifelderwirtschaft abging, auch mehr Zugtiere. Der Fürst Liechtenstein verfügte in Feldsberg über 160 Pferde und im Gestüt von Neuhof über erstklassige Renntiere, die von englischem Dienstpersonal betreut wurden. Schöne Rennpferde hatte der Wiener Trabrennverein in Oberweiden und nach 1920 der Gutsbesitzer Fr. Claß in Paasdorf und Prinzendorf; in Schloßhof befand sich die Armeereitschule fürs Militär.

Diese Einrichtungen beeinflußten die bäuerliche Pferdezucht, so daß man auch in den Dorfgemeinden schöne und starke Tiere sehen konnte, die den berechtigten Stolz des Besitzers bildeten. Wie hatte sich doch dieser Wirtschaftszweig seit 100 Jahren unter der staatlichen Mitwirkung gehoben und gebessert! Diese Tatsache ist ein Ruhmesblatt der altösterreichischen Agrarverwaltung, die wir heute dankbar anerkennen müssen, und die schöne Früchte zeitigte. Daß die Herrschaftsgüter des Fürsten Liechtenstein lange vor dem staatlichen Eingreifen aus eigenem Antriebe die Pferdezucht förderten, geht aus dem Gesagten klar hervor, ebenso daß unsere Heimat seit uralter Zeit dieser Zucht stets großes Interesse entgegenbrachte; dies gilt besonders für die Marchebene und für das Marchfeld.

Heute ist die Förderung der Pferdezucht Aufgabe der Landwirtschaftskammer. Trotz der Technik, die mit Ihren Erfindungen bis in das entfernte Dorf greift, bleibt das Pferd für die mitteren und kleinen Betriebe das unentbehrliche Arbeits- und Zugtier, auf das sich der Bauer in jedem Fall verlassen kann. Dank der Tätigkeit unserer Tierärzte und der Fortschritte auf dem Gebiet der Tierheilkunde konnten die Sorgen des Bauern um die Erhaltung seines Zugtieres wesentlich gemildert werden.

Der Bauer betrachtet sein Pferd als treuen Helfer und Mitarbeiter, der zum bäuerlichen Hof gehört und für den er immer ein warmfühlendes Herz hat. Wer es sah und miterlebte, wie im Kriege mancher Bauer und seine Familie von dem gemusterten Roß am Bahnhof Abschied nahm, konnte sich davon überzeugen. Dieser Charakterzug unseres Landvolkes gehört ebenfalls zur Geschichte der Pferdezucht, weil er ein schönes Denkmal der Tierliebe ist.

Veröffentlicht in: „Bauernbundkalender“, 1950, S. 1972 - 176

Zur Geschichte der Schule in Mistelbach.

Dürftig ist das Urkundenmaterial, das uns Aufschluß gibt über die Frühgeschichte unseres Schulwesens; es dürfte wenig Orte geben, die eine lückenlose Darstellung der Schulgeschichte besitzen. Vielfach weiß man gar nicht das Gründungsjahr der Schule, die Reihenfolge der Schulmeister und Lehrer, ihre Pflichten und Rechte sowie ihre Besoldung, den ursprünglichen Platz des Schulgebäudes und das Verhalten der Bevölkerung zur Schule.

Mistelbach genoß im Mittelalter vermöge seiner Lage und seines Verkehres eine große Bedeutung im nordöstlichen Niederösterreich. Der Markt hatte ein geregeltes Gemeinwesen, das auf Recht und Ordnung schaute, das auch schon frühzeitig den Wert einer Schule zu schätzen wußte, da ja ein Großteil der Einwohner dem Gewerbs- und Handelsstande angehörte; diese mußten lesen, rechnen und schreiben können. Das Urbar der Nikolsburger Herrschaft aus dem Jahre 1414 erwähnt die Schule, die neben der Kirche lag. Damals stand noch das feste Haus, von dem heute nur mehr Wall und Graben vorhanden sind. Die Schule gehörte zur Kirche und der Schulmeister zur Pfarrholdengemeinde.

Im Panthaiding des Jahres 1486 heißt es, daß sich der Pfarrer vier Priester hielt u. zw. zwei Prediger, einen Kaplan und einen Frühmesner, der den ersten Gottesdienst zeitlich am Morgen lesen mußte; für die Schule reichte er täglich zwei Essen und Brot für drei Personen. Der Schulmeister selbst sollte beim Tisch des Pfarrers sitzen; wäre er nicht da, so hätte der Nachmeister oder Verweser der Schule seinen Platz einzunehmen.

Nach diesem Berichte besaß Mistelbach damals eine größere Schule; der Schulmeister war ein angesehener Mann, der keinen Mesnerdienst versah, weil im Panthaiding vom Mesner gesprochen wird, der den 6. Teil der Opfer von Brot, Wein und Fleisch erhielt und in der Sakristei zu wohnen hatte, damit die Kirche gegen Einbrecher geschützt wäre. Doch hatte er den Kirchengesang zu leiten, weil ihm der Zechmeister, wenn der Schulmeister die Metten sang, drei Kerzen gab so groß wie ein Fingerglied an dem kleinen Finger und eine Vaterspanne lang und ein Glied dazu.

Der öde Fleck vor der Kirche war 1486 für die Schule bestimmt, da sollte sie stehen; vor dem Pfarrhof lag ebenfalls auf einem öden Fleck die Badstube.

In vielen Orten der Umgebung standen Schule und Badstube unter der Aufsicht eines Pfarrers.

Im Zeitalter der Reformation errichteten die Grundherren zahlreiche Schulen und besetzten sie mit ausländischen Schulmeistern; so hatten die Herren von Liechtenstein in dem benachbarten Orte Wilfersdorf eine gute Schule, in die auch die Mistelbacher Bürger ihre Kinder schickten, obgleich es der Pfarrer zu verhindern suchte. Die Liechtenstein erkannten den hohen Wert einer Schule, weil sie im Auslande erzogen worden waren; die Schweiz, Deutschland, Frankreich und auch die Sudetenländer besaßen ein hoch entwickeltes Schulwesen; eines guten Rufes erfreuten sich in Mähren die Brüderschulen, besonders die in Eibenschitz, wo die Brüder Karl und Gundacker von Liechtenstein mit dem späteren Staatsmann und Förderer des Comenius, dem Herrn Karl von Zierotin, herangezogen wurden.

1584 wurde die evangelische Landschaftsschule von Horn nach Mistelbach verlegt und hier in Privathäusern untergebracht; diese Landschaftsschulen waren eine Art von Mittelschulen, die von den Kindern der Adeligen besucht wurden. Leider waren die äußeren Verhältnisse nicht günstig für den Bestand dieser Schule. Ein Bericht des Mistelbacher Pfarrers Jakob Lambert gewährt uns einen Einblick in die traurigen Verhältnisse um 1593: − − − „Die Leute sind böse, die Liebe ist hin, die Andacht ist ausgeschlagen, die Gotteshäuser werden nicht besucht und geehrt, sondern öde und wüst gelassen. Die Leute schimpfen den Pfarrer Pfaffen und Sakramenterpfaff, die Fleischhauer verkaufen ihm kein Fleisch; sie sagen und schreien: „Einen Dr − − − werden wir dem Pfaffen schicken − − − “

Die Gemeinde brauchte viel Geld, hatte aber keines. Für den Organisten, der aufgenommen wurde und 90 fl. Besoldung erhielt, richtete sie ein Zimmer in der Gemeindeschule als Wohnung her, was dem Markte 60 fl. kostete. Die alte Schule, die auf dem Berge bei der oberen Kirchenstiege lag – es war ein fürstlicher Grund –, war um 220 fl. verkauft worden; nun wollte die Gemeinde ein anderes Gebäude für Schulzwecke herrichten lassen, doch waren die Kassen leer; die Uhrtafeln und die Kirchenstiege sowie der Glockenschwengel waren schadhaft, die Kirche war unrein und unsauber, nichts konnte gemacht werden.

Daß unter solchen Umständen eine höhere Schule nicht zu halten war, ist heute leicht verständlich.

Der protestantische Schulmeister von Wilfersdorf erschien am Sonntag nachmittags in Mistelbach, wo er in der Spitalskirche eine evangelische Kinderlehre abhielt, die auch von den Bürgern des Marktes besucht wurde (1595).

Die Mistelbacher Landschaftsschule war eingegangen, ebenso auch die in Feldsberg, welche Karl von Liechtenstein 1597 gegründet hatte. Die Fürsorge der Protestanten für das Schulwesen in unserer Heimat wurde von der Bevölkerung nicht gebührend geschätzt. Die Liechtenstein hatten gute Absichten und weitgehende Pläne, die aber infolge der Gegenreformation nicht mehr durchgeführt wurden. Vielleicht wollte der Fürst Gundacker von Liechtenstein um 1630 in unserer Gegend ein Gymnasium errichten als Gegengewicht von Nikolsburg, wo 1631 der Kardinal Franz von Dietrichstein ein Piaristengymnasium gestiftet hatte; der Zustrom zu dieser Anstalt war damals ein sehr großer. Bei uns fehlte der weitschauende Blick, der auf die Zukunft gerichtet war; der Bürger und Bauer hatte sicher schwere wirtschaftliche Sorgen, er war kleinmütig und verzagt, er erkannte auch seine Fehler ganz genau und wußte schon damals eine gute Schulbildung zu schätzen; denn 1638 klagten die Mistelbacher, daß man sie grobe Bauern nennt, ungeschickte Mistelbacher, die nicht wert seien, Bürger genannt zu werden. Sie wünschten wohl, daß ihre Kinder mehr lernen sollten, damit sie auch einmal in kaiserliche oder landesfürstliche Dienste treten könnten.

Dazu schrieb der Dechant Paul Pörsius, der auch am dem Werke der Gegenreformation mitgearbeitet hatte: „Die Mistelbacher lassen ihre Kinder nicht in der Musik unterrichten, sie wollen aus ihnen keine Pfaffen machen, sie brauchen sich nicht durch Singen ihr Brot verdienen. Etliche sind so grob und ungeschlacht, daß sie ihre Kinder nicht ministrieren lassen. Ich befahl den besseren, vermögenden Untertanen, daß sie ihren Kindern Mäntel machen lassen für den Kondukt und artibus publicis; leider folgte niemand, sodaß von dem vornehmen Markt die Kinder wie Bettelbuben daherkommen. Die Eltern verzärteln ihre Kinder derart, daß der Schulmeister sie nicht mit der Rute schlagen darf. In anderen Orten ehren die Eltern ihren Schulmeister, sie bessern seine Besoldung auf, geben Präsente und Schenkungen, doch in Mistelbach geschieht nichts dergleichen. Die Leute sind dem Schulmeister abhold und feindselig; denn sie geben nicht einmal das, was sie versprechen. Die Mistelbacher sind seit altersher grobe Idioten, sie sollen grobe Flegel bleiben und haben es nicht nötig, ihre Kinder studieren zu lassen.“ Dieses Schreiben vom 5. Juni 1638 war an den Fürsten Gundacker von Liechtenstein gerichtet, damit er nicht eine höhere Schule hier im Markte gründe.

Im gleichen Jahre legte der Schulmeister Rechnung, aus der wir erfahren, was er quatemberlich empfing:  
von einem, der „raithen“, schreiben und lesen tut, 45 kr.  
von einem, der schreiben und lesen tut, 30 kr.  
von einem, der studieren, lesen oder buchstabieren tut, 24 kr.  
wegen des Holzes im Winter, 24 kr.  
wegen des Singens, 0.

1670 beklagten sich die Bewohner des Marktes, daß der Gottesdienst in der Pfarrkirche so spät abgehalten würde (um 9 oder 10 Uhr). Waren Beichtkinder da, so verzögerte er sich noch um eine geraume Zeit, sodaß die Leute im Winter bei der großen Kälte Schaden leiden. Die Dienstboten mieden die Kirche und die Predigt, sie gingen lieber ins Wirtshaus. Bei den Kirchfahrten unterblieben jetzt die Ermahnung „zur Auferbauung“, sodaß bei den Leuten eine große Unordnung und eine schlechte Andacht einreiße. Die Fastenpredigten am Montag waren abgekommen, auch die Messen in Hüttendorf aufgelassen, nur am Kirtag und am Feste der hl. Barbara gab es da noch einen Gottesdienst. Die Kinderlehren und die Schulen beachteten die Geistlichen wenig, sie verweigerten dem Schulmeister die 15 Metzen Getreide, die er sonst erhielt.

Diese Beschwerde brachten sie schon am 6. März bei der Kirchenvisitation vor und baten den Kruter Dechant um Abhilfe; doch verspürte man keine Besserung. Darum ersuchten sie den Fürsten in Wilfersdorf um Schutz und Beistand.

Der Entzug des gebührenden Getreides durch die Geistlichen war keine Seltenheit. Schwer hatten die Schulmeister um ihr tägliches Brot zu ringen. Trotzdem gab es sicher auch damals fähige Schüler im Markte, welche die Wiener Hochschule besuchten; denn 1694 hatten Richter und Rat von Mistelbach angeblich das Recht, zwei Studenten, die ihnen angenehm waren, bei der Rosen Bursa an der Wiener Hochschule zu präsentieren.

Unbekannt ist uns, wo die paar Studenten die Mittelschule besuchten, ob in Wien, Znaym oder Nikolsburg. Der erwähnte Pörsius vermachte in seinem Testamente den Nikolsburger Piaristen einen größeren Betrag, sodaß wir an einen Zusammenhang der beiden Orte denken müssen.

Die schlechten Schulverhältnisse zeitigten eine andere Folgeerscheinung auf wirtschaftlichem Gebiete; unser Handwerk und Gewerbe blieb zurück, wiederholt verlangten die Mistelbacher Zünfte von der Wilfersdorfer Herrschaft, daß dem mährischen Gewerbe der Zutritt zu unseren Jahrmärkten verwehrt werde; Hutmacher von Znaym, Tischler von Trebitsch, Tuchmacher von Iglau, die Hafner und Faßbinder, alle brachten bessere und billigere Waren in unsere Heimat. Die mährischen Leinenhändler und Weber gaben der alten Mistelbacher Weberzunft, die schon 1414 erwähnt wird, den Todesstoß.

Quellen: Herrschaftsakte „Wilfersdorf“ im Hausarchiv des Fürsten von Liechtenstein.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 15. 10. 1936, Seite 21

Zur Geschichte der Spitalskirche in Mistelbach

Die Spitalskirche, die auch noch Elisabethkirche heißt, gehörte zu dem Armenhause und dürfte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet worden sein. Die Liechtenstein waren später die Lehensherren der Kirche, des Spitales und des St. Johann Benefiziums. Zwei Bischöfe begnadeten dieses Kirchlein mit Indulgentien (Ablaßbriefen), der eine stammt aus dem Jahre 1375, der andere won 1658. Der Stiftsbrief des Spitales ging verloren, nur die Konfirmation durch Rudolf den Stifter (1362) blieb erhalten. Der Gottesdienst, der hier abgehalten wurde, war nur für die Spitalsbewohner bestimmt, die ja den beschwerlichen Weg zur Pfarrkirche nicht zurücklegen konnten. Eine große Rolle spielte die Kirche im Zeitalter der Reformation, da die Lehensherren damals Freunde der evangelischen Lehre waren und hier an der Kirche fremde Pastoren wirkten. Im Jahre 1580 vollzog sich die große Aenderung, bis dahin gab es immer katholischen Gottesdienst. Bewohner von Mistelbach liefen schon früher nach Wilfersdorf zum Präsidenten, kommunizierten hier und ließen auch ihre Kinder in der Wilfersdorfer Schule unterrichten. Wolf von Liechtenstein stützte sich auf das Recht, daß er als Edelmann die Augsburger Konfession frei ausüben könne und ließ deshalb die Kirche am Fronleichnamstag und zu Elisabeth im Monat November sperren. Nun wurde der lutherische Gottesdienst eingeführt, deutsche Psalmen gesungen, an jedem Sonntag Nachmittag vom Schulmeister eine Kinderlehre abgehalten, sodaß viele Bürger von Mistelbach an diesen Neuerungen Gefallen fanden und auch teilnahmen. Die Toten begrub man hier bei der Kirche mit deutschen Gesängen, sodaß endlich am 13. Dezember 1595 der Pfarrer Jakob Lampert dagegen einschritt und die Forderung erhob, daß die katholische Religion in dieser Kirche eingeführt werde. Zu diesem Zwecke wollte man die Spitalskirche den Herren von Liechtenstein entziehen und Mistelbach zu einem kaiserlichen Markte machen; doch vergingen noch drei Jahre, bis die Regierung den Karl von Liechtenstein ersuchte, er möge den Präsidenten in der Spitalskirche absetzen; denn 1598 wollte man die schadhafte und recht baufällige Pfarrkirche herrichten, da sollte der Gottesdienst in der Elisabethkirche für die Katholiken abgehalten werden. Das Dach der Pfarrkirche war ganz verfault, die Mauern hatten bei einem Erdbeben schweren Schaden erlitten, sodaß man dem Gottesdienst nur unter Lebensgefahr beiwohnen konnte. Der Pfarrer ging selbst von Haus zu Haus um Spenden, die Schindeln bezog man von Stockerau. Nun mußten die deutschen Kichengesänge und die Kinderlehren in der Elisabethkirche auf Befehl der Obrigheit unterbleiben, der katholische Gottesdienst wurde eingeführt, da ja die Liechtenstein selbst katholisch wurden.

1628 ließ der Lehensherr die Kapelle neu aufbauen (oder vergrößern?) dazu brauchte man nach dem Verzeichnis der “Unkosten bei dem Kapellenbau":

22.090 Mauerziegel = 30 fl, 6 Mut 15 Metzen Kalk = 97 fl 30 kr. Dem Maurer = 140 fl, 15 Metzen Halbtreid = 13 fl 7 kr. 2 Den, 2 Faß Bier = 7 fl, 1 Eimer Wein = 7 fl, 2 Kieseln Salz =54 kr, 1 Viertel Erbsen = 15 kr, 1 Viertel Gerste = 30 fl, 1 Viertel Brein = 45 kr, 1 Viertel Grieß = 38 kr, 3500 Dachziegel = 21 fl, dem Dachziegeldecker = 50 fl, 4 Metzen Halbtreid = 3 fl 30 kr, 1 Faß Bier = 3 fl 30 kr, je ein Viertel Erbsen = 15 fl, Gerste = 30 kr, Brein = 45 kr und Grieß = 38 kr, dem Zimmermannn für das Abdecken des alten Daches und für das Herrichten des Gerüstholzes = 2 fl 57 kr, für die Gerüstladen = 5 fl, dem Tischler für 4 Eichenfenster = 6 fl 30 kr, für Eisen = 13 fl 10 kr, dem Schlosser = 11 fl 24 kr, für Eisen = 1 fl 8 kr, dem Maler für das Vergolden = 15 fl, dem Schmied, weil er 4 Ringe an die Tür gemacht hat = 5 fl und dem Glaser = 15 fl 24 kr.

Als 1656 ein furchtbarer Sturmwind wütete, riß er auch vom Dach der Spitalskirche die Schindeln herab. Ein Bildhauer von Zistersdorf richtete zwei Altäre her. Am 24. Jänner 1657 erhielt der Bildschnitzer Haff die Aufforderung, drei Bilder für die Kapelle zu malen. Sie fielen aber nicht nach Wunsch der Herrschaft aus, sodaß sie die Bestellung des Hochaltarbildes für die Landshuter Kirche zurückzog. Die Spitalskirche besaß 3 Altäre, die den Heiligen Elisabeth, Katharina und Johann dem Täufer geweiht waren. Als das Innere 1660 gereinigt und hergerichtet war, wollte man das Benefizium Johanni d. T. und das der Hl. Katharina hier unterbringen, damit wieder ein regelmäßiger Gottesdienst stattfinden konnte, denn den Spitalsbewohnern war der Weg zur Pfarrkirche in der rauhen Winterszeit sehr beschwerlich. Auf dem Altarsantipendium bemerkte man ein großes Bild, auf dem 6 Herren von Liechtenstein mit ihren Frauen in knieender Stellung gemalt waren: Georg und Hedwig, Christoph und Katharina, Ulrich und Ursula, Hans und Perichta, Heinrich und Dorothea, Wilhelm und Barbara. Die Bilder hatte ein Mistelbacher Meister gemalt, doch erhielt er nicht die versprochenen 15 fl für die Arbeit, sondern nur 12 fl, weil sie dem Fürsten nicht gefiel.

Am 28. Februar 1668 machte die große Wohltäterin des Mistelbacher Armenhauses die Fürstin Sidonia Elisabeth von Liechtenstein eine Stiftung, damit in der Woche fünf Messen in der Spitalskirche gelesen werden, darunter eine für die Stifter und Stifterinnen des Spitales, eine für die lebenden und toten Mitglieder des fürstlichen Hauses Liechtenstein und eine für das Haus Salm. An Sonn- und Feiertagen konnten auch die alten und gebrechlichen Leute des Marktes den Gottesdienst hier besuchen, nicht aber die anderen, die den Weg zur Bergkirche ganz gut zurücklegen. Die Pfarrkirche durfte nach der alten Stiftungsurkunde niemals in ihren Rechten und Einkünften verkürzt werden. Der Messeleser erhielt aus dem Wilfersdorfer Rentamte jedes Vierteljahr 30 fl, die Seelsorge im Spital durfte er ausüben, nicht aber im Markte. Im Jahre 1682 bekam der Geistliche Gebhard Kompaß für ein Jahr 150 fl, doch hatte er für Kost und Wohnung selbst zu sorgen; nun mußte er noch eine Messe für die Fürstin Sidonia Elisabeth und eine für Philipp Erasmus und Hartmann von Liechtenstein wegen glücklicher Reisen lesen. Die Herrschafft zahlte ihm vierteljährlich 37 fl 30kr.

Der Fürst Maximilian stiftete im Jahre 1692 noch drei Messen: eine für die Stifter und Stifterinnen des Spitales, eine für die lebenden und toten Mitglieder der fürstlichen Familie und eine an Sonn- und Feiertagen "pro libita der Herrn patrum" dafür bezog der Messeleser 50 fl jährlich aus dem Wilfersdorfer Rentamte. Die Bestimmung wegen des Sonntag-Gottesdienstes vom Jahre 1668 wurde ausdrücklich wiederholt.

Zur Zeit des Fürsten Anton gab die Herrschaft dem Kaplan 200 fl und 8 Klafter Holz (1712). Es fand in dieser Zeit eine Verschiebung oder eine Aenderung in den Gehaltsbezügen statt, da der Geistliche 1715 den Lehensherrn ersuchte, daß es wieder beim alten Kontrakt von 250 fl und 8 Klaftern Brennholz verbleiben solle; man möge ihm auch die 60 fl ersetzen, die er in den letzten 10 Jahren den Ministranten gereicht hatte, ebenso dem Dechant die Visitationsgebühr von 3 fl; das kleine Gärtl könnte im Spital hergerichtet werden und, da er den Kelch in seiner Wohnung verwahren müsse, brauche er ein eisernes Fenstergitter; für den Gottesdienst in der Spitalskirche wäre ein weißes und rotes Meßgewand notwendig, für das Muttergottesbild ein weißes Kleid. Sollte eine deutsche Pfarre frei werden, so möge der Fürst ihn nicht vergessen. Nun wurden auch die Messen, die in der Kapelle gelesen werden mußten, geregelt und zwar für die Stifter und Stifterinnen des Spitales, für die lebenden und toten Mitglieder des Fürstenhauses, zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens Christi am Kreuze und seiner schmerzhaften Mutter unter dem Kreuze, um Aufnehmung des Hauses Liechtenstein, um Aufnehmung der fürstlichen Untertanen und um Konservierung des Marktes Mistelbach. Vor dem "Ecce homo Bild" erschienen seit 1641 alle Tage die Spitäler auf ein gegebenes Glockenzeichen in der Kapelle und beteten 2 Rosenkränze und eine Litanei für die verstorbenen und lebenden Mitglieder der fürstlichen Familie. Die Barnabiten forderten, daß die Rechnung der Spitalskirche im Pfarrhof gemacht und von den Stiftungen und Legaten die Ausbesserungen bezahlt werden, doch müsse der Rest der Pfarrkirche zufließen, die Rechte derselben dürften nie geändert werden.

Der Geistliche Lorenz Indobler bezog 1716 aus dem Wilfersdorfer Rentamte 250 fl 30 kr und 8 Klafter Brennholz aus den fürstlichen Waldungen. Zu seiner Bedienung besaß er einen Waisenknaben von einem fürstlichen Untertan, den er bekleiden, verköstigen und ihm rechnen, schreiben und andere gute Sitten beibringen musste. Den Spitälern hatte er in der großen Stube, wo sie sich versammelten, geistlichen Trost zu spenden. Er wohnte im Spital.

Damit bei einem Unwetter auch in der Spitalskirche geläutet würde, wollte die Herrschaft 1719 das Speiseglöcklein aus dem Wilfersdorfer Schloß hergeben, doch änderte der Fürst den Plan und bestellte eine Glocke in Wien.

Als der Spitalskaplan 1743 in den Barnabiten-Orden eintrat, bewarben sich um die freie Stelle der Kurat von Guttenbrunn und der Vikar von Wilfersdorf. Mit dem Wilfersdorfer Amtmann hatte der Kaplan 1754 eine scharfe Auseinandersetzung, da er ihn "einen neugebackenen Amtmann" nannte. Die Vorwürfe, daß er die Messen nicht genau lese, waren unbegründet, da er sie stets zur festgesetzten Zeit und zwar im Sommer um 7 Uhr und im Winter um 8 Uhr las; war er verhindert, so vertrat ihn ein anderer Priester. Von 1775 an hatte der Kaplan den Spitälern auch eine Predigt nach dem Gottesdienste zu halten; die Versehgänge besorgten die Barnabiten, ihm wurde nun "eine Freimesse passiert" für 26 fl im Jahr.

Von 1784 an reichte die Wilfersdorfer Herrschaft dem Kaplan zwei Eimer Wein alljährlich; nun hatte er zwei Ministranten, die Waisenknaben nach fürstlichen Untertanen waren. Er mußte sie kleiden, ernähren und für eine gute Erziehung sorgen.

Quellen:

Die Herrschaftsakte ,,Wilfersdorf” im Hausarchiv des regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein.

Veröffentlicht in: „Aus Welt und Heimat“, 1936, S. 2 – 3; „Mistelbacher Bote“

Zur Geschichte der Weinfässer

Die Fässer und die Kellergeräte, die der Weinbauer braucht, wurden aus Eichenholz hergestellt, denn in unserer Heimat ist der Eichenwald die charakteristische Form, die dem Landschaftsbild ein besonderes Gepräge verleiht. Die neuen, noch unverbrauchten Fässer geben dem Wein einen besonderen Geschmack, man sagt: „Der Wein hölzelt.” Um diese Erscheinung zu vermeiden, wäscht der Hauer solche Fässer erst gründlich mit Sodamitteln aus.

Die Eichen kauft er nach alter Sitte bei einer Holzlizitation, die gewöhnlich im Winter vor Weihnachten abgehalten wird. Ist der Baum gefällt und hergerichtet, so fährt er ihn bei trockenem Wetter heim, zersägt ihn und macht die Fassdaubeln, die er zu einem vier-, sechs- oder achteckigen Turm, „Daufelkasten” oder „Binderturm” genannt, zusammenstellt, damit sie gut austrocknen. In den Dörfern der Weingegend sind diese Türme eine typische Erscheinung in den Bauerngehöften.

Der älteste Fass- und Geschirrmarkt für die Weinhauern war in Wien auf dem Michaelermarkt, daneben gewannen Korneuburg und später Mistelbach große Bedeutung. Ein einheitliches Maß fehlte um diese Zeit, weil die großen Weinorte ihr eigenes Maß hatten, z. B. um 1400 Eggenburg, Wien und Retz. Ein eigenes Getreidemaß besaßen Groß-Krut, Mistelbach, Laa a. d. Thaya, Znaim, Korneuburg, Stockerau und Krems.

Seit 1391 war für die Fässer das Eimermaß zu 4 Quartviertel eingeführt. Die Fuhre oder Ladung hatte 50 Eimer. Der Inhalt der Fässer betrug meistens 10 bis 15 Eimer. Manchmal gab es auch solche zu 20 oder 30 Eimern, die man noch heute in allen Kellern findet; daraus erkennt man den konservativen Geist der Weinbauern, die mit großer Zähigkeit an dem Althergebrachten festhalten. Bei jedem Bantaiding überprüfte die Herrschaft das Metzenmaß und den Eimer, um jeden Betrug zu verhindern. In Nieder-Absdorf bei Zistersdorf war ein Metzen in Steinform neben der Kirchentür eingemauert, wie das Groschenbrot und die Elle neben dem Riesentor bei St. Stephan in Wien (1414).

In Klosterneuburg wurden die Maße und die Waage gehämt – gericht*,* daher rührt der Name Hamer oder Haimer. Das Maut-, Zoll-, Geld- und Eichwesen ruhte im Mittelalter zum Teil in den Händen der Juden. Bei den alten Fässern sah man meist keine Eisen-, sondern Holzreifen, die aus jungen Birken hergestellt wurden. Die Binder stellten die Fässer und das Fassgeschirr her, das die Bauern benötigten. Darum finden wir in Poysdorf und Mistelbach eine Binderzunft, der sich alle Meister in den Ortschaften anschließen mussten.

Die Herrschaften besaßen ihre eigenen Hofbinder, deren Werkstätte „Bindkammer“ hieß. Derselbe verfertigte nicht nur die Fässer, sondern führte auch die Aufsicht über die Weine, regelte die Robot arbeitender Bauern und verwahrte die Kellerschlüssel. Er nannte sich in Feldsberg „fürstlicher Hofbinder” zum Unterschied von den bürgerlichen Meistern der Gemeinden. Vergeblich kämpften unsere Binder gegen den Wettbewerb der mährischen, die bessere und billigere Erzeugnisse lieferten, die unsere Weinbauern gerne kauften. Das mährische Handwerk war unserem weit überlegen, weil sich hier der Einfluss der Habaner - Wiedertäufer, die in „Brüderhöfen“ lebten und wirkten - deutlich zeigte. Sie hatten tüchtige Meister, die dem Handwerk nur zur Ehre gereichten. Zu den Jahrmärkten brachten die Binder aus Südmähren viele Fässer in unsere Gemeinden. Wohl erhoben unsere Meister dagegen Einspruch und drohten, die fremden Waren zu vernichten. Die Fremden wiesen auf ihre kaiserlichen Freiheiten hin und behielten so recht.

Es kam nicht selten vor, dass bei einer guten Weinlese ein Mangel an Fässern eintrat, so dass die Bauern froh waren, wenn die fremden Meister ihnen aus der Not halfen.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg war es Mode, recht große Fässer zu machen. Da zeigten die Binder Mährens ihr Wissen und Können, da sie die größten Fässer in Mitteleuropa herstellten. Allgemein bezeichnet man das Klosterneuburger Fass mit einem Inhalt von 1000 Eimern als ein Weltwunder. Dieses aber übertrifft das Nikolsburger Fass im Dietrichsteinischen Schloss mit 1756 Eimer. Dies erbaute der Meister Christoph Specht aus Brünn im Jahre 1643. Es ist 4 1/2 m hoch, 6 1/2 m tief, hat 22 Reifen zu 7 Zentner und ist noch heute eine Sehenswürdigkeit der Weinstadt Nikolsburg. Im Laufe der 300 Jahre war es nur einige Male mit Most gefüllt, denn die Herrschaft benützte es als Gärfass. Viele Fremde, die Nikolsburg besuchen, steigen gern hinab in den tiefen Keller und betrachten voll Verwunderung das Ungetüm, das so recht die Größe und die Bedeutung der ehemals mächtigen Grundherren ausdrückt.

Eines der größten Fässer soll der Müglitzer Meister Hans Zuck im Jahre 1698 für den kaiserlichen Hofkeller in Wien erbaut haben. Müglitz liegt nordwestlich von der Marschfestung Olmütz. Dieses Fass hatte angeblich 555 Eimer und 29 Reifen. Eine Abbildung besitzt das Stadtmuseum in Müglitz. Über sein Schicksal ist aber weiter nichts bekannt.

1000-Eimer-Fässer sieht man noch in Feldsberg und Matzen. Der ehemalige Klosterkeller in Mistelbach hat auch einige „Kanonen“ mit 6000, 8200, 14.000, 13.500, 15.800 und 35.000 Liter.

Diese Riesenfässer geben uns noch heute Kunde von dem Weinsegen unserer Heimat in vergangenen Tagen, da sie die Grundherren mit Vorliebe als Gärfässer benutzten.

Für besondere Weine, „Spezialweine" genannt, bevorzugt der Bauer Trommel- und Ovalfässer; auch die Raumfrage im Keller spielt hier eine wichtige Rolle, weil ja der Bauer jeden Platz ausfüllen muss. Hat der Bauer keinen Füllwein so benutzt er Kieselsteine, damit das Fass immer voll ist. Das Ausschwefeln wurde ganz allgemein üblich; heute nennt es der Bauer „Einschlag geben“.

Nach der Entdeckung Amerikas gelangte die Robinie - „Akazie” - zu uns, die sich im Weingebiet rasch einbürgerte und die für Fässer ein gutes Holz liefert. Man merkt sofort beim Kosten, ob der Wein aus einem Eichen- oder Akazienfass stammt, denn die Bauern sagen: „Jedes Fass kocht seinen eigenen Wein.“

Allmählich verdrängten die Eisenreifen die Holzreifen. Das „Beil“, das oben die Faltöffnung verschließt, hat gewöhnlich die Form eines Kegelsturzes. In der Wachau schnitzt man Figuren, die das „Beil“ ersetzten, z. B. Affen, Fratzen, Schwiegermütterköpfe, beliebt war auch die Feige, Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, die angeblich den Wein vom Verrufen schützen sollte. Die Kanter, auf denen die Weinfässer liegen, sind aus Stein oder Holz. Für den Haustrunk, den der Bauer mit aufs Feld nimmt, hatte man früher ein „Hengelfass"; auch die Fuhrleute, die den Wein „per Achse“ nach Wien führten, besaßen ein solches für die Zuladung. Fässer aus Ton, Kupfer oder Blech benützte der Bauer für den Hausgebrauch. Die Glasflasche verdrängte dieses Hausgeschirr.

Um den Inhalt eines Fasses zu bestimmen hatte man früher die „Visiere“, das waren Holzstäbe. Um 1720 errichtete der Staat eigene Zimentierungsämter, die den Städten vorbehalten blieben (Laa a. d. Thaya und Zistersdorf).

Von Süddeutschland kam die Sitte der geschnitzten Fassböden zu uns und fand zuerst in den Stifts- und Herrschaftskellern Eingang. Da ließen die Äbte für ihren Tisch- und Messwein besondere Fässer machen und zierten die Fassböden mit verschiedenen religiösen und weltlichen Bildern, z. B. Namenspatrone, hl. Urban, Kelch mit Hostie, Wappen, Sprüche usw.; umgeben wurden diese Arbeiten mit Weinranken und Blättern. Dass die religiösen Bilder bevorzugt wurden, hat seinen Grund in dem Zeitgeist des Barocks, der prägte ja den Leitspruch: „Alles zur größten Ehre Gottes.” Die Frömmigkeit unserer Weinbauern ist mehr eine Gottesfurcht, weil sie die Hagelwetter und Missjahre befürchten, die sie um das Ergebnis ihrer Jahresarbeit bringen.

Das Bild der Dreifaltigkeit auf den Fassböden erinnert uns an die Angst vor der Pest, die in unserer Heimat leider kein seltener Gast war. Die geschnitzten Fassböden sind ein würdiges Denkmal alter deutscher Volkskunst und werden von den Museen gerne erworben.

Die Schnitzarbeiten im Mistelbacher Klosterkeller sind recht mittelmäßig. Früher hatte der Keller weit mehr derartige Böden, die aber verschwunden sind. Zu einem Weinmuseum konnten sich die Gemeinden an der Brünner Straße noch nicht aufraffen. Viele Fassböden sammelte der bekannte V. Rudernatsch, der sie an Museen und Liebhaber in Böhmen weitergab.

In der Biedermeierzeit übernahmen einzelne Bauern die Sitte von geschnitzten Fassböden und räumten der Volkskunst einen bescheidenen Platz in ihren Kellern ein. Es waren Einzelgänger, die Verständnis für echte deutsche Volkskunst zeigten. In den napoleonischen Kriegen waren viele wohlhabend geworden, die ihr Haus, ihren Hof und Keller neuzeitlich umgestalteten, es war ja die Zeit, da der Familienstolz in die Höhe schoss und in Bildern und Wegkreuzen seinen Ausdruck fand.

Hatte die Frau „ihre gute Stube“ mit alten schönen Möbeln, die den gemütlichen Geist jener Zeit verraten, so wollte auch mancher Bauer seinen „guten Keller“ haben, wo er mit seinen Freunden und Bekannten sich zusammenfand. Darum liebte man schöne Fassböden, auf die der Bauer so stolz war wie seine Frau auf die Kasten und Truhen. Der Herr Vater und die Frau Mutter ließen zum ewigen Andenken ihre Namenspatrone fein säuberlich schnitzen und betrachteten jedes Mal wenn sie die Keller betraten, diese Bilder. Darin zeigt sich der alte Familienstolz und das Selbstbewusstsein der Menschen in der Biedermeierzeit.

Doch gab es auch Ausnahmen, die ihr übriges Geld auf andere Weise benutzten, denn sie richteten in einem großen Fass eine Lagerstätte her, den beweglichen Boden konnte man leicht entfernen. Hier verbrachte der Schürzenjäger mit seiner Holden manch angenehme Stunde und die Fässer plauderten nichts aus. Dieses Vergnügen kostete mehr als ein schöner Fassboden und trug viel dazu bei, dass in manchen Gemeinden recht unerquickliche Familienverhältnisse herrschten.

Sehenswerte Fassböden bemerkte ich in den Kellern des A. Piller in Klein-Hadersdorf; die heiligen Anton und Cäcilia sind von Meisterhand geschnitzt und gereichen dem Besitzer zur Ehre, der sie auch sorgsam hütet.

Der Wiener Bildhauer J. Riedl schuf 1902 dem Josef Rieglhofer drei schöne Arbeiten, die eine Zierde des Weinkellers von A. Rieglhofer in Poysdorf sind: hl. Josef, hl. Theresia und auf einem Fassboden den Spruch: „Gott segne Österreichs Weinbau“; den Hintergrund bilden Weinranken, -blätter und -trauben. Viele Fässer zeigen nur eine Jahreszahl oder die Anfangsbuchstaben des Bauern und seiner Frau. Doch vermisst man da oft jede Verzierung, die schon zu viel Geld dem Bauern kostet.

Obwohl seit 1875 die neuen Maße Liter und Hektoliter eingeführt wurden, werden mancherorts noch die Fässer nach der Eimergröße berechnet. Ist auch das Fass nach dem neuen Maß geeicht, so geht der Bauer doch von seinen alten Eimern nicht ab. Da die Straßen und Wegverhältnisse jetzt besser sind als früher, so macht man die „Loadfässer“ in denen zur Lesezeit die Maische heimgeführt wird, jetzt etwas größer. Die Betonfässer lehnt der Bauer ab. Die Teile des Fasses nennt der Bauer: Daufel, Reifen, Beil, Türl zum Reinigen des Innern und Schredl zum Auslassen des Weines beim Laden.

Einen sehr vernachlässigten Fassboden - den Kaiser Franz Josef I und Wilhelm II - entdeckte ich in Wilhelmsdorf. Ganz neue Arbeiten besitzt der Poysdorfer Tischlermeister L. Gloß in seinem Keller, Stadtwappen, Weingarten, sein Brustbild und das seiner Frau. Aus der Werkstatt des Laaer Meisters Lahner sind auch einige volkstümliche Arbeiten zu erwähnen, die den Sinn für Heimat, Volk und Familie verraten. Mögen die Werke einer echten deutschen Volkskunst, die mit der Heimat und dem Weinbau verwachsen sind, zahlreiche Nachahmer finden und den Sinn für das Schöne wieder erwecken, der in den letzten Jahrzehnten sehr vernachlässigt wurde.

Dass unser Weinfass im Volkswitz und Rätsel verankert ist, will ich nur nebenbei erwähnen.

Veröffentlicht in: „Neue Weinzeitung“, Nr. 26, 1942, S. 164

Zur Geschichte der Wüstungen um Alt-Lichtenwarth

Einer der ältesten Orte im nordöstlichen Grenzland Niederösterreichs ist wohl Alt-Lichtenwarth, das in seiner Siedlungsform das slawische Haufendorf zeigt, während sonst in diesem Gebiete das Anger- und Straßendorf vorherrschen.

1374 verkaufte Sehbald von Wolkersdorf dem Dechant Jakob und dem Domkapitel von St. Stephan in Wien 18 Mut Weizen Böhm. Krutermaß und Pfenniggült, die zu Poysdorf, Alt-Lichtenwarth, Hausbrunn und Ringelsdorf lagen.

1378 verliehen Herzog Albrecht und Leopold von Österreich dem Peter von Dornberg und Hans von Liechtenstein zwei Zehente, von denen der eine in der Lichtenwarther Pfarre lag und 50 Mut zu je 30 Meßen trug, der andere in Aspern bei Stadlau.

Am 24. April 1381 kaufte Johann von Liechtenstein vom Wiener Domkapitei Sankt Stephan all die Güter, die es 1374 gekauft hatte.

Damals gab es bei Lichtenwarth noch mehrere Dörfer, die dann verschwanden und als „Wüstungen“ noch heute bekannt sind; sie gehörten zu dem reichen Besitz der Herren von Liechtenstein. So kaufte Hans von Liechtenstein 1384 von den Brüdern Hans und Albrecht Wolkersdorfer den vierten Teil der Feste Mistelbach, ihren Besitz zu Rotenlaim, Wirkendorf, Hausbrunn, Hirschenau mit allem Zugehör (Wildbahn, Fisch, Weide, Gericht, Zoll, Maut, Mannschaft, Vogtei, behauste Güter, Überland, Getreide-, Pfennigdienst, Fleischbank, Hofstätt, Feldlehen, Bergrecht, Zehent und Burgrecht) um 700 Pfund Geldes. 1397 verkaufte Hindler von Rotenlaim dem Herrn Mathesen von Liechtenstein 3 Gwanten Acker, die zum Rotenlaimer Hof gehörten und wegen des Henmatteiches öde geworden sind.

Dieses Rotenlaim zählte 1414 noch 10 Ganz- und ein Halblehen, die den Herren von Liechtenstein nach Rabensburg an Dienst, Geld, Weizen, Gerste und Hafer reichten; es war die einzige Gemeinde, die damals Gerste anbaute; vom Zehent bekam der Lichtenwarther Pfarrer einen Teil und die Liechtensteiner zwei Teile. Die Weingärten der Bewohner lagen beim „Burgstall“, heute Hutsaulberg; Flurnamen des Ortes: „Am Hochrain“, „Am Fulpersch“, (Roßweide), „Zu dem Geramt“, „Am oberen Geramt“ (Rodungen), „Am Hutichweg“, „Beim Schönstrasser Feld“, „Am oberen Pfad“, „In den Rasenperigen“, „Zuglerin“, „In der Zub-Instel“; der „Pfad“-Wald war damals eine Weide für all die umliegenden Orte.

Am 28. September 1358 bewilligte Herzog Rudolf IV. den Herren von Liechtenstein Waltersdorf mit Gericht, Schönstraß, Rotenlahm, Enzeinsbrunn und Hauskirchen mit allen Sachen um 500 Pfund Wiener Pfennige. Enzeinsbrunn hatte 1414 noch ein Ganz- und drei Halblehen, war aber nicht bestiftet, also schon öde; der Zehent auf 13 Halblehen zu Feld, zu Dorf, groß und klein und auf drei Hofstätt gehörte dem Liechtenstein. Irrtümlicherweise verlegt man dieses Dorf nach Poysdorf - Wetzelsdorf - Mistelbach, wo eine Flur „Einzehnbrunn“ vorkommt; doch belehrt uns eine Urkunde von 1416, dass Hans Oster (Otter), Pfarrer zu Stammersdorf, dem Hartneid, Hans, Ulrich, und Heinrich von Liechtenstein 16 Meßen Korn und 52 den auf dem Ganzlehen zu Enßenbrunn in der Alt-Lichtenwarther Pfarre verkaufte.

Schönstraß besaß 1414 noch vier Ganz-, drei Halblehen und eine Badestube; als Maisaat reichte ein Ganzlehen zu Ostern und Weihnachten je 4 den; vom Zehent erhielt der Lichtenwarther Pfarrer ein Drittel (gewöhnlich trug der ganze Zehent 16 Mut = 480 Meßen beiderlei Getreides). Im Bantaiding dieses Ortes heißt es: Ein Wirt soll einem Bauernknecht oder Bauernsohn nicht mehr borgen, als sein „gurttelgwant und gurgel“ teuer ist; einer verheirateten Frau borgt er höchstens 32 den, einer Jungfrau 3 Hälbling , einer Wittib soviel wie einem Mann. Die Strafe für ein Schwert- oder Messerzücken betrug 72 den, bei einer fließenden Wunde unter dem Gewande 2 Pfund den (1 Pfund = 240 Denar, 1 Hälbling = 0,5 Denar, 30 Eier kosteten 3 den); eine Wunde, die das Gesicht entstellte = 2,5 Pfund, ein Faustschlag = 1 Pfund, ein Schlag mit offener Hand = 5 Pfund und ein Faustraufen auch 5 Pfund. Zum Pfarrhof von Hauskirchen war eine Freiung bis an den dritten Tag

Am 20. Februar 1391 erwarben die Liechtensteiner verschiedene Gült und Einkünfte in Wetzelsdorf, Walterskirchen, Erdberg und Hehmat. Im folgenden Jahre kaufte Hans von Liechtenstein von Niklas Fleischer 5 Schilling den zu Hehmat, dann 18 gr. 8 den Geldes auf drei Halblehen daselbst, ferner Gült und Zehent zu Lanzendorf, die teils frei eigen, teils passauische Lehen waren, dann den Kucheldienst auf zwei ganzen Feldlehen ebenfalls in Henmat und 1373 eine Gült von 10 gr., gelegen daselbst auf zwei Halbfeldlehen; 1392 verkaufte Hans der Hindler von Rotenlaim dem Hans von Liechtenstein 12 Schilling den und anderen Kucheldienst auf zwei ganzen Feldlehen zu Hehmat.

1393 veräußerten Niklas der Ritzendorfer und Gertraud, Albrechts des Treuen von Schrattenberg Witwe, dem Hans von Liechtenstein 10 Schilling den, gelegen in Hehmat auf zwei Halbfeldlehen; damals gehörte Hehmat zur Herrschaft Feldsberg.

1394 erwarb der erwähnte Hans von Liechtenstein vom Wiener Schottenabt Heinrich von Gült auf fünf Lehen und einer Hofstatt zu Hehmat bei Krut.

1403 verkauften die Brüder Wilhelm und Georg Enzersdorfer dem Hans und Heinrich von Liechtenstein etliche Gründe, die durch den Hehmatteich „ausgetrenkt“ waren und den Teil, den sie am Teich hatten.

1410 überließ am 23. August Christoph der Lacher alle seine Liechtensteinschen Lehen in Feldsberg, Reinthal, Heumad, Geltscheins und Aloch (2 Orte bei Feldsberg) den Brüdern Johann II, Heinrich V und Hartneid V. von Liechtenstein um 50 Pfund Wiener Pfennige.

1414 erwähnt das Urbar neun ganze, elf halbe Lehen und drei Hofstätten, die von Rauchenstein rührten, das Schottengut, Getreidezins von den Äckern, wenn der Teich klein war, Urbaräcker im „Stupptal“ und den Zehent auf elf Halblehen; der Teich gehörte dem Liechtensteiner. Mehrere Felder wurden zum Teich gekauft, die häufig überschwemmt wurden.

1418 verlieh Herzog Albrecht dem Hartneid von Liechtenstein die Feste Hagenberg, Gnadendorf, Potendorf, Haimets und zwei Teile Zehent zu Oberhüttendorf in der „Linbach“.

Um 1460 ließ der Perchta von Rosenberg, der Gemahlin des Hans V. von Liechtenstein - die „weiße Frau“ der Rosenberge - den Hametteich zur Nutznießung, weil sie über ein geringes Einkommen verfügte.

Die Fischzucht in diesem Teiche war immer sehr ertragreich, wenn genügend Wasser vorhanden war. 1537 wurde der Teich mit 800 Schock Fischbrut besetzt.

Quellenverzeichnis:

Herrschaftsakte Wilfersdorf und das Nikolsburger Urbar 1414, herausgegeben von Dr. Bretholz im Hausarchiv des Fürsten von Liechtenstein.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Zeitung“, 13. 3. 1947, S. 2

Zur Geschichte des Donau-Oder-Kanals

Die beiden Flüsse Donau und Oder waren seit jeher wichtige Verkehrsadern für die Völker in Europa, denn die Donau vermittelte stets den Verkehr des Westens mit dem Osten, sie war die Heeresstrasse für alle Völker, die aus dem Donauraum nach Westen strebten. Die Oder und die March sind die natürlichen Zugänge von Norden her in das Wiener Becken, der „Drehscheibe“ unseres Erdteiles.

In grauer Vorzeit führte als Verbindung beider Flüsse die Bernsteinstraße zur Ostsee, auf der Phönizier, Etrusker und Römer wanderten, um den kostbaren Bernstein zu holen, aus dem Schmucksachen gemacht wurden. Die Römer benutzten um 110 n. d. Z. die March als Wasserstraße, um die Ziegel von Vindobona und Carnuntum in die Kastelle von Stampfen und Muschau zu bringen (nach A Gnirs in „Gubeta“ 1928/145).

An eine Wasserstraße, die Oder und Donau verbinden soll, dachte zum ersten Male der Luxemburger Karl IV. Er wollte auch die Elbe in das Wasserstraßennetz einbeziehen. Diese Verkehrsstraßen hingen mit seiner Idee eines großböhmischen Raumes zusammen, der Österreich und die Habsburger ausschalten sollte; verwirklicht wurde der Plan nicht.

1579 setzten die Stände Mährens eine eigene Kommission ein, die sich zur Aufgabe setzte, die March schiffbar zu machen; es war ja die Zeit der Renaissance, die große Neuerungen auf wirtschaftlichem Gebiete nach dem Vorbilde Westeuropas plante; leider verhinderte der kirchliche Hader in den Sudetenländern, der den Anlaß zum Dreißigjährigen Krieg gab, die Durchführung dieser Idee. Nach dem unseligen Krieg sprach man von einer Wasserstraße zwischen Oder und Donau; die Anregung dazu gab der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der 1652 deswegen mit Kaiser Ferdinand III. verhandelte, um die Handelsbeziehungen mit dem Osten auszubauen. In Mähren wollte man den Lauf der March dazu benutzen, doch fehlte in Österreich das Geld für den Bau. Der Dreißigjährige Krieg und die Abwehr der Türkengefahr erforderten jeden Steuergulden der Untertanen; der dauernde Geldmangel Österreichs und die schlechte Geldwirtschaft des Wiener Hofes vereitelten jeden weitschauenden Wirtschaftsplan.

Der Große Kurfürst dachte sogar an eine Verbindung der Elbe mit der Oder in seinem Gebiet; immerhin bedachte auch Kaiser Leopold I. diese Wasserstraßen, weil er 1669 durch einen Erlaß ein genaueres Studium dieser Fragen forderte; der Drang unseres Volkes nach Osten ist ja eine alte Tatsache. Zuerst mußte die drohende Türkengefahr beseitigt werden, die wie ein Albdruck auf unserem Lande lastete. Dann war der versperrte Donauweg frei. 1701 trat der Ingenieur Lothar von Bogemonte mit einem großzügigen Plan vor die Öffentlichkeit; er wollte durch einen Kanal die Donau, die Oder und Weichsel verbinden; es geschah leider nichts, doch fiel dieser Gedanke im Olmützer Stadtrat auf fruchtbaren Boden, wo der Bürger Johann Christoph Dimpter die Anregung gab, die March von Olmütz bis Theben an der Donau schiffbar zu machen.

Olmütz war nicht nur eine starke Festung, die den Weg ins Wiener Becken verriegelte, sonder auch ein hervorragender Handelsplatz und ein Umschlagsort für alle Waren, die von Osten kamen; da kreuzten sich vier wichtige Straßenzüge, so daß der ganze Verkehr aus dem Oder- und Weichselgebiete hier durchging und nach Wien, Prag und Leipzig weitergeleitet wurde. Olmütz war im Marchgebiete das, was Breslau für die Oder war. Dimpter hoffte, auf dem Wasserwege die Waren schneller und billiger zu befördern, als auf der schlechten schlesischen Straße, die von Breslau über Olmütz - Wischau - Brünn und Nikolsburg nach Wien führte.

Da fand sich im Ghetto von Nikolsburg der Jude Salomon Beer, der den Plan Dimpters für seine Handelszwecke ausnützte; er verlangte nämlich 1719 die Bewilligung, das Salz durch sechs Jahre nach Mähren und Schlesien führen und die March von der Mündung bis Napajedl schiffbar machen zu dürfen.

Kaiser Karl VI. verlangte eine genaue Mappe des Marchflusses, die ein Offizier von Ung. Hradisch, Norbert Wend von Linck, 1719 fertiggestellt. Damals sprach man von einem Kanal, der die Donau mit der Oder verbinden sollte, damit Schiffe von der Ostsee bis nach Ungarn und in das Schwarze Meer fahren könnten. Weil Schlesien in der Zeit noch zu Österreich gehörte, wäre der Kanalbau eine rein österreichische Angelegenheit gewesen. Der erwähnte Jude schaute aber mehr auf den Salzhandel und auf sein Geschäft als auf die Schiffbarmachung der March. Darum verklagte in Wend von Linck bei der Wiener Regierung.

Die Zeit um 1720 war günstig für alle Handels- und Verkehrsfragen, weil die Gedanken des Merkantilismus bei uns schöne Früchte zeitigten. Unter Karl VI. begann der Ausbau der großen Verkehrswege von Süden nach Norden (Triest - Wien - Breslau) und von Westen nach Osten (Salzburg - Wien - Ungarn), so daß Wien zu einem bedeutenden Handelsmittelpunkt wurde. Als Vorarbeit für eine Wasserstraße kann man die Mappe des Marchgebietes betrachten, die 1723 Altomonte verfertigte. Damit sollte auch jede Überschwemmungsgefahr durch diesen Fluß beseitigt werden.

Wieder waren es Kriege, welche diese Pläne durchkreuzten und eine ganz andere Lage im Ostraum schufen, die den Kanalbau als mitteleuropäische Wasserstraße begruben; Österreich trat 1763 endgültig Schlesien ab und hatte keinen Wunsch nach einer Verbindung der Donau mit der Oder. Österreich und Preußen verloren den großen gemeinsamen Plan, sie gingen getrennt vor, regulierten ihre Flüsse (hier die March, dort die Oder) und wandten ihre ganze Aufmerksamkeit den neuerworbenen polnischen Gebieten zu. Wieder war es Olmütz, das mit Vorschlägen an die Wiener Regierung herantrat, wenigstens die March für Handelszwecke schiffbar zu machen. 1780 wollte Rochus Dorfleuthner diesen Plan auf eigene Kosten durchführen, so daß ihm Kaiser Josef II. 1785 ein Privilegium auf 20 Jahre gab. Nun führte er viel Holz von Olmütz mit kleinen Schiffen nach Wien.

Der Olmützer Bibliothekar Hanko von Hankenstein entwarf 1803 einen großzügigen Wasserstraßenplan für Mähren (Donau-Oder-Kanal, Thayakanal bis Znaim). Für die Festung und den Handelsplatz Olmütz wären diese Verkehrswege von größter Wichtigkeit gewesen, weil die Erzeugnisse des Sudetenraumes nach Ungarn und in die Balkanländer verschickt wurden (Leinwand und Tuch). 1807 war man bereit, in Mähren eine Aktiengesellschaft für einen Kanalbau zu gründen; es wurde in den Zeitungen viel geschrieben, man berechnete, stellte Kostenvoranschläge auf, aber es geschah wieder nichts, weil der Krieg mit Napoleon das Geldwesen in Unordnung brachte und die Preise für die Baustoffe zuviel schwankten. 1821 tauchte der Plan auf, die Elbe mit March und Donau zu verbinden, was dem nordböhmischen Industriegebiete große Vorteile gebracht hätte. Die Wasserstraße sollte von Olmütz über Müglitz - Hohenstadt in das Elbetal gehen. 1822 wollte man einen Kanal von Angern an der March nach Wien - „Am Spitz“ führen.

All diese Pläne scheiterten an dem Zeitgeist des Vormärz, der für keinen Fortschritt war, sondern an dem Althergebrachten festhielt. Es fehlte auch Geld und guter Wille. Man begnügte sich herüben und drüben mit dem Bau guter Straßen nach englischem Muster, um den Durchgangsverkehr von Rußland in das eigene Gebiet zu leiten. Preußen wollte den Verkehr und seine Vorteile allein genießen, dagegen baute Österreich die wichtige Verkehrsstraße Troppau - Schönberg – Königgrätz, auf welcher die russischen Waren bequem und schnell nach Prag und Sachsen gelangten.

Die Kanalbauten waren begraben, weil die Eisenbahn immer mehr als Verkehrsmittel hervortrat und überall Bahnlinien entstanden, wo sie die Industrie und der Handel benötigten. Die Nordbahn Wien - Krakau erreichte in Oderberg die Linie von Breslau und in Prerau die Strecke von Prag - Kolin - Hohenstadt - Olmütz; damit waren die Pläne für Kanäle zur Oder und zur Elbe auf Jahre begraben. Niemand dachte an Wasserstraßen; überall baute man Eisenbahnlinien.

Gar bald machte man die Entdeckung, daß die Bahnen für den großen Verkehr nicht ausreichten; da griff man wieder auf die Wasserstraßen zurück und arbeitete neue Pläne aus; für diese war die Zeit um 1870 in Österreich günstig, wo man trotz des dauernden Geldmangels in einem förmlichen Gründungsrausch lebte. 1873 zeigten Pontgen und Ölwein einen Entwurf zu einem Kanal, der 240 Tonnen große Schiffe von der Donau zur Oder tragen sollte. Der Geldkrach nach der Wiener Weltausstellung hinterließ ein wirtschaftliches Leichenfeld, das viele schöne Pläne für lange Zeit vernichtete.

Was Fachleute und Ingenieure nicht fertig brachten, versuchten nun Politiker, die mit Hilfe von Gesetzen und Verordnungen den Kanal bauen wollten. Den ersten Antrag brachte der Abgeordnete Ritter von Proskowetz im Wiener Parlament ein. Zeitungen, Vereine und Körperschaften nahmen sich der Sache an, so daß noch 1901 ein eigenes Wasserstraßengesetz ausgearbeitet wurde. Der Kanal sollte 3 Meter tief, auf der Sohle 19 Meter breit sein und neben der March laufen. Bis zur Wasserscheide von Mährisch-Weißkirchen waren 16 Schleusen vorgesehen und im Odergebiet 13. Seitenkanäle sollten gebaut werden: 1. Von Lundenburg nach Brünn, 2. von Prerau über Olmütz - Hohenstadt ins Elbetal, 3. Abzweigungen nach Troppau und Mährisch-Ostrau in das Kohlegebiet.

Dieser Kanal fand viele Gegner, die ihn mit der Zeit zum Falle brachten. Da waren es die Aktionäre der Nordbahn, die den Bau hinauszuschieben verstanden. Damals lachte man über den Satz, den der Direktor der Nordbahngesellschaft ausgesprochen hatte: „Unsere Bahn wird keinen Schaden erleiden, weil der Kanal im Winter einfriert und ihm im Sommer das Wasser zugeführt werden muss.“ Es gab auch Kurzsichtige, die das Jahr 1866 noch nicht vergessen hatten und den Kanal verdammten, der nur den Preußen zugute käme. Die wirtschaftliche Seite dieses Unternehmens vergaß man in einer Zeit, wo Schreier im Parlament Krawall schlugen und Volkssache Nebensache war. Da der Staat die Nordbahn in den eigenen Betrieb übernahm, mußte das Kanalbauvorhaben 1910 für immer zurückgestellt werden; noch dazu warf der Weltkrieg seine Schatten voraus, so daß der Staat alle Ausgaben einschränkte und den Krieg vorbereitete.

„Die Friedensverträge“ von 1919 schufen eine geänderte Wirtschaftslage im Donauraum, der in kleine Staaten zerlegt wurde, was den Verkehr erschwerte; überall wurden Grenzen und Zollschranken errichtet, so daß man an einen großzügigen Wasserstraßenbau gar nicht mehr denken konnte. Dazu fehlten auch überall nach dem Weltkrieg die Geldmittel, und die Wirtschaftsnot zwang alle Staaten zu Einschränkungen in den Ausgaben. Das kleine Österreich hatte für den Donau-Oder-Kanal wenig übrig, weil die Staatsgrenze bei Lundenburg lag. Die Tschechoslowakei entwarf 1931 einen neuen Plan dieses Verkehrsweges, der aber nicht nach Wien führte, sondern nach Preßburg, das nun das „Tor des Ostens“ werden sollte. Die alte Verkehrsstadt Wien sollte ganz ausgeschaltet werden. Innerhalb von 40 Jahren sollte der Kanal gebaut werden, weil man in Prag hoffte, daß sich unterdessen die Geldverhältnisse bessern würden.

Nach dem Jahre 1938 wurde aber dieser Kanal als eine lebenswichtige mitteleuropäische Frage aufgefaßt, und Großdeutschland schritt an die Ausführung dieses Werks, das mit der Reichsautobahnstraße von Breslau - Glatz - Trübau - Brünn - Wien dem Ostraum einen ungeheuren Vorteil bringen wird.

Der Donau-Oder-Kanal mit seinen 18 Schleusen erhält an der Donau zwei große Hafenanlagen, und zwar bei Theben an der Marchmündung und bei Wien-Leopoldau. Er bedeutet ein großzügiges Wirtschaftsunternehmen, weil die Waren von Hamburg, Stettin und Berlin auf dem Wasserwege nach dem Südosten gelangen können. Dadurch würde die Nord- und Ostsee mit dem Schwarzen Meer verbunden und so ein gewaltiger Wirtschaftsraum geschaffen, der allen Ländern und Staaten gerecht wird, die ihre Erzeugnisse auf den Weltmarkt bringen.

Verkehrswege schaffen neue Verkehrsgüter und Industriemittelpunkte und sichern den Bewohnern einen gewissen Wohlstand. Die hochentwickelte Industrie Großdeutschlands findet in den Ackerbauländern des Südostens gute Abnehmer, und umgekehrt brauchen wir Getreide, Fleisch und Rohstoffe. Diesen Handelsverkehr wird neben der Eisenbahnen der erwähnte Kanal bestreiten.

Ist Hamburg das Tor der Nordsee, Stettin das der Ostsee, so wird Wien wieder das Ausfallstor und der Umschlagplatz gegen Osten und Südosten werden. Die „Drehscheibe Mitteleuropas“ (das Wiener Becken) erhält dadurch ihre alte geschichtliche und wirtschaftliche Stellung im europäischen Wirtschaftsraum. Erhöht wird diese durch den Rhein-Main-Donau-Kanal sowie durch die Verbindung der Donau mit der Elbe. Ob diese jenseits der Sudeten oder diesseits hergestellt wird, ist noch eine strittige Frage. Die erste Linie brächten der Industrie der Lausitz große Vorteile, die anderen über Olmütz - Hohenstadt - Kolin würden den Industriegebieten von Prag, Aussig, Reichenberg und Olmütz nützen und sie noch weiter ausbauen.

All diese Pläne kommen der Stadt Wien zugute, die wieder einen wichtigen Posten im Ostraum einnehmen wird. Sie wird dann wieder ihren alten politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Einfluß ausdehnen bis an die Küste des Schwarzen Meeres und zum Orient.

Veröffentlicht in: „Mitteilungsblatt des NSLB“, August, Nr. 8. S. 29

Zur Geschichte des Fischhandels

Der Fang von Fischen sowie der Kauf und Verkauf unterlag immer gewissen Bestimmungen, die in den einzelnen Gemeinden und Herrschaftsgebieten recht verschieden waren. Die fischreichen Gewässer und Flüsse der Heimat, wie March, Thaya und Kamp, versorgten die angrenzenden Orte mit dem einst so wichtigen Nahrungsmittel, mit dem ein schwunghafter Handel getrieben wurde. Die Obrigkeit führte die Aufsicht und verlangte einen Anteil in Form von Zins und Naturalabgaben, sie regelte den Handel, gab Gesetze und Anordnungen und besaß auch das Strafrecht. Vor allem war es die gesundheitliche Aufsicht, die ja damals sehr wichtig war, damit keine Seuchen auf dem Lande und in der Großstadt auftraten. Daher mußte der Fischhandel öffentlich sein und war in den Städten an bestimmte Plätze gebunden. Mit toten Fischen zu handeln, war nicht erlaubt; jeder Händler hatte die lebenden Tiere in einem Faß oder in einem Bottich und der Käufer konnte die Auswahl treffen. Verfügte der Händler nicht über eine Waage, so geschah der Verkauf nach dem „Gesicht“; er schätzte das Tier ab und bestimmte den Preis. Die Waagen und Gewichte waren erst nach 1732 geeicht. Daß vorher die Käufer oft benachteiligt wurden, ist eine allgemeine Tatsache und gab Anlaß zu Klagen, Beschwerden und Streitigkeiten. Fuhr der Verkäufer durch die Straßen der Stadt, so mußte er seine Ware „ansagen“, d. i. laut ausrufen.

Der Freitag war der wichtigste Tag in einer Woche, an dem der Fischhandel die Käufer und Verkäufer heranlockte. Wien war immer auf fremde Einfuhr angewiesen, hier zeigten sich auch ungarische Händler; ins Waldviertel kamen die Bauern von Südböhmen und ins Weinland die von Südmähren. Die Fischzucht in den Sudetenländern war eine mustergültige und wurde von den Grundherren in jeder Weise gefördert. Die Fische waren eine Fastenspeise, doch auch beim Totenmahl fehlten sie nicht. In den Klöstern verzehrten sie die Mönche nach dem Seelenamt, das für Verstorbene gelesen wurde; da entwickelte sich eine besondere Kochkunst, die dem Adel und Bürger sowie dem Bauer als Vorbild diente. Bei den Innungsmahlzeiten und beim Einkaufen in den Handwerkerkreisen waren Fischgerichte beliebt. In den Gemeinden an der Donau fehlte auch auf dem Hochzeitstisch nie ein Fischgericht.

Der alte Grundsatz: „Drei sind frei“, galt auch beim Fischfang. Es war kein Diebstahl, wenn ein Armer sich drei Forellen oder drei Krebse für eine Mahlzeit fing. Unsere Ahnen zeigten gegenüber den Armen und Hilfsbedürftigen ein weitgehendes soziales Verständnis.

Es gab Grundherren, die beim Fischhandel ihrer Untertanen das Anfeilrecht beanspruchten, d. h. die Fische mußten vor dem Verkauf zuerst ihnen angeboten werden; dabei suchten sie sich die schönsten Tiere für ihre Küche aus, die anderen konnten die Untertanen kaufen, die wieder ein Vorrecht gegenüber den Fremden besaßen. Manche Herrschaft verbot die Ausfuhr von Fischen aus ihrem Bereich. Die Herrschaft in Dürnstein, die schon vor 1355 das Anfeilrecht im Fischhandel ausübte, strafte jeden, der diese Bestimmung nicht einhielt, mit 12 den. In Schönberg am Kamp verpachtete der Grundherr das Fischwasser gegen einen Jahreszins an die Untertanen und verlangte auch das Anfeilrecht. Wer es nicht tat und die Fische „aus dem aigen“ (= Herrschaftsgebiet) ausführte, reichte zur Strafe 12 den (1430).

In Wien regelte die Regierung den Fischhandel, der für alle Gemeinden der Umgebung gültig war; eine Schonzeit gab es nicht, im Gegenteil: man betrieb einen Raubbau, der sich schlecht in der Folgezeit auswirkte (1340).

In Grafenwörth mußten die Fischer mit ihrer Ware jeden Freitag am Markte erscheinen; wer es unterließ und vielleicht am folgenden Tage andere Märkte besuchte, stand in des Herren Strafe. In Alt-Prerau an der Thaya gab man 1445 von einem Fischwasser wöchentlich nach Staatz dem Herrn ein Pfund Krebse, weil die Fischweide = ein freies Fischwasser seit 1350 nach Staatz gehörte; in Enzersdorf bei Staatz wird 1454 eine Fischgrube erwähnt, vielleicht war es ein herrschaftlicher Fischkalter.

In Mollenburg und Weiten konnte 1450 jeder Gast fischen und die Tiere am Abend feilhalten; hatte er am folgenden Tage noch Fische, so verkaufte er sie nach seinem Belieben. Wer diese Bestimmung übertrat, büßte es mit 1 Pfund den = 240 den. Am Jahrmarkt war aber der Fischhandel ganz frei, nur der Richter erhielt einen Fisch und nicht mehr.

1334 verzehrten die Nonnen im Wiener St. Klarakloster, das in Falkenstein und Poysdorf begütert war, alle Tage der Fastenzeit Fische. Kaiser Friedrich III. gab dem Kloster 1465 eine Fischweide zwischen Erdberg und Ebersdorf an der Donau auf ewige Zeiten; im Jahre 1544 verpachtete es das Fischwasser.

In Drösing sollte nach dem Dorfrecht jeder Fischer am Freitag 12 pfennwert Fische auf den Markt bringen und sie nach dem Marktrecht „rufen lassen“. Ein besonderes Maß für den Fischverkauf erfahren wir 1483: dem Schottenkloster in Wien gebühren eine „Tracht“ Fische. Noch heute spricht man häufig von einer Tracht Prügel und einem Tragerl Schläge. In Zöbing boten die Fischer ihre Ware jeden Freitag vor der Kirche zum Verkaufe an, wer es nicht tat oder gar den Verkauf verweigerte, verlor seine Fische, die ihm weggenommen wurden; dazu zahlte er 12 den Strafe. In der Wachau sollten die Fischer nach altem Herkommen aus dem Tal keine Fische weiter verkaufen oder ausrufen lassen, ausgenommen sie hätten dazu die Erlaubnis vom Richter oder von dem „Anwalt“, der in jedem Flecken vom Richter eingesetzt war. Wer dagegen verstieß, gab jedesmal 72 den als Buße (1493).

Kaiser Maximilian I. ernannte für die Donau bei Wien einen eigenen Fischmeister, der über den Fischfang und -handel die Aufsicht führte (1506). In Raabs verlangte die Obrigkeit von den Fischern, daß sie an jedem Freitag und an den Fasttagen, wenn das Wasser offen ist, „ain zimbliche notturft“ an Fischen zum Verkauf anbieten; wer sich widersetzte, gab zu Wandel dem Richter 12 den. Die Ausfuhr von Fischen in andere Herrschaftsgebiete war untersagt, ebenso die Einfuhr aus diesen; wer das Gebot nicht beachtete, verlor seine Fische zugunsten des Herrschaftshofes (1533). In Ravelsbach führten zwei dazu bestimmte Bürger die Aufsicht über alle gesalzenen Waren, Hausen, Heringe und Fische, die sie genau beschauten. Was nicht geeignet war, wurde weggenommen und auf dem Markte verbrannt; dazu zahlte der Verkäufer 72 den Strafe (1543). Von dem Wiener Fischmarkt sagt 1548 der Schulmeister Wolfgang Schmelzl „von seltsam Fischen solche Menge, es war von Fischern groß Gedränge“.

In Weikendorf hielten 1555 Richter und Rat Ordnung, damit jederzeit Fleisch und grüne, gesalzene und geselchte Fische sowie „ander essent ding“ gut, gerecht und preiswert gehalten werden; wer dagegen verstieß, reichte dem Gericht 6 Schilling als Strafe. In Stockerau durften 1590 die Fische nur vormittags am Marktplatz verkauft werden; wer dagegen handelte, wurde nach dem Banteiding (Dorfrecht) bestraft. Ausländer, er sei „Behamb“ oder ein anderer, die an Freitagen und in der Fastenzeit Fische herbeiführten, konnten sie den ganzen Tag nach der Waage oder nach dem Gewichte verkaufen. In der Woche hatten die Haussäßigen und nicht die Fremden das Recht zu kaufen und zu verkaufen. In Klosterneuburg boten die Fischer nur Tiere über 60 den feil, während Traunfische zuerst dem Siftskuchelmeister angeboten wurden (1609). In Eggenburg hatte 1615 der Klosterinhaber das Recht, im Mühlbach einen Fischkalter zu halten. In Guntramsdorf verkauften die Händler 1640 Krebse und Fische öffentlich auf dem Marktplatz sowie in ihren Häusern und Einsätzen; sie mußten dem Reichen und dem Armen um einen Pfennig ihre Ware verkaufen. In Nieder-Stockstall am Wagram hatte jeder, der Ochsen, Kühe, Kälber, Schweine, Schafe, Lämmer, Vögel oder Fische verkaufte, die Erlaubnis einzuholen und den Verkauf anzusagen, sonst war alles verfallen. Hatte er aber seine Sachen schon verkauft, so zahlte er als Strafe 6 Schilling 2 den.

Das Mistelbacher Barnabitenkloster brauchte nach dem Wirtschaftsbuch in seinem Archiv viele Fische, z. B. 1694 zehn Pfund Karpfen á 8 Kreuzer und zehn Pfund Ruten á 9 kr. Dann werden hier noch erwähnt: Schaden, Heringe, Hechte, Weißfische, Grundeln, Bach-, Blod- und Stockfische, Barben (1 Pfund 7 kr.) Kleinfische, 2 Arten von Stockfischen, Krebse, (1 Schock 36 kr.) Sardellen, Extrafische, - hechte, -karpfen und –ruten, geselchte Fische und Schnecken (im Herbste 1695 sogar 4000 Stück). Die Zehentausstecker des Klosters bekamen 1696 u. a. 16 Pfund Karpfen á 10 kr. Im August 1701 kaufte die Küche 7 Schock Krebse.

Im Feldsberger Herrschaftsgebiet fuhren um 1753 die Bauern von Reintal, Katzeldorf und Themenau mit ihren vollen Fischloaden in die Nachbarorte hausieren. Ein fürstlicher Fischmeister in Feldsberg und Rabensburg überwachte die Fischteiche und den Handel; ihnen stand ein Fischdrabe zur Verfügung. In Themenau und Katzeldorf gehörten zum Totenmahl Wein, Heringe und Fische. Ein Fischber kostete 1768 in Feldsberg 18 kr., ein Huhn 7 kr., eine Sichel 12 kr., ein Wasserbüttel 20 kr. und eine Grassense 18 kr.

Als die Donau 1771 die Ortschaften überschwemmte, fuhren die Bewohner von Deutsch-Wagram in Kähnen durch die Straßen und fingen zentnerweise die Fische; die regnerische Witterung von 1769 bis 1771 vernichtete die Feldfrüchte und bewirkte eine Hungersnot, die besonders in den Sudetenländern wütete.

1823 verkaufte ein Pulgramer von Südmähren einem Kleinhäusler von Themenau Krebse im Werte von 12 fl.; ein Fischernetz kostete 2 fl. 48 kr., ein Metzen Korn 2 fl., Backmehl 2 fl., Hafer 1 fl 12 kr.

Die letzten Fischhändler, die mit ihrer vollen Load durch die Dörfer fuhren und ihre Fische laut ausriefen, sah man um 1880; damals verschwand diese Gestalt aus dem Wirtschaftsleben unseres Landes und sie gehört heute der Geschichte an.

Quellen:

G. Winter: Weistümer.

Kirchliche Topographie, Band 11.

Dr. A. Becker: Die Donau und Wien. „Unsere Heimat“, 1928.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg.

Veröffentlicht in: „Österreichs Fischerei“, 1951, S. 49 - 52

Zur Geschichte des Krebsenfanges

Der Krebs war bei unseren Vorfahren ein wenig geachtetes Tier, mit dem man nicht viel anzufangen wußte; er lebte in den Ortsbächen, in den großen Fischteichen und in den Mühlgräben, die von Bäumen und Sträuchern umgeben waren; hier fühlte sich der Krebs wohl, hier gedieh er und vermehrte sich stark. Unter den Wurzeln der Bäume, die am Ufer das Erdreich festhielten, war er geborgen und geschützt. In manchen Bächen wimmelte es von Krebsen, so dass wir z.B. im Sudetenland sehr oft den Namen „Krabesbach“ antreffen; im Burgenland findet sich ein Kroisbach und im Marchfeld von Niederösterreich der Ortsname Groißenbrunn = Krebsenbrunn.

Der Bauer aß nicht gern den Krebs, da es eine umständliche Mahlzeit war, bei der man nur Hunger bekam; ihm war ein Geselchtes und ein Stück Hausbrot lieber, mit dem er rasch seinen Hunger stillen konnte. Die Bäuerin nahm sich auch gar nicht die Zeit, so eine Mahlzeit für ihre Leute zu bereiten. Der Krebs war mehr ein Gelegenheitsessen, das in den besseren Kreisen eine Art Vorspeise war. Die Grundherren gaben meistens den Krebsfang frei, das heißt jeder konnte diese Tiere fangen, ohne eine Abgabe oder einen Zins zu zahlen. Vielfach überließ man den Fang den Armen, die sich an Fest- und Feiertagen eine Zubuße für ihr karges Mahl verschafften. Sie benutzten dazu einen Rutenkorb oder auch die bloße Hand; einer stampfte fest mit den Füßen am Uferrand, so daß die Tiere schnell ihr Versteck verließen und zum Vorschein kamen. Andere kitzelten mit Ruten oder Holzstöcken die Krebse aus dem Schlupfwinkel heraus, griffen schnell zu und legten sie in ein Wasserbüttel.

Die Dorfrechte einzelner Gemeinden enthielten beachtenswerte Bestimmungen über das Fangen der Krebse = „kreußen“.

In Götzendorf durfte 1512 jeder, der kreußen wollte, vom Lande nichts abhauen, das heißt nicht durch festes Stampfen den Uferrand in den Bach treten. Wer es tat, zahlte dem Dorfrichter 12 den. Strafe, ebensoviel derjenige, welcher den Bach zu schwellen versuchte. In Stoizendorf bei Eggenburg war jeder Krebsenfang strenge verboten, nur an Freitagen und Fasttagen erlaubte es der Herr. Es gab keine Schonzeit. Man kann daher annehmen, daß von der Erlaubnis kein starker Gebrauch gemacht wurde, sonst wären die Krebse bald ausgestorben.

In Zissersdorf bei Drosendorf wurde 1541 bestimmt: Durch die Weide der Gemeinde rinnt ein Bach, von dem 7 Schilling in das herrschaftliche Urbar jährlich gereicht werden; hier darf niemand mehr Krebse fangen, als er für eine Mahlzeit braucht; die aber den Bach in Bestand (=gepachtet) haben, können ihre Krebse geben, wem sie wollen; niemand darf sie daran hindern.

In Stockerau war es 1590 den Bürgern und Inleuten strenge untersagt, im Mühlbach zu kreußen, außer sie holten sich vom Marktrichter die Erlaubnis dazu. Wer es eigenmächtig tat, zahlt 5 Pfund denar. Diese Strafe war sicher zu hoch, da ein Pfund 8 Schilling … 30 Denar hatte, was damals nur ein Wohlhabender zahlen konnte; aber auch dem fiel es sehr schwer. Deshalb heißt es im Nachttaiding ganz einfach: „Der Missetäter soll gestraft werden“.

Im Jahr 1602 betrugen die Mautgebühren auf der Marchbrücke in Drösing: von einer Tonne Heringe oder Öl 2 den., von einer Load Fische 3 den. (ein Angesessener zahlt nur 3 Helbling), von einem Wagen Salz ein Küfel in natura, von einem Wildschwein 1 den., von einer Braut, die über die March geführt wird, 42 den., von einem Roß, einem Ochsen und einem Hirschen je 4 den., von 1 Mut Weizen = 30 Metzen 12 den., und von einem Pfund Kroißen 1 Helbing = ½ den.

In Guntramsdorf mußten 1640 die Krebse öffentlich auf dem Marktplatz, in den Straßen und in den Einsätzen verkauft werden; die Verkäufer hatten den Armen auch um 1 den Krebse zu geben sowie keine Ausnahme zwischen einem Armen und einem Reichen zu machen. Erschienen fremde Händler und Fischer, so konnten sie nach altem Recht auf offenen Plätzen zu jeder Tageszeit ihre Krebse feilbieten. Sie waren an keine Zeit gebunden; wenn sie nach Guntramsdorf kamen, begannen sie sofort mit dem Verkauf, aber in die Häuser gehen durften sie nicht. In den Mühlbächen sollten die Inwohner und ledigen Hauer nur mit Vorwissen des Marktrichters kreußen; nur innerhalb des Gemärkes war es ihnen gestattet. Wer sich aber den Anordnungen nicht fügte und eigenmächtig Krebse fing, dem wurde alles weggenommen – die Fanggeräte und die Tiere -, außerdem zahlte er 12 Schilling Strafe; die Hälfte gehörte dem Anzeiger und der Rest dem Marktrichter. Wer mit Reuschen oder mit Angeln Krebse fing, erlegte zur Strafe 12 Schilling, die sich der Marktrichter und Anzeiger teilten.

Die Liechtensteiner Herrschaft Wilfersdorf schickte in die fürstliche Küche nach Wien keine Krebse, wenn diese Lebensmittel anforderte; ebenso fehlten sie bei dem großen Festessen, das die Herrschaft 1682 nach dem Mistelbacher Waldprozeß den Wiener Advokaten gab; auch bei den Deputaten für die Herrschaftsbeamten werden nie Krebse erwähn t. Wurden beim Ausfischen der Teiche und beim Räumen der Mühlbäche einige gefangen, so verkaufte man sie mit den kleineren Fischen unter der Hand. 1707 verzehrten in Wilfersdorf die fremden Gäste, die auf dem Chore mitwirkten, ein Schock Krebse; sie waren also keine Speise für die Vornehmen.

Die Gemeinde Wilhelmsdorf hatte das Recht, im Runsen- und Poybach Fische und Krebse zu fangen, aber nicht die Bäche zu schwellen oder die Gründe daneben zu beschädigen (1740). Diese Vergehen wurden bestraft. In den Marchgemeinden aßen die Leute beim Totenmahl gerne Fische und Krebse (um 1800).

Der Komponist Anton Bruckner liebte besonders die Krebsensuppe, da konnte er drei Teller voll verzehren. Als Lehrer in Windhaag fing er einmal viele Krebse, klebte ihnen auf den Rücken Wachkerzlein und ließ sie am Abend im Friedhof umherkriechen. Die Dorfbewohner glaubten, es wären Geister und liefen entsetzt davon. Zur Strafe wurde Bruckner versetzt.

In Poysdorf fingen die Knaben zu ihrem Vergnügen in der Freizeit Krebse, beobachteten sie eine Zeitlang und gaben sie wieder in den Bach; andere nahmen sich die Tiere mit nach Hause, legten sie in ein Wasserglas und freuten sich an dem gepanzerten Geschöpf mit den langen Scheren, dem sie nach einigen Tagen die Freiheit schenkten.

Der Beginn der rationellen Wirtschaft war für die Fische und Krebse ein Verhängnis. Die Sümpfe und feuchten Wiesen wurden entwässert, um neues Ackerland zu gewinnen; die fließenden Gewässer mußten reguliert werden, ihr Lauf erhielt die Form einer geraden Linie, Bäume und Sträucher verschwanden, die Fabriken und gewerblichen Betriebe leiteten ihre Abfälle in die Bäche und Flüsse, sodaß das biologische Gleichgewicht zum Nachteil der Tierwelt verschoben wurde. Diese Fehlgriffe erkennen wir heute, wo wir die Folgen schon bemerken.

Noch um 1900 konnte man im Poybach genug Krebse fangen, die von den Knaben verkauft wurden; der Weinhändler Anton Hipfinger zahlte für ein Stück 4 kr. Nach dem ersten Weltkrieg war der Krebs um Poysdorf verschwunden; heute ist er ein unbekanntes Tier, das die heranwachsende Jugend nur im Bilde auf der Schultafel sieht, nicht aber in der Natur. In absehbarer Zeit soll junge Brut ausgesetzt werden, um die Bäche wieder mit Krebsen zu bevölkern; nur ist es fraglich, ob sie in dem veränderten Wasser, in das jeder Unrat hineinfließt, fortkommen.

Veröffentlicht in: „Österreichische Fischerei“, Feb. 1950, Heft 2, S. 40 - 42

Zur Geschichte des Kreuzweges

Nach den Kreuzzügen trat die Gestalt des leidenden und sterbenden Heilandes mehr in den Vordergrund der religiösen Verehrung der Christen; denn die Christen berichteten nach ihrer Heimkehr von den heiligen Stätten Golgatha, Ölberg, Grabeskirche und von der „via dolorosa“, d. i. der Weg, den der Heiland vor seinem Tode ging. Auch die Johanniter in Mailberg, die den Grenzschutz des Landes übernahmen, üben in diesem Punkte einen starken Einfluß in unserer Heimat aus, sodass sich mit der Zeit solche Andachten in einzelnen Gemeinden einbürgerten. Sie nahmen ihren Anfang von Darstellungen der Ölbergszenen, von Pietabildern und vom Schmerzensmann (Christus mit der Dornenkron). Großkrut besitzt ein Bild vom Ölberg, das in der Außenseite der Pfarrkirche eingemauert ist und früher einmal ein Altarbild gewesen sein dürfte. Eine schöne spätgotische Pieta hat in Poysdorf die Frau Oberstleutnant Beck. Die ersten Kreuzwegandachten gab es im ausgehenden Mittelalter, die aber nicht volkstümlich waren.

Erst die Gegenreformation erkannte die Bedeutung dieser Verehrung und nützte sie geschickt für ihre Zwecke aus, zumal die politischen Verhältnisse sehr günstig waren. Der 30jährige Krieg war für unser Volk auch eine Passion, ein Leidensweg, der das Gemüt der breiten Masse erschütterte, die den Weg zu Gott nach den Wirren und Heimsuchungen wieder fand. Eine Frömmigkeitswelle ging durch das ganze Land. Der Kreuzweg und das hl. Grab waren damals noch eine Andacht, die im Freien stattfand und eine größere Wirkung erzielte als im geschlossenen Raum. Die 4 oder 6 Stationen waren weit von einander entfernt. Der Adel nahm sich sofort des Kreuzweges an und stiftete einen solchen ohne Zutun der Geistlichen.

1630 besaß Nikolsburg den ersten, der auf den „Tanzberg“ hinauf führte, der dann hl. Berg genannt wurde, er hatte 16 Stationen. In Falkenstein errichteten ihn wahrscheinlich die Trautsohn auf dem Kreuzberg. In Wilfersdorf war es sicher die Fürstin Sidonia von Liechtenstein, die den Kreuzweg und die Grab Christikapelle stiftete, denn es war eine fromme und mildtätige Frau, ein Engel für die Armen. Bürger ließen in Poysdorf und Mistelbach auf ihre Kosten einen Ölberg bauen; in Palterndorf und Wilfersdorf entstanden die Bildstöcke mit dem Schmerzensmann in der Nische – vom Volke „knotzeter Heiland“ genannt. Mit den Andachten waren in der Regel auch Bußübungen verbunden (Tragen von Holzkreuzen), welche die Gläubigen freiwillig auf sich nahmen. Beim Kreuzweg sangen alle das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“. Ob auch Passionsspiele bei uns damals aufgeführt wurden, ist nicht erwiesen. Die Franziskaner von Zistersdorf und die Johanniter in Mailberg bemühten sich, diese neue Andacht in den Gemeinden zu verbreiten.

1726 verlieh der Papst allen Teilnehmern an einem Kreuzweg einen vollkommenen Ablass; 1731 bestimmte er einheitlich 14 Stationen, die von der Verurteilung Christi begannen und mit der Grablegung endeten. Am 27. März 1735 führte der Zistersdorfer Quardian feierlich den Kreuzweg in Poysdorf ein. Noch heute sehen wir in der Pfarrkirche zum Andenken an diese Begebenheit ein Bild mit dem schmerzhaften Weg – via dolorosa. Die Bilder malten unsere Meister im Winter, wenn sie keine Arbeit hatten, dabei benützen sie Vorbilder und nahmen es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht sehr genau. So trägt z. B. in Mistelbach der Pilatus einen Turban und in Poysdorf merken wir unter den Feinden einen Türken mit dem Zeichen eines Mekkapilgers. Dieser Anachronismus beweist nur den Hass unserer Ahnen gegen die Türken, die ihnen viele bittere und angstvolle Stunden bereitet hatten. 1743 stifteten die 4 Gemeinden um den Staatzerberg einen Kalvarienberg und verpflichteten sich, ihn stets in gutem Bau zu erhalten (nach dem Buche Markls). 1760 hielt Gaubitsch einen Kreuzweg, bei dessen Einweihung viele Menschen aus den umliegenden Gemeinden erschienen. Kaiser Joseph II. verbot 1786 jeden Kreuzweg im Freien und die öffentlichen Bußübungen. Als die Gemeinde Bernhardsthal 1932 jeden Kreuzweg in der Pfarrkirche wünschte, verbot ihn die Regierung; erst 1837 gab sie die Erlaubnis dazu. Die Andachten verlegten die Geistlichen mehr in die Kirche u. zw. wurden sie nur in der Fastenzeit abehalten. Doch gab es Gemeinden, z.B. Wilfersdorf, die am alten Brauch festhielten. 1849 bekam Gr. Harras einen Kreuzweg.

Einen besonderen Kreuzweg hatte meine Heimatgemeinde Frankstadt, die am Karfreitag den „Posaunenkreuzweg“ hielt, der bei den Bewohnern sehr beliebt war, da er im Geiste der schlesischen Mystik wurzelte und auf alle Teilnehmer einen tiefen Eindruck machte, sodass die Kirche an diesem Abend überfüllt war. Noch heute erinnere ich mich die die schöne Melodie des Liedes, das mit den Worten begann: „Kommt von den eitlen Wegen, die zu schweren Sünden führen, kommt den Kreuzweg anzutreten und den Heiland anzubeten!“

Auch heute geht als Folge der beiden Weltkriege, die das Volk tief erschütterten und es zur besinnlichen Einkehr führten, eine Frömmigkeitswelle durch das Land und betont wieder stärker die Passion. Diesmal sind es die Passionsspiele, dramatische Aufführung der Leidengeschichte Christi, die das Volk bevorzugt. Viele Gemeinden wetteifern in diesen Spielen, die von zahlreichen Pilgern besucht werden. Vor 50 Jahren begann Eibesthal, doch hörten sie bald auf; nach dem 2. Weltkrieg führte die Stadt Laa a. d. Th. eines auf. Südlich der Donau und im Burgenland ist die Spielfreudigkeit noch größer als bei uns im Weinlande. Die alten Kreuzwegstationen geraten in Vergessenheit und verfallen langsam; es fehlen die Mittel, um sie herzurichten und vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren.

Quellen:

Dr. M Capra: “Die Grab-Christi-Kapellen in NÖ“ in „Unsere Heimat“ 1946/3

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Wiener Diözesanblatt

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 8. 6. 1957, S. 7

Zur Geschichte des Marktes Seefeld

Zur Zeit der Kolonisation der Ostmark gehörte Seefeld, dessen Name von einem bayrischen Geschlechte herrührt, zur Böhmischen Mark, die 1039 gegründet wurde und im Osten bis zu den Falkensteiner Bergen reichte. Die ersten Ansiedler hatten durch die Grenzkämpfe viel zu leiden – 1082 am 12. Mai Schlacht bei Mailberg, die Laaer Ebene glich einer Wüste, 1176, 1177, 1226, 1231, 1235, 1252, 1270/71, 1279 usw. Mit Recht können wir da von einer blutenden Grenze sprechen. 1221 schlossen am 2. Juli Wladislaw von Mähren auf dem Schatzberg bei Seefeld mit der römischen Kirche einen Vertrag, nach dem die bischöflichen Untertanen frei von den allgemeinen Lasten und Steuern sein sollten, nach Dudik war es der Staatzerberg.

Rudolf von Habsburg belehnte am 7. Juli 1286 in Ulm den Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern mit der Herrschaft Seefeld, die von nun an Reichsboden = ein exterritorialer Boden in Niederösterreich war. Seefeld gehörte zu den Brandenburger Lehen. Von 1299 saßen die Kuenringer hier, eines der mächtigsten Dienstmannen-Geschlechter unseres Landes; sie gründeten 1182 die Stadt Zistersdorf und gaben am 22. März 1276 den Drösingern einen Platz mitten im Dorfe für den Bau einer Kirche, die zuerst außerhalb der Siedlung stand; 1277 erhielten sie vom Landesfürsten das Dorf Schrick als Lehen.

Der Böhmenkönig Johann, der im Juni 1336 das Gebiet bis Guntersdorf mit seinen Scharen durchstreifte, rückte mit Mauerbrechern und anderen Belagerungsmaschinen vor die Burg Seefeld, die der Besitzer Albero von Kuenring dem Feinde übergab, damit er die Untertanen in den umliegenden Ortschaften nicht plünderte. Am 9. Oktober bekam der Kuenringer, der am Hofe Friedrichs des Schönen weilte, seinen Besitz zurück, zu den Jetzelsdorf, Hadres, Markersdorf, Obritz, Kadolz und Stronsdorf – dieses seit 1164 – gehörten. Der Friede wurde in Seefeld geschlossen.

Das Pulkautal war damals der Sitz verschiedener Sekten: Beyarden, Waldenser und Katharer, die Juden, die in den größeren Gemeinden lebten, wurden verfolgt und dann vertrieben: in Laa 1294 und 1338 in Pulkau – hier wegen einer Hostienschändung.

Als 1348 Karl IV. in Seefeld den Herzog Albrecht mit den österreichischen Ländern belehnte, erschienen neben zahlreichen Adeligen aus Mähren, Böhmen und Österreich auch die jugendlichen Friedrich und Rudolf, der später die Tochter des Kaisers heiratete. Johann II. von Liechtenstein-Nikolsburg vermählte sich mit der Tochter des Kuenringers Nizzo. Dass Karl IV. die plumpe Geschichtsfälschung des Privilegium mains nicht bestätigte, entstand eine kleine Feindschaft zwischen dem Kaiser und dem Herzog. Doch gelang es dem ungarischen König Ludwig I. beide in Tyrnau am 17. Mai 1360 zu versöhnen. Von hier reisten alle nach Seefeld; sie benützten sicher die alte Verkehrsstraße von Mutra über Hohenau, Großkrut und Staatz, welche rasch von den Gemeinden (für die schweren Kaiserwagen) hergerichtet wurde.

In Seefeld traf der Kuenringer alle Vorbereitungen für die hohen Gäste; Quartiere mussten sicher gestellt, ein Turnierplatz geschaffen, Zäune und Tribünen errichtet, Lebensmittel sowie Wein vorbereitet werden. Die Gemeinde und die umliegenden Orte legten einen Festschmuck zu Ehren der hohen Gäste an, es war ein farbenprächtiges Bild, das die Bewohner des Pulkautales an diesem Tage in Seefeld bewundern konnten und von dem die Leute noch im hohen Alter den Enkelkindern erzählten. Bei der feierlichen Belehnung im Schloss waren die Adeligen aus Böhmen, Österreich und Ungarn anwesend. Das Turnier zeigte, dass der alte Geist des Rittertums noch nicht der Geschichte angehörte. Ein Festgelage, bei der der Pulkautaler Wein nicht fehlte, beschloss die Belehnung.

Der Kaiser und der Herzog harmonierten nicht zusammen, da Rudolf am 31. Dezember 1361 mit den Ungarn ein Bündnis gegen Karl IV. schloss. Rudolf entsagte im Frieden von Budweis auf alle Titel und Insignien. Auf dem Brünner Kongress schlossen Österreich, Böhmen und Ungarn einen Erbvertrag im Jahre 1364 – die Geburtsstunde der Donaumonarchie. Der Kuenringer weilte meist am Wiener Hofe, wo er als Ratgeber einen großen Einfluss besaß, er befand sich auch 1365 unter den Adeligen, als der Grundstein zur Universität gelegt wurde. Nicht unerwähnt soll die Tatsache bleiben, dass Karl VI. Polen, Böhmen und Ungarn zu einem Reich vereinigen wollte, Österreich aber wäre da ausgeschlossen.

1396 schlossen im Herbs Jodok von Mähren und der österreichische Herzog Wilhelm in Seefeld ein Bündnis gegen den Böhmenkönig Wenzel. Die Räuberbanden eines Dürrteufels und anderer Raubritter waren für das Grenzland mehrmals eine Landplage; denn bis Wullersdorf plünderten und raubten sie die Orte aus.

Am 25. März 1421 belehnte der Kaiser Sigismund seinen Sohn Albrecht in Seefeld mit den österreichischen Ländern. In den Hussitenkriegen lagen zum Schutze des Grenzlandes starke Besatzungen in Asparn a. d. Zaya, Stronegg, Seefeld und Guntersdorf. 1439 wäre es beinahe dem Jan von Leuchtenberg gelungen, Staatz und Seefeld zu erobern, weil ihm tüchtige Kletterer und Steiger zur Verfügung standen. In den Kämpfen dieser Zeit wurde die Burg in Stronegg zerstört. Die Kuenringer waren Freunde des berühmten Astronomen Johann von Gmunden, der von 1439 – 1442 Pfarrer in Laa war und die Wiener Universitäts-Bibliothek gründete.

In dieser Zeit des Niederganges fanden sich 1446 in Mailberg 39 Adelige zu einer Besprechung ein, der bald ein Landtag in Wullersdorf folgte, denn Volk und Adel zeigten sich als Gegner des Kaisers Friedrich, den die Wiener „Schlafmütze“ nannten. An der Spitze der Unzufriedenen standen u. a. die Liechtensteiner in Nikolsburg und die Kuenringer in Seefeld. 1455 verschworen sich die Adeligen gegen den Kaiser und tagten in Mailberg. Nach dem Feldzug des Georg von Podjebrad, dessen Scharen so hausten wie die Hunnen, versammelten sich viele Adelige in Znaim, um hier wegen eines Friedens zu verhandeln, den das Land so notwendig brauchte (20. April 1459), unter ihnen befanden sich Georg von Kuenring (+1464) und der Pfarrer Vorschofer in Laa. Der Kuenringer, ein tatkräftiger Mann, griff zu den Waffen, um die Feinde zu vertreiben, die nur das Land ausplünderten. Zu diesem Unglück kam noch eine tiefgreifende Geldnot, wertlose „Schinderlinge“ erzeugten Falschmünzer, zu denen ein gewisser Jerter gehörte, den man in Wullersdorf erwischte und in Schrattenthal einsperrte.

Nach 1477 bedrängten die Ungarn unsere Heimat, besonders arg trieb es die „Schwarze Legion“ – Bestien in Menschengestalt. Damals verödeten viele Orte, die nie mehr aufgebaut wurden und als Wüstungen bekannt sind. Handel und Verkehr stockten, die Straßen blieben leer, die Mauten in Hadres, Haugsdorf, Markersdorf, Alberndorf und Augenthal verzeichneten keine Einnahmen.

Eine neue Zeit brach an, die der Adel, aber nicht der Dorfbewohner verstand. Renaissance und Reformation fassten im Pulkautal festen Fuß. Damals baute man hier einen guten Safran an, dafür gab es eigene Safrangärten in den Dörfern. Das verschwenderische Leben des Adels, die weiten Reisen in das Ausland und die Neubauten erforderten viel Geld und stürzten manchen in Schulden. Balthasar von Kuenring war das Gegenteil seines Vaters Georg, da er als Schwächling mit vielen stritt, auch mit dem Kloster Zwettl. Am 9. Dezember 1594 starb der letzte Kuenringer Johann VI. Ladislaus in Seefeld und fand hier seine Ruhestätte. Zu dem feierlichen Begräbnis erschien das ganze Pulkautal. Schulkinder aus den untertänigen Gemeinden eröffneten den Trauerzug, ihnen folgten die Dorfrichter, welche in der Hand weiße Stäbe trugen. Nach der Grabrede des Pfarrers von Schrattenthal wurde das Familienwappen zerschlagen. Ein Geschlecht, das in der Landesgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt hatte, gehörte der Vergangenheit an.

Zu den Brandenburger Lehen gehörten einmal: Seefeld, Gr. Schweinbarth, Ladendorf, Neusiedl a. d. Z., Eberfeld bei Bernhards und Blaustauden. 1632 erklärte Ferdinand II. alle Brandenburger Lehen in Österreich als heimgefallen. 1648 fielen sie unter „Requestration“ = Beschlagnahme. Das Geschlecht erhob aber Anspruch auf diese Lehen und auf die Zahlung von 74.685 fl. Der Streit erlosch erst 1792. Die Herrschaft Seefeld gelangte 1596 in den Besitz der Freiherren von Schönkirchen und 1632 erwarb sie der Graf Wilhelm von Hardegg.

Quellen:

G. Frieß „Die Herren von Kuenring“. „Archiv für österr. Geschichte“. Band 38.  
„Blätter des Vereines für Landeskunde“ 1878   
M. Vancsa „Geschichte von Nied. Und ob. Österreich“.  
Dudik: „Mährens allgemeine Geschichte“.Topographie von Nied. Österr., Band V.  
„Mistelbacher Bote“, Donnerstag, 21. April 1960, S 6

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 21. 4. 1960, S. 6

Zur Geschichte des Poysdorfer Kirchturms

Der Turm unserer Pfarrkirche beherrschte das weite Poybachtal, weil er auf der Südostseite des Gotteshauses gelegen, ein ausgesprochener Wehrturm ist; solche treffen wir im Grenzlande häufig an; z.B. in Großkrut, Altlichtenwarth, Mistelbach u. a. die alle deutlich den Wehrcharakter zeigen. Unsere Kirchen bevorzugten die hohen Türme, während sich Kapuziner und Franziskaner mit kleinen begnügten, die kaum über das Dach des Klosters weit hervorragten. Auf dem heißumstrittenen Boden unserer Heimat kam den Türmen eine große Bedeutung zu, da sie für die Sicherheit der Siedlungen im Kriegs- und Feuergefahr wichtig waren. So besaß Poysdorf in alter Zeit immer zwei Nachtwächter, von denen einer in den Straßen patrouillierte, während der andere auf der Plattform des Turmes seinen Dienst versah; damals fehlte das Dachwerk und auf den Mauern war oben ein Geländer, sodass man bequem herumgehen konnte; der Schlossturm in Nieder Absdorf hat noch heute diese Gestalt und in Nordmähren gab es drei Kirchen mit solchen gestutzten Türmen, die unter Denkmalschutz standen. In Kriegsgefahr übernahmen die Dorfbewohner den Wachposten auf dem Turm, wo sie besonders auf die Wachtfeuer aufpassten, die in Altlichtenwarth auf dem Hutsaulberg angezündet wurden, sobald der Feind die March überschritt; in der Nacht mussten es helle Flammen sein, am Tage aber Rauchsäulen, die weithin sichtbar waren. Bemerkte der Posten dieses Zeichen, dann läutete er die Sturmglocke und die Bewohner flüchteten in den Wald oder nach Falkenstein, wo sie die geräumige Burg aufnahm. Bei einem Brand ertönte wieder die Feuerglocke, welche die Bewohner zu Hilfe rief; daher verstehen wir heute, dass der Turm mit den Glocken immer im Besitz der Gemeinde war, die auch für alle Bauschäden und Fehler verantwortlich war. Sonderbar findet sich in den Bestimmungen des Banteidings – (Dorfrechtes) die alle Jahre einmal im Rathaus verlesen wurden – jeder Hausbesitzer musste dazu erscheinen -, kein Punkt über den Turm und den Wachdienst.

Der Kirchturm änderte im Laufe der Zeit sein Aussehen je nach dem herrschenden Baustil; der romanische Wehrturm ist wuchtig, hat dicke Steinmauern und eine geringe Höhe (z. B. Großkrut, Hohenau, Drösing), der gotische ist schlank und hoch, verkörpert so recht die Himmelssehnsucht (der Stephansdom in Wien), der in der Renaissancezeit bildet mit dem Gotteshaus ein harmonisches Ganzes und fügt sich in das Landschaftsbild ein (Poysdorf), der in der Barockzeit verlangt eine reiche Gliederung, Schmuck und Statuen (Dürnstein in der Wachau). Unser Turm hat einen quadratischen Grundriss (Innenseite 4,3 m), die Mauern weisen eine Stärke von 1,7 m auf und sind aus Ziegeln und Kalkstein gebaut, den man sicher aus dem Steinbruch bei der Froschmühle nahm. Dreimal wurde die Kirche gebaut; die erste um 1200, die zweite 1458 und die dritte 1629. Teile der zweiten wurden bei dem Renaissancebau nicht verwendet, da es in der Inschrift über dem Kircheneingang heißt, dass das Gotteshaus vom Grund aus neu gebaut wurde; dieses war 1635 fertig und der Turm erst 1638; daher dürfte dieser erst zum Schluss errichtet worden sein; die Pläne lieferte ein italienischer Meister, dem auch der schöne Zehentkeller mit dem Schüttkasten in der Singerstraße und die Froschmühle, der einzigartige Renaissancebau im Weinlande, zugeschrieben werden müsse.

Auf einer kleinen Blechplakette, die sich in der Büchse der Kugel fand, lesen wir: „Anno 1638. 9. Sept. sub Urbano papa VIII. Ferdinando III. Imp. Franzisco Westen parocho hic globus com luna et stellis a XII parochianis deauratis appositus“. – Im Jahre 1638 wurde am 9. September unter dem Papst Urban VIII., dem Kaiser Ferdinand III. dem Pfarrer Franz Westen diese Kugel mit dem Mond und Sternen, die von 12 Pfarrkindern (durch Spenden) vergoldet wurden, aufgesetzt.

An der Plakette war mit einem Draht ein Patriarchenkreuz aus der Zeit der Kreuzzüge angehängt (nach der Mitteilung des Herrn Dr. Holzmayer vom Kunsthistorischen Museum, dem Fachreferenten für religiöse Medaillen).

Im 30jährigen Kriege diente unser Turm als Beobachtungsstand und die Gemeinde bewahrte hier 1641 auch 19 Doppelhaken (Feuerwaffen) auf; zum gleichen Zweck benützten ihn 1645 die Schweden, die aus der Kirche einen festen Stützpunkt machten und ihn durch mehrere Wochen besetzt hielten. 1677 erklärte eine Kommission die Kirche mit Friedhof als Zufluchtsstätte, falls die Türken einen Einfall unternehmen sollten; deshalb musste ein Jahr später das Schindeldach durch Eisenblech ersetzt werden; diese Arbeit besorgte ein Wiener Klempner, dem 1700 fl bezahlt wurden (1 Metzen Korn kostet damals 24 kr, Weizen 56 kr und Hafer 18 kr). Der Turm wurde auch mit Weißblech eingedeckt.

Auf dem Votivbild neben dem Franziskus-Altar (aus dem Jahr 1681) sehen wir das Gotteshaus wie es damals aussah; es ist dies die einzige Darstellung des Renaissancebaus, die wir besitzen. Die Türken betraten das Poybachtal nicht, während das Marchtal schwer mitgenommen wurde. Am 4. November 1686 äscherte ein Großfeuer im Markte, das ein Tischlerlehrjunge boshafterweise gelegt hatte, auch die Kirche ein (da ist aber die Rede von einem Schindeldach). Vom Turm wird aber bei dem Brand nichts erwähnt. 1712 erhielt er eine Repetieruhr, die jede Stunde schlug; der bürgerliche Schlossermeister Christoph Kassel führte die Arbeit durch und machte auch den Hammer auf die große Glocke; er bekam 70 fl und der Maler, die die Uhrtafeln strich, 20 fl (1 Metzen Korn 1 fl 8 kr, Hafer 45 kr, ein Achtel Schmalz 1 fl 52 kr, 1 Pfund weiße Kerzen 11 kr, schwarze Kerzen 10 kr).

Die nächsten Jahre erwähnen nichts von dem Turm, von Schäden und Fehlern; das Wilfersdorfer Grundbuch schreibt 1667, dass er mit Weißblech eingedeckt war, ein schönes Geläut hat und die Repetieruhr vom Markt in Gang gehalten wird.

Wind und Wetter hatten im Laufe der Zeit die Uhrtafeln so beschädigt, dass sie 1791 ausgebessert und die Uhrzeiger vergoldet wurden, was zusammen 28 fl kostete (1 Schock Schabstroh 1 fl, 1000 Dachziegel 3 fl 15 kr, 1 Metzen Kalk 36 kr, 1 Zentner Eisen 8 fl 50 kr bis 11 fl 30 kr). Ein Wetterstrahl schlug am 5. Juni 1798 in den Turm und „versenkte sich bis in die Sakristei“; er trennte den obersten Stern von der eisernen Spitze der Helmstange, die ganz verbogen wurde; im Juli nahm man die Kugel und Helmstange heraus, ließ beide vergolden und wieder aufsetzen; Pfarrer wurde Franz Hugelsberger, Marktrichter Matthias Hammerler und Oberkirchenvater Christian Ehmeyer. Einige Bürger gaben milde Beiträge; die Leute hatten wenig Geld, die Gemeindekasse war leer und die Herrschaft in Wilfersdorf verlange strenge Sparsamkeit in allen Ausgaben. Als man 1828 die Turmuhr ausbessern wollte, verbot sie diese Arbeit, die 100 fl kostete. Da leitete der Marktrichter Ferdinand Schrapfeneder, dessen Verwandte noch heute in Laa und Gaweinstal leben, eine Sammlung ein und bezahlte die Auslagen.

Am 26. Mai 1830 bog ein Sturmwind die Helmstange, sodass sie mit der Kugel herabgenommen und vergoldet wurden; die Anregung dazu gaben der Kaufmann Josef Sonntag und der Zimmermeister Laurenz Kastner; aufgesetzt wurden beide erst am 9. Oktober durch den Italiener Augustin Riwa, der auch das Innere der Pfarr- und die Bründlkirche ausbesserte und ausmalte. Die Uhr, ein Schmerzenskind der Gemeinde, wollte nicht recht gehen und blieb erst tagelang stehen; sie gründlich auszubessern konnte der Markt bei dem chronischen Geldmangel nicht durchführen.

Schon 1861 zeigten sich große Fehler am Holzgerüst des Turmes, das doch erst 1854 erneuert worden war. Es war ein trockenes, sturmreiches Jahr mit vielen Gewittern, die keinen Regen brachten; vom 6. Juli bis 2. November fiel kein Tropfen. Die Stürme entwurzelten Bäume, deckten Dächer ab und machten in den Feldern einen bedeutenden Schaden. Am 28. Juli sahen einige Bewohner um 2.30 Uhr nachmittags den Turm in der Richtung von Ost nach West schwanken. Die Ausbesserung verzögerte sich, da man nicht wusste, wem der Turm gehörte und wer die Kosten zahlte. Man forschte im Gemeinde- und Pfarrarchiv nach und fand, dass das Mauerwerk mit den Glocken, der Glockenstuhl und der Uhr Gemeindebesitz seit alter Zeit waren und die Dachbedeckung der Kirche gehörten. Die Poysdorfer Handwerker verlangten die Arbeit; die Entscheidung darüber gab der Pfarrer dem Patronatsherrn, der von Wien die Arbeitskräfte rief. Am 30 Mai 1864 konnte die Arbeit von dem Zimmermeister Karl Wisgrill und dem Spengler Jakob begonnen werden. Am 15. Juli um 2 Uhr nachmittags brannten drei Häuser in der Nähe ab; die alte Schule – das Dach loderte schon an mehreren Stellen – wurde gerettet und dem Holzgerüst beim Turm, auf das wohl Funken flogen, geschah nichts. Ein Tagesbuch erwähnt, dass der alte Turm 153 Jahre stand. Den Neubau leiteten: der Patron Graf Maximilian Vrints von Falkenstein, der Pfarrer Anton Haresser, Bürgermeister Johann Schwarzer und Oberkirchenpfarrer Josef Haimer. Das Holz und die Zimmermannsarbeit kosteten 5000 fl, die Spenglerarbeiten 1800 fl, das Vergolden des Kreuzes und der Kugel 100 fl (zum Vergleich: 1 Eimer Wein 4 – 5 fl, ein Viertel Weingarten lieferte im Jahr 4 bis 5 Eimer). Die Bewohner wünschten als Turmzier den Halbmond und Stern, was aber das Konsistorium ablehnte. Das erzeugte im Markte eine gereizte Stimmung, sodass am 22. Juli das Kreuz mit der Kugel sang- und klanglos aufgesetzt wurde. Die 7000 fl zahlte die Kirche, die Handrobot 250 fl und die Zugrobot 450 fl die Gemeinde. Die innere Arbeit besorgte der Zimmermeister Schimanek. Nach der Feier am 22. Juli deckte der Wiener Meister den Turm mit Weißblech ein; allgemein glaubte man, dass diese Arbeit wenigstens hundert Jahre halten werde. Der Aufseher der Turmuhr, der bis 1871 von der Gemeinde 30 fl bekam, musste nun mit 21 fl zufrieden sein. Das schadhafte Mauerwerk wurde 1880 ausgebessert und zweimal gestrichen, wofür der Markt 231 fl 70 kr gab, für das Gerüst 80 fl. Die 7 neuen Steinstufen vor dem Turm wurden 6 Jahre später gemacht; zugleich wollte man hier die Eingangstür vergrößern, was aber der Kirchenpatron verhinderte, weil er fürchtete, dass der Turm Schaden leiden würde. Der Wohltäter Johann Hotschek spendete 1890 eine neue Uhr mit Doppelschlag im Werte von 1500 fl; dabei wurde der Turm ausgebessert und gestrichen, wofür die Gemeinde 500 fl zahlte. Die neue Uhr hatte 3 Ziffernblätter die alte nur 2. Drei Jahre später arbeitet der Spengler Klemens Erben mit seinen Gehilfen Karl Weintritt und Josef Schenk – beide aus Odrau in Schlesien – am Turmdach. In den Jahren 1909 bis 1911 wurde die Kirche mit den Nebengebäuden gründlich ausgebessert und gefärbelt. An dem Turm arbeite ein Meister aus Groß Mugl, der ihn auch strich; die Farbe musste 1927 erneuert werden, was 1766 Schilling erforderte. Anlässlich der 300 Jahrfeier des Gotteshauses erhielten die Kirche und der Turm den gelben Anstrich. Die neue Uhr, welche in der Nacht beleuchtet war, fand bei den Einwohnern nicht den gewünschten Beifall; allgemein verlangte man die alten Ziffernblätter, die vom Felde aus besser gesehen wurden. Die Beleuchtung wurde nach kurzer Zeit eingestellt, weil sie bei uns nicht notwendig sei und der Gemeinde unnötige Kosten entstehen. Weil das Weißblech schadhaft war und das Holz Schaden litte, entschloss sich die Gemeinde 1947 zu einem Kupferdach, dem ersten in unserer Heimat. Diese Arbeit wird an anderer Stelle genau beschrieben und erklärt. Vieles hat unser Kirchturm im Laufe der Zeit gesehen und erlebt, sodass er mehr erzählen könnte, als es dieser Bericht vermag.

Quellen:

Gedenkbuch der Gemeinde und das der Pfarre.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst-Liechtensteinschen Hausarchiv, derzeit in Vaduz

Tagebücher des Ferdinand Schrapfeneder und Johann Taubenschuß. Die Schriften des Lehrers Pichler, des Pfarrers Josef Piller und Anton Haresser, die in der Blechbüchse der Turmkugel lagen. Wie ich diese las, fiel mit ihre Kürze auf, da eigentlich von der Kirche, der Gemeinde und den Bewohnern nichts erwähnt wird; es hat doch sicher damals wichtige Ereignisse gegeben, die man hätte aufschreiben können, z.B. die Kriegsverhältnisse im Jahr 1864. Die französische Revolution 1789 und 1830 machten auf unsere Ahnen einen großen Eindruck, da sie bei der Zeit und Jahresangabe erwähnt werden.

P.S. Das Tagebuch des Ferdinand Schrapfeneder ging vor 20 Jahren verloren; es wurde von dem Besitzer ausgeliehen, doch bekam er es nicht mehr zurück; es sollte wegen seiner geschichtlichen Aufzeichnungen der Gemeinde oder mir übergeben werden, damit es abgeschrieben wird; vielleicht findet es sich in einem Hause oder weiß ein Leser Auskunft darüber.

Zur Geschichte des Radfahrsports

Vor 150 Jahren sah man auf den Verkehrsstraßen unserer Heimat nur Fußgänger und den Fuhrmann mit Roß und Wagen; es war noch die gute alte Zeit, die keine Eile kannte; die nach dem Grundsatz lebte „Langsam kommt man auch zum Ziel“. Nach 1800 regten sich die Geister, die neue Verkehrsmittel erfanden, z.B. das Laufrad, das 1817 auf kurze Zeit die Menschen in Aufregung versetzte; es war ein Zweirad mit einem Sitz und der Fahrer mußte sich mit den Füßen abstoßen. Bremse und Gummireifen fehlten, so daß es viel Anstrengung kostete um auf den schlechten Straßen weiterzukommen; daher verschwand es sehr bald, weil man mit der Eilpost und später mit der Eisenbahn schneller und bequemer reisen konnte.

Erst 1870 erschien ein Fahrrad mit Pedalen und 1879 benützte der Stuttgarter Lehrer Trefz das Hinterrad zum Antrieb des Vorderrades. Die ersten brauchbaren Räder waren die Hochräder, die ein kleines Hinterrad besaßen; sie hatten 1889 Gummireifen und 1891 eine Pneumatik mit einem Gummimantel. Der erste Besitzer eines solchen Hochrades war in Poysdorf der Malermeister Friedrich Skorepa (1857-1909), ein unternehmungslustiger und vielseitiger Mann, der schon 1897 und dann 1900 von der Behörde das Schurfrecht erhielt; in Alt Ruppersdorf versuchte er sein Glück, doch widersprechen sich die Nachrichten über sein Unternehmen und heute weiß man nichts Bestimmtes. Mehr Aufsehen erregte er mit seinem „Veloziped“ - so hieß zuerst das Fahrrad, daraus machte man das Wort „Filizipé“. Fuhr unser Meister durch die Straßen Poysdorfs, so blieben die Leute stehen und schauten dem „Narren“ nach, der wie ein König auf dem Hochrad saß und so fleißig die Pedale trat, daß seine Stirne mit Schweiß bedeckt war. Ununterbrochen rief er mit lauter Stimme: „Weg, weg, ich muß fahren, sonst geschieht ein Malheur!“. Die Poysdorfer nannten ihn deshalb den „Malheur Maler“. Besonders gern fuhr er vom Huberberg zur Dreifaltigkeit; dabei spreizte er die Beine zu beiden Seiten und ließ das Rad laufen; damals lag die Rathausbrücke etwas höher und die Straße senkte sich bis zur Dreifaltigkeit. Da legten einmal Schulknaben einige große Steine am rechten Poybachufer in den Staub, sodaß der Fahrer kopfüber auf die Straße fiel, ohne daß ihm was geschah. Jetzt erkannten die Knaben, die aus einem Versteck zuschauten, ihre Missetat und liefen beschämt heim. Der Maler behielt das Rad bis zu seinem Tode und die Witwe schenkte es 1932 der Schule, doch verschwand es 1945.

Die Technik verbesserte von Jahr zu Jahr das „Veloziped“, das bei der Jugend sofort eine begeisterte Aufnahme fand, sodaß die Burschen in den Landgemeinden ein solches auf Raten kauften; daher grüßte man diese mit den Worten: „Heil auf Raten!“ Der Fahrer grüßte gewöhnlich mit einem Fluch. Die Behörde forderte 1896 von jedem Radfahrer eine Art Befähigungsnachweis, da sie viele Unfälle befürchtete. Die Fuhrleute und Fußgänger haßten die Radfahrer, denen sie nicht auswichen; da gab es oft Streit, Beschimpfungen und Tätlichkeiten, die beim Gericht ihren Abschluß fanden. In den Dörfern warfen die Knaben ihnen Steine nach – gefürchtet waren die Neudorfer -, streuten Glasscherben oder Reißnägel in den Staub und ärgerten die Fahrer, wo sie nur konnten. Die Fuhrleute beleuchteten nicht ihre Wagen, obwohl im Amtsblatt der Mistelbacher Bezirkshauptmannschaft nach 1890 wiederholt diese Forderung gestellt wurde; mit Taschenspiegeln blendeten sie entgegenkommende Fahrer; es war ein stiller Krieg, der den Radsport stark behinderte.

Die Radfahrer organisierten sich und schlossen sich in Vereinen zusammen, um ihre berechtigten Forderungen besser bei der Behörde vertreten zu können. In Laa bestand schon 1896 ein solcher Verein, der ein Radfahrerkränzchen veranstaltete bei dem die Znaimer Regimentskapelle spielte; andere bestanden in Gaweinstal, Pirawarth und Auersthal. Sie führten einen besonderen Gruß ein:“hup heil!“.Auch eine Sportkleidung kennzeichnete die Mitglieder. Das weibliche Geschlecht, das diesen Sport huldigte, wählte Hose und eine leichte Bluse sowie eine Kappe. Dadurch erregten sie großen Unwillen in manchen Dörfern

durch die sie bei den Ausflügen fuhren; sie wurden als „schamlose Weiber“, als „unsittliches Gesindel“ beschimpft, das man vom Rad herunterreißen und ordentlich verprügeln sollte. Angenehm waren solche Ausflüge nicht, dazu kamen die schlechten Straßen, die das Fahren sehr erschwerten. Die Vereine veranstalteten sogar Wettfahrten; der Sieger erhielt einen bescheidenen Eichenkranz, weil die Vereinskasse nicht mehr ausgeben konnte.

1897 führte die Militärbehörde eigene Radfahrkompagnien ein, die auch kriegsmäßig ausgerüstet wurden. Reservisten konnten bei Waffenübungen und Manövern ihre Räder mitnehmen und wurden als Fahrer bei den Übungen verwendet. Ein großes Übel war damals der schlafende Fuhrmann, der nicht auswich und die Pferde ruhig weitergehen ließ. Da half kein Glockenzeichen, kein Schreien und kein Fluchen. Ein großer Fortschritt war es, als 1903 die Rücktrittbremse eingeführt wurde, die eine Fahrt durch das Hügelland bedeutend erleichterte. Der Benzinmotor wirkte auf das ganze Verkehrswesen revolutionierend. Der Kraftwagen und das Motorrad drängten aber das Fahrrad nicht in den Hintergrund, im Gegenteil wurde es das Verkehrsmittel der breiten Masse. Die Behörde forderte von den Radfahrern so wie von den Autos besondere Kennzeichen; sie setzte sogar für diese eine Fahrgeschwindigkeit fest u. zw. 15 km innerhalb der Ortschaft und sonst 45 km; nur der Rettungswagen durfte schneller fahren; heute lachen wir über diese Vorschriften, die aber damals notwendig waren, weil sich die Bewohner auf die Schnelligkeit der Fahrzeuge erst umstellen mußten. Wie oft konnte ein Fuhrmann absteigen und die Pferde halten, wenn die Autos ihm entgegenkamen. Die Beleuchtung der Wagen mit Laternen wollte sich nicht einbürgern und stieß auf starken Widerstand in den Dorfgemeinden.

Dem Auto erging es wie dem Fahrrad. Fuhrleute wichen nicht aus, ließen die Pferde allein auf der Straße stehen, Kinder stellten sich absichtlich mitten auf die Fahrbahn, warfen Kot und Steine auf die Autos, blendeten mit Spiegeln die Lenker, stellten zur Nachtzeit Fallen auf usw. Die Autos hatten oft schlechte und unleserliche Kennzeichen, hielten sich nicht an die Vorschrift und fuhren bei einem Unfall rasch davon, ohne sich um den Unglücklichen zu kümmern. 1908 sahen die Poysdorfer das erste Motorrad, das ein Franz Lang besaß (nach einer Mitteilung des Meisters R. Wirth). 1919 kaufte sich der Weinhändler A. Riegelhofer eines. Nach 1921 tauchten die ersten Fahrräder mit einem Hilfsmotor auf; ein solches benützte der Dr. A. Ronge eine Zeitlang, doch es entsprach nicht den Erwartungen, so daß sich niemand eines kaufte. Ein Pionier des Motorrads war der Spengler H.Kulhawy, der mit anderen die Bundesstraße bis zum Zellerkreuz als Rennstrecke benutzte; auch junge Burschen folgten diesem Beispiele mit ihren Fahrrädern, sodaß es am Abend auf dieser Straße recht lebhaft war – trotzt des Staubes, den die Fahrer aufwirbelten. Dieser Sport riß 1924 nach dem tragischen Unfall des Fr. Gmeiner bei Hausbrunn plötzlich ab; erst nachdem die Bundesstraße zeitgemäß hergerichtet war, mehrte sich die Zahl der Kraftfahrzeuge und wuchs von Jahr zu Jahr. Das Rechtsfahren, das 1938 eingeführt wurde, stieß entgegen aller Befürchtungen auf keinen besonderen Widerstand. Verkehrsdisziplin ist heute schon den Schulkindern kein unbekannter Begriff. Kinder benützen das Fahrrad, wenn sie einen weiteren Schulweg haben, Burschen und Mädchen fahren zur Feldarbeit, in jeder Familie findet man ein oder mehrere „Drahtesel“.

1950 erschien der erste Roller bei einer Tombola in Poysdorf, den der glückliche Gewinner nach Ketzelsdorf verkaufte; 1954 folgte das Moped, das sich rasch einbürgerte und viel zur Motorisierung des heimatlichen Straßenverkehrs beiträgt. Vorüber ist die gute alte Zeit mit dem langsamen, besinnlichen Verkehr dem noch das Wort Rekord unbekannt war. Der Sport veranstaltet Rund-, Wett- und Rennfahrten - in Laa seit 1954 -; dann gibt es eine Fuchsenjagd, eine Sternfahrt und Geschicklichkeitsfahrten, sodaß die Jugend genug Gelegenheiten hat, ihr Wissen und Können auf diesem Gebiete zu zeigen, obwohl sie die Mitwelt als „Benzinhunnen“ schimpfte.

Quellen:

Das Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach

Die Erzählungen des verstorbenen F. Fiby in Poysdorf

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1957

Zur Geschichte des Rauchfangkehrers

Die Feuersgefahr bereitete unseren Ahnen oft schwere Sorgen, weil die Häuser und Scheunen meist aus Holz gebaut und mit Schindeln oder Stroh gedeckt waren. Da war es kein Wunder, wenn häufig die ganze Ortschaft ein Raub der Flammen wurde. Die Gemeinden sorgten für den Schutz der Häuser; sie bestimmten 2 erfahrene Männer, welche die Feuerstellen besichtigten und die Fehler feststellten, die sofort ausgebessert werden mußten; wer es nicht tat, zahlte eine hohe Strafe.

In Mistelbach erfolgte die Feuerbeschau jährlich 3 – 4 mal, u. zw. gewöhnlich vor einem Jahrmarkt; denn eine Feuersbrunst an einem Markttage wäre eine Katastrophe für die Bewohner und Kaufleute gewesen. Jeder Hausbesitzer reinigte selbst den Kamin mit einem Fichtenbäumchen, das von 2 Männern mit Stricken durch den Schornstein gezogen wurde; der eine saß auf dem Dach, der andere befand sich in der Küche. Das Ausbrennen der Kamine war nur bei Regenwetter gestattet. Wandernde Rauchfangkehrer besorgten die Arbeit gründlicher und fachgemäß.

Rauchfangkehrer mit einem festen Wohnsitz gab es im Mittelalter nicht; in Wien werden die ersten 1512 erwähnt. Zu uns kamen sie im Zeitalter der Renaissance, als sich der Kachelofen in den Wohnungen des Adels und der wohlhabenden Bürger einbürgerte (um 1600); die Oefen hatten oft eine bedeutende Größe und die Kacheln waren bunt bemalt oder mit Bildern verziert. Einen solchen Riesenofen sah ich im Schloß Groß-Ullersdorf – Nordmähren, den Schauplatz von Grillparzers Ahnfrau.

Die Herstellung der Kachelöfen war Arbeit der Habaner, die auch Brüder oder Wiedertäufer genannt wurden; aus ihrer Werkstatt kamen oft kunstvolle Oefen, die aber nur die Wohlhabenden kaufen konnten. Die Bauern hielten an den alten offenen Küchenherden fest; der letzte verschwand erst vor dem ersten Weltkrieg in Wilhelmsdorf. Für den Beruf eines Rauchfangkehrers meldeten sich bei uns nur wenige. Sie kamen aus Italien zugleich mit den Maurern, Baumeistern, Buchdruckern (Poysdorf) und Seidenraupenzüchtern (Herrnbaumgarten). Sie fühlten sich bei uns nicht wohl, weil sie als Fremde und Zugereiste kein Ansehen hatten; daher verließen sie zu Beginn des 30jährigen Krieges unsere Heimat und gingen nach Italien zurück; einige blieben aber hier und zwar die Antoni in Großkrut und die Kandioler in Herrnbaumgarten.

Die Mistelbacher klagten 1645 über die schlechte Arbeit des Schornsteinfegers, der aber auf die säumige Bezahlung der Bürger hinwies; er beschwerte sich auch deshalb in den fürstlichen Gebäuden sowie bei den Förstern der Herrschaft. In dem Verzeichnis der Handwerker aus dem Jahre 1662 vermissen wir die Rauchfangkehrer. Galten sie so wenig in den Gemeinden oder betrachtete man sie nicht als vollwertig? Sie bildeten auch keine Zunft und erschienen nicht bei kirchlichen Feiern.

Im Herrschaftsgebiet zählte man 1662 nur 609 Rauchfänge; Mistelbach hatte 249, Poysdorf 52, Eibesthal 47 und Wilfersdorf 36; nur die fürstlichen Untertanen waren in das Verzeichnis aufgenommen. Damals hob die Regierung sogar eine Kaminsteuer ein, weil sie Geld für die Türkenkriege brauchte; sie betrug für das Herrschaftsgebiet Wilfersdorf 609 fl. Das Schloß Wilfersdorf hatte 21 Kamine und die Nebengebäude 22. Nur von aufrechten Häusern mußte die Kaminsteuer entrichtet werden. Deshalb riß man von den alten Burgen die Dächer ab und ließ sie verfallen, um diese Abgabe zu ersparen.

1711 kam von Korneuburg ein Rauchfangkehrer nach Wilfersdorf, um hier die Kamine des Schlosses, der fürstlichen Gebäude, der Schule, des Pfarrhofes sowie in Poysdorf die des Jägers und Hofbinders zu kehren; es waren 79 Kamine. Dafür zahlte ihm das Rentamt jährlich 30 fl, später nur 20. Für die Kamine im Mistelbacher Spital, die er im Jahr zu Georgi und Michaeli kehrte, bekam er 1 Gulden 45 kr. Die Rauchfangkehrer waren meist Italiener, auch Sudetenländer; ihre soziale Stellung konnte sich nicht mit der anderer Handwerker messen; in den Akten taucht es selten auf, man sprach nicht viel von diesen Leuten, die auch über ein geringes Einkommen verfügten.

Der Feldsberger Meister kam 1824 bis nach Poysdorf, wo er die Kamine viermal im Jahr kehrten mußte; für einen bekam er 61/2 kr C. Münze im Jahr. Die Bewohner des Marktes beklagten sich 1842 über die liederliche Arbeit des Meisters. Er wohnte 1848 schon in Poysdorf, u. zw. im Haus Nr. 379 alt; er mußte alle Schornsteine kehren, ausgenommen der Pfarrhof, die Schule und die Lehrerswohnung, die zur Patronatsherrschaft Poysbrunn gehörte; monatlich kehrte er die Kamine bei den Bäckern, Schmieden, Schlossern, Seifensiedern, Färbern, Gastwirten, Fleischhauern und in der Apotheke, alle anderen nur 4-mal jährlich; dabei war auch das Pech abzukratzen. Für einen Kamin zahlten die Bewohner im Vierteljahr 16 kr, bei den Gemeindehäusern erhielt er nur 4 kr. Er war verpflichtet, einen Gesellen zu nehmen, über alle Kamine ein genaues Register zu führen und in den Sommermonaten mit der Feuerkommission alle Feuerstellen genau zu überprüfen; die Fehler und Gebrechen, die er entdeckte, meldete er sofort im Rathaus. Die Poysdorfer waren aber sehr schlechte Zahler und blieben dem Meister oft lange Zeit die Bezahlung schuldig. Die Gemeinde verglich sich mit ihm stets am Jahresende.

1854 mußten 21 Parteien vorgeladen werden, weil sie nicht die Gebühr zahlen wollten. Ein zweiter Meister, der 1854 in Poysdorf um das Gewerbe ansuchte, wurde abgewiesen. Die Marktgemeinde schloß 1859 mit dem Meister Augustin Fink einen neuen Vertrag ab; alle Kamine Poysdorfs wurden ihm überlassen, die er jedes Vierteljahr vorschriftsmäßig reinigen mußte; er bekam in einem Haus ohne Stockwerk 14 kr im Jahr für einen Schornstein, in dem Haus mit einem Stock 24 kr und für einen gemeinschaftlichen 40 kr. Diesen Vertrag nahm 1860 auch der Meister Franz Matzner an. Der Marktrat erhöhte 1873 nach dem großen Geldkrach die Gebühren, u. zw. bei ebenerdigen Häusern auf 24 kr, bei einstöckigen auf 32 kr und bei zweistöckigen auf 60 kr.

Das Land Niederösterreich wurde in Kehrbezirke eingeteilt, sodaß nur in den größeren Gemeinden ein Meister das Gewerbe ausübt, dem die kleineren Orte zugewiesen sind. Nach einem alten Recht wünschte der Rauchfangkehrer am Neujahrstag seinen Kunden ein glückliches Jahr und empfing dafür ein Trinkgeld, das sein Einkommen etwas erhöhte. Im Volke war er der Glücksmann; denn wenn man den „Schwarzen“ auf der Straße trifft, ist dies ein gutes, glückverheißendes Zeichen für die Arbeit des Tages. Auch das Schwarzmachen bedeutet für den Betreffenden nach einem uralten Glauben Glück und Segen. Sein Aeußeres hat sich im Laufe der Zeit nicht sehr geändert; er trägt meist ein Ledergewand, einen Gürtel mit einem Schlüsselbund, Schlapfen, die Arbeitsgeräte, aber keine Leiter mehr.

Der alte Kachelofen verschwindet langsam in den Häusern und mit ihm ein Stück Kinderromantik; denn bei ihm war die Stätte der Sagen und Märchen, die uns die Mutter erzählte, wenn es draußen stürmte und schneite. Das war eine Stunde der Sammlung und des Seelenfrieden, auf die wir uns immer freuten und die eine Belohnung war, wenn wir recht brav waren. Wie oft denke ich an die stillen Feierstunden im Familienkreis zurück und bedauere, daß die schönen Sagen aus meiner Waldheimat vergessen sind.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Protokollbücher der Stadtgemeinde Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1969, S. 462 - 464

Zur Geschichte des Weingartens

Das mittelalterliche Wirtschaftleben in unserer Heimat wurde durch den Flurzwang und durch die Dreifelderwirtschaft geregelt, so daß es sich nicht frei entwickeln konnte; der Weinbau bildete wohl eine Ausnahme, doch unterlag er auch gesetzlichen Bestimmungen, die strenge eingehalten wurden.

Die Weingärten einer Gemeinde lagen in einer Flur, dem Weinberg; manches Dorf hatte einen, manches wieder mehrere; wie der Name schon sagt, war es ein Hügel, wo die Rebe in gemeinsamer Arbeit unter Aufsicht des Bergmeisters ausgesetzt wurde; außerhalb des Weingebirges durfte kein Weingarten angelegt werden. Verboten war es den Gemeinden in der Ebene Weinbau zu betreiben; denn er war nur dem Hügellande vorbehalten.

Das Weingebirge war eingezäunt; vierzehn Tage vor Georgi richteten die Hauer den Holzzaun auf und im Herbste legten sie ihn nach der Lese um. Er war notwendig, damit die Tiere keinen Schaden anrichten; es waren dies die Wildschweine, die Füchse und die Haustiere, die der Bauer im Sommer auf die Weide trieb. Erst unter Kaiser Josef II. wurde unsere Heimat von der Wildschweinplage befreit, da alle Tiere abgeschossen wurden. Fürst Liechtenstein errichtete in Lundenburg für das Schwarzwild einen eigenen Tiergarten, der um 1918 einging.

Durch ein Tor oder über eine Stiege gelangte man in das „Biri“, das während der Hutzeit, das ist vom Laurentiustag bis zur Lese, gesperrt war; nur der Hüter und der Bergmeister durften es betreten. Die Stiege war besser als ein Tor, weil dieses die Weidetiere leicht aufstoßen konnten; alle verbotenen Wege und Fußsteige ließ der Bergmeister vor dem Beginn der Hutzeit „verschlagen“. Er führte die Aufsicht über die Weingärten, besichtigte sie öfters im Jahre, kontrollierte die Arbeiten der Hauer, lobte, tadelte oder strafte sie, wenn sie nachlässig waren, und führte für den Grundherrn das Bergbuch, in das er jede Besitzänderung gewissenhaft einschrieb. Er war auch Fachmann und Ratgeber für die Weinhauer, die seinen Anordnungen gehorchen mussten. Verantwortlich war er seinen Grundherren, dem er öfters Bericht über die Weingärten erstattete.

Der Weingarten war im Mittelalter eine Freiung, das heißt niemand durfte hier einen Streit oder eine Rauferei beginnen; deshalb sollte kein Hauer mit einer „Wehr“ im „Biri“ erscheinen. Stritten zwei Männer im Weingarten – wobei jeder in s e i n e m blieb – so zahlte jeder 10 Groschen Strafe (ungefähr dreifacher Taglohn); gingen sie über den Rain, so war die Freiung verletzt und ihr Hals verfallen. Tötete ein Hauer seinen Gegner in der Notwehr, so war er straflos. Verbrecher genossen im Weingarten keine Freiung; holte sich der Landrichter den Verbrecher aus dem Weinberg, so mußte er den Bergmeister um seinen Beistand ersuchen. Stellte dieser einen Missetäter im Weingarten, so durfte er nicht die Flucht ergreifen; tat er es, so war er geächtet und hatte nirgends ein Asylrecht oder Freiung.

Die Wandlstätte – wo ein bespannter Wagen umkehren konnte – mußte so breit sein, als ein Wagen mit Roß und Stange lang war; auch sie galt als Freiung. Wer sie vernachlässigte, hatte für jeden Schaden aufzukommen. Der Rain durfte nicht beschädigt werden; die Weinstöcke sollten vom Rain so weit entfernt sein, daß man mit der Haue bequem durch konnte. Nahm ein Hauer seinem Nachbar einen Weinstock unter der Erde herüber, so wurde er zur Strafe verbrannt. Wurde ein Grenzstein gesetzt, so mußten die beiden Nachbarn und der Bergmeister dabei sein. Jeder Hauer bearbeitete s e i n e n Rain und benützte ihn für die Mahlzeiten und zum Ausruhen. Riß ein Hochwasser den Rand weg und hatte der Nachbar die Schuld daran, so mußte er den Schaden gutmachen.

Wer neben dem Zaun in der Absicht ging, um eine Traube zu stehlen, war ein Dieb und ein Verbrecher. Hatte der Hauer im Weingarten Obstbäume, so war er verpflichtet, die Raupennester abzunehmen. Hingen die Äste eines fruchtbaren Baumes über die Grenze, so konnte sie der Nachbar abschneiden oder die Früchte abnehmen. Doch sollte der Bergmeister zuvor verständigt werden. 1784 verbot Kaiser Josef II. das Aussetzen von Obstbäumen im Weinberg.

Wer seinem Herrn den Zehent unterschlug, gab ihm neun Eimer und durfte sich nur einen Eimer behalten; außerdem galt er als Dieb und Verbrecher. In einem Mißjahr reichte der Bauer keinen Zehent, dafür gab er im folgenden den Doppelten.

Bearbeitete ein Hauer aus Faulheit nicht seinen Weingarten, so verlor er ihn. Das Ausmieten von Arbeitern und Lesern war im Herbst verboten. Wurden die Trauben weich, so durfte kein Vieh durch einen Weingarten getrieben werden. Hunde wurden an die Kette gelegt; Hüterfrauen durften kein Gras heimlich heraustragen; Steige oder Wege zu machen war untersagt, ebenso das Reiten durch einen Weinberg während des ganzen Jahres. Der Hauer sollte nur aus seinem Weingarten das Laub nehmen, nicht aus einem fremden. Vor Georgi hatte niemand im Weinberg zu grasen. Alle Arbeiten – Schneiden, Rebenklauben, Fastenhauen, Stecken schlagen, Jodhauen, Binden, Bogenziehen, Bandhausen, Abwipfeln, Scheren, Lesen, Hauen, Streckenziehen, Herbstgruben, Düngen und Zuräumen – geschahen gemeinsam und wurden vom Bergmeister überwacht; man düngte alle sechs Jahre den Weingarten. Die alten Bauernregeln und die Lostage waren für die Arbeiter wichtig und der Bauer beachtete sie genau.

An einem Samstag ruhte nachmittags jede Arbeit – die Lese bildete eine Ausnahme; wer dieses Gebot nicht beachtete, zahlte als Strafe 1 Pfund Wachs für die Kirche (zum Beispiel in Erdberg bei Poysdorf). Stahl jemand an einem Feiertag, so erhielt er die doppelte Strafe.

Vor der Lese ließ der Grundherr den Ertrag der Weingärten abschätzen und den Zehent bestimmten. Den Lesebeginn ordnete er an, doch berücksichtigte er die Wünsche der Bauern. Leskörnln suchen war den Armen erst nach beendeter Lese erlaubt.

Bei Frostgefahr war es Brauch, Rauchfeuer im Weinberg anzuzünden.

Die Weingärten der Bauern nannte man Urbarweingärten, die des Grundherren Dominikalweingärten; diese waren oft sehr groß, zum Beispiel besaß Liechtenstein 1414 einen Weingarten in Falkenstein, die „Point“ genannt, der 13 Viertel maß (6 1/2 Joch), und in Mistelbach hatte er einen von 11 ½ Joch.

Mancher Hauerknecht übernahm von einem Bauer die Bearbeitung eines Weingartens (Lesen und Pressen ausgenommen) und erhielt dafür die Wohnung und das Quartier, man nannte diesen Weingarten „Schlafweingarten“. An fromme Stiftungen erinnern die Bezeichnungen: Spital-, Kapellen- und Kirchenweingarten.

Weil der Weinbau immer sehr lohnend war, so erweiterten oft die Bauern die Weinbaufläche und schmälerten so den Getreidebau; dagegen schritt die Regierung in Wien ein und verbot jede Neuanlage (1417, 1527, 1563, 1679, 1763, 1769, 1789). Oft setzten auch die Gemeinden in der Ebene Weingärten aus, die aber unter der Frostgefahr häufig Schaden litten.

In der Zeit der Renaissance verschwanden langsam die Holzzäune; der Bergmeister verlor seine führende Stellung im Weinberg; die Grundherren erließen Bergordnungen für den Weinbau (zum Beispiel für Poysdorf und Wilhelmsdorf), sie führten eine genaue Wirtschaft und kämpften gegen den Schlendrian. Wer seinen Weingarten verludern ließ, dem wurde er weggenommen; doch mußte nach 1679 in einem solchen Fall ein gerichtliches Urteil vorliegen. Auch der Zehentbetrug wurde mit dem Verlust des Weingartens bestraft; auch hier hatte nach 1753 das Kreisamt die Zustimmung zu geben. Andere Strafen waren um 1660: Weingartensperre (der Besitzer durfte nicht arbeiten und verlor den Ertrag), die Lesesperre, Abnahme der Haue (zur Zeit des Fastenhauens) und die Kellersperre.

Die gemeinsamen Arbeiten im Weinberg führten zu einem starken Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, so daß sich Hauerzünfte entwickelten; eine bedeutende und mustergültige bestand in Mistelbach. Wer ein Hauerknecht sein wollte, mußte die Arbeiten im Weingarten verstehen; ebenso verlangte man von einem Pächter, daß er alle Arbeiten gründlich kenne. Den Arbeitslohn setzte die Gemeinde zu Georgi, zu Johanni und zur Lesezeit fest; das Frühstück und die Jause dauerten eine halbe Stunde, die Mittagsrast dagegen eine Stunde.

Die Kriegs- und Pestzeiten richteten in den Weingärten großen Schaden an, weil die Arbeitskräfte fehlten; da waren es die Herrschaften, die sich der Bauern annahmen und ihnen mit Rat und Tat zur Seite standen; mustergültige Rebschulen gab es in Feldsberg und Nexing, die bessere Reben in unsere Heimat brachten; auch die Regierung gab im Zeitalter der Aufklärung Anleitungen, Vorschriften und Bergordnungen, um die Weingärten zu verbessern; es wehte ein freier Geist durch unsere Heimat, der das Zunftmäßige in der Landwirtschaft stürzte; der Bauer konnte nach seinem Belieben Weingärten aussetzen und war nicht an den Flurzwang gebunden. Man achtete und schätzte die Bauernarbeit und gab dem Bauer die Menschenwürde. Maria Theresia schnitt in Mannersdorf Trauben ab, Kaiser Josef II. ackerte in Mähren und mähte im Böhmen Hafer.

Um 1800 fühlte der Bauer seine innere Kraft und Stärke; er wollte frei sein und Besitzer seines Bodens, den er durch Jahrhunderte bearbeitet hatte. Das Jahr 1848 brachte die Erfüllung seiner Wünsche; Robot, Zehent und Bergrecht fielen und gehörten der Vergangenheit an. Von nun besaß der Bauer den vollen Ertrag des Weingartens.

Quellen:

G. Winter „Niederösterreichische Weistümer“.

Dr. H. Reutter: „Beiträge zum südmährischen Weinbergrecht“ in „Zeitschrift des deutschen Vereines für Geschichte Mährens und Schlesiens“, XXVI.

Dr. A. Altrichter: „Das Weinbergrecht von Unter-Tannowitz“ in derselben Zeitschrift, XXXII.

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 22. März 1948, Nr. 12, S. 94

Zur Geschichte des Weinhandels

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten war der Weinhandel ein einträgliches Geschäft, das stets reichen Gewinn abwarf; die alten Römer betrachteten den Weinbau und Weinhandel als ein Monopol für die Bewohner Italiens, die ihren Reichtum nur der Weinrebe verdankten. Lange vor Christi Geburt erschienen römische Weinhändler bei den Illyrern und Kelten in den Alpentälern und verkauften hier den Wein. Als nach 276 n. Chr. der Weinstock auch im Donautal angepflanzt wurde, ging der römische Weinhandel über die Donau ins Germanenland zu den Markomannen und Quaden. Erst die Zollordnung von Raffelstetten erwähnt 903 wieder den Weinhandel, der von Mautern und aus der Wachau nach Mähren und weiter nach Norden ging.

Zur Zeit der Kreuzzüge war Wien ein wichtiger Proviantplatz für die Kreuzfahrer, die an der Donau abwärts ins Morgenland zogen; da gab es Mehl, Fleisch, Wein, Hafer und Heu, das unsere Bauern lieferten und dafür ein schönes Geld verdienten. Leider verstanden es die Wiener nicht, den Weinhandel an sich zu reißen und die Stadt zu einem großen Umschlagplatz für die Weinausfuhr nach Süddeutschland zu machen. Da waren es die Städte Passau, Regensburg und Augsburg, die rasch zugriffen und den Weinhandel übernahmen; schon 1140 erschienen Regensburger Kaufleute in der Stadt Enns, um Wein zu kaufen. Hundert Jahre später (1250) betrug die Ausfuhr der österreichischen Weine gegen 20.000 Hektoliter; wichtige Handelsplätze waren bei uns: Krems, Stein, Wien, Klosterneuburg, Ybbs und später auch Hainburg sowie Bruck a. d. L. Für Wien wirkte sich das Stapelrecht sehr günstig aus, weil viele Fremde da zusammenströmten. Das Stift Klosterneuburg, das einen regen Weinbau und -handel betrieb, hieß mit Recht „Zum rinnenden Zapfen“; es lieferte jährlich 40 Ladungen Wein nach Wien (1288). Hainburg und Bruck konnten überall ihre Weine absetzen und veräußern, nur nicht in Wien, das bei uns eine Monopolstellung im Weinhandel hatte, da die Bürger, die ja vielfach Weinbauern waren, von Michaeli bis Martini fremde Weine einführten und einkellerten. Bier, Branntwein und andere alkoholische Getränke waren damals unbekannt.

Auf dem Lande boten die Jahrmärkte und die Kirchfahrten eine gute Absatzmöglichkeit für die Hauer, um die Weine zu verkaufen. Die Grundherren hatten ihre Schankhäuser (Tavernen), in denen sie ihre Erzeugnisse verkauften; wo sie keine Taverne hatten, schenkten sie in der Zeit von Georgi bis Michaeli ihren „Banwein“ aus.

Klöster, Adelige und Juden waren damals die Träger des Weinhandels; daneben erhielten auch einzelne Städte von dem Landesfürsten den privilegierten Weinhandel - Hainburg 1318, Korneuburg 1373 und Wr.-Neustadt um 1487. Die Einführung der Goldwährung verursachte um 1327 eine vorübergehende Krise im Handel und Verkehr. Die Einfuhr fremder Weine (besonders aus Ungarn) war strenge verboten; den Hainburgern war sie aber zur Lesezeit bis Martini nach dem 24. Juni 1339 erlaubt; dies führte dann zu der Sitte „des Verschneidens“. Znaim, Falkenstein und Poysdorf duldeten keine fremde Weineinfuhr, wohl aber Mistelbach von Michaeli bis Martini. Daneben belastete auch der „Fürkauf“ sehr stark den Weinverkehr. 1364 und 1366 verbot die Stadt Wien die Durchfuhr ungarischer Weine.

Im Mittelalter war bei uns der Wein der wichtigste Ausfuhrartikel im ganzen Außenhandel Österreichs; er wirkte auch volksverdichtend, weil die Weinorte immer einen starken Zuzug erhielten. Die Weinbauern standen sich sehr gut, waren reich und wohlhabend, aber auch hochmütig und stolz, wie es Neidhart von Reuenthal uns berichtet.

Um 1400 war Passau der wichtigste Handelsplatz für unsere Weine, die damals „Osterweine“ genannt wurden; der Jahresumsatz betrug gegen 100.000 Hektoliter, davon entfiel auf Krems und Stein ein Viertel, auf Ybbs auch ein Viertel, auf Wien ein Siebentel und auf Klosterneuburg ein Zehntel. In der Wachau zählte man 36 große Weinhöfe der Klöster, die sich rege an dem Weinhandel beteiligten. Als Passau vom König Wenzel das Weinstapelrecht bekam, verlor Wien seine Bedeutung als Weinhandelsplatz. Größere Weinmärkte bei uns waren: Mödling, Perchtoldsdorf, Gumpoldskirchen und Langenlois. Hervorzuheben ist, daß Friedrich III. und Maximilian I. die Wachauer Weine bevorzugten.

Um 1500 besaß die Gemeinde Mistelbach das „Anfailrecht“, d. h. jeder Hauer, der einen Wein verkaufte, mußte ihn zuerst dem Marktrat anbieten; hier in Mistelbach durfte nur das Schankhaus Bier verkaufen, das jetzt dem Weinverbrauch merkliche Konkurrenz machte; die Erzeugung von Bier und Branntwein gehörte zu den Vorrechten der Grundherren, die ihre Gemeinden damit versorgten. Als nach 1526 die Türken einen großen Teil von Ungarn eroberten, entfiel die Einfuhr der Weine aus diesem Lande, dafür gewannen wir in den Sudetenländern gute Abnehmer. Nach dem 30jährigen Krieg büßte Passau seine Stellung im österreichischen Weinhandel ein, Süddeutschland bezog keine „Osterweine“ mehr; dazu war die Kaufkraft im Inlande geschwunden; eine drückende Steuerlast ruhte auf dem Volke; mußte doch jeder Eimer Wein, der über die mährische Grenze befördert wurde, versteuert werden; man nannte diese Abgabe „Weinaufschlag” und der Einnehmer desselben wohnte in Poysdorf. Die Wilfersdorfer Herrschaft stand in Handelsbeziehungen mit Rumburg, Warnsdorf, Iglau, Jägerndorf (1622), mit Prag (600 Eimer 1627 und 1200 Eimer 1633), die Feldsberger mit Eisenberg, Hohenstadt, Goldenstein, Schönberg, Sternberg, Troppau, Olmütz und Proßnitz. Die Feldsberger Bürger betrieben einen schwunghaften Weinhandel mit den Schweden (1645—1648); hier in Feldsberg war auch der Pfarrer ein Weinhändler, so daß er keine Zeit für eine Predigt in der Kirche hatte. Bezahlte ein Käufer nicht den Wein, so wurde er in Wilfersdorf eingesperrt oder es wurde ihm ein Grundstück verkauft. 1648 holten sich Jägerndorfer Wein von Wilfersdorf und 1660 von Obersulz; gesucht waren alte Weine sowie Kräutlweine, Muskateller und Riesler, auch um Weinessig war eine starke Nachfrage, der z. B. von Nikolsburg weit nach Böhmen geschickt wurde (1670). Der Wilfersdorfer Pfarrer verkaufte 1686 den Eimer Kräutlwein um 4 fl. Führten Robotbauern den Wein in die Ferne, so gab ihnen die Wilfersdorfer Herrschaft Brot und Schafkäse als Wegzehrung mit; auf der Rückreise kauften sie Weinstecken (1725 von Rausnitz). In Falkenstein brannten beim Weinverkauf die Ratsherren in das fremde Faß ein M. F. ein (Markt Falkenstein - also eine Art Markenschutz).

Saure Weine wurden zu Weinessig oder zu Branntwein verwendet; dieser mußte zweimal abgezogen werden; 1728 kostete eine Maß Weinessig drei Kreuzer. Essigsiedereien gab es später auch in Poysdorf und Drasenhofen, deren Besitzer steinreiche Leute waren. Von Herrenbaumgarten ging ein guter Süßmost („Vanaz“ genannt) nach Stein und von Schrattenberg nach Mähren, es war dies ein Muskateller oder Riesler, den die Leute durch Leinwandsackerln durchtropfen ließen; der Wilfersdorfer Amtmann ermunterte 1712 die Poysdorfer, dem Beispiel der Herrenbaumgartner zu folgen und ebenfalls einen „Vanaz“ herzustellen, doch hatte er kein Glück. Die durchführende Poststraße war für Poysdorf eine Goldquelle, weil sie für den Weinverkauf große Vorteile brachte; denn die Buschenschenken hatten immer großen Zuspruch und die Fuhrleute nahmen auf der Rückreise viel Wein mit in das Sudetenland.

Wohl machte sich nach den Türkenkriegen der Einfluß der ungarischen Weine im Handel stark bemerkbar; doch hatten unsere Weine auch einen guten Ruf und beherrschten in Wien und in den mährischen Städten den Markt; beachtenswert waren der „Rosenberger“ von Falkenstein. der Strohwein von Reinthal, der Hauskirchner Rotwein, der 1805 und 1809 den Franzosen gut schmeckte, und der „Berglerwein“ von Wultendorf.

Mit der Eröffnung der Nordbahn 1839 ließ der Reise-und Frachtenverkehr auf der Brünner Straße nach; der Wein ging nach Mähren mit der Bahn, nach Wien aber mit dem Wagen, da es sich die Wirte nicht nehmen ließen, ihren Schankwein nach alter Sitte „per Achs“ herbeiführen zu lassen; die Gäste sollten damit sehen, daß er seine Weine direkt beim Bauer kaufte und nicht in einer Großhandlung.

1852 gelangte Herrnbaumgartner Wein nach Petersburg auf den Zarenhof. Weinsensale, die damals den Verkauf vermittelten, waren zumeist Schulmeister, die bei diesen Geschäften mehr verdienten als durch den Unterricht. Die Brünner Straßler Weine galten als Landweine und waren nicht so geschätzt wie die der Znaimer Straße oder der Wachau. Nach 1870 setzten viele Bauern bessere Sorten aus, schenkten der Kellerwirtschaft größere Aufmerksamkeit und waren bestrebt, Qualitätsweine zu erzeugen, die mit den ausländischen den Wettbewerb aufnehmen konnten.

Einen schwunghaften Handel mit unseren Landweinen betrieb die Gemeinde Gaweinstal; gesucht war damals und heute noch der Rotwein von Höbersbrunn, der wohl zu den besten im Weinviertel zählt. 1880 bestand eine Weingroßhandlung in Groß-Inzersdorf, die Georg Bürbaum führte. Gern gesehen waren die mährischen Käufer, die den Wein sofort bezahlten und mitnahmen; da brauchte der Bauer nicht erst mahnen, betteln und mit einem Advokaten drohen.

Bei uns verstanden weder die Behörden noch die Gemeinden die Bedeutung der Reklame und der Propaganda für die einheimischen Weine; denn in den Ausstellungen des Auslandes vermißte man unsere besten Sorten, auch das Ackerbauministerium zeigte da wenig Interesse, so daß die Allgemeine Weinzeitung die Frage aufwarf, ob dieser Fehler der Trägheit oder Ignoranz zuzuschreiben ist. Bei der großen Jubiläumsausstellung 1898 in Wien sah man Weine von Schwayer Josef (Poysdorf) und von der Gutsverwaltung in Pellendorf, die berechtigtes Aufsehen erregten. Mit einer bewundernswerten Gleichgültigkeit behandelte man in jener Zeit die wirtschaftlichen Fragen des Handels und Verkehrs; man war der Meinung, das Ausland müsse zu uns kommen und unsere Erzeugnisse bewundern und kaufen. Fleißig beschickten die Feldsberger und Mailberger Gutsverwaltungen die Ausstellungen und machten Propaganda für unsere Weine, ebenso taten sich die Gemeinden Haugsdorf und Retz in dieser Hinsicht hervor. 1902 fand der Poysdorfer Wein im Opernkeller von Stockholm warme Anerkennung.

Langsam kamen auch unsere Gemeinden auf den Wert der Ausstellungen und der Propaganda, um den Weinhandel zu beleben und neue Absatzgebiete zu erobern; dies war nach 1918 notwendig, als die Sudetenländer aus der Monarchie ausschieden. Damit war der alte Weinhandel mit diesen Gebieten abgebrochen und es trat bei uns eine Krise ein, die noch bei vielen in guter Erinnerung ist. Der Weinhandel stockte, die Preise sanken, der Bauer konnte seine Weine nicht verkaufen und die Regierung verbot die Neuanlage von Weingärten.

Die Geschichte unseres Weinhandels zeigt ein recht wechselvolles Bild, weil immer politische und wirtschaftliche Verhältnisse einen starken Einfluß ausüben und dem Handel sowie dem Verkehr neue Wege weisen.

Quellen:

Dr. Theod. Mayer „Die Stellung der Städte Krems und Stein im mittelalterlichen Handel Österreichs“, in den „Blättern des Ver. F. Ldkunde 1914/15“.

Dr. Heinrich Güttenberger, „Die Donaustädte in Niederösterreich als geographische Einheit“.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien

„Allgemeine Weinzeitung“, 1898 bis 1908

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 17. 1. 1948, S. 21

Zur Geschichte des Zuckers

Indien war das erste Land, das aus dem Zuckerrohr Rohzucker hergestellte und ihn als Nahrungsmittel verwendete. Das Wort Zucker ist aus der indischen Sprache von unseren Ahnen übernommen worden. Im Mittelalter liebte man stark gewürzte Speisen, die Durst erzeugten. Um diese Speisen zu versüßen, benutzten die Frauen den Honig. Diesen rechnete man mehr zu den Arzneien. Die Lebzelter bereiteten aus Honig Lebkuchen und Met. 1319 soll die erste Zuckersendung aus dem Morgenlande in Venedig angekommen sein. Den Zwischenhandel besorgten die Araber.

Die Groß Schützener-Heilslehre, die um 1530 ein Wiedertäufer aus der Nikolsburger Gegend verfaßte, erwähnt schon mehrere Arten des Zuckers, die damals im Gebrauch waren: der rote, der zweimal und dreimal gekochte, der gedrehte und der Rosenzucker; er hatte einen größeren Wert als der Honig und wurde von Kranken mit Äpfeln, Haselnüssen, Edelkastanien und Kitten verzehrt; eine beliebte Krankenspeise war Zucker, der mit Birnen gekocht wurde, ebenso Pflaumen mit Rosenzucker. Holland besaß 1550 die erste Zuckerfabrik, dann folgte Augsburg 1572. In Mistelbach besaß 1665 der Apotheker de Benna 40 „Huelt“ Zucker à 40 fl und 1 Zentner Pfeffer à 40 fl. Diese Landschaftsapotheke bestand seit 1625; zum Vergleich: 1664 kosteten 1 Metzen Korn 1 fl 21 kr, Weizen 2 fl und Hafer 30 kr. Der Zucker war sehr teuer und ihn konnten nur die Wohlhabenden kaufen. 1667 wurde in Mistelbach bei einer Festtafel Zucker verwendet. Das Barnabitenkloster kaufte 1698 einen Zuckerhut um 1 fl 12 kr; 1699 kostete er 1 fl 39 kr – Gewicht 2 ¾ Pfund – und um 1700 nur 1 fl 35 kr. Für 4 Lot „Zuggergandeln“ zahlte das Kloster 7 kr und für 3 Pfund Kuchelzucker 1 fl 42 kr; hier kochte die Küche schon Kaffee und Tee; auch stellte der Koch für die Feiertage einen Zwieback her.

1730 kamen im Triester Hafen 120.000 Tonnen Zucker für Österreich an; viel Geld floß da in das Ausland, sodaß man später die ersten Versuche in Europa anstellte, aus heimischen Pflanzen einen Süßstoff zu erzeugen. 1740 gewannen in Berlin der Apotheker Andreas Markgraf und sein Schüler Franz Achard aus Rüben den Zucker. Diese Entdeckung beachtete aber niemand, weil die Rübe nur 1% Zuckergehalt hatte. Die weißen Rüben enthielten mehr als die roten; doch war die Erzeugung sehr umständlich, sodaß für Europa das Ausland der Zuckerlieferant blieb. Triest war für Österreich der Einfuhrhafen und Hamburg für Deutschland. In Nordmähren, u. zwar in Oskau, gewann 1750 der Ortsrichter Franz Beiter aus dem Ahornsaft eine Zuckerart, mit der er die Bienen fütterte; er gewann 30 – 40 Maß und sein Nachbar Johann Herold einen Eimer. Ein Baum lieferte täglich 2-4 Maß Saft, der zuerst braun und später hell war. 1 Maß Saft ergab 2-3 Lot Zucker.

1750 erbaute ein Holländer in Fiume eine Zuckerraffinerie und 1778 folgte Triest. In diesem Hafen langten 1770 schon 240.000 Tonnen Zucker ein. Damals fand man ihn bei uns in vielen Bauernhäusern, wo er mehr Medizin und ein Kräftigungsmittel war.

In Hohenau und Bischofwart reichten die Mütter 1779 ihren Kindern gerne Semmeln und Zucker, damit sie gesund blieben und kräftig wurden. In den Küchen der Herrschaftsbeamten in Rabensburg und Feldsberg sah man Zuckerbüchsen und –dosen. In Wien erkrankte 1783 ein Gesandter aus Marokko, der den Kaiser Josef II. besuchte, sehr schwer, weil er zuviel Zuckerwerk und Gefrorenes aß, das ihm wegen seiner Güte so vortrefflich schmeckte. In Klosterneuburg wurde 1784 eine Zuckerfabrik eingerichtet. Böhmen besaß schon 2 Betriebe. Unsere Regierung bemühte sich, die inländische Erzeugung zu steigern und die Einfuhr von Zucker einzuschränken; sie verbot 1790 den ausländischen geläuterten = raffinierten Zucker; in Österreich gab es nur weißen Farinezucker = Mehl, braunen und weißen sowie Sirup.

In Böhmen, das 1794 über 200.000 Ahornbäume zählte, stellten die Fabriken den Ahornzucker her, den das Volk „Indianerzucker“ nannte. Der Fürst Liechtenstein, der auf seinen Besitzungen bei uns 30.000 Bäume besaß, richtete in Eisgrub eine Fabrik ein, die mustergiltig war. 1800 betrug die Zuckereinfuhr nach Österreich 300.000 Tonnen. Unsere Leute lehnten den inländischen Zucker ab und bevorzugten den vom Auslande. Der Minister Graf Saurau, der sich jetzt der Zuckerindustrie annahm, veranlasste den Professor Jaquin am Wiener botanischen Garten, Versuche mit der Runkelrübe zu machen, die auch gelangen. Jetzt baute Dr. Ries 1802 eine Fabrik in St. Pölten, die aber in den Kriegen mit Napoleon einging. Die schöpferischen Kräfte waren in unserem Lande geweckt und nun machte man Versuche mit anderen Stoffen: mit Mais, Honig, Pastinakwurzeln, Gerste, Weintrauben, Hafer, Pflaumen, Möhren, Birkensaft usw; man fand 53 zuckerhältige Pflanzen (Quecken, Äpfel, Brombeeren, Kastanien, Maulbeeeren u. a.), doch war die Herstellung sehr langwierig und verteuerte den Zuckerpreis. Unsere Bienenzucht, die sehr rückständig war, konnte nicht genügend Honig für diesen Zweck liefern. Um bei den einzelnen Stoffen die Säure zu mildern, nahm man nach altem Brauch Gips. Die Kontinentalsperre (1806 – 1813) begünstigte den Bau von Fabriken, da bei uns infolge der schleichenden Inflation genug Geld vorhanden war. Die Bauern kauften um ein paar „Fetzen“ – Papiergeld alle Waren ein, die sie nur bekamen. Nun wurde der Ahornzucker gerne gekauft, weil man keinen anderen bekam; die erste derartige Fabrik besaß Kärnten schon 1767, u. zwar in Gmünd, 1796 folgte Berlin und 1799 Magdeburg, wo aber Runkelrüben verwendet wurden. Auch in Amerika, wo ein Stamm 150 Liter Saft lieferte, die 3 kg Zucker ergaben, und in Japan gebrauchten die Bewohner diesen Zucker. 1 Zentner Rüben gab 1 Pfund Rohzucker und 5 Pfund Sirup. Von einem Silberahorn, der 30 Fuß hoch war, bekam man in 5 Tagen 33 Wiener Maß Saft, der bis zur Hälfte eingekocht, dann „geheißt“ und eingedickt wurde. Freistehende Spitz- und Bergahorne lieferten den meisten Saft, aber nicht solche auf Felsen oder im dichten Wald. Die Löcher bohrte der Arbeiter schief in den Stamm, damit kein Regenwasser hineinkam. Ahornzucker stellten die Fabriken in Chrudim, die des Stiftes St. Florian und die in Eisgrub her. Der Fürst Liechtenstein errichtete mehrere in Nordmähren, die einen bedeutenden Gewinn abwarfen. 1810 hatte Chrudim die erste Ahornzuckersiederei. Infolge der Kontinentalsperre fehlten der Bohnenkaffee und der Tee. Dafür gab es einen Ersatz aus Bohnen, Eicheln, Erbsen und aus der Pflanze Astragalus balticus. Der Zucker aus dem Birkensaft hatte einen salzigen Nachgeschmack. Der Wolkersdorfer Weinmost eignete sich vorzüglich für Zucker. 1809 kostete ein Pfund Zucker 1 fl 30 kr, ein Pfund Selchfleisch 24 kr und eine Gans 1 fl 30 kr. Die Stadtbewohner fürchteten, dass durch die vielen Versuche, um Zucker zu gewinnen, ein Mangel an Nahrungsmittel eintreten würde.

1812 arbeiteten die Ahorn-Zuckerfabriken in Wien-Prater, in Eisgrub und in Nieder-Absdorf. Der stärkste Ahornausfluß zeigte sich bei den Bäumen im Sommer von 11 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags. Im Durchschnitt lieferte ein Baum in 24 Stunden 8 Maß Saft; 117 Eimer bekam man von 200 Bäumen; aus dem Saft wurden 80 Pfund Rohzucker hergestellt a 1 fl 13 1/4 kr. Doch waren die Kosten der Erzeugung nicht überall gleich. Diese Art der Zuckergewinnung brachte nur einen Gewinn, solange die Kontinentalsperre dauerte. Dann mussten die Betriebe ihre Arbeit einstellen, die Ahornalleen verschwanden langsam und alles kaufte wieder ausländischen Zucker. Die Wissenschaft befasste sich jetzt nur mit der Runkelrübe und vergaß alle anderen Stoffe, die nicht zu einem günstigen Ergebnis führten.

Die erste Runkelrüben-Zuckerfabrik erbaute der Graf Colloredo Mansfeld 1830 in Kautendorf bei Staatz; in den Sudetenländern zählte man damals sieben. 1832 verarbeitete unsere Fabrik 20.000 q Rüben, aus denen 100 q Zucker gewonnen wurden. Von Wien sollte eine Studienkomm8ission das neue Verfahren dieses Unternehmens genau studieren, doch wagte sich niemand, wegen der Choleragefahr eine weite Landreise zu unternehmen. Die Fabrik ging bald ein; denn es fehlten das notwendige Geld, tüchtige Arbeitskräfte und ein wirtschaftlicher Patriotismus in Österreich. Die Bauern hatten kein Interesse an dem Anbau von Rüben, da sie den Zucker als eine Näscherei betrachteten und die Rübe den Boden stark ausnütze; außerdem fürchteten sie in den Dörfern der Staatzer Herrschaft, dass dadurch die Robotleistung erhöht werden könnte.

Gerade war vor wenigen Jahren hier ein langwieriger Robotprozeß bei der Staatzer Herrschaft durch das Entgegenkommen des Grundherrn im günstigen Sinn für die Bauern entschieden worden. In Mähren konnten die Unruhen in den Dörfern nur mit Hilfe des Militärs unterdrückt werden. Der Bauer haßte alles, was von der Herrschaft kam, und lehnte jede Neuerung in der Wirtschaft ab. Die Grundherren hatten da einen weiteren Blick und erkannten besser die notwendigen Verbesserungen in unserer Wirtschaft. An der Indolenz der Dorfbewohner trugen die traurigen Schulverhältnisse den größten Teil der Schuld. Ein Lichtblick in diesen Tagen der wirtschaftlichen Stagnation war das Wirken und Streben der Grundherren, die bei uns die Vorkämpfer der neuen Wirtschaftsmethoden waren, die aus den Nachbarländern zu uns gelangten. England setzte alle Hebel in Bewegung, um eine österreichische Zuckerindustrie zu verhindern. Trotzdem zählte man 1832 in der Monarchie 19 Fabriken (davon 6 in Böhmen, 1 in Mähren, 3 in Galizien und 6 in Ungarn), sie erzeugten aus 1 Zentner = 56 kg je 3 Pfund Rohzucker und Sirup. Die erste Fabrik, die neuzeitliche Maschinen einstellte, war die in Seelowitz (1838), die als Vorbild für alle Neugründungen diente. Mähren, das auf diesem Gebiete die Führung hatte, erzeugte 1846 nicht weniger als 814.000 q Zucker und Böhmen 693.000 q; die Rübe hatte damals 9% Zucker. 1844 wurde in Dürnkrut nach dem Muster der Seelowitzer eine Zuckerfabrik gebaut. Der Dampfbetrieb, bessere Maschinen und zuckerreiche Rüben förderten diesen Wirtschaftszweig. Im Gegensatz zur Kartoffel ging die Rübe von der Ebene ins Bergland.

Der Anbau der Rübe war noch recht einfach, weil die notwendige Erfahrung fehlte. Die einen legten den Samen einzeln in kleine Löcher, die man mit der Haue machte, deckte ihn mit Erde zu und trat mit einem Fuß darauf; andere streuten den Samen wie das Getreide auf das Feld und eggten ihn ein. In diesem Falle war das Jäten und Hacken eine schwierige Arbeit. Nun machte man mit einem Holzrechen zuerst Rinnen für den Samen. Endlich griff man zur Sämaschine. Beim Ausnehmen gebrauchte der Arbeiter den Spaten und den Rübenstocher.

1867 erbauten die Brüder Strakosch in Hohenau eine Zuckerfabrik; sie pachteten die Meierhöfe der Umgebung, benützen vortreffliches Saatgut und begannen eine rationelle Landwirtschaft, über die aber die Bauern nur lachten und spotteten. Nach einigen Jahren folgten sie aber den Höfen in der Wirtschaft und Bodenbearbeitung.

In den Nachbargemeinden bürgerte sich die Zuckerrübe rasch ein, da sie aus der Slowakei tüchtige Arbeitskräfte bekamen. Doch stellten die Meierhöfe die größte Menge der Zuckerrüben für die Fabrik. Im Hinterland zögerten lange die Gemeinden, die erst um 1900 zum Rübenanbau langsam übergingen; eine große Schwierigkeit war der Transport; doch besserten sich die Verhältnisse, als das Land die Bahnen von Hohenau nach Mistelbach, Poysdorf und Stammersdorf baute. Die Fabrik besorgte den Bauern guten Samen und setzte auch Prämien aus. Um 1912 erzeugten die Sudetenländer 90% des Zuckers für die alte Monarchie. Der erste Weltkrieg brachte für die Republik eine schwere Zuckerkrise, weil im Inland nur 62% erzeugt wurden.

Hohenau erzeugte 1919/20 nur 5210 Tonnen Zucker. Nun begann bei uns eine großartige Aufbauarbeit, die den Zweck hatte, das Land mit eigenem Zucker zu versorgen. Schon 1923/24 lieferte Hohenau 47.256 t Zucker. Neue Maschinen wurden eingesetzt, die aber die Arbeitslosigkeit vergrößerten. Die Landwirtschaft passte sich den neuen Verhältnissen an, sodaß man auf allen Gebieten Reformen durchführte. 1947 betrug der Zuckergehalt der Rüber 18%.

Die Zuckerindustrie schuf ein neues Gewerbe, gab vielen Arbeitern Brot und Verdienst und beeinflusste die Obstkonservierung. Der alte Lebzelter musste dem Zuckerbäcker weichen, der aber einen harten Kampf mit den Vorurteilen unserer konservativen Gemeinden führte. Poysdorf lehnte schon 1850 einen Meister aus Wien ab, als er hier sein Gewerbe ausüben wollte, weil er mit seinen Näschereien nur die Jugend verderbe. Die Herstellung von Dörrobst in den bäuerlichen Backöfen verschwand und machte dem Dunstobst und der Marmelade Platz.

Die Tagesleistung der Hohenauer Fabrik betrug 1949/50 – 20.000 q Rüben und 3800 q Weißzucker; sie benötigt in jeder Minute 22.000 l Wasser. Die Rübe übernimmt sie von den Gemeinden des Weinlandes und benötigt dazu gegen 6000 Waggon. Einen großen Schaden verursachten in manchen Jahren die Maikäfer (Engerlinge), die oft 25% der Rübe vernichten. Im Betriebsjahr 1949/50 verarbeiten die Zuckerfabriken folgende Rübenmengen:

Leopoldsdorf-Dürnkrut ……….= 651.000 q,

Tulln ………………………….………..= 650.000 q,

Hohenau …………….….……………= 622.000 q,

Bruck a. d. L. ………….……………= 619.000 q.

Die Zuckerindustrie ist heue in der Volkswirtschaft ein wichtiger Aktivposten, da sie neben dem Zucker, der ein Nahrungsmittel der breiten Masse ist, auch andere Erzeugnisse für unsere Landwirtschaft liefert.

Quellen:

G. Eis „Die Groß Schützener Gesundheitslehre“.

Herrschaftsakte Wilfersdorf und Eisenberg im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaften Rabensburg und Feldsberg im n.-ö. Landesarchiv.

Dr. Joh. Slokar „Geschichte der österr. Industrie und ihrer Förderung unter Kaiser Franz I“.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1955, S. 37 + 38; 1956, S. 1

Zur Geschichte unserer Eisenbahnen

In England konnte schon 1698 die Dampfkraft in der Form einer „Feuermaschine“ zu Arbeitszwecken verwendet werden; die Wiener bewunderten ein solche 1722 im Schwarzenberg-Garten. Die Franzosen benutzten sie 1769 zur Beförderung der schweren Geschütze; doch war sie hier zu schwerfällig und im Kriegsfalle sehr unpräktisch, Für eine Eisenbahn war so eine Feuermaschine untauglich, so daß die Engländer 1795 die erste Pferdeeisenbahn bauten. Der erste Dampfwagen, der aber nicht auf Schienen lief, sondern auf der Straße, war in Philadelphia zu sehen (1804). Fulton zeigte sein Dampfschiff in Amerika 1807 auf dem Hudson und 12 Jahre später landete der erste Dampfer in Europa.

Die Fabriken erkannten sofort den Wert der Dampfkraft (Brünn 1816 und Wien 1826). Nach dem englischen Muster baute man in Prag eine Pferdeeisenbahn nach Lana (1830) und eine von Linz nach Budweis, die 1. August 1832 den Verkehr aufnahm; in einer Stunde fuhr sie 14 Kilometer, die Eilpost aber nur 12. Von Preßburg nach Türnau wurde 1846 eine Pferdebahn eingerichtet. Der Ruhm der ersten Lokomotiv-Eisenbahn gebührt den Engländern, die schon am 6. Oktober 1829 eine solche dem Verkehr übergaben. Sechs Jahre später pfiff die erste Lokomotive am 7. Dezember in Nürnberg. Nun konnte Oesterreich nicht zurückbleiben, obwohl dieses neuartige Verkehrsmittel überall auf starken Widerstand stieß; es sei ein gewagtes Unternehmen, Bahnen um teures Geld zu bauen, die dann von keinem Menschen benutzt würden; wer reisen will, hätte die bequeme und sichere Post, die ohnedies dem Staate genug Geld koste. Trotz der vielen Einwände wurde die Strecke Floridsdorf— Deutsch Wagram gebaut; dazu holte man von England Arbeiter und Fachleute, sowie die Lokomotive. Schon am 23. November 1837 konnte die erste Probefahrt unternommen werden. In 26 Minuten „flogen“ die 8 Personenwagen „mit Sturmwindeseile“ dahin, daß mancher Reisende Herzklopfen bekam. Niemand ahnte in dieser Stunde, daß diese Fahrt der Auftakt zu einer Entwicklung unseres Verkehrswesens sein sollte, die wir heute zurückblickend mit stolzer Bewunderung überschauen können. .

Als die große Donaubrücke fertig war, verkehrte der erste Zug am 6. Jänner 1839 von Wien weg. Nun ging der Bau der Strecke rasch vorwärts, denn schon am 16. April verkehrten die Züge bis Gänserndorf, am 8. Mai bis Dürnkrut, am 6. Juni bis Lundenburg und am 7. Juli bis Brünn. Für die Erdarbeiten taugten die italienischen Arbeiter am besten, nicht aber unsere. Die schwierige Strecke bei Bernhardsthal übernahmen die Gebrüder Klein von Nordmähren, die in den Dammbauten eine große Erfahrung hatten. Die Fahrkarten für eine Bahnfahrt waren für bestimmte Plätze bestimmt; jeder Reisende benötigte außerdem 2 Pässe für die Fahrt nach Brünn; der eine galt für die Ueberschreitung der Wiener Stadtgrenze, der andere für die Reise. Polizeileute kontrollierten während der Fahrt die Pässe, das Gepäck und die Koffer, um nach verbotenen Büchern, Flugschriften und Zeitungen zu suchen. Fahrpläne und Stationsgebäude waren unbekannte Dinge. Die Züge verkehrten, wenn es die Witterung erlaubte, weil die Personenwagen 3. Klasse offen waren. Bei den Ortschaften blieb der Zug stehen. Die Wagen der ersten Klasse hatten gepolsterte Sitze. Am 4. November 1839 mußte der Nachtverkehr eingerichtet werden und im März 1840 der Frachtverkehr. Nun spürte man auf der Brünnerstraße ein Nachlassen der Fuhrwerke; die Gastwirte verfluchten die Neuerung, die der Teufel hergebracht hatte. Viele Neugierige aus den

Dörfern erlaubten sich den Spaß einer Bahnfahrt oder schauten sich wenigstens an einem Sonntag den „Teufelsspuk“ an der March an und rühmten sich dann, sie hätten einen fahrenden Zug gesehen, der wie ein Blitz durch die Felder raste. Leider besitzen wir keine schriftliche Aufzeichnung aus jener denkwürdigen Kinderzeit unserer Eisenbahnen, die uns das Urteil und die allgemeine Ansicht der Dorfbewohner über das neue Verkehrsmittel verraten würde.

Unsere Ahnen waren bescheiden und stellten keine Ansprüche auf Bequemlichkeit, da sie sagten: „Besser schlecht fahren, als gut zu Fuß geben,“ 1856 mußte schon ein zweites Geleise gebaut werden. Im folgenden Jahre richtete ein Poysdorfer einen Stellwagenverkehr nach Hohenau ein, der in der Früh abfuhr und am Abend zurückkam. Die Straße war aber sehr schlecht und bei Regenwetter grundlos. Eine Fahrkarte für die erste Klasse von Hohenau nach Wien kostete 3 fl = der Wert von 1 Eimer Wein, für die zweite 2 fl 25 kr und für die dritte 1 FI 30 kr = ein Metzen Hafer. Die nächsten Jahre waren für den Bahnbau sehr ungünstig, weil Oesterreich kein Geld hatte, so daß der Staat alle Linien an Privatgesellschaften mit einem großen Verlust verkaufte.

Notwendig war eine Strecke aus dem Marchfeld über Mistelbach zu den Kohlengruben bei Brünn; diese wollte man 1859 von Groß-Enzersdorf über Wolkersdorf, Poysdorf, Dürnholz und Branowitz führen, 1865 entschied sich die Staatseisenbahngesellschaft — so hieß die Unternehmung — für die Linie Stadlau – Mistelbach – Poysdorf – Laa – Grußbach – Strelitz - Brünn. Die Bevölkerung zeigte eine ablehnende Haltung und gab dies den Beamten deutlich zu verstehen, als sie die Strecke ausmaßen; da gab es viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden. Die Poysdorfer Iehnten die Hauptstrecke ab, da sie ihnen wirtschaftliche Nachteile brächte; denn sie verlieren viele Arbeitskräfte, die dann zum Bahndienst gehen würden, den einträglichen Vorspann bei den Fuhrwerken und den Weinhandel „per Achse“. Man sieht daraus, daß die Leute in den 30 Jahren des bestehenden Eisenbahnverkehrs nichts gelernt hatten und den Geist der Neuzeit nicht verstehen wollten. In Wilfersdorf baute ein Gastwirt ein neues Wirtshaus, da er nicht glauben konnte, daß dem Frachtenverkehr auf der Brünnerstraße längst die letzte Stunde geschlagen hatte. 1866/67 begannen die Arbeiten auf der Linie bei Stadlau und Strelitz; 500 Italiener und Arbeiter aus den Sudetenländern schufen den Unterbau für eine zweigeleisige Bahn. Dabei bekamen auch die Bauern genug Verdienst, weil für einen Zweispänner als Taglohn 5 fl bezahlt wurden. Die von Weiten nach Osten ziehenden Hügelketten mußten durchstochen und hohe Dämme errichtet werden. Bäcker, Gastwirte, Fleischhauer und Kaufleute machten gute Geschäfte; denn die

Arbeiter ließen einen Teil ihres Verdienstes im Land. Wurde einem Bauer ein Grundstück derart zerschnitten, daß auf der einen Seite 50 Quadratklafter oder weniger übrig blieben, so löste die Bahn dieses Stück ein. Schon 1870 fuhren die ersten Schotterzüge auf dieser Strecke; doch baute man nur ein Geleise aus. Schotter benötigte die Bahnanlage sehr viel, weil man auf 1 Meter Strecke fast 2 Kubikmeter Schotter rechnete. Der Staat verfügte nicht über die erforderlichen Geldmittel, die das Ausland, und zwar vor allem Frankreich, hergab; deshalb schmückten auch vier französische Adler die große Donaubrücke bei Stadlau, die erst vor 15 Jahren entfernt wurden, als die schadhafte Brücke erneuert wurde. Ein Adler kam nach Poysdorf, wo man ihn sonderbarerweise auf das Kriegerdenkmal setzte, obgleich er nicht zu dem Steindenkmal paßt.

Am 15. September 1870 konnte die Teilstrecke Brünn - Grußbach feierlich eröffnet werden, während unsere Strecke erst am 24. November desselben Jahres dem Verkehr übergeben wurde. Zu dem Bau lieferten unsere Wälder viel Holz, so daß in dieser Zeit in den Dörfern ein empfindlicher Holzmangel eintrat. Für Poysdorf war die zuständige Station Mistelbach und ein Postwagen vermittelte den Verkehr zwischen den beiden Gemeinden; deshalb riefen auch die Schaffner, sobald der Zug in der Station hielt: „Mistelbach— Poysdorf aussteigen!“ Die Staatseisenbahngesellschaft (kurz „Steg“ genannt) nahm sofort den vollen Verkehr auf; auch Schnellzüge verkehrten damals und es gab schon eine genaue Fahr- und Dienstordnung. Den ersten Schnellzug sah man 1857 auf der Südbahn, der aber nur bis Laibach fuhr, die Westbahn folgte 1860.

Nun setzte sich der Fürst Liechtenstein für eine Linie von Lundenburg nach Grußbach ein, die am 30. Dezember 1872 dem Verkehr übergeben wurde; die Strecke Neusiedl – Dürnholz – Laa - Zellerndorf wurde 1873 gebaut; hier fuhr der erste Zug am 8. Dezember 1873. Der Verkehr war aber hier so gering, daß die Nordbahn 1876 die Linie übernahm.

Nach einigen Jahren erkannten die Poysdorfer den schweren Fehler, den sie gemacht hatten. Die Brünnerstraße verödete, der Vorspanndienst hörte auf, die Landflucht setzte ein und brachte einen fühlbaren Arbeitermangel. Handwerk und Gewerbe mußten ihr Material sowie die Waren über Hohenau oder Mistelbach beziehen, so daß in Poysdorf alles teurer war als in Mistelbach, Feldsberg und Nikolsburg, die damals einen starken Aufschwung nahmen. Die Poysdorfer führten noch immer den Wein „per Achse“ nach Wien und ein Stellwagen vermittelte den Personenverkehr mit der Donaustadt. Die Firmlinge hätten es sich als Sünde angerechnet, mit dem neuen Verkehrsmittel zu fahren; so stark waren hier die konservativen Kräfte, die sich gegen jeden Fortschritt auflehnten und zähe am Althergebrachten hielten. Da war es vor allem der Gewerbestand, der für eine Flügelbahn von Frättingsdorf aus eintrat und der schriftliche Gesuche in Wien einreichte; auch mündliche Vorsprachen bei der Behörde wurden gemacht und die Gemeinde versicherte, die Grundstücke für den Bahnbau auf eigene Kosten einzulösen. Am 10. Jänner 1882 erschien von Wien eine Kommission, welche die Verhältnisse prüfte und Berechnungen anstellte, ob sich eine Bahnlinie überhaupt auszahle und lebensfähig sei; in Poysdorf und in der Umgebung fehlten Fabriken, größere Betriebe, Meierhöfe, Aemter und Schulen, Handwerk und Gewerbe seien kaum nennenswert und das wirtschaftliche Bild sei nicht für einen Bahnbau geeignet; man müsse auf andere Zeiten warten. Nun bildete sich in Poysdorf ein Ausschuß von 10 Männern, die den Bau energisch betreiben sollten. Die Ameiser und Hadersdorfer verlangten für ihre Gründe hohe Preise und lehnten eine unentgeltliche Grundablösung ab. Am 24. September stellte der Gemeinderat Petzel in einer Ratssitzung den Antrag, die Grundablösung für die ganze Strecke durch die Marktgemeinde durchzuführen, was auch einstimmig angenommen wurde. Das Handelsministerium leitete am 27. Dezember 1882 den Plan einer Flügelbahn von Frättingsdorf nach Poysdorf an die n. - ö. Statthalterei weiter. Die Mistelbacher Bezirkshauptmannschaft trat dagegen für eine Linie Mistelbach – Wilfersdorf – Ebersdorf – Krut - Poysdorf ein. Am 6. und 7. März erschienen Vertreter des Ministeriums, der Statthalterei, der Bezirkshauptmannschaft und der Gemeinden in Poysdorf zu einer Besprechung. Beim Festessen, das die Gemeinde den Gästen gab, griff der Bezirkshauptmann die Marktgemeinde „in brutaler Weise“ an, was allgemeines Mißfallen erregte. Lehrreich ist aber die Stellung der Gemeinden zu dem Bahnbau: Enzersdorf erhob keinen Einspruch gegen den Bau, auch nicht gegen eine Station und werde Anträge sowie Wünsche bei der Begehungskommission vorbringen. Ameis war dagegen, weil die Bewohner nicht weit nach Frättingsdorf hätten; die Flügelbahn brächte der Gemeinde keinen besonderen Nutzen. Würde sie aber gebaut, so wünschen die Bewohner eine Station bei der Föllimer Straße und nicht auf der Südseite des Dorfes, weil dann der bäuerliche Verkehr in die Felder stark behindert würde.

Der Bezirksstraßenausschuß von Laa sprach sich dagegen aus, daß die Strecke die Straße Staatz - Poysdorf zweimal schneide. Hadersdorf war einverstanden, begrüßte die Linie als ein gemeinnütziges Werk und wünschte nur, daß die Arbeit bald beginnen sollte. Poysdorf verlangte den Bahnhof in der Nähe der Reichsstraße; dies sei auch der Wunsch der umliegenden Gemeinden. Gegen den Plan der Bezirkshauptmannschaft erhob sie Einspruch, da er wertlos sei; nur die kurze Strecke von Enzersdorf komme in Frage und sie würde auch durch die Gemeinde unterstützt und gefördert. Der Feldsberger Bezirksstraßenausschuß war einverstanden und hatte keine Anträge. Ketzelsdorf und Walterskirchen brachten eine schriftliche Erklärung mit, die auch vorgelesen wurde. Sie traten für die Enzersdorfer Linie ein und verlangten, daß sie weiter geführt werde, um den Anschluß an die ungarischen Bahnen zu erhalten. Die Poysdorfer Lokalbahn sei auch in ökonomischer Hinsicht zu begrüßen, weil dann der Personen- und Frachtenverkehr mit der Reichshautpstadt und den südlichen Provinzen des Reiches möglich werde; sie hätte auch große Vorteile für den Verkehr mit Böhmen und Mähren, der nur mit Wagen jetzt möglich wäre. Die Kruter Linie sei ein großer Umweg, der mit Zeitverlust und Geldopfer verbunden wäre. Der Verkehr mit Mähren war sehr groß, weil die Frucht nach Lundenburg, die Zuckerrübe nach Hohenau und Dürnkrut und der Wein nach Wien und Brünn gingen. Bei dem anderen Projekt aber befürchte die Gemeinde, daß sie wohl in ihrer Gemarkung eine Bahn besäße, die Züge vorbeifahren sähe und sie nicht benützen könnte. Sie begrüßte es, daß sie in das große Eisenbahnnetz einbezogen werde, und sie sei zu Opfern bereit, wenn es sich um die Grundeinlösung handle; nur ersuche sie um die Enzersdorfer Strecke.

Großkrut setzte sich für die Mistelbacher Linie ein, weil der Verkehr mit dem Süden für den Markt wichtig sei. Sollte aber dieser Plan scheitern, so ersuche sie um die Verlängerung der Bahn von Poysdorf bis Krut. Sie sei auch bereit, einen gewissen Beitrag für den Bau zu leisten und die Gründe billig abzutreten.

Der Feldsberger Bezirksstraßenausschuß erhob gegen die Enzersdorfer Flügelbahn und gegen die Verlängerung bis Großkrut keinen Einspruch.

Für die Mistelbacher Bahn trat der Zistersdorfer Bezirksstraßenausschuß ein, weil sie den Bedürfnissen des Zistersdorfer Bezirkes besser entspräche. Er unterstützte die Gründe der Gemeinde Großkrut.

Ebersdorf, Bullendorf, Wilfersdorf, Hobersdorf und der Mistelbacher Bezirksstraßenausschuß befürworteten die „Mistelbacher Variante“; die Gemeinden versicherten, die Grundstücke billig abzutreten, damit der Bau zustande käme. Der Mistelbacher Vertreter schloß sich dieser Ansicht an und versprach gleichfalls eine billige Grundablösung.

Die Handels- und Gewerbekammer anerkannte die Enzersdorfer Strecke als ein gutes Mittel, um den dringendsten Bedürfnissen dieser Gegend abzuhelfen; doch fordere sie die Verlängerung bis Großkrut, da es für dem Frachtenverkehr dieser bedeutenden Gemeinde von großem Nutzen wäre. Sie wünschte auch die Poysdorfer Station nahe bei der Reichsstraße. Vom nationalökonomischen Standpunkt sei auch die andere Strecke zu befürworten, weil sie bedeutende Orte berühre. Anerkennen müßte man das Entgegenkommen aller Gemeinden sowie ihre Opferbereitschaft für das Werk. Diesem Gutachten schloß sich der n.- ö. Landesausschuß an, der auch die Wünsche der Ameiser und des Laaer Bezirksstraßenvertreters befürwortete. Das Reichskriegsministerium hatte keinen militärischen Vertreter geschickt und keine Forderung für beide Projekte gestellt; nur begehrte es eine Skizze der Trace. Der Vertreter der Steg wünschte, daß Ameis und Hadersdorf die Grundstücke möglichst billig hergeben; nur dann kann die Station in Ameis bei der Föllimer Straße gebaut werden; alle Wünsche der Vertreter würden beim Bahnbau berücksichtigt werden. Da die Poysdorfer den Bahnhof bei der Reichsstraße fordern, so müßte die Gemeinde einen höheren Beitrag leisten; die Steg plante ihn bei der alten Froschmühle. Die Mistelbacher Linie sei dreimal so lange, weise große Terrainschwierigkeiten auf und wäre unrentabel, weil die Fabriken fehlen. Großkrut müßte auf seinen Plan verzichten; dazu stellten Ebersdorf, Bullendorf, Hobersdorf, Wilfersdorf und Mistelbach keine Beitragsleistungen in Aussicht. Noch einmal betonte Poysdorf, daß für die Gemeinde nur ihr Plan Interesse habe, für den sich alle Bewohner einsetzten und für den auch ein Beitrag gezahlt würde; der Vertreter Iehnte auch jede Verlängerung nach Großkrut ab, weil für diese Orte die Lokalbahn genügen müsse.

Nach einiger Zeit erschienen Beamte und maßen die Strecke aus, die noch einmal überprüft wurde; immer wieder sprach man davon, die Linie von Frättingsdorf abzuzweigen, um die Kosten des Enzersdorfer Bahnhofes zu ersparen. Der Bau der Flügelbahn verzögerte sich aber. Der Graf Vrints versprach 1884 einen Beitrag von 1000 fl, wenn er die Poysdorfer Gemeindejagd auf 6 Jahre gegen einen Pacht von 335 fl erhalte. Die Reise von Poysdorf nach Wien kostete damals 6 fl 48 kr, weil der Postwagen benutzt werden mußte, der noch immer über Wilfersdorf nach Mistelbach verkehrte.

1885 tauchte ein neuer Bahnplan auf, und zwar Dürnkrut - Poysdorf—Staatz. Der Brünner Dr. Wiedemann verlangte von Poysdorf einen Geldbetrag, um diese Strecke auszumessen; die Gemeinde lehnte dieses Ansuchen ab, doch drängte sie die „Steg“ zum Bau der Flügelbahn. Ein Wiener Rechtsanwalt Dr. Huber verhandelte in Poysdorf wegen der Beitragsleistung der Gemeinden zu dem Bau. 1887 wurde die Strecke noch einmal begangen, so daß schon am 15. August die Arbeit beginnen konnte. Die Ameiser und Hadersdorfer, die im letzten Augenblick zu hohe Forderungen stellten, mußten sich mit 45 kr für eine Quadratklafter begnügen (statt 1—2 fl.). Italiener und Slowaken besorgten die Erdarbeiten, während die Brücken und Gebäude der Poysdorfer Baumeister J. Mattner herstellte; die Sparkasse der Marktgemeinde spendete den ganzen Reinertrag des Jahres 1887 für den Bahnbau. Schon am 20 August 1888 verkehrte probeweise eine Lokomotive und am 8.September konnte die Bahn ihren Betrieb aufnehmen. Es war ein Feiertag für die Gemeinden, die reichen Fahnenschmuck zeigten. Am Enzersdorfer Bahnhof erwarteten die Gemeinden die Wiener Festgäste, denen ein kleines Gabelfrühstück gereicht wurde; dabei durfte nicht der edle Wein fehlen, der für eine gemütliche Stimmung sorgte. Das Züglein war mit Kränzen, Blumen und Fahnen reichlich geschmückt und brachte nach kurzer Fahrt die Gäste nach Poysdorf. In den 2 Stationen standen die Dorfbewohner und Schulkinder, die mit heller Freude den ersten Zug begrüßten. Alles war zu dieser Feier erschienen und jeder war stolz auf diese Bahn. In Poysdorf hatte die Feuerwehr den Platz vor der Station abgesperrt, um die vielen Neugierigen zurückzudrängen. Als der Zug hier einfuhr, spielte die Musik, die Menschen jubelten und klatschten Beifall, Reden und Ansprachen wurden gehalten und alle freuten sich, daß endlich nach vieler Mühe, Aufregung und Arbeit die Bahnlinie fertig wurde. Vom Bahnhof bewegte sich der Festzug durch die Gemeinde zum Rößlgasthaus, wo eine Festtafel alle Gäste vereinigte; eine Karte kostete 3 fl 50 kr. Der Verkehrschef der „Steg“ Wilhelm Schwab, der sich für den Bau dieser Linie große Verdienste erworben hatte, wurde zum Ehrenbürger Poysdorfs ernannt. Der erste Stationsleiter war Karl Meltschall, ein pflichteifriger Beamter. Die Bahn konnte nur leichte Waggons befördern, so daß häufig die Ueberlast in Enzersdorf abgeworfen wurde; Die Empfänger mußten sie dann mit einem Fuhrwerk abholen. Auch der Frachtenverkehr entsprach nicht den Erwartungen, weil der Wein per Achse nach Wien geführt wurde.

Nun verlangten viele größere Gemeinden Anschlußlinien an die Hauptstrecken. 60 Iahre hatte es gebraucht, bis unsere Ahnen den Wert des neuen Verkehrsmittels erkannten; erst die Generation, die aus der „Neuschule“ (nach 1869) hervorgegangen war, betrachtete die Welt mit anderen Augen und zeigte mehr Verständnis für die neue Zeit.

Als 1891 die Flügelbahn bis Hohenau verlängert werden sollte, spendete Poysdorf 2000 fl, und zwar 300 für die Aussteckung und 1700 fl für die Vorarbeiten. Doch vergaß man diesen Plan, weil die Gemeinden Mistelbach und Großkrut die alte „Variante“ von 1880 aufgriffen, nur sollte jetzt diese bis Hohenau geführt werden; Poysdorf, das auf solche Weise einen wirtschaftlichen Schaden erlitten hätte, erhob 1901 dagegen Einspruch und verlangte die Verlängerung von Poysdorf nach Hohenau und eine Linie im Zayatal, die in Rannersdorf an die erwähnte Strecke Anschluß hätte. Der Reichsratsabgeordnete Richter wurde ersucht, im Ministerium für diesen Plan einzutreten. Den Bau übernahm aber das Land selbst, das eine Linie durchs Zayatal bauen wollte (1906); die Poysdorfer Flügelbahn sollte eingelöst und die Strecke bis Hohenau verlängert werden. Dadurch wäre Poysdorf keine Kopfstation geblieben, sondern nur eine einfache.

Dagegen protestierten die Poysdorfer, die ohnedies schon 35.000 fl für die Verbindung mit Hohenau erlegt hatten. Das Land hatte in unserem Bezirk mehrere Linien gebaut, die den Namen Landesbahnen führten; so konnte die von Korneuburg nach Ernstrunn am 27. November 1904 eröffnet werden, die von Ernstbrunn über Mistelbach nach Hohenau am 15. November 1906, die von Gaweinstal nach Mistelbach am gleichen Tage 1906 und die von Dobermannsdorf nach Poysdorf am 7. Mai 1907. Der Bau dieser Strecke kostete nicht viel Arbeit und die Anlagen waren so, daß auch schwere Waggons befördert wurden. Im letzten Augenblick konnte die Gemeinde Poysdorf noch den Bau eines zweiten Stationsgebäudes abwehren Am 7. Mai war in allen Gemeinden von Dobermannsdorf bis Poysdorf Feiertag; die Bahnhöfe und Privathäuser zeigten Blumen- und Fahnenschmuck; überall erwarteten die Gemeindevertretung, die Bewohner, die Schulkinder und eine Musikkapelle den festlich geschmückten Zug; in jeder Station gab es Begrüßung, Ansprachen und Reden; Gedichte wurden aufgesagt, Freude und Jubel herrschte über die Bahnlinie. Der Zug sollte um 12 Uhr mittags in Poysdorf sein, wo schon eine große Menschenmenge versammelt war. Endlich kam um halb 1 Uhr der Zug. Die Musik spielte, Hoch- und Heilrufe ertönten, wieder gab es das alte Bild eines Empfanges wie in den anderen Stationen vorher; nur folgte hier in Poysdorf noch ein Festzug und ein Festmahl, bei dem ein guter Tropfen nicht fehlen durfte. Im gleichen Jahr übernahm der Staat die „Steg“, die den Namen Ostbahn erhielt. Zuvor mußte aber der Oberbau noch hergerichtet werden, der wie bei der Nordbahn arg vernachlässigt war; allgemein wunderte man sich, daß bei dieser Schlamperei kein Unglück geschehen war (Entgleisung, Achsen-, Schienenbruch u. dgl).

Am 6. August 1908 konnte die Strecke Pyrawarth - Dobermannsdoıf eröffnet werden, so daß unser Bezirk ein dichtes Verkehrsnetz besaß. Mistelbach wurde zu einem Bahnknotenpunkt und zog daraus große wirtschaftliche Vorteile, so daß man es ein „Klein Wien“ nannte. Von der Thayatalbahn, die von Laa nach Frain gehen sollte, sprach man schon 1902, doch wurde sie nie gebaut. In Poysdorf mußte 1909 ein Heizhaus erbaut werden, das die Gemeinde schon 4 Jahre früher gefordert hatte.

Das Weinland besaß 3 Hauptstrecken und hatte den stärksten Verkehr; auf der Nordbahn fuhr alle 10 Minuten von Lundenburg ein Zug nach Wien, ebenso traf einer in der gleichen Zeit ein. Diese Strecke konnte um 1912 den Verkehr nicht mehr bewältigen, so daß die Regierung noch 2 Geleise legen wollte. Die Ostbahn sollte zweigeleisig gebaut werden und zwischen Wien und Brünn war eine elektrische Schnellbahn über Wolkersdorf und Poysdorf nach Dürnholz und Groß-Seelowitz geplant, die dem Personen - und Güterverkehr zu dienen hätte. Zwei Ingenieure, Max König und Leo Lindner, entwarfen den Plan für diese Strecke, die man überall mit großer Freude begrüßte, weil sich die Gemeinden Vorteile versprachen. Der Bauer würde rasch seine Erzeugnisse nach Wien bringen und viele Arbeiter sowie Beamte wären geneigt, sich in den Landgemeinden anzusiedeln. Herrnbaumgarten und Schrattenberg forderten 1912 eine Verbindung mit Feldsberg und Walterskirchen; Poysdorf wünschte zwei Heizhäuser und einen größeren Bahnhof mit einer Aufladerampe für den Ziegeltransport nach Wien; denn der Wetzelsdorfer Ringofen bekam große Aufträge aus der Hauptstadt. Wurde ein Fahrplan aufgestellt, so konnten die Gemeinden ihre Wünsche vorbringen, welche die Bahnverwaltung berücksichtigte.

Unermeßlichen Schaden fügte der Krieg in den Jahren 1914 -1918 unserem Verkehrswesen zu; infolge Kohlenmangels unterblieb die Heizung der Waggons; Züge mußten eingestellt werden; schadhafte Maschinen und Waggons konnten bei dem Arbeitermangel nicht ausgebessert werden; statt der Fensterscheiben gab es nur Bretter. Die Enzersdorfer Lokalbahn stellte gegen Kriegsende den Verkehr ein. Die Stammersdorfer Linie nannte man nur die „Hamstererbahn“, die ins gelobte Land führte, wo Milch, Fleisch und Kartoffeln zu bekommen waren. Die Stadt Wien plante 1916, eine Schnellbahn über Stockerau nach Joslowitz durch die Laaer Ebene zu bauen, um das Gemüse von Südmähren rasch nach Wien zu bringen; es sollte eine Gemüsebahn sein.

Der Friedensschluß vernichtete alle Pläne und nahm unseren drei Hauptstrecken den Verkehr. Die Tschechen leiteten ihn über Lundenburg nach Preßburg. Da tauchte 1920 ein Plan auf, Bernhardsthal mit Alt-Lichtenwarth zu verbinden; doch kam es nicht so weit; unser armer Staat konnte mit Not den Hohenauer Bahnhof erweitern, da er ja eine Grenzstation war. Die Bahnen waren in dieser Zeit ein Bild des Grauens und der Verwüstung; man verlor den Glauben auf bessere Tage und auf bequeme Bahnreisen, auf Ordnung, Reinlichkeit und Menschenwürde. Und doch geschah das Wunder; aus den k.k. Staats- und Landesbahnen wurden die Bundesbahnen, die in kurzer Zeit ein modernes Bild hatten; alle Kriegsschäden wurden beseitigt; schon vor dem Kriege besaßen die Züge eine Dampfheizung; um 1880 sah man noch Wärmeflaschen oder eiserne Oefen; dazu kam als Beleuchtung eine „Oelfunzen“ oder eine Petroleumlampe. Nun ging man zum gas- und elektrischen Licht über. Bis 1897 mußte vor Abgang eines Zuges dreimal geläutet werden, dann ertönte ein Pfiff und die Maschine setzte sich in Bewegung. Das Ausrufen der Züge in den Stationen unterblieb. Nach dem Weltkrieg führte die Bahnverwaltung nach dem deutschen Muster den Befehlsstab ein.

Die Lokomotiven hatten früher Namen; so hieß die erste Maschine, die 1837 von England kam und die Fahrt zwischen Floridsdorf und Wagram machte „Patria“. Noch 1905 sah ich in Lundenburg die „Gänserndorf". Den Fortschritt im Maschinenbau erkennen wir aus dem Vergleich der Lokomotive „Rocket“, die G.Stephenson in England baute, und einer modernen Schnellzugsmaschine; die Rocket“ hatte eine Rostfläche von 55 dm 2 , eine Heizfläche von 12,8 m 2 und ein Gewicht vom 4,5 Tonnen. Die Schnellzugsmaschine von heute: Rostfläche 4,47 m 2 , Heizfläche 227,5 m², Gewicht 85 Tonnen, Länge 20 m, Wasserraum 27 m 3, Kohlenraum 9,3 m 3.

1928 mußte der Oberbau der Enzersdorfer Flügelbahn verstärkt werden, so daß hier auch 20 to - Waggon fahren können. In diesem Jahre wurden in Poysdorf 51.972 Personen abgefertigt (Monatsdurchschnitt 4331); beladene Waggon zählte man 247, entladene 451. Der Bahnverkehr zeigt bei uns eine rückläufige Bewegung; die Kraftwagenlinie „Lobeg“ nahm der Eisenbahn einen großen Teil des Frachtenverkehrs weg, da sie die Städte Laa und Poysdorf mit Wien verband. Im elektrischen Strom und im Benzinmotor erhielt die Dampfmaschine einen gefährlichen Konkurrenten, der dem Verkehrswesen eine neue Richtung gibt. Die Schäden des zweiten Weltkrieges sind noch in guter Erinnerung; auch sie sind heute behoben und das Verkehrsnetz unserer Heimat ist durch die Postkraftwagen- und durch Privatlinien sehr verdichtet; denn es gibt keine Gemeinde bei uns, deren Bewohner vielleicht stundenweit zu Fuß zur nächste Verkehrslinie gehen müßten. Das Reisen ist heute billiger, bequemer, sicherer und schneller als vor hundert Jahren; es ist ein gewaltiger Fortschritt, der uns mit stolzer Freude erfüllen muß.

Quellen:

Geschichte der Eisenbahnen der österr.ung. Monarchie 1898.

Gemeindechronik von Poysdorf.

Gemeindearchiv von Ketzelsdorf.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1951, S. 29 + 30, 33 + 34, 37 + 38

Zur Geschichte unserer Landkarten

Im Mittelalter fehlte das Bedürfnis nach brauchbaren Karten; es gab wohl für die Wallfahrer sogenannte Pilgerkarten und in einzelnen Klöstern Mönchskarten, die auch „Radkarten“ hießen; es waren dies nur grobe Skizzen, die auf die Entwicklung der Kartographie keinen Einfluß hatten. Sie bedeuteten im Vergleich zu den römischen Karten keinen Fortschritt. Eine Pilgerkarte zeigte den Weg von Schlesien nach Rom, der über Brünn, Nikolsburg und Wolkersdorf führte.

Der Humanismus und die Renaissance gaben unserer Kultur neue Kräfte aus der Antike, die auch die Kartographie beeinflußten und die ersten Landkarten schufen; denn die Entdeckungen erweiterten den Blick der Menschheit und die Buchdruckerkunst ermöglichte die rasche und billige Herstellung von Karten. Um 1450 entwarf Cusanus eine Karte von Mitteleuropa, die wohl eine der besten der Zeit war und zu den Arbeiten der Neuzeit überleitete. Italien war da allen anderen Ländern weit voraus, weil hier die Kunst des Vermessens allgemein bekannt war. Auf der Karte des Cusanus finden wir unsere March und den Kamp. Der Kaiser Maximilian I. regte bei und die Kartographie an und gewann den Mathematiker Johann Stabius 1517 für eine solche Arbeit; dieser durchwanderte Oesterreich, machte Aufnahmen und sammelte Material. Doch starb er schon 1522 und Georg Tannstetter übernahm das Werk, er zeichnete die gewünschte Karte, die aber verloren ging; denn nicht ein Blatt von ihr ist erhalten.

1547 entwarf der Nürnberger Augustin Hirschvogel einen Plan von den Festungswerken der Stadt Wien und eine Karte von Ober-Oesterreich. Wolfgang Lazius (1514-1565) gilt als der erste Kartograph unseres Landes, da er 1545 eine Karte von Nieder-Oesterreich herstellte, die 1552 in Wien erschien und die er wiederholt umarbeitete. Er war Geschichtsforscher der Stadt Wien und kaiserlicher Leibarzt Ferdinands I., aber kein Mathematiker. Seine Karte galt damals als die beste unseres Landes und stand mehr als 100 Jahre im allgemeinen Gebrauch. 1561 gab er den ersten Atlas von Oesterreich heraus; er wollte seine Arbeiten noch verbessern, doch starb er sehr bald. In der Topographie der österreichischen Länder, welche der Schweizer Matthäus Marian 1649 herausgab, finden sich auch Karten und Pläne unseres Landes.

Der 30jährige Krieg förderte die Wanderlust und die Liebe zur Heimat, sodaß die Beschreibung der Heimat und die Kartographie großen Nutzen zogen. So zeichnete Abraham Holzwurm eine Karte von Oesterreich, die weit besser war als die des Lazius. Um diese Zeit nahmen sich die Stände um die Herstellung guter Karten an und gewannen zu diesem Zweck Matthias Vischer, der von 1669 bis 1678 Oesterreich bereiste und mit Meßtisch, Diopterbussole und Meßkette die Aufnahmen durchführte; trotz der vielen Mängel dieser Arbeit galt die Vischer-Karte als die beste und beliebteste in unserer Heimat und hatte bis 1820 eine starke Verbreitung, weil es eine geographische Karte war. In den Dörfern und in den Schulen fand man sie selten; denn Erdkunde war damals kein Unterrichtsfach und die Kinder erfuhren nichts von der Heimat und dem Vaterlande. Vischer hinterließ auch viele Bilder von Burgen, Schlössern und Bauwerken (1672), die heute für die Heimat- und Landeskunde einen hohen Wert besitzen. Im Mistelbacher Heimatmuseum sieht man einige Bilder.

Der Merkantilismus förderte die Kunst des Vermessens, als die Regierung daran ging, das Straßennetz einheitlich von Wien auszubauen. Da kamen von Italien tüchtige Meister, z. B. Jakob Marinon (1676 – 1755), der bei uns die Brünnerstraße ausmaß sowie einige Pläne zeichnete (das kaiserliche Jagdgebiet bei Wolkersdorf und den Stadtplan von Wien und Laa a. d. Thaya). In den Türkenkriegen sowie in den Kämpfen um Schlesien machte sich der Mangel an Landkarten stark fühlbar. Der General Daun und der Graf Lacy verlangten energisch die Herstellung brauchbarer Karten für den Krieg. Der Mathematiker und Astronom Josef Liesganig (1719 bis 1799) erhielt von Maria Theresia den Auftrag, in unserem Hügellande Vermessungen zu diesem Zwecke durchzuführen; es geschah dies in dem Raume Gaweinsthal – Schrick – Oberleis. Die Regierung u. das Kreisamt Gaweinsthal verlangten von den Herrschaften, daß sie diese wichtige Arbeit in jeder Hinsicht fördern und den Liesganig unterstützen sollten. Schon am 14. Juli 1759 begann er seine Arbeit. Die Bauern waren nicht sehr erfreut und glaubten, daß die Vermessung nur dazu diene, um neue Kriege zu führen und neue Steuern dem Volke aufzubürden. Liesganig unterbrach seine Arbeit, die er wieder 1762 aufnahm und im Marchfeld sowie bei Wiener Neustadt fortsetzte; er bereitete die erste genaue Vermessung des Landes und der Monarchie vor, die 1764 das Militär in Angriff nahm. Diese Josefinische Aufnahme (1764 – 1787) begann im Grenzgebiet von Schlesien u. z. im Maßstab 1 : 28.800. Dazu nahm man Offiziere aus der kaiserlichen Ingenieur-Akademie, die der erwähnte Marinoni als Direktor leitete. Damit begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Kartographie, die zu den modernen Kartenwerken die Grundlage bildet. Nieder-Oesterreich umfaßt 122 Blätter, die in ihrer Ausführung besser sind als die französischen und preußischen. Sie waren aber nur den Offizieren zugänglich und blieben für das Volk ein Geheimnis.

Der steigende Handelsverkehr auf den Reichsstraßen sowie die Postverbindungen schufen nach 1800 die Straßen- und Postkarten. Solche entwarfen Ludwig Schmidt und Lichtenstern.

1806 gliederte die Regierung das topographische Büro, das die militärischen Vermessungsarbeiten durchführte, dem General-Quartiermeisterstab an; es begann sofort auf Betreiben des Erzherzog Karl und Radetzky mit der ersten Triangulierung der Monarchie.

Zu diesem Zweck teilte man das Land in trigonometrische Netze ein, u. z. in große, mittlere und kleinere (ist: 40 Quadratmeilen groß). Als die Triangulierungszeichen aufgestellt wurden, zeigte sich leider die Rückständigkeit unserer Bewohner, die aus Indolenz und Bosheit sie beschädigten oder gar zerstörten, obwohl sie aufgeklärt wurden, wozu sie dienten. Die Gastwirte waren oft so unverschämt, daß sie die Offiziere und Hilfskräfte „prellten“ und betrogen. Forderten diese eine Vorspannleistung, so wies sie häufig der Ortsrichter recht unhöflich ab; dabei mußten sie noch bittere Vorwürfe und Anschuldigungen anhören. Die Vorspannkommissäre waren in den größeren Gemeinden recht grobe und unhöfliche Leute, voll Stolz und Anmaßung gegen die „Dahergeloffenen“. Der Bauer erblickte in den Zeichen eine Kriegsvorbereitung und eine Methode, um neue Steuern einzuführen. Hirten berichteten den Dorfbewohnern, daß sie gesehen hätten, wie böse Geister und Hexen um diese Stangen getanzt hätten. Wegen der schlechten Straßen litten beim Transport die Meßinstrumente. In Oesterreich fehlten tüchtige Astronomen, die bei den Arbeiten so notwendig gewesen wären, und das Geld, um bessere Meßinstrumente in England zu kaufen. Da gehörte ein großer Idealismus und eine Lammsgeduld dazu, unter so schwierigen Verhältnissen die Arbeit durchzuführen. Die Herrschaften unterstützten aber die Offiziere in jeder Weise und halfen überall mit. In Feldsberg, Wilfersdorf, Gaweinsthal und Weikendorf bestanden eigene Inspektorate mit Meßtisch, Diopterbussole und Meßkette die Aufnahmen durchführte.

Im Mai 1806 begann der Hauptmann Ludwig Fallon mit den Arbeiten im Weinviertel, u. z. maß er die Dreiecke aus: Buschberg – Laa – Mühlberg im Znaimer Kreis, Buschberg – Maydenberg – Hohen-Ruppersdorf – Leopoldsberg und Leopoldsberg – Hohen-Ruppersdorf – Hundsheimerberg. 1807 folgte das Dreieck Buschberg – Laa - Maydenberg. Wichtige Punkte waren: Ernstbrunn, Wolkersdorf, Mistelbach, Lichtenwarth, Poysdorf, Staatz, der Haselberg bei Eichenbrunn, das Sulzfeld bei Groß-Harras und der Mailberger Puchberg. Der Buschberg war auch wichtig für die Aufnahme des Landes Mähren und der Slowakei. Als die Franzosen 1809 gegen Wien vorrückten, brachte die Regierung die fertigen Pläne nach Peterwardein in Sicherheit. Nach dem Friedensschluß kehrten sie wieder nach Wien zurück. 1810 konnte noch der Raum Hohen-Ruppersdorf – Maydenberg – Marchgrenze aufgenommen werden. Die Offiziere arbeiteten nur im Sommer im Freien, während sie im Winter in Wien das Werk vollendeten. Unser Weinviertel war das erste Gebiet, das in Angriff genommen wurde. Radetzky errichtete 1811 ein eigenes Mappierungskorps, das aus geschulten Fachkräften bestand. Die Katastralvermessung des Landes, die für den Grundbesitz und für die Grundsteuer so wichtig war, erfolgte 1820; auch damals beschädigten oder zerstörten die Leute die Stangen und Zeichen, so daß sich die Arbeit sehr verzögerte. 1830 erschien die Perspektivkarte Scheickhardts im Maßstab 1 : 31.000. Nun errichtete 1839 der Staat das Militärgeographische Institut, das für die Kartographie der alten Monarchie so wichtig war und alle Karten zeichnete, die geraucht wurden. 1842 waren die Triangulierungsarbeiten in der ganzen Monarchie beendet. Diese Karten wurden aber nicht geheim gehalten und verdrängten rasch die alten Vischer-Karten. Diese Franziszeische Aufnahme, die gleich der Josefinischen im Maßstab 1 : 28.800 gezeichnet ist, bildet die Grundlage für alle Karten, welche später erschienen, und ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der alten österreichischen Armee. Sie wies die Kartographie in ganz neue Bahnen.

Schon 1848 ordnete die Regierung eine 2. Verbesserte Triangulierung an, die für Nied.-Oesterreich bereits 1843 fertig gestellt war. Leider gab es in Österreich kein Gesetz, das die trigonometrischen Fixpunkte beschützte; denn jeder Grundbesitzer kann sie entfernen, ohne daß er gestraft würde. Die Geologische Reichsanstalt, die 1849 gegründet wurde, gab geologische Karten heraus. Durch das Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 wurde in den Lehrplan der Schulen der Unterricht in der Erdkunde eingefügt. Da machte sich der Mangel an geeigneten Schulkarten bemerkbar. Wiederholt mußte die Franziszeische Aufnahme verbessert und ergänzt werden, weil sich das Landschaftsbild im Laufe der Zeit änderte. 1873 führte der Staat das Metermaß ein, das langsam den Maßstab der Karten beeinflußte. Für Nieder-Oesterreich gelangten 1873–1880 neue Spezialkarten in 1 : 75.000 und Generalkarten in 1 : 200.000 zur Ausgabe. Für das Marchfeld erschien 1884 eine Manöverkarte in 1 : 75.000. Im Jahre 1892 entwarf der Laaer Bürgerschuldirektor W. R. Kühn eine Karte des politischen Bezirkes Mistelbach in 1:100.000, die in den Schulen und Aemtern stark verwendet wurde; damit konnte erst ein richtiger Unterricht in der Heimatkunde erteilt werden. Das Mil. geog. Institut verfaßte für 6 Orte der Monarchie Kriegsspielpläne in 1 : 7500; für Nied.-Oesterreich war des der Markt Poysdorf; hier hat die Hauptschule noch heute diesen Plan, der aber nicht benützt wird. Alte Karten von unserer Heimat sah ich in der Sammlung des V. Kudernatsch († 1946) und in der Gemeindekanzlei von Hohenau.

Nach dem ersten Weltkrieg gab Dr. L. Helmer eine Heimatkarte unseres Bezirkes heraus (in 1 : 150.000), die neben der genauen Darstellung der Bodenverhältnisse auch Weingärten, Hausberge und die Plätze vorgeschichtlicher Funde aufweist; 1938 erschien sie in 2. verbesserter Auflage. An die Stelle des alten Mil. geog. Institutes trat das Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen in Wien. Heute besitzen wir Karten verschiedener Art, die alle den hohen Stand unserer Kartographie beweisen. Sie sind Gemeingut des Volkes und das Kartenlesen wird schon in den Schulen den Kindern beigebracht. Vergleichen wir die alten Karten des 16. und 17. Jahrhunderts mit den heutigen, dann erkennen wir den ungeheuren Fortschritt in der Kartographie.

Quellen:

Dr. Eugen Oberhummer „Die Entwicklung der Landeskunde“ in „Heimatkunde von Nied.-Oesterreich“ Heft Nr. 5.

„Beiträge zur Landeskunde Oesterr. u. d. Enns – 2. Band.

„Mitteilungen der k.k. Geogr. Gesellschaft in Wien“ – 1907 und 1912.

„Mitteilungen des Mil. geog. Institutes“ – 1885, 1887 und 1907.

„Circulare“ des Kreisamtes Korneuburg – 1806 und 1807.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1959, S. 36, S. 47 + 48

Zur Geschichte unserer Lokalbahnen

Für den Ausbau eines großzügigen Eisenbahnnetzes in der alten Monarchie bemerkte man um 1850 sogar in Regierungskreisen ein geringes Verständnis; nur 2 Männer waren es, die den Ausbau eines großen Verkehrsnetzes durch den Staat vertraten; es war dies der Freiherr von Kübeck, ein mährischer Bauernsohn, der 1809 in Poysdorf und Gaweinstal weilte, und der geniale Bruck, den man ohne Grund in den großen Korruptionsskandal zog, sodaß er freiwillig aus dem Leben schied; ein Müller aus dem Zayatal, der wegen Mehllieferungen auch angeklagt war, mußte die schwarze Schnur angeblich bis zu seinem Tode tragen. Nur mit ausländischem Kapital konnte Österreich die wichtigsten Bahnlinien nach 1860 bauen, die vor allem die Verbindung mit den Industriegebieten des Sudetenlandes herstellten. Nach dem großen Geldkrach des Jahres 1873 erlahmte bei uns der Unternehmungsgeist.

Nach 1880 verlangten weitblickende Männer Lokal- und Verbindungsstrecken zwischen den Hauptlinien; der Staat hatte an diesen Plänen wohl Interesse, aber kein Geld dafür, weil er in den Grenzländern zuerst strategische Linien für Kriegszwecke baute. Das Ausland streckte in diese kleinen Unternehmungen kein Geld, weil man wußte, daß sie keinen Gewinn abwarfen. In unserem Viertel, das ein Bauernland war, fehlte die Industrie, die ja die Bahnen erst lebensfähig machte. Für die Lokalbahnen, die den zweiten Abschnitt des Eisenbahnverkehres bei uns einleiteten, setzten sich besonders das Handwerk, das Gewerbe und die Herrschaften ein, da sie den Geist der Neuzeit besser verstanden. Die Gemeinden mußten größere Beiträge für den Bau leisten, doch wurden ihre Wünsche weitgehend bei den Vorarbeiten berücksichtigt. Oft gab es da Reibereien und Sonderwünsche auf Kosten der anderen; das bekamen die Poysdorfer besonders zu spüren, weil die Obrigkeit den Markt wenig berücksichtigen wollte; die Geschichte mit dem ersten Bezirkshauptmann war noch in guter Erinnerung und dafür sollten es jetzt die Ortschaft sowie die Bewohner büßen.

Poysdorf wartete 6 Jahre auf seine Flügelbahn und hatte viele Bittgesuche eingereicht, ehe der Bau bewilligt wurde. In den folgenden Jahren tauchten verschiedene Pläne von Lokalbahnen in unserer Heimat auf, die in den Gemeinden begrüßt, aber nicht ausgeführt wurden, weil das Geld fehlte. Es war ein förmliches Wettrennen und beweist den Unternehmungsgeist jener Tage, der glaubte, all das Versäumte aus Großväterzeiten mit einem Schlage nachzuholen. Jetzt erst erkannte man die Bedeutung des Bahnverkehrs für das Allgemeinwohl und keinem Menschen fiel es ein, über das Dampfroß abfällige Urteile zu fällen. Jede Gemeinde suchte einen Anschluß an die Hauptlinien und war auch zu schweren Opfern bereit, falls ihr Wunsch in Erfüllung gehen sollte.

1885 tauchte der Plan auf, eine Linie von Staatz-Neudorf, Poysdorf, Großkrut, Zistersdorf, Spannberg, Matzen und Schönkirchen nach Gänserndorf zu bauen, um die "Steg" (später Ostbahn genannt) mit der hochaktiven Nordbahn zu verbinden; zugleich sollte eine Lokalbahn von der ungarischen Grenze nach Hohenau geführt werden, um diesen Markt zu einem wirtschaftlichen Mittelpunkt auf Kosten Zistersdorf zu machen. 1887 tauchten in der Laaer Ebene mehrere Bahnlinien auf, welche die "Steg" mit der Nordwestbahn verbinden sollten:

1. Rausenbruck im Znaimer Kreis nach Joslowitz und Pernhofen.

2. Pernhofen - Groß-Harras - Stronsdorf und Patzmannsdorf.

3. Stronsdorf - Patzmannsdorf - Kammersdorf nach Hollabrunn.

Ferner:

a) Ladendorf - Wilfersdorf - Großkrut und Lundenburg.

b) Ladendorf - Pellendorf - Drösing.

c) Ladendorf - Gaweinstal - Pyrawarth - Gänserndorf.

1892 wollte eine Gesellschaft eine Linie von Fels am Wagram über Mistelbach nach Hohenau führen, 1895 von Poysdorf nach Nieder-Absdorf, von Mistelbach nach Gänserndorf und von Stockerau nach Ladendorf. Auf der Strecke Drösing nach Zistersdorf hörte man ein Dampfläutewerk, das die Fußgänger und Fuhrleute bei Bahnübersetzungen rechtzeitig warnte; das eintönige Gebimmel ging vielen Fahrgästen auf die Nerven, sodaß es bald wieder verschwand. Auf einer Reise von Hohenstadt nach Mähr. Schönberg im Jahre 1943 lernte ich so ein Läutewerk kennen - es war also nicht ausgestorben.

1897 sprach man von einer Verbindungsstrecke Stockerau - Ladendorf - Mistelbach - Hohenau, 1898 von einer Linie Mistelbach - Hohenau, von Poysdorf nach Bernhardsthal, von Stockerau - Ernstbrunn - Mistelbach, die in Ernstbrunn nach Groß-Mugl abzweigen sollte. Diese Pläne wurden nicht in die Tat umgesetzt; daher wurden einzelne Gemeinden energisch und stellten eigene Forderungen auf, so z.B. Asparn a.d.Z., das eine Lokalbahn von Mistelbach aus begehrte.

Um 1899 wurde in unseren Gemeinden die Frage der Lokalbahnen eifrig in den Gasthäusern, auf der Straße und in den Weinkellern besprochen. Immer wieder tauchten Pläne auf, da jede Ortschaft besondere Wünsche hatte, die auf die Nachbargemeinde wenig Rücksicht nahmen. Jede suchte ihren Nutzen und ihren Vorteil, sodaß oft bittere Feindschaft zwischen ihnen entstand, die sogar zu Streitigkeiten in der Presse führten (Hohenruppersdorf und Gaweinstal). Stockerau und Korneuburg beobachteten sich voll Eifersucht, weil jede durch eine Bahnlinie das Hinterland erobern wollte. Der Brotneid der Geschäftswelt spielte eine große Rolle bei diesen Lokalbahnen, die den Kaufleuten in den Städten die Kunden vom Dorf zuführen sollten. In Korneuburg zeigte das Eisenbahnregiment, das hier in Garnison lag, großes Interesse für die Strecke nach Ernstbrunn - Mistelbach. Ernstbrunn forderte für sein Kalkwerk eine Verbindung mit den 3 Hauptstrecken. Die Berliner Kontinental-Eisenbahngesellschaft trat für eine Strecke Korneuburg - Ernstbrunn - Mistelbach - Hohenau ein. Die Gemeinden um Korneuburg zeichneten Aktien und brachten eine Summe von 60.000 fl zusammen. Mistelbach verlangte als Bezirksstadt eine bevorzugte Stellung in der Bahnfrage, da es einen Hauptbahnhof wünschte. Ladendorf hätte es gerne gesehen, wenn die Strecke von Ernstbrunn über Ladendorf und Paasdorf ausgemessen wäre. Asparn und Gaweinstal wünschten bessere wirtschaftliche Verhältnisse durch die Lokalbahnen, da sie abseits von den Hauptstrecken lagen. Denselben Wunsch hatte Großkrut. Die Großstadt Wien befürchtete, daß die Linie Mistelbach - Gänserndorf den Frachtenverkehr aus den Sudetenländern nach Ungarn aufnehmen werde, was aber Wien verhindern wollte. Poysdorf sollte ganz ausgeschaltet werden, ebenso Laa; dabei waren wieder politische Gründe maßgebend. Sogar eine Verbindung Hetzmannsdorf - Wullersdorf mit Mistelbach wurde ernsthaft erwogen. Die Gegner dieser Lokalbahnen nannten sie ein Ringelspiel, da sie im Lande planlos umherfahren, einen Plunder, der nur dem Staate viel Geld kostet und keinen Gewinn abwirft, und ein Schnackerlunternehmen, das eine Geschwindigkeit von 30 km in der Stunde erlaubte. Trotzdem ließen die Anhänger und Verfechter dieser Strecken den Mut nicht sinken, machten in allen Ortschaften Propaganda, gingen nach Wien, liefen zu den Behörden, machten Eingaben, hielten Versammlungen ab und bestürmten die Abgeordneten um Unterstützung.

Im Jahre 1900 entwarfen Vermessungsbeamte folgende Strecken: 1. Gänserndorf - Groß-Schweinbarth - Pyrawarth - Mistelbach; 2. Schleinbach - Gaweinstal - Hohenruppersdorf - Zistersdorf; 3. Hollabrunn - Stronsdorf - Gaubitsch - Frättingsdorf; 4. Gaweinstal - Mistelbach. Die Liechtensteinische Gutsverwaltung in Rabensburg erwog eine Rollbahn vom Marchufer zum Hohenauer Forsthaus für Holztransporte.

Dringend waren Verbindungsstrecken zwischen den drei Hauptlinien, um den Wiener Nordbahnhof zu entlasten, der den steigenden Transitverkehr nicht mehr bewältigen konnte. Da kam das Land Niederösterreich mit eigenen Bauplänen für sogenannte Landesbahnen (1903-1908), die auf die notwendigen Verbindungen der 3 Hauptlinien verzichtete; die Strecke Dobermannsdorf - Stammersdorf machte eine Linie von der Ostbahn nach Dürnkrut unmöglich, die für die Orte des Waidenbachtales notwendig gewesen wäre. Für die Landesbahnen zeichneten die Gemeinden größere Beiträge, z.B. Ketzelsdorf 12.000 K als Stammaktien; es hoffte daher eine Station zu bekommen, mußte sich aber mit einer Haltestelle begnügen, da es keinen Frachtenverkehr hatte. Die Gutsverwaltung Walterskirchen wünschte die Strecke am rechten Poybachufer; Großkrut war mit der Lage des Bahnhofes nicht zufrieden; Höflein wollte einen eigenen Bahnhof und alle Gemeinden verlangten eine direkte Verbindung von Poysdorf nach Hohenau, um nicht in Dobermannsdorf umzusteigen. Die Bauleitung drang darauf daß alle Strohdächer und Holzscheunen neben der Bahnlinie verschwanden. Ketzelsdorf baute ein neues Halterhaus. Ein Bauer, der sich weigerte, die Holzscheune abzubrechen, mußte einen Revers unterschreiben, daß er an die Bahnverwaltung keine Ansprüche stellte, falls durch Funkenflug das Bauwerk abbrennen sollte. Die neuen Lokalbahnen hatten einen geringen Personenverkehr und einen unbedeutenden Frachtenverkehr, weil die Industrieanlagen bei uns fehlten; Meierhöfe, die Mühlen, die Ziegelöfen und die landwirtschaftlichen Genossenschaften waren für den Güterverkehr wichtig. Es entwickelten sich auch keine Fabriksbetriebe, wie an der Nordbahn. Trotzdem freuten sich die Gemeinden, daß sie eine Bahnlinie hatten und Bewohner nicht mehr stundenweit zur nächsten Station gehen brauchten. Auf der Brünnerstraße sich zeigte ein neues Verkehrsmittel, der Kraftwagen, den aber Leute nicht beachteten und dem sie keine Zukunft aussagten, genau so wie unsere Großväter der Eisenbahn. Der Motor brachte aber eine grundlegende Veränderung in den ganzen Verkehr unserer Heimat der heute mit einem dichten Netz von Kraftwagen durchzogen ist.

Quellen:

Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Nr.7 Juli 1957

Gemeindearchiv Ketzelsdorf.

Österreichische Nationalbibliothek, Zeitschriftensaal.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1957, S. 25 + 26

Zur Geschichte unserer Pfarrkirche

Im folgenden Jahre feiert unsere Pfarrkirche das Fest des 300jährigen Bestandes. Da geziemt es sich, daß wir Rückschau halten über die Geschichte dieses Gotteshauses, das in den 3 Jahrhunderten Freud und Leid, Kummer und Sorgen, friedliche sowie kriegerische Ereignisse mit den Bewohnern des Marktes teilte. In Einzelbildern soll den Lesern des „Pfarrbote“ ein Einblick in Vergangenheit und Gegenwart gegeben werden, damit sie die Zusammenhänge und die Fäden der geschichtlichen Entwicklung unserer engeren Heimat erkennen. Was sich da vor unserem geistigen Auge entrollt, ist Heimatgeschichte, die uns zur richtigen Erkenntnis und weiter zur Liebe der Heimat führt, die uns in den schweren Tagen des Weltkrieges als ein treuer Engel zur Seite stand in den Kämpfen und Schlachten, die uns den Mut und die Kraft zu jener heldenmütigen Verteidigung verlieh, die all das furchtbare Unheil des Krieges von unseren Fluren fernhielt. Was wir in den Jahren 1915 – 1918 taten, das geschah in den vergangenen Jahrhunderten wiederholt von Seite der Vorfahren, die nach den Worten des Dichters Geibel handelten: „Was uns not ist, uns zum Heil wards gegründet von den Vätern, aber das ist unser Teil, daß wir gründen für die Spätern“.

Die Gruft

Unterhalb des Hochaltares liegt in der Pfarrkirche das Beinhaus, im Volksmunde Gruft geheißen. Es ist dies eine Totenkapelle, die sicher das älteste kirchliche Baudenkmal unserer Gemeinde ist. Hieher kamen die Knochen aus den Gräbern, die wegen des kleinen Friedhofsraumes oft schon nach 15 – 20 Jahren wieder belegt werden mussten. Den Totenschädel und die großen Knochen bewahrte man hier im Beinhaus auf, ordnete sie und füllte damit die Seitenwände bis zum Deckengewölbe. Zwischen den Knochen liegen die Totenschädel, sodass der Fremde, der in die Gruft hinabsteigt, von einer ehrfurchtsvollen Stimmung erfasst wird, wenn er seinen Blick über die Wände gleiten lässt. Der Eingang liegt in der Bauachse der Kirche, die eigentlich über der Friedhofskapelle erbaut ist. Zwei kleine Fenster erhellen notdürftig den Rundbau; zwei mächtige Stützpfeiler halten das Deckengewölbe. Zwischen ihnen stehen an der rückwärtigen Wand zwei Altäre – ein Marienaltar, der andere ist eine fromme Stiftung. Das Bild zeigt uns die Grablegung Christi und darunter lesen wir die Worte: „Gott und seiner glorwürdigen Mutter zu Ehren und des Riedlschen Stammes zum Gedächtnis ließ die ehrsame und tugendreiche Frau Barbara Riedlin mit eigenen Unkosten diesen Altar erheben. 1637.“ Daneben knien die Männer und Frauen dieser Familie; beachtenswert ist die Kleidung der Personen. Bei jedem steht der Name: Stephan, Georg, Ambros, Paul, Wolf – Christina, Elisabeth, Dorothe, Agnes und Barbara.

Hinter den Altären liegen vier schöne Barock-Grabsteine. Der eine trägt die Jahreszahl 1717.

Auf dem Stützpfeiler sehen wir das Bild der tirolischen Dienstmagd, der Hl. Notburga, „der sonderbaren Patronin der Armen und des Viehes.“

1874 wurde die Gruft durch einen Maler aus Mistelbach hergerichtet, der 329 fl erhielt. Zwei Jahre später fand sich ein Wohltäter, dessen Name nicht genannt werden durfte und der das Geld zur Verfügung stellte, damit alle Fehler behoben wurden. Im Jahre 1907 wurde auch an der Gruft gearbeitet und ausgebessert. Zugleich konnte der Weg gepflastert werden. Die Stufen in die Gruft hinab machte man aus Beton. Die Beine wurden geordnet und gesichert, dass sie nicht einstürzen.

Die Orgel

Die älteste Orgel der Pfarrkirche steht auf dem Seitenchor und ist heute nur mehr ein sehenswertes Stück der Vergangenheit. Die große Orgel ist eine Stiftung des Valentin Pacher, der Handelsmann und Grundrichter der jesuitischen Untertanen im Markte war. Er mußte ein rühriger, tätiger Mann gewesen sein, dem das Schicksal seiner Berufsgenossen am Herzen lag. Er wollte die Ausübung des bürgerlichen Gewerbes auch den Fremden gestatten. Er bestellte 1685 die Orgel in Wien und ließ sie auf dem oberen Chor aufstellen. Der Kasten und die spitzigen Pfeifen sind die alte Orgel, die im Laufe der Zeit 2 bis 3 mal umgebaut und ergänzt wurde. Leider fehlen handschriftliche Aufzeichnungen, die uns einen restlosen Überblick über dieses Werk geben. Der zierliche Schmuck mit dem vergoldeten, sehr bewegten Rankenwerk gehört sicher einer späteren Zeit an, vielleicht jenen Tagen, als Pfarrer Karl Großhaupt (1763—1785) das Innere des Gotteshauses ganz neu gestaltete.

Im Jahre 1830 stimmte der Nikolsburger Orgelbauer N. Purschky die Orgel, reinigte sie und machte die Fehler gut, die er an dem Werke fand. Damals war der Lehrer Anton Beck Leiter der Kirchenmusik. Die Arbeit war keine genaue, da schon drei Jahre später eine Verbesserung notwendig war. Die Orgel vom Grund auf herzurichten, war sicher in jenen Tagen ein Gebot, doch fehlte das Geld dazu; deswegen begnügte man sich mit einer »Flickarbeit«. Am 22. Oktober 1836 war der Orgelbauer Johann Borasch mit seinem Bruder, dem Grenadier bei den Hoch- und Deutschmeistern, hier in Poysdorf und stellte die Orgel so weit her, daß sie durch mehrere Jahre ihren Dienst versah.

Am 12. September 1853 nahm sich der Wiener Orgelbauer Johann Born des Werkes an und stimmte es genau. Aber erst 1861, als die Kirche gründlich aufgefrischt wurde, geschah auch für die Orgel etwas. Sie besaß damals 15 Register, davon waren aber schon fünf sehr schadhaft und konnten nicht gespielt werden. Mit dem Orgelbauer Alois Hörbiger, der auch in Poysbrunn eine kleine Orgel zur allgemeinen Zufriedenheit aufgestellt hatte, schloß die Kirche einen Vertrag ab, der folgende Bestimmungen enthielt: 1.) Der Orgelbauer übernimmt nach dem Kostenvoranschlag die vollkommene Herstellung der Orgel in einen soliden, dauerhaften Stand unter dreijähriger Haftung, für diese Zwecke sind 10 % von dem Kostenbetrage 1200 fl d. i. 120 fl zurückzubehalten. 2.) Muß er die Orgel bis Ende September 1861 herstellen, alle Stiften und Federn aus dem besten Material machen lassen, damit die Tasten nicht stecken bleiben. Überhaupt soll das Material, das er verwendet, das Beste sein. 3.) Sobald das Werk fertig ist, muß es von drei Sachverständigen geprüft werden. Ihrem Ausspruch hat sich der Orgelbauer zu fügen; nach den drei Jahren der Bewährungsfrist ist sie noch einmal zu untersuchen. 4.) Die Stimmung der Orgel erfolgt nach den neuesten Kircheninstrumenten. 5.) Auch die kleine Orgel beim Hochaltar ist unter dem erwähnten Betrage herzustellen. 6.) Die Gemeinde Poysdorf holt den Orgelbauer, seine Gehilfen sowie das notwendige Material von Lundenburg oder Hohenau ab. 7.) Sobald die Arbeit beginnt, erhält er 300 fl.

Weil die Gemeinde in den letzten Jahren sehr viel geleistet hatte und ihren wohltätigen Sinn durch Sammlungen in den Jahren 1848/49 und 1859 zeigte, so zahlte der Kirchenpatron 1050 fl, die Gemeinde aber nur den Rest von 150 fl.

Drei Lehrer aus Poysdorf, Poysbrunn und Herrnbaumgarten prüften das Werk, das den Anforderungen vollkommen entsprach. Früher stand das Positivwerk in der Mitte des Chores. Jetzt wurde der Spielkasten nach rückwärts gestellt, sodaß der Orgelspieler eine freie Aussicht hatte. Zwei neue Register — Rohrflöte und Viola — kamen noch dazu, dafür wurde das Fagott entfernt und durch den Misturbaß ersetzt. Die keine Orgel war seit Menschengedenken nicht mehr verwendet worden, jetzt konnte man auch auf ihr spielen.

Nach elf Jahren versagte die große Orgel, sodaß wieder eine Verbesserung notwendig wurde. Rusch Franz von Klosterneuburg und seine Gehilfen Ludwig Reusch und Wenzel Baroch besorgten die Arbeit.

Im Weltkriege wurden vielen Orgeln die Pfeifen genommen; doch unsere schonte man, weil sie zu den ältesten des Landes gehört. Gewiß ist der Bau, die Einrichtung und der Klang nicht auf der Höhe der Zeit, doch muß man in unserem Falle das hohe Alter berücksichtigen. Kommt ein Orgelbauer auf das Musikchor, so freut er sich aufrichtig an dem alten Werk und staunt, daß alles noch so gut erhalten ist. Der Orgel in der Bründlkirche, die 1898 erbaut war, nahm man am 14. Feber 1918 die Pfeifen im Gewichte von 82 kg (Wert 475 K).

Am 24. August 1931 stimmte der Wiener Orgelbauer Ullmann mit seinem Sohne die einzelnen Pfeifen. Bei dieser Gelegenheit überprüfte er auch die kleine Orgel, die 1830, 1861 und 1872 ausgebessert worden war. Er nahm sie sogar mit nach Wien und richtete sie ordentlich her. Ein elektrischer Blasebalg wurde 1931 auf dem Musikchor aufgestellt. Die Kosten dieser Arbeiten betrugen 1030 S.

Die Pfarrkirche

Auf einem Hügel, dessen Höhe 224 m beträgt, steht das Gotteshaus der Stadt Poysdorf; der stattliche Turm beherrscht das ganze Poybachtal, das sich von Westen gegen Osten zieht.

Zwei Stiegen — die Pfarr- und die lange Stiege — führen zu der Pfarrkirche empor. Die Lange zählt 116 Stufen. Für die alten Leute ist der Weg recht beschwerlich, sodaß sie öfters „verschnaufen“ müssen. Zwischen den beiden Stiegen liegt vor der Friedhofmauer eine freie Fläche; es war dies früher der Schulgarten, wo die Kinder die Anfangsgründe im Gemüse- und Obstbau lernten. Neben der Mauer war eine Kegelbahn eingerichtet; da herrschte im Sommer ein fröhliches Treiben, wenn die Sonne im fernen Westen sich dem Horizonte näherte. Die Kugeln rollten, die Kegel stürzten, Gesang ertönte und auf dem Tisch standen Gläser und Flaschen voll edlen Rebensaftes. Gemütlich war die Zeit und dem Frohsinn opferte man gern einige Stunden des Tages. Als der Schulgarten aufgelassen wurde, erhielt der Weinbauverein diesen Platz für ein Treibhaus. Nach dem Weltkriege diente er als Holzablage für einzelne Parteien. Weil diese Holzmengen nicht zur Verschönerung der Kirche beitrugen, so ließ endlich die Gemeinde den Platz herrichten und schuf eine kleine Anlage, die aber durch die große Trockenheit stark leidet. Der Brunnen, der lange Zeit nicht in Verwendung stand, wurde 1932 ausgebessert und liefert den einzelnen Parteien in der Umgebung Trinkwasser. Zwei Statuen ließ die Gemeinde 1890 von der Poybachbrücke hieher versetzen und 1907 gründlich herrichten; leider wurden die Arbeiten bei zwei Wappen nicht mit der gründlichen Sorgfalt durchgeführt.

Eiserne Lampenbehälter, die man an der Stiegenmauer bemerkt, sind die letzten Zeugen der ersten Straßenbeleuchtung des Marktes, als man noch Petroleumlampen benützte, um die Dunkelheit der Nacht zu erhellen.

Der alte Friedhof, der die Kirche umgibt, wird heute nicht mehr belegt. Altehrwürdige Grabsteine, die unter Denkmalschutz stehen, sind zum Teil in die Friedhofmauer eingemauert. Sie stammen aus der Barock- und Biedermeierzeit und verdienen deswegen volle Beachtung; die Sinnbilder dieser Grabsteine — Urne, Fackel, Schlange usw. — sind heute unserer Zeit ganz fremd, genau so die langen Sprüche — ein besonderes Merkmal der Biedermeierzeit.

Die Grabsteine gegenüber der Kirche geben uns Nachricht, daß hier Geistliche ruhen, die einst in der Gemeinde als Seelsorger wirkten, so der große Wohltäter Prälat Josef Piller (1793—1866), der Pfarrer Anton Haresser (1807—1881) und Peter Feltl (1826—1895), der Konsistorialrat und Distriktsschulaufseher des fünften Wiener Bezirkes Konrad Hofmann und der geistliche Rat Franz Maglock (gestorben 1931). Mitten in grünen Sträuchern steht das einfache Kriegerdenkmal, das der Kameradschaftsverein am 18. August 1908 den Helden der Heimat setzte, die in den Kämpfen der Jahre 1849, 1859 und 1866 auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Wiederholt hatte in den vergangenen Jahren das Bundesdenkmalamt in Wien ersucht, dass das Denkmal von dieser Stelle entfernt werde, weil es hier nicht zur vollen Geltung komme.

An der Kirchenmauer bemerken wir das Missionskreuz, das aus Holz besteht; die Jahreszahlen 1854, 1907, 1919 und 1930 geben uns die Jahre an, in denen eine hl. Mission für die Pfarrgemeinde stattfand.

Die Kirche ist im Renaissancestil gebaut und gehörte einmal zu den sogenannten Festungskirchen unseres Viertels, da sie als Zufluchtsstätte für den Markt und die umliegenden Gemeinden bestimmt war. Die Westfront zeigt die Zierformen des Barockstiles. Die Nische in der Mitte schmückt eine Statue der Jungfrau Maria, ihr zu Füßen windet sich eine Schlange. Hinter der Statue liest man drei Buchstaben P. J. M. Die Ziegel, mit denen das Gotteshaus gebaut wurde, nahm man aus der Gstetten. Neben dem Eingang fällt uns ein Grabstein auf, der in der Mauer eingemauert ist; die Jahreszahl ist verblaßt und unleserlich. Es ist dies der Grabstein des Pfarrers Großhaupt, der als Seelsorger im Markte von 1763 bis 1785 wirkte und der sich um die innere Ausschmückung der Kirche große Verdienste erwarb. Seine sterblichen Überreste ruhen in der Gruft, die unter dem Haupteingang liegt. Während sonst die Renaissancebauten in der Regel reich verzierte Portale aufweisen, vermissen wir diesen Schmuck bei unserer Kirche. Sicher hatte die Gemeinde nicht das notwendige Geld und sie begnügte sich mit dem einfachen Bau. Es war ja die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als der Markt daran ging, an Stelle des alten Gotteshauses ein neues zu erbauen. Über dem Eingang lesen wir auch die Worte: *„Ad praepotentis dei honorem et maiorem gloriam ad bssimae V. M. et omnium S. S. venerationem sub nomine S. Joannis Baptistae, cui dicatum hoc templum in oppido Poisdorfe, Pys parochianorum sumptibus anno 1629 a fundamentis incoeptum et feliciter ad finem perductum anno 1635, consecratum 1640“*. (Zur Ehre und zum größeren Ruhme des allmächtigen Gottes, zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen wurde unter dem Namen des hl. Johannes des Täufers, dem dieses Gotteshaus in der Stadt Poysdorf geweiht ist, mit Hilfe der Pfarrkinder im Jahre 1629 von Grund auf begonnen und im Jahre 1635 glücklich zu Ende geführt, geweiht 1640).

Oberhalb der Gedenktafel steht die Statue des Kirchenpatrones. Das äußere Kirchentor ist mit Eisen und Blech beschlagen, damit den Einbrechern die Arbeit nicht gar zu leicht gemacht wird, die zweite Holztür ist eine gefällige gotische Arbeit. Neben der Tür hängen zwei alte Ölgemälde: der hl. Sebastian und die hl. Apollonia; unter dem ersten lesen wir den Satz: *„Contra luem mortis, sis Athleta fortis 17 Jacobus Frid 32.“* (Gegen die Seuche des Todes (=Pest) mögest du ein starker Kämpfer sein, Jakob Frid 1732. — In diesem Jahre bedrohte die Pest noch einmal unsere Heimat). Die hl. Apollonia wurde bei Zahnweh angerufen. Darauf beziehen sich auch die Worte, die unter dem Bilde stehen: *„Adentium cruciatu tutrix.“* (Schützerin vor den schmerzvollen Zahnschmerzen.) Das Bild stammt aus dem Jahre 1729. Es ist dies ein Chronogramm, d. h. wenn man die rot bezeichneten Buchstaben als Zahlen zusammenrechnet, bekommt man das Jahr, in dem der Maler sein Bild vollendete. Das Holzkreuz neben dem Sebastiangemälde war für die Wallfahrten nach Maria-Zell, nach Schoßberg und Wranau bestimmt. Eine schlichte Marmortafel mit den Namen der Gefallenen im Weltkriege hat die Feuerwehr ihren Kameraden zum bleibenden Andenken gewidmet.

Das Gotteshaus ist ein einschiffiges Langhaus, das in der Ost-Westrichtung gebaut ist; es gehört zu den größten und schönsten unseres Viertels und macht durch seine Reinlichkeit und Einfachheit einen gefälligen Eindruck auf den Beschauer, der es zum ersten Mal betritt. Der Hochaltar nimmt die ganze Ostseite ein; er besteht aus hartem Holz und ist nach Art des Salzburger Marmors bemalt. Der Altartisch ist einfach gehalten, jeden übertriebenen Schmuck vermissen wir da. Neben dem reich vergoldeten Tabernakel knien zwei Cherubin. Das große Altarbild — die Taufe Jesu im Jordan — wird dem Kremser Schmidt zugeschrieben, doch fehlen die Belege hiefür. Das Bild hat durch die zwei Glasfenster an Eindruck stark verloren; ein Barockaltar verlangt Licht und Sonnenglanz, damit er auf den Andächtigen wirkt. Erst durch die elektrischen Scheinwerfer (1930 hergestellt) kommt das alte Gemälde wieder zur vollen Geltung, sodaß viele Kirchenbesucher mit Recht sagten: „Die Schönheit des Altarbildes ist früher nicht bemerkt worden“. Zwischen den dorischen Säulen, die den oberen Teil des Hochaltars tragen, stehen die beiden Apostelfürsten Peter und Paul. Vermieden ist die bunte Farbenpracht, alles Grelle und Unnatürliche, was noch vor drei Jahrzehnten zu berechtigten Klagen Anlaß bot; denn damals war die Kirche und die innere Einrichtung sehr bunt in den Farben gehalten. Die stilgerechte Ausbesserung ist ein Verdienst des verstorbenen geistl. Rates Franz Maglock gewesen. Damals erhielten auch alle Statuen einen gleichmäßigen weißen Anstrich, der zum Hintergrunde paßt. Aus den weißen Wolkenballen und goldenen Sonnenstrahlen des oberen Teiles blickt die Dreifaltigkeit auf uns herab; mächtige Voluten umgeben diesen Teil, auf ihnen knien Engelgestalten. Alle Heiligen, die den Hochaltar schmücken, richten ihre Blicke empor zur Dreifaltigkeit, die gleichsam aus den Wolken des Himmels herauszukommen scheint. So ist der ganze Hochaltar ein einheitliches Stück, ein Meisterwerk der [sic!] Barock und darum wirkt er, wenn er im Lichterglanze erstrahlt, auf Herz und Gemüt der Andächtigen, die ganz in den Bann dieses ehrwürdigen Meisterwerkes gezogen werden. An dem linken vorspringenden Mauerpfeiler steht auf einem Sockel die Gestalt des hl. Florian, an dem rechten die des hl. Leopold. Der erstere war der Schutzpatron gegen Feuersgefahr, die leider in der Vergangenheit häufig den Markt heimsuchte und ihn zum größten Teil einäscherte. Der hl. Leopold ist der Gründer des Stiftes Klosterneuburg, dem bis 1848 die Gemeinde Wilhelmsdorf gehörte.

Die Chorstühle, die für die Gemeinderäte bestimmt sind, übertreffen in ihrer Ausführung alle Arbeiten, die man sonst in den Landkirchen gewöhnlich findet. Sie dürften aus der Zeit um 1760 stammen, weil damals ein Streit um die Rang- und Sitzordnung der Ratsherren entbrannte.

In den vier Seitenhallen, die aber nicht unter einander verbunden sind, stehen die Seitenaltäre, die verschiedenen Zeiten angehören, was die Bilder und die Verzierung betrifft. Der älteste Altar ist der des hl. Franz. Das Bild ist dunkel gehalten; der Heilige steht in einer düsteren Felsenlandschaft, nur einige Strahlen der Sonne brechen aus den dunklen Wolken hervor und überziehen das Land und den Heiligen mit einem überirdischen Schimmer. Die ersten Maler der Barockzeit liebten diese Licht- und Schattengegensätze Das Bild des hl. Stephan ist eine Nachbildung des Altarbildes in Retz. Der Josefs- und Marienaltar gehören der neueren Zeit an. Die Bilder sind einfach, die Heiligen zeigen eine Ruhe und Gelassenheit im Gegensatz zur Barockzeit, die Leben und Bewegung kennt, wie wir dies an der Statue beim Josefsaltar recht deutlich sehen können. Leider sind uns die Maler der Kirchenbilder unbekannt; nur den Meister des Marienbildes kennen wir, er hieß Adam Breuner, der es um 1859 schuf. Auf einem Throne sitzt die Jungfrau Maria, neben ihr stehen die Pestpatrone: der hl. Rochus, hl. Sebastian und die hl. Rosalia.

Die Kreuzwegbilder sind eine flüchtige Arbeit eines unbekannten Malers. Neben dem Josefsaltar hängt die „Wahrhafte Abbildung des schmerzhaften Weges“ *=(via dolorosa)*, den der Heiland vor seinem Kreuzestode ging; die Inschrift besagt, daß die Mitglieder des 3. Ordens vom hl. Franziskus, der hiesige Pfarrer Martin Ignaz und der Zistersdorfer Quardian den Kreuzweg am 27. März 1735 einführten. Die Franziskaner, die ja in Jerusalem die Wächter des hl. Grabes waren, hatten sich bemüht, überall die Kreuzwegandacht einzuführen. Bei uns geschah es durch die Franziskaner in Zistersdorf. Das Kloster besteht heute nicht mehr. Vielleicht stammen auch die Kreuzwegbilder aus jener Zeit, nur die 13. Station ist eine neuere Arbeit, wie man sogleich am ersten Blick dies erkennt. Früher war an dieser Stelle die »Pieta«, die jetzt ihren Platz neben dem Marienaltar hat.

Das Votivbild, das die Bürger des Marktes nach dem Pestjahre 1679 malen ließen, hat verschiedene Irrtümer gezeitigt, so z. B. daß der Markt damals nur eine Gasse hatte, daß hinter der Kirche sofort der Wald begann usw. Poysdorf hatte sicher damals bedeutend mehr Häuser, als wir auf dem Bilde sehen; gehörte es doch um 1645 zu den größeren Gemeinden des Landes nördlich der Donau; damals fanden viele Flüchtlinge im Markte eine gastfreundliche Aufnahme, ja die Quellen berichten, daß zur Pestzeit 1645 über 5000 Menschen (Ortsbewohner und Fremde) hier waren. Da waren auch genug Häuser vorhanden. Der Wald, den wir auf dem Bilde sehen, ist mehr ein dekorativer Hintergrund, da ja schon 1338 Weingärten in den Hermannschachern und 1439 solche im Rettich (Radeweg) und in den Steinbergen erwähnt werden. Immerhin ist aber das Bild für die Heimatgeschichte von großer Bedeutung. Wir sehen das alte Wienertor, den Bildstock — er stand beim heutigen Kindergarten und hatte die Gestalt des Wranauerkreuzes —, das Kapuzinerkloster, die Pfarrkirche mit dem alten Turm, das Wranauerkreuz auf dem Weißenberg und die alte Straße, die 50 Jahre später zur Kaiserstraße ausgebaut wurde; die Darstellung der Pest und ihre Verbreitung ist auf diesem Bilde beachtenswert. Die Kerze vor demselben ist eine Nachbildung jener großen Opferkerze, die in dem erwähnten Jahr nach Alt-Ruppersdorf gespendet wurde.

Neben dem rückwärtigen Ausgang hängen zwei alte Bilder — die hl. Anna und Jakob. [Lt. Kunstgutinventar der ED Wien stellt das Bild den hl. Joachim dar, den Vater von Maria.] Welchem Zweck sie gedient haben, ob es früher einmal Altarbilder waren, ist ungewiß. Die vier Heiligenstatuen an den vorspringenden Mauerpfeilern sind weiß lackiert und fügen sich in das Gesamtbild der Kirche, die einen wohltuenden harmonischen Eindruck macht. Der Geist des Barockstiles tritt bei diesen Statuen deutlich hervor: wehende Gewänder, erhobene Hände, der erregte Gesichtsausdruck. Sie gehören dem 18. Jahrhunderte an. Daß wir den hl. Anton von Padua auch hier bemerken, ist daraus zu erklären, weil diesem Heiligen die Klosterkirche geweiht war, die dann nach 1790 eingerissen wurde.

Die Kanzel ist eine schöne Barockarbeit, die gekrönt wird durch die Gestalt des hl. Johann d. Täufers; neben ihm ruhen auf weißen Wolkenballen das Lamm Gottes und zwei Engel; der eine trägt ein Kreuz, der andere einen Anker — Sinnbilder des Glaubens; in der Mitte lesen wir auf einer runden, vergoldeten Tafel den Spruch: *»Praedicans Baptismum poenitentiae Luc. cap. 3«* — predigend die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden. Die Seitenwände der Kanzel sind bedeckt mit Bildern, die sich auf das Predigeramt beziehen. Dazwischen halten Engel die Sinnbilder der vier Evangelisten. Der Kanzel gegenüber hängt an der Wand der sterbende Heiland am Kreuze — die 12. Kreuzwegstation. Am Fuße des Kreuzes kniet ein Engel, der in der einen Hand den Leidenskelch hält und mit der anderen auf den Hochaltar zeigt, wo das hl. Opfer noch immer dargebracht wird.

Der große Stein im Mittelgange des Gotteshauses ist der Eingang in eine Gruft, die aber seit der Zeit Kaiser Josefs ll. nicht belegt werden durfte. Der Stein enthält keine Schrift, die uns einen Aufschluß geben könnte, wer hier seine letzte Ruhestätte fand. Waren es Weltgeistliche oder die Kapuziner, die sich diesen Platz auserwählten? Offenbar aber nach den Funden die letzteren, weil man vor Jahren den Gruftdeckel hob und in der Tiefe die sterblichen Überreste eines Kapuziners entdeckte.

Die Öffnung in der Mitte der Decke hatte früher eine besondere Verwendung. Am Feste Christi Himmelfahrt war es in den Landkirchen Sitte, daß man das Bild des Heilandes durch die Lucke [sic!] in der Decke zog — eine sinnfällige Darstellung der Himmelfahrt. Verschwand die Gestalt in der Öffnung, so ergoß sich ein Regen von Heiligenbildern und Äpfeln auf die Zuschauer, von denen jeder trachtete, ein Bild und eine Frucht zu erhaschen. Oft schüttete man auch Wasser herab, daß die Andächtigen auseinanderstoben. Den Abschluß bildete eine Taubenfigur, die langsam auf die Menge herabschwebte. Die Taube galt ja bei unseren Ahnen als Sinnbild der Erlösung. So erscheint die Taube in der Grals- und Lohengrinsage; wie der Wiedertäufer Hubmaier 1528 in Wien auf der Gänsweide verbrannt wurde, soll auch eine erschienen sein.

Unter den Kirchenfahnen sind einige hervorzuheben: Die alte Maurerfahne — die einzige Zunftfahne des Handwerkerstandes in unserer Stadt — wurde 1887 neu gekauft und 1928 durch den Maurermeister Johann Mattner renoviert. Die Vorderseite schmückt das Bild des Pestpatrones Rochus, die Rückseite enthält die Zeichen und Sinnbilder jener Handwerker, die zur Innung gehören.

Die Hauerfahne weist die Bilder der Schutzpatrone für den Weinbau auf (hl. Urban, Johann der Täufer und Medardus) und die seltene Darstellung, wie Christus nach morgenländischer Sitte mit den Füßen den Most aus den Trauben tritt. Über dem Bilde lesen wir die Worte: »Ich habe allein die Presse getreten.« Diese Fahne war vor dem Kriege schon so schadhaft, daß sie 1911 ausgebessert wurde. Die Kosten deckte man durch eine Sammlung, die Gemeinde spendete den Betrag von 425 K, doch konnte man die Fahne beim Umgang nicht verwenden, weil die Drähte der elektrischen Leitung zu niedrig gespannt waren. Als dieser Übelstand 1924 behoben war, wurde auch wieder die Fahne am Fronleichnamstage beim Umgang von den Hauer- und Bauernburschen getragen. Früher war dies ein Vorrecht der Rekruten. Die Maurerfahne schmücken die Maurer mit Blumen und Kränzen für den Fronleichnamstag und Gesellen tragen sie nach altem Brauch, wofür sie 12 Schilling erhalten. Ein Gegenstück zur Hauerfahne ist die »Große Fahne«, einige nennen sie Frauen- oder auch Fruchtfahne. Beide haben ungefähr die gleiche Größe, die Bilder sind durch eine besondere Farbenfrische ausgezeichnet Auf der Großen sehen wir das Bild der Jungfrau Maria — *Auxiliatrix* = Hilfebringerin — und das des hl. Florian und Johann d. T.

Die beiden kleinen Fahnen erinnern uns an die Wallfahrten, die früher die Marktbewohner nach Maria Zell in Steiermark und nach Wranau bei Brünn alljährlich unternahmen. Seit Jahrzehnten sind diese Prozessionen abgekommen; noch gibt es genug Bewohner, welche den Marsch nach Wranau zu Fuß hin und zurück machten.

An der Außenwand der Kirche fallen uns 12 leere Nischen auf, in die man wohl die 12 Apostel stellen wollte. Die beiden Nischen neben dem Haupteingang dürften für die Apostelfürsten Petrus und Paulus bestimmt gewesen sein. Im Mittelalter, ja bis zur Barockzeit genossen die Jünger Christi eine große Verehrung, da man in ihnen die Fürsprecher am Throne Gottes sah. Die Falkensteiner Kirche, die mit der Poysdorfer eine gewisse Ähnlichkeit besitzt, zeigt auf der Vorderseite die Apostelgestalten. In der Barockzeit trat ihre Verehrung mehr in den Hintergrund, dafür bevorzugte man andere Heilige, die wir im Innern des Gotteshauses wahrnehmen.

Auch heute vollzieht sich ein starker Wandel in dem religiösen Denken und Fühlen des Volkes; man liebt wieder die Wallfahrten, aber im Zeitalter der Technik schweift man in die Ferne, nach Rom, Lourdes und Limpias. Von diesem schmückt ein Gnadenbild die Kirchenwand beim Taufstein. Vor einiger Zeit wurde es wegen der feuchten Mauer entfernt. Neue Heilige erfahren größere Beachtung wie z. B. die heilige Theresia und Judas Thaddäus; Lourdesgrotten erstehen und die Maiandachten, die früher meist auf die Städte und Marienkirchen beschränkt waren, werden heute fast in allen Kirchen gefeiert. Kirchenmusik und -gesang wird mehr als früher in Einklang mit dem Gottesdienst gebracht.

Veröffentlicht in: „Der Pfarrbote“, 1934

Zur Geschichte unserer Thayagrenze

Grenzen sind immer politische Scheidewege, die Völker und Staaten trennen und die oft durch einen Machtspruch festgesetzt wurden; das Volk hatte oft gar keinen Einfluß. Unsere Thayagrenze trennte durch Jahrhunderte nicht ein Volk, da sowohl diesseits wie jenseits Deutsche mit gleicher Sprache und gleicher Kultur lebten. Niederösterreich und Südmähren waren immer eine geographische Einheit. Der Reisende merkte bis 1918 gar keinen großen Unterschied im Landschaftsbild, wenn er die Thayagrenze überschritt. Sie war auch gar nicht bezeichnet. Nur die Grenzbewohner kannten ihren genauen Verlauf.

Früher gab es wegen dieser Grenze oft Streit und Kriege, sodaß man mit Recht von einer blutenden Grenze sprechen konnte. In der Römerzeit gehörte unsere Heimat zum großen Markomannenreich, das seine Südgrenze an der Donau hatte. Der römische Kaiser Mark Aurel (161− 180 n. Chr.) wollte hier eine Provinz machen und die Germanen unterwerfen; er besiegte sie in einer Schlacht, die im Thayaraum geschlagen wurde und durch das Regenwunder bekannt ist. Die Siegessäule dieses Kaisers im Rom ist das erste Bilderbuch unserer Heimat, da sie einzelne Szenen des Kampfes festhält. Die Römer erbauten auch Kastelle diesseits und jenseits der Thaya: Massovia = Muschau, Oberleis und Stillfried; bei Tracht war ein wichtiger Thayaübergang. Der Tod des Kaisers verhinderte den Ausbau der Provinz Marcomannia.

In der Zeit der Völkerwanderung war unsere Heimat ein Durchzugsland der Völker Rugier, Heruler und Langobarden; diese verließen 568 das Land, zogen nach Italien und die Slawen mit den Awaren zogen ein. Doch blieben Germanenreste hier. 822 taucht zum ersten Mal der Name Mähren auf, das dem deutschen Reiche tributpflichtig war.

Karl der Große (768 – 814) besiegte die räuberischen Awaren und errichtete an der Enns die Ostmark als Schutz gegen die Einfälle aus Osten. Das Thayaland mit dem Weinviertel gehörte zum Großmährischen Reich; seine Südgrenze bildete die Donau. Es waren schwere Zeiten. Einfälle auf beiden Seiten, Raub, Plünderung u. s. w. 864 geschah dies durch Deutsche, 872 durch Slawen, 887 wieder durch Deutsche, die Donau war kein Hindernis. Niederösterreich hieß damals Sclavinia. Die Slawen lehnten das weströmische Christentum ab, das durch Missionäre von Passau verbreitet wurde. 863 wurden aus Ostrom die beiden Apostel Cyrill (+ 869) und Method (+ 885) berufen, die angeblich in Kostel zum ersten Mal auf mährischem Boden predigten. Sie begründeten bei uns eine Nationalkirche, die sich nach Osten ausbreitete.

Im Jahre 907 zerfiel das Großmährische Reich nach der Schlacht bei Preßburg. Die Ungarn hatten gesiegt und besetzten unsere Heimat; sie gründeten mehrere Orte: Schoderlee bei Gr. Krut, Fallbach, Ungerndorf, Gaubitsch und Schoderlee. Sie lagen an einer alten Verkehrsstraße, die von Ungarn durch das Miavetal zur March und dann in die Laaer Ebene führte.

955 besiegte Otto der Große die Ungarn und erweiterte die Ostmark. 1003 gehörte Mähren zu Polen, wo Bolesiaw Chabry ein mächtiges Slawenreich errichten wollte. Deutsche, Slawen und Ungarn drängten in das wichtige Donaubecken bei Wien − „die Drehscheibe Mitteleuropas“. 1012 wurde der Pilger Koloman bei Stockerau an der mährischen Grenze gefoltert. Die Polen konnten 1029 zurückgedrängt werden. 1039 hatte es den Anschein, als ob das Großmährische Reich unter Bretislaw erstehen sollte. Dieser unterwarf sich 1041 dem deutschen Kaiser Heinrich III., der in den nächsten 2 Jahren die March-Thayagrenze erreichte und die Neumark gründete zum Schutze gegen die Ungarn; sie reichte von der March bis zu einer Linie, die von den Polauerbergen bis Fischamend reichte. Sie bestand nur einige Jahre. An die Neumark schloß sich im Westen die marchia Boemia an.

Nun begann die deutsche Besiedlung des Landes durch Bewohner aus dem Altreich. Kirchlich gehörte das Land zur Passauer Diözese. 1051 wird Tracht erwähnt und 1056 Lundenburg, nachdem die Ungarn 2 Jahre vorher eıne schwere Niederlage erlitten hatten.

Der Investiturstreit und die Kreuzzüge verhinderten eine starke deutsche Ostpolitik. Die deutschen Kaiser schenkten dem Osten leider damals wenig Beachtung, ebenso die Babenberger, die im Investiturstreit auf päpstlicher Seite standen. Daher setzte der Kaiser den Markgrafen Leopold (1075 − 1095) ab. Dieser Markgraf erlitt am 12. Mai 1082 eine schwere Niederlage im Kampfe gegen die Slawen bei Mailberg und mußte eine Grenzveränderung hinnehmen. Das Pulkautal gehörte zu Mähren; vielleicht auch die Laaer Ebene mit dem Falkensteiner Bergland. Einige Jahre später war die Thaya wieder die Grenze und die Pollauerberge gehörten zu Österreich.

Einfälle und Plünderungen von beiden Seiten machten das Grenzland recht unsicher. Cosmas bezeichnete die Thayagrenze als schwächste und gefährlichste, wo sich das Selbstgefühl der Deutschen (superbia Teutonicorum) besonders auswirkte; sie wären schuld an den Grenzkämpfen. Auf beiden Seiten sicherten Burgen und Wehranlagen das Land gegen den Feind. Die Johanniter in Mailberg, die schon 1115 Hohenau besaßen, brachten aus dem Morgenland reiche Erfahrung im Burgenbau mit; sie übernahmen bei uns den Grenzschutz.

1156 wurde die Ostmark ein Herzogtum und 1158 Böhmen ein Königreich. In Kostel − Podiwin befand sich eine wichtige Münzstätte, da der Handel und Verkehr in diesem Raum bedeutend war. Die Orte Staatz, Falkenstein und Laa wurden 1176 von den Tschechen geplündert und ausgeraubt; als Vergeltung taten dasselbe die Österreicher in Znaim und Umgebung. Nun regelte der Hohenstaufe Kaiser Friedrich I. Rotbart das Gemärk = die Grenze zwischen Mähren und Österreich (1179). Mähren war eine Markgrafschaft des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und führte auch den Reichsadler als Landeswappen; es war daher dem deutschen Einfluß immer mehr zugänglich als Böhmen. 1213 hatten die Johanniter im Grenzland diesen Besitz.

Auf der Anhöhe von Seefeld fand am 2. Juli 1221 eine Versammlung wegen eines Konkordates statt, damit die bischöflichen Untertanen von den Staatsfronen und Lasten befreit werden sollten; es war damals Sitte, daß die Landesfürsten auf Bergen zu einer Aussprache zusammenkamen. Der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein weilte auf seiner Wanderung am 21. Mai 1227 in Feldsberg und dann in Eisgrub, wo in einer Au das letzte Turnier stattfand.

Unter Friedrich dem Streitbaren wurde 1235 die mährische Grenze überprüft. Er wollte 1238 das ganze Weinviertel an die Przemesliden in Prag abtreten, falls sie ihn im Kampfe gegen den deutschen Kaiser unterstützen; er verpfändete aber nur die Grenzfeste Laa, das Einfallstor nach Österreich. 1241 verwüsteten die Mongolen Mähren, sie kamen auch in das Donaubecken. Am 26. Jänner 1246 besiegte Friedrich in der Schlacht bei Laa die Tschechen und nahm u. a. Ulrich von Kärnten gefangen, der das Lundenburger Gebiet besaß. Die Gefangenen kamen auf die Burg in Staatz. Mit List und Bestechung gedachte er die Polauerberge zu erwerben; doch scheiterte der Plan an der Treue der Burggrafen von Rosenstein und der Maidenburg.

1249 gelangte Nikolsburg in den Besitz der Herren von Liechtenstein, die dann später im Grenzland eine ausgedehnte Hausmacht gründeten und mit dem Schicksal des Thayalandes eng verbunden blieben. Die Huldigung Ottokars durch die Adeligen Österreichs fand in Korneuburg statt; der „Goldkönig” war Herrscher der Ostmark. Da die Ungarn wiederholt in das Weinviertel einfielen − 1264 Schlacht bei Staatz und Groißenbrunn −, berief der König einen Landtag nach Mailberg ein, um die Abwehr der Ungarn zu beraten; er dachte, das Weinviertel mit Mähren zu vereinigen und die Donaugrenze festzustellen. Nach der Schlacht bei Dürnkrut plünderte Rudolf von Habsburg den Brünner Kreis und die verbündeten Ungarn den Znaimer Kreis. Rudolf gründete ein Kloster in Tulln, dem er das Dorf Großkrut schenkte. Der Gedanke der Hohenstaufen, ein großes und mächtiges Reich im Donauraum zu schaffen als Bollwerk gegen den unruhigen Osten, scheiterte.

Der Böhmenkönig Wenzel beanspruchte 1291 das Land Niederösterreich und fand bei den Patriarchen von Aquileia Unterstützung. Diese Forderung wies aber der energische Albrecht I. im Friedensschluß zu Linz zurück, da ihm ein Reich vor Augen schwebte, zu dem das Sudetenland gehören sollte; es gelang ihm, seinen Sohn nach Prag 1306 zu bringen, wo er aber nur ein Jahr regierte. Die Stadt Brünn unterstützte die Bestrebungen der Habsburger; sie wollte eine Vereinigung Süd-Mährens mit Niederösterreich.

Die chronische Geldnot der Habsburger zwang sie 1323 Laa, Eggenburg und Weitra zu verpfänden. Otto der Fröhliche besaß 1331 die Provinz Lundenburg und Znaim als Mitgift seiner Frau − aber nur 5 Jahre. 1331 drangen die Tschechen über Laa in Österreich ein, wurden aber bei Mailberg geschlagen. Auch 1336 wiederholten sie einen Einfall. Die Habsburger schlossen mit Ungarn 1361 einen Erbvertrag, 1364 in Brünn mit den Tschechen, der 1402 erneuert wurde; das war die Geburtsstunde der Donaumonarchie.

Karl IV. von Luxemburg (1347 − 1378) faßte den Plan, die Sudentenländer mit Polen und Ungarn zu vereinigen u. z. unter Führung von Prag; Österreich und Wien schloß er aber aus. Seit Karl IV. orientierte sich Mähren mehr nach Prag. Die Grenze verlief bei uns damals recht ungenau. Denn der Markgraf Jodok übergab 1378 den Rahenhof (Ruhhof) dem Herrn Johann von Liechtenstein; er lag auf mährischem Gebiet.

1394 nahm der Herzog Albrecht Ill. den Herrn Johann von Liechtenstein gefangen, weil dieser ein Bündnis mit dem Böhmerkönig Wenzel gegen Österreich geschlossen hatte, um eine eigene Hausmacht auf seinem reichen Besitz im Grenzland zu errichten.

Das Nikolsburger Urbar − des Jahres 1414 nennt den Wald im March − Thayadreieck Behemwald mit 29 Schachen; es war dies eine bayrische Einteilung. 1428, 1431 und 1432 verwüstete der Hussitensturm das deutsche Grenzland. Von 1437 − 1439 waren Österreich, Ungarn und Böhmen in einer Hand vereinigt. 1458 hatte es den Anschein, als ob das Großmährische Reich unter Johann Georg von Bodjebrad entstehen sollte. 1479 plante Matthias Corvinus ein Großungarn zu errichten, zu dem Österreich und Böhmen gehören würde.

1526 wurde nach den erwähnten Erbverträgen Österreich mit Böhmen und Ungarn vereinigt, sodaß unsere Grenze eine Landesgrenze war. Die Herren von Liechtenstein sicherten das Grenzgebiet durch Gräben und Wehranlagen, da im Osten die Türkengefahr drohte. Auf dem Landtag in Wien konnte am 30. Oktober 1530 die mährische Grenze genau festgelegt werden. Südmähren war die Zufluchtsstätte der Wiedertäufer, auch Habaner genannt, an die in den Gemeinden diesseits und jenseits die Brüderhöfe erinnern. Die Regierung vertrieb sie und rief Kroaten herbei, die aus Süd-Ungarn zu uns kamen. In einem undatierten Schreiben im Liechtenstein-Archiv heißt es, daß bei Bratelsbrunn, als dieser Ort aufgebaut wurde, die Grenze bis an den Bach bei Ottenthal vorgeschoben wurde.

Den Traum von einem selbständigen Königreich Böhmen zerstörte 1620 die Schlacht am Weißenberg bei Prag. Gustav Adolf und Wallenstein planten die Sudetenländer von Österreich zu trennen. Doch kam es nicht soweit. Nun richtete sich Mähren mehr nach Österreich und Wien aus. Böhmen besaß in Prag eine eigene Hofkanzlei, ein Rentamt und ein Oberstes Gericht.

Nach einem geheimen Erbvertrag versprach 1670 Ludwig XIV. dem bayrischen Kurfürsten die Länder der böhmischen Wenzelskrone, nur Schlesien sollte Brandenburg erhalten. Auf Befehl des Kaisers Leopold mußte 1672 durch eine Kommission die mährische Grenze genau überprüft werden, was aber erst 1673 geschah. Nach 3 Jahren erschien eine Mappe mit den Grenzen, die in der Natur mit Marksteinen, Bäumen und Leberhügeln bezeichnet war. Die Sudetenländer waren wegen der reichen Bodenschätze, der Industrie und der fleißigen, aufgeschlossenen Bewohnern sehr begehrt von den Landesfürsten der Nachbarschaft, die vor allem Böhmen verlangten.

Im Zeitalter des Merkantilismus erbaute der Staat die Brünnerstraße; der italienische Meister Marvoni vermaß 1712 im Herbste die mährische Grenze und zeichnete eine verbesserte Mappe, weil die von 1676 viele Fehler zeigte. Die Regierung genehmigte die neue Grenzmappe, die dem Meister alle Ehr machte. Unter seiner Aufsicht setzten Arbeiter die Grenzsteine. Strittig blieb der Porzteich bei Drasenhofen, der immer der Herrschaft Nikolsburg gehörte. Ein Hochwasser durchbrach einmal den Damm und verschüttete den alten Graben, der die Grenze bildete; ein Grenzstein befand sich unter dem Herd der Frühstücksküche des Jagdschlosses.

Die Pragmatische Sanktion des Jahres 1713, nach der Österreich nicht aufgeteilt werden durfte und die alle Staaten anerkannten, war ein Fehlschlag der Geschichte. Sachsen und Bayern hatten schon 1697 und 1714 ihre Ansprüche angemeldet. Allgemein glaubte man 1740 an das Ende der Monarchie. Die Österreicher selbst lehnten ein weibliches Regiment ab und forderten den Kurfürsten von Bayern. Da hörte man den Vierzeiler: „Vivat! der Kaiser Karl ist tot; wir bekommen ein größeres Brot. Der Lothringer ist uns zu schlecht, der Bayernfürst ist uns eben recht!” Der verstorbene Kaiser Karl VI. war beim Volk unbeliebt wegen seiner Jagdleidenschaft; dies galt besonders für die Gemeinden um Wolkersdorf. In Frankfurt a. M. teilten die Feinde am 19. November 1741 Österreich auf. Sachsen bekam Mähren als selbständiges Königreich, dazu noch Ober-Schlesien, Preußen aber Nieder-Schlesien; Bayern forderte die Reichskrone und Sachsen das Land nördlich der Donau − schon 1714. Doch konnte die Aufteilung der Monarchie verhindert werden. Wohl ließ sich der bayrische Kurfürst in Prag zum König von Böhmen krönen und in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser, doch dauerte seine Regierung als Kaiser Karl VII. nur 3 Jahre.

Eine Kommission bestimmte 1756 den Porzteich als Grenze zwischen Mähren und Niederösterreich. Da zeigte es sich, daß sich hier die Grenze immer veränderte, weil sich der Teich nach Norden fortwährend ausdehnte. Die Ufer der Thaya waren sumpfig und wurden bei Hochwasser weithin überschwemmt. Darum gab es hier schlechte Wege sowie ein ungesundes Klima.

Den Landshuter Teich, der immer zu Österreich gehörte, wies der Generalstab irrtümlich auf seinen Karten dem Land Mähren zu. Maria Theresia hob die böhmische Sonderstellung auf, verlegte die Ämter von Prag nach Wien (Zentralisation hieß es). Den Tschechen war dies nicht recht und es erwachte langsam ihr Nationalgeist.

Napoleon plante 1805 nach der Schlacht bei Austerlitz die 3 Kronen zu trennen und aus der Monarchie 3 Staaten zu machen. 1806 begann die trigonometrische Vermessung der Monarchie von einem bestimmten Punkte aus – vom Wiener Stephansturm. Die Kartenaufnahme erfolgte erst nach den Napoleonischen Kriegen; dabei legte die Kommission wieder unsere Grenze fest. Die Landschaft verlor die alten Teiche, die in Wiesen und Ackerland verwandelt wurden, eine Regulierung der Thaya scheiterte an der bekannten österreichischen Geldnot.

Der Fürst Liechtenstein erbaute 1816 am Westufer des Bischofwarter Teiches das schöne Grenzschloß. Die Grenze geht mitten durch den Teich und durch das Schloß. 1826 verlangte eine Kommission, daß der Porzteich die Landesgrenze sein sollte, obwohl die Grenzlinie hier beweglich war; denn der Teich dehnte sich immer mehr nach Österreich aus − früher nach Mähren. Blumenbach nennt in seiner Topographie die Thayagrenze unsicher, da einzelne Orte einmal zu Mähren, dann wieder zu Österreich gehörten.

In der Zeit der Romantik erstarkte das tschechische Nationalbewußtsein und der Traum des Großmährischen Reiches sowie die Begeisterung für die altslawische Kultur − Königinhofer Handschrift − rüttelte die Tschechen auf.

1848 sprach der sudentendeutsche Abgeordnete von einem föderativen Aufbau der Monarchie; wegen Hochverrat wurde er 4 Jahre lang eingesperrt. Auch Bismark riet 1866 denselben Aufbau den Österreichern, weil er die Verhältnisse in der Monarchie besser beurteilte als der Kaiser und seine Ratgeber; es war die letzte Chance für die Donaumonarchie. Die Wiener Regierung „wurstelte“ weiter und überließ es der Zeit: „Es wird schon etwas herauskommen.“ hieß es.

Die Tschechen griffen fest zu und förderten die Einwanderung ihrer Landsleute über die Thayagrenze bei Laa und Lundenburg. Der Ausgleich mit Ungarn ermutigte die Tschechen, die von einem Trialismus − Österreich, Ungarn und Böhmen sprachen. Mit Recht konnte Grillparzer sagen: „Über das viribus hatte ich schon lang große Zweifel, nun holt auch das unitis der Teufel.” Der Leitspruch des Kaisers Franz Josefs hieß: „Viribus unitis“ = mit vereinten Kräften.

Der Versuch, Böhmen auf kaltem Wege loszulösen von der Monarchie, scheiterte 1871. Die tschechische Presse verbreitete im Volk den Traum vom Großmährischen Reich, von der Donaugrenze und vom goldenen Zeitalter der Wenzelkrone. Die unselige Sprachenverordnung Badenis 1897, das die zaudernde Nachgiebigkeit Wiens zeigte, bedeutete den Untergang Österreichs − „finis Austriae“. Die Seele des tschechischen Widerstandes war J. Masarik, „der tschechische Washington”. Die böhmische Unterwanderung, die durch die Prager Zivnostanska Bank unterstützt wurde, spürte man im Weinlande − Hohenau, Kottingneusiedl und Poysdorf; hier förderte sie leider das „traditionelle Bürgertum“. In Themenau wurde die erste tschechische Volksschule in Niederösterreich errichtet, mehrere „Winkelschulen” sollten folgen. Sie wurden wohl verhindert durch „lex Kolisko“.

Im Kriege traten die Tschechen offen gegen Österreich auf und gründeten 1916 den tschechischen Nationalrat. Dieser verlangte die Donaugrenze für die neue Republik, andere forderten einen Korridor am rechten Marchufer zu den Brüdern im Süden. 1918 versprach der Kaiser Karl den Völkern Österreichs eine Föderation; die aber erklärten: „Jetzt ist es zu spät, das hätte früher geschehen sollen“. 1918 brach die Monarchie am 28. Oktober zusammen – „Austria fuit“ hieß es. Am Tage darauf schloß sich Südmähren an Österreich an − ausgenommen Ober- und Unter-Themenau sowie Bischofwart; die sofort der Prager Republik beitraten. Das Selbstbestimmungsrecht galt nicht für Deutsche; als diese im März 1919 dagegen protestierten, unterdrückten die Tschechen die Kundgebung mit Waffengewalt; es gab Tote − „die Märzgefallenen“.

Bei uns sprach man damals von einer Grenzlinie Laa − Poysdorf − Hohenau; doch sollte sie im Gsoltal verlaufen und Poysdorf selbst ausschließen; doch begnügten sich die Tschechen mit Feldsberg und Garschönthal − wegen der Bahnlinie Lundenburg − Znaim und wegen der Feldsberger Wasserleitung. Feldsberg war eine tote Stadt; Znaim, Nikolsburg und Lundenburg wurden wirtschaftlich schwer geschädigt, ebenso Laa. Der wirtschaftliche Radius von Znaim reichte um 1800 bis Mistelbach, der Nikolsburger bis Poysdorf und der Lundenburger bis Drösing. Die Nordwest-, die Ost- und Nordbahn verloren den Verkehr mit der hochentwickelten Industrie der Sudetenländer.

1938 wurde die Thayagrenze weit nach Norden verschoben, sodaß auch Krumau, Pohrlitz, Selowitz und Lundenburg zu Niederösterreich − Niederdonau genannt − gehörten; es war eine Sprach- und Volkstumsgrenze, die 1945 verschwand. Wieder bildet die Thaya die alte Reichsgrenze wie 1919. Der „Eiserne Vorhang“ verhindert jeden Grenzverkehr. Stacheldraht, Minenfelder und Wachtürme sichern den Grenzverlauf auf tschechischer Seite.

Quellen:

M. Vancsa „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich”.

B. Dudik „Mährens allgemeine Geschichte”.

A. Ernstberger: „Böhmens außenpolitische Stellung“ in „Sudetendeutschtum“.

Dr. Franz Hirtsch „Grenzen N. Österreich und Mähren“ in „Deutsches Archiv für Land- und Volksforschung“ 1937.

Johann Weber „Beiträge zur Landeskunde Niederösterreichs” 1832.

Gustav Foehler-Hantz „Deutscher Volksboden und deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei“.

H. Zatschek „Geschichte und Stellung Böhmens in der Staatenwelt Mitteleuropas“.

Dr. H. Reutter „Znaim unter König Johann (1318 — 1346)” in „Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens” 1940.

Pfitzner: „Erwachen und Reifen der Sudetendeutschen“ in „Das Sudetendeutschtum”.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1976, S. 227 - 230

Zur Geschichte unserer Wehrmacht

Von einem österreichischen Militär können wir erst seit dem 30-jährigen Kriege sprechen, als es Wallenstein nach schwedischem Vorbild organisierte. Während aber Gustav Adolf schon 1630 in Schweden die allgemeine Wehrpflicht einführte, hielt Wallenstein an der Werbung fest, die jedoch bei den Grundherren auf Widerstand stieß. Der Wilfersdorfer Amtmann z.B. klagte, daß die Werber nur taugliche Arbeitskräfte der Wirtschaft wegnehmen, die man gerade in dieser Zeit notwendig brauchte. Wallenstein, der Ordnung und Gehorsam von seinen Soldaten forderte, führte den Zapfenstreich ein, der am Abend geblasen wurde, damit die Gasthäuser sperrten und die Soldaten zur Ruhe gingen. Er forderte Salitereien, Pulvermühlen, Zeughäuser und eine Kriegsindustrie für Leinen, Tuch und Eisen.

Die geworbenen Soldaten kämpften nicht fürs Vaterland, sondern ums Geld. Wer mehr zahlte, dem liefen sie zu.

Nach dem Kriege rüsteten 9 Infanterie- und 10 Kavallerie-Regimenter nicht ab, sie bildeten das „stehende Heer“; dazu gehörten die Infanterie-Regimenter Nr. 8 und die Dragoner-Regimenter Nr. 6 und 8. Die Stände bewilligten die Rekruten, die aber noch gemustert wurden. So eine Musterung, die 1671 von 31. Mai bis 1. Juni in Mistelbach dauerte, verrechnete an Zehrungskosten 43 fl 21kr. Infolge der Türkengefahr wurde der Stand 1672 auf 19 Infanterie- und 20 Kavallerie-Regimenter erhöht. Der Plan eines Volkssturmes scheiterte im Weinland an der Gleichgültigkeit der Bewohner, die lieber bei Wein und Bier saßen, als sich von einem Drillmeister ausbilden zu lassen.

In jener harten Zeit konnte nur mit eiserner Strenge die militärische Disziplin aufrecht gehalten werden; daher gab es auch schwere Strafen — Anbinden, Spießrutenlaufen, Stockhiebe, Kurzschließen in Eisen u.a. Prinz Eugen reformierte das Heerwesen, er verbot den Verkauf von Offiziersstellen, errichtete Verpflegsmagazine (in Olmütz 1721), Spitäler, Apotheken und führte den Generalquartiermeister ein (Vorgänger des Generalstabes). Bei der Beförderung der Offiziere galt die Geburt und die Religion. Protestanten kamen bei uns nicht vorwärts. 1703 wollte man die Reichsarmee in eine katholische unter der Führung der Habsburger und in eine protestantische unter den Hohenzollern teilen. Prinz Eugen, der die Religion in der Wehrmacht ausschalten wollte, gab der Armee jenen Offensivgeist, der sie von Sieg zu Sieg führte. Unter ihm erlebte die Wehrmacht das Heldenzeitalter, das auch im Südosten eine hervorragende Kulturmission erfüllte.

1719 hörte man in Schwechat eine türkische Militärmusik, als der türkische Gesandte seinen Einzug hielt. (Die Deutschmeisterkapelle gibt es seit 1743.) Der Hofkriegsrat in Wien führte eine einheitliche Uniform ein. 1728 gab es 40 Infanterie- und 29 Kavallerie-Regimenter. Das Los der Invaliden war ein trauriges, weil sie der Gemeinde zur Last fielen; so hatte Erdberg 1733 zwei Invalide zu erhalten, die als Einleger Kost und Nachtlager für je einen Tag in einem Hause fanden; sie galten als unnütze Freßsäcke und Müßiggänger, die einen bitteren Lebensabend als Dank des Vaterlandes hatten.

1740 erschien bei uns nach preußischem Vorbild das erste Dienst- und Exerzier-Reglement. Vor der Schlacht bei Chotusitz versprach Karl von Lothringen 1742, daß von nun an der Rang und nicht die Religion bei der Beförderung maßgebend sei. Die Kriege mit Preußen zeigten die Fehler und Schwächen der Armee auf — ungeschulte, bestechliche Offiziere, die gerne eine „Diskretion“ annahmen, geringes Pflichtbewußtsein usw. Karl von Lothringen schenkte dem Jagdvergnügen mehr Aufmerksamkeit als dem Krieg. Offiziere bereicherten sich an der Löhnung der Soldaten, die Truppen waren mangelhaft ausgebildet; es war nicht mehr die Armee eines Prinzen Eugen. So liefen 1745 bei Soor im Kampfe drei Regimenter Hals über Kopf davon.

Die Reformen Maria Theresias erstreckten sich auf: Konskription der Militärpflichtigen (1756 — 1763), Einführung der Hausnummern‚ daher jetzt noch „Konskriptionsnummern‘“), der Regimentsnummern, Kadettenschulen, Militärakademie in Wr. Neustadt, Kasernenbau, Militärlager (bei Turas unweit von Brünn), Tierarznei-Institut, Verbesserung der Pferdezucht-Staatshengste, Orden und Tapferkeitsauszeichnungen, Spitäler, Invalidenhäuser, Deutsches Kommando, Deutsche Dienstsprache, Einrichtung der Werbebezirke, einheitliche Signale, 12-jährige Dienstzeit usw. Fürst Wenzel von Liechtenstein, der Schöpfer der österreichischen Artillerie, gab aus seiner Kasse größere Beträge für ihren Aufbau. Die Offiziere bekamen jetzt auch Zutritt zum Kaiserhof; früher besaß nur der Adel dieses Vorrecht.

Der Bauer war ein Gegner des Militärs und haßte es. 1760 verhalfen die Bewohner von Ernstbrunn und Umgebung den preußischen Gefangenen zur Flucht, gaben ihnen Geld und Kleider. Bauernburschen verstümmelten sich, brachen sich die Zähne aus und fügten sich einen Leibschaden zu, um vom Militär loszukommen; aus dem Grunde gingen die von Poysdorf und aus den Nachbargemeinden in die Arbeit zu den Meierhöfen. Die Behörde schickte die Selbstverstümmler auf den Brünner Spielberg, wo es auch zwei Lärmkanonen gab; ein Schuß aus diesen verkündete den Bürgern, daß ein Deserteur entwichen war; ihn zu verfolgen und einzufangen galt als Bürgerpflicht.

1789 erließ Kaiser Josef II. einen Generalpardon (= Amnestie) für alle Deserteure. Für Soldatenwaisen hatte die Mitwelt wenig Verständnis. Nur in Feldsberg gab es 1790 eine Stiftung für diese Unglücklichen. Als Kaiser Josef II. den Poysdorfern eine Geldsumme zur Errichtung eines Krankenzimmers für durchmarschierende Soldaten vorstreckte, benützten die Ratsherrn das Geld für Gemeindezwecke.

1797 verkündete der Kaiser das Volksaufgebot zum Kampfe gegen Frankreich; es wurden patriotische Feiern veranstaltet, schöne Reden gehalten und das Kaiserlied gesungen. (Im ersten Weltkrieg hieß es an der Front: „Patrioten weit vom Schuß hat der Krieg im Überfluß“.) Erzherzog Karl stellte 1805 die Landwehr auf, für die sich Freiwillige im Alter von 18 — 45 Jahren melden sollten. Nur 4 % meldeten sich für diese Truppe, die sich 1809 am 13. Mai bei Jedlesee durch ihre Tapferkeit auszeichnete. Die Namen jener Offiziere, die desertierten, wurden auf den Galgen geschrieben und sie waren dadurch ehrlos = infam.

Unser Weinviertel gehörte zum Werbebezirk Nr. 4, der Markt Poysdorf zur Konskriptionsherrschaft Wilfersdorf. Die Lehrer und Schulmeister rückten nicht zum Militär ein.

1813 zählte die österreichische Armee 63 Infanterie-Regimenter. Soldaten, welche ihre Uniform verkauften, wurden strenge bestraft. Rekruten, welche entwichen, verloren Hab und Gut und waren von jedem Handwerk sowie Gewerbe ausgeschlossen; wer ihnen noch behilflich war, mußte sofort einrücken. Oft verkauften Soldaten ihr Brot an Zivilpersonen und fielen dann vor Entkräftung auf der Straße zusammen. Für die Versorgung der 50.000 Invaliden hatte 1816 niemand Verständnis; nur der Graf Hoyos nahm sich acht in seinen Dienst. Viele erhielten als Dank des Vaterlandes eine Drehorgel und bettelten sich so durchs Leben.

1817 zählte man bei uns Landwehrkompanie-Stationen in Laa, Ernstbrunn, Poysdorf, Zistersdorf und Groß-Enzersdorf. Die schnöde Behandlung der Invaliden und Heimkehrer verbitterte viele, die mit Recht über „die feisten Patrioten“ schimpften, die daheim auf ihren Geldsäcken saßen und Schätze anhäuften. Der Dichter F. Raimund zeigt diese ungesunden Verhältnisse in seinem Schauspiel „Der Bauer als Millionär.

Die Herrschaften steckten mit Vorliebe Vagabunden, Nichtstuer, Schüblinge und „Früchterl“ unter die Soldaten, damit sie sich bessern und brauchbare Menschen werden. Die Offiziere klagten über die Rekruten; sie wären faul, unwissend, unverträglich, roh, brutal, hätten kein Benehmen, versuchten bei jeder Gelegenheit zu desertieren, verstümmelten sich und schrecken auch vor Selbstmord nicht zurück. Die Regierung verlangte 1823, daß die Gemeinden für die Familien der Eingerückten sorgen sollten; dies könnte durch Vereine geschehen. Einzelne Orte spendeten für die Wehrmacht Wein und Schnaps. In Niederösterreich zählte man 1828 3.659 Rekruten, die das 19. Lebensjahr vollendet hatten. Das vorgeschriebene Maß betrug 5 Schuh 1 Zoll (etwa 160 cm), bei der Landwehr 5 Schuh (etwa 158 cm), und was kleiner war, kam zu den Jägern.

1845 betrug die Dienstzeit acht Jahre Linie und sechs Jahre Reserve. In Italien waren unsere Soldaten verhaßt; Gastwirte gaben ihnen kein Getränk und in der Dunkelheit durfte nie ein einzelner sich auf der Straße zeigen. Jene Offiziere, die 1848 mit der Revolution sympathisierten, wurden zum abschreckenden Beispiel erschossen — in Brünn auf dem Spielberg. Durch rücksichtslose Strenge wollte man das Jakobinertum und die liberalen sowie nationalen Ideen vom Militär fernhalten.

Die Niederlagen im Jahre 1859 und 1866 zwangen zu Reformen auf allen Gebieten. Das allgemeine Wehrgesetz räumte mit allen Vorrechten auf. Wer bei der ersten Stellung behalten wurde, diente drei Jahre bei der Infanterie, die von der zweiten Musterung zwei Jahre bei der Landwehr und die von der dritten acht Wochen bei der Ersatz-Reserve; die Lehrer dienten vier Jahre wie die anderen Rekruten (bis 1883); dazu kamen noch Waffenübungen und Manöver von je vier Wochen Dauer. Nach 12 Jahren erhielt der Soldat den Abschied.

Die Landbevölkerung zeigte großen Mangel an Patriotismus. Sie lehnte 1878 die Aufnahme von Verwundeten und Kranken aus Bosnien ab, z.B. Poysdorf. Die Soldaten hatten folgenden Spruch: „Lieber Kaiser und König, sechs Kreuzer Löhnung ist zu wenig; gib uns einen Gulden, sonst machen wir Schulden“.

1883 wurden neue Regimenter aufgestellt — 1859 waren es 80 gewesen; jedes hatte fünf Bataillone, später nur vier und bei der Landwehr drei. Das vierte Bataillon wurde bei der Infanterie nach Bosnien ‚„detachiert“. Die alten Wehrbezirke hießen nun Ergänzungsbezirke; das Weinviertel war der Ergänzungsbezirk für das k.u.k. Infanterie-Regiment Nr. 84 und für das k.u.k. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 24 (beide in Wien). Den Lehrern war es jetzt frei gestellt, das Einjährigen-Jahr zu machen oder als Ersatz-Reservist zu dienen.

Nach 1897 erhielten die Soldaten wöchentlich zweimal ein warmes Nachtmahl, gewöhnlich einen „Schwarzen“, „Negerschwitz“ genannt. Das tägliche Exerzieren in der Dauer von 10 Stunden gehörte der Vergangenheit an. Trotzdem war der Militärdienst ein harter; die Zahl der Soldaten-Selbstmorde war in Österreich die höchste, von Ost-Europa abgesehen.

Nach 1900 wollte die Regierung den Wehrgedanken volkstümlich machen; in der Schule führte sie das militärische Turnen ein, in Mittelschulen Schießen und Geländeübungen, Knabenhorte mit militärischem Charakter wurden gegründet, die auch Musikkapellen hatten, militärische Feiern gehörten zur Tagesordnung, Veteranenvereine pflegten den Soldatengeist, der auch in die Schulbücher Eingang fand; doch war es zu spät. Slawen, Magyaren und die anderen Völker waren erwacht; der kirchliche Geist, den Erzherzog Franz Ferdinand stark in der Armee betonte, stieß in den Offizierskreisen auf Widerstand, die Protektion, die nationale Aufspaltung und die Politik zersetzten langsam die Wehrmacht. 1914 waren unter 100 Soldaten in der Monarchie 25 Deutsche, 23 Ungarn, 44 Slawen und acht Romanen. Im Weltkrieg arbeiteten die Verräter leider mustergültig und trugen viel zum Untergang bei; unter ihnen standen prozentuell die nichtdeutschen Geistlichen an erster Stelle, ihnen folgten die Advokaten und Lehrer.

Den höchsten Verlust in den Kämpfen verzeichneten die Deutschmährer (Regiment Nr. 93 und 99) sowie die Kärntner. Glaise-Horstenau, der Direktor des Kriegsarchives in Wien, nennt die sudetendeutschen Regimenter die Bravsten der Braven.

Die Reformen im Weltkrieg 1914/18 kamen nicht mehr zur Geltung. Am 23. Oktober 1918 erschien der letzte Armeebefehl der alten Wehrmacht. „Austria fuit“, konnte man sagen. Die Weltgeschichte schlug eine neue Seite auf.

Wie wurden die Lehrer-Offiziere im ersten Weltkrieg beurteilt? Die beiden Generale Georgi und Krobatin — dieser war lange Zeit Kriegsminister — sagten: „Wir verneigen uns vor der Riesenleistung der Lehrerschaft und versichern ihr, daß aller unser Dankbarkeit ihr ein unvergängliches Denkmal in der Ruhmeshalle dieses Krieges errichten wird.“ Diese Worte gehörten in jede Schulgeschichte — den Gefallenen zur Ehre und den Lebenden zur Lehre.

Als der christlich-soziale Politiker Vaugoin die Wehrmacht der ersten Republik aufstellte und organisierte, lehnte er die Aufnahme von Lehrern in eine Offiziersschule ab, er hatte den Krieg beim Train mitgemacht. Mochte auch die alte Wehrmacht Österreichs Fehler und Mängel aufweisen, sie hat trotzdem eine ruhm- und ehrenreiche Mission im europäischen Raum erfüllt und das sei nicht vergessen.

Heute stehen wir an einem wichtigen Wendepunkt der Geschichte, weil der militärische Geist sowie der Wehrgedanke. in dem kleinen Österreich nun Formen sucht, welche die neue Zeit verlangt.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Arndt: Geschichte Maria Theresias.

Zirkular des Kreisamtes Korneuburg.

Gemeindegedenkbuch der Stadt Poysdort (1945 verbrannt).

Militärschematismen im Kriegsarchiv.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Juni 1960, S. 5, Okt. 1960, S. 5

Zur Geschichte unserer Weinfässer

Die Erfindung des Fasses schreibt man den Kelten zu, die vor Christie Geburt unsere Heimat bewohnt und auf wirtschaftlichem sowie auf kulturellem Gebiete Hervorragendes leisteten, besaßen sie doch im heutigen Weinviertel drei wichtige Handelsplätze – opida genannt – bei Stillfried, in den Polauerbergen und in Ober-Leis. Im Abendland war das Faß zur Aufbewahrung des Weines stets im Gebrauch, es hat auch nicht die Form geändert.

Zu seiner Herstellung wählt der Bauer das Eichenholz, dieser Baum ist für die Wälder des Weinviertels charakteristisch, da er selbst die Nadelbäume übertrifft. Man kauft die Bäume im Winter (Holzlizitationen), führt sie gleich nach Hause und zerteilt den Stamm kunstgerecht. Die „Taufeln“ stellt der Bauer auf einen sonnigen Platz, weil sie mindestens drei Jahre austrocknen müssen, ehe sie zu einem Faß verwendet werden können. Die Holztürme nennt man „Taufelkasten“, auch „Binderturm“; sie sind 4-, 6- oder 8eckig und ragen oft weit über die Obstbäume heraus.

Das Faß macht der Binder; sein Gewerbe ist in dem Weinlande sehr stark vertreten und die Binderzünfte gehören zu den ältesten des Landes. Ein alter Spruch sagt: „Bauer und Binder sind Geschwisterkinder. Wenn der Hauer betteln geht, muß ihm der Binder das Zögerl tragen.“ Große Faß- und Weingeschirrmärkte gab es in Wien, Korneuburg und Mistelbach. Beliebt waren die 15- und 30-Eimer-Fässer in den bäuerlichen Kellern; man nennt sie noch heute „Lagerfässer“. Im Mittelalter fehlte das einheitliche Eimermaß; denn um 1440 unterschied man bei uns das Wiener, das Eggenburger und Retzer Maß. Tauchten Bedenken über die Richtigkeit des Eimermaßes auf, so schickte man nach Klosterneuburg, wo überprüft wurde. Dies nannte man damals „hamen“, heute sagt man „eichen“.

Die Herrschaften besaßen eigene Bindermeister – „Hofbinder“ geheißen. Ihre Werkstätte war „die Bindkammer“; daneben versahen sie gewöhnlich auch das Amt eines Kellermeisters und führten die strenge Aufsicht über die Weine ihrer Herren in den Dominikalkellern.

Statt der Eisenreifen hatten die Fässer zuerst solche aus Haselnuß- oder Birkenholz; gereinigt wurden sie mit Salzwasser, weil das Schwefeln noch nicht bekannt war.

Nach dem 30jährigen Krieg ließen die Grundherren Riesenfässer herstellen, um ihre Macht und ihren Reichtum zu zeigen; sie sind so recht der Ausdruck der absoluten Fürstenmacht und entsprangen oft einer Laune. 1643 baute der Brünner Bindermeister Christoph Specht dem Fürsten Dietrichstein in Nikolsburg ein Faß, dessen Inhalt 1786 Eimer 9 Maß beträgt (das Heidelberger hat nur 1588 Eimer). Das Nikolsburger ist 41/2 m hoch, 61/2 m tief, hat 22 mächtige Eisenreifen à 7 q und wurde in den 300 Jahren nur einige Male gefüllt. Heute ist es ein sehenswertes Stück, das von Besuchern der Weinstadt Nikolsburg gerne besichtigt und bewundert wird; ein Erwachsener kann ruhig in das Innere hineinkriechen und auf den Eisenstangen herumklettern oder turnen. Bei einem Schülerausflug im Jahre 1930 waren 40 Knaben und 8 Erwachsene im Bauche dieses Riesen.

Die mährischen Bindermeister waren tüchtige Fachleute, die ihr Handwerk wohl verstanden und unsere Märkte im Weinviertel gerne besuchten; hier verkauften sie Fässer, Bottiche, Schaffeln und was sonst der Hauer brauchte. Da ihre Erzeugnisse besser und billiger waren, gab es oft Streitigkeiten und Klagen zwischen den heimischen und fremden Meistern, denen man den Vorwurf machte: „Sie nehmen den Bodenständigen das Brot vor dem Maule weg“.

1693 baute der Müglitzer Meister Hans Zuck für den kaiserlichen Hofkeller in Wien ein Mammutfaß, das 5555 Eimer Inhalt hatte und das größte in Europa war; es zählte 28 Reifen und 8 Sattel; über das Schicksal dieses Riesen ist leider nichts bekannt. Das Heimatmuseum im Müglitz (unweit von Olmütz) hat ein Bild von diesem Faß.

Das Klosterneuburger Faß, das 1704 fertiggestellt wurde, hat 1000 Eimer Inhalt ist 4 m hoch, zählt 72 Dauben und 16 schwere Eisenreigen; es ist durch die Sitte des Fasselrutschens am Feste des heiligen Leopold sehr volkstümlich geworden. Gleichgroße Fässer besitzen die Liechtensteinschen Keller in Feldsberg und das Schloß Matzen. Das Mistelbacher Barnabiten-Kollegium wies in seinem Keller auch gewaltige Fässer auf, die heute von der Weingroßhandlung Roller noch benutzt werden (Inhalt = 6000 l, 8700 l, 10.500 l, 14.000 l, 15.500 l, 15.800 l und 35.000 l).

Für besondere Weine bevorzugt man Oval- und Trommelfässer; erstere sind sehr hoch und nutzen den Raum gut aus, letztere sind weitgespannte Fässer; hat der Bauer keinen entsprechenden Füllwein, so benutzt er Kieselsteine, damit das Faß immer voll bleibt.

Um 1700 wurde das Ausschwefeln der Fässer allgemein gebräuchlich. Neben dem Eichenholz verwendete man auch das der Akazie; dieser Baum stammt wie die Kartoffeln aus Amerika und hat heute infolge der starken Verbreitung längst sein Heimatrecht erworben.

Der Bauer ist bei der Verwendung des Fassgeschirres im Keller sehr vorsichtig; denn er pflegt zu sagen: „Jedes Faß kocht seinen eigenen Wein, sowie jede Hand ein besonderes Brot bäckt.“ Von den Herrschaften lernten unsere Ahnen den Gebrauch der Eisenreifen, die dann langsam die hölzernen verdrängten.

Das „Beil“, welches die Fassöffnung oben verschließt, hat bei uns die Form eines Stöpsels; in manchen Gegenden wie in der Wachau schnitzt man humorvolle Figuren, z. B. Affenköpfe oder solche von Katern, Soldaten, Narren u. dgl. Das Klopfen mit dem Finger an den Fässern hat der Bauer nicht gern.

Für den Haustrunk, den der Bauer mit ins Feld für die Arbeiter nahm, hatte er früher ein Hengelfaß; ein solches besaß auch der Weinfuhrmann, der eine Ladung nach Wien führte; darin war die „Zuladung“ – kein schlechter Wein. Fässer aus Ton, Kupfer und Blech waren nicht so selten und dienten mehr für den Hausgebrauch. Sie alle verdrängte die Glasflasche, die bequem zu tragen und reiner ist.

Um den Inhalt eines Fasses zu bestimmen, benützte man früher die „Visiere“, die Herrschaften hatten die ersten, weil sie dieselben zur Kellerkontrolle nahmen; sie überprüften die Weinmenge der Untertanen, um genau festzustellen, ob jeder seinen Zehent abgeliefert hatte. Nach 1720 errichtete der Staat eigene Zimentierungsämter, die aber nur den Städten vorbehalten blieben; bei uns war dies Laa a. d. Th. und Zistersdorf.

In der Barockzeit liebten es die Klöster und auch die Herrschaften, die Fassböden durch Schnitzarbeiten zu verzieren; religiöse Bilder wurden bevorzugt (die Dreifaltigkeit, Christus im Weinberg, der hl. Urban, die Namenspatrone, die hl. Maria usw.); daneben sieht man auch das Wappen, den Kelch mit der Hostie, das Kreuz, eine große Weintraube – alles umrahmt mit Kreislinien oder Weinranken. Der erwähnte Klosterkeller in Mistelbach besitzt einige schöne Fassböden dieser Art.

Diese Schnitzarbeiten fanden auch in den bäuerlichen Kreisen Gefallen und Nachahmung; mit Vorliebe ließ der Bauer seinen Namenspatron und den seiner Frau schnitzen; bei der Geburt eines Kindes widmete er ihm ein Faß, dessen Vorderseite die Anfangsbuchstaben des Kleinen und die Jahreszahl trug; konzentrische Kreislinien oder Weinranken sowie Weinblätter umgaben die Buchstaben. Ein solches Familienstück nahm sich das Kind mit, wenn es das Elternhaus verließ und einen eigenen Hausstand gründete. Stolz ist der Bauer auf ein Faß, daß zur Familie gehört und von dem er oft sehr viel zu berichten weiß: von Kummer und Sorgen, aber auch von Glück und Frohsinn seiner Ahnen, die sich in dem Fassboden verewigt haben.

Der eifrige Sammler V. Kudernatsch (+ 1946) hatte in seinem Privatmuseum viele geschnitzte Fassböden, die aber nicht der Heimat erhalten blieben, sondern nach Reichenberg kamen.

1860 gelang es der Gemeinde Poysdorf ein eigenes Zimentierungsamt zu bekommen; dafür verlor es die Stadt Zistersdorf. 1875 führte der Staat die neuen Maße und Gewichte ein (l, hl, kg, usw.) der Bauer hielt aber an dem Eimerfaß fest; in seinem Keller liegen die 30-Eimer-Fässer, das große „Load“ hat 30 Eimer, die kleine 15 Eimer; die Öffnung auf der Oberseite nennt er das „Be????loch“, beim Türl hat er den Riegel und das Schrei??. Die Fässer ruhen auf den „Kantern“ und sind durch Klemmen – „Zwänger“- festgehalten, dass sie sich nicht rühren.

Betonfässer lehnt der Bauer für seine Keller ab; er hält an den Eichenfässern fest, auf die er stolz ist, wenn sie im Herbst alle mit Most gefüllt sind; da liegt eine stattliche Reihe vor uns; alle schimmern im Glanze der elektrischen Birne und enthalten den goldenen Tropfen, der soviel Mühe und Arbeit gekostet hat im Sommer.

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 8. Feb. 1947, S. 43

Zur Geschichte unserer Weinkeller

Die Lehrmeister im Weinbau und in der Kellerwirtschaft waren für unsere Ahnen die alten Römer, von denen wir auch die entsprechenden Wörter entlehnten, zum Beispiel Wein und Keller. Die alten Germanen gaben ihre Feldfrüchte sowie das Getreide in große Erdgruben, die zuerst mit einem Feuer ausgebrannt wurden; solche Getreidegruben waren auch bei uns bis zum Dreißigjährigen Krieg in Gebrauch. Die Anlage eines Weinkellers stößt bei uns in dem Lehmboden auf keine großen Schwierigkeiten; der Bauer bevorzugt seit jeher den trockenen Lößgrund, da er die Wände ursprünglich nicht ausmauerte; eine Einsturzgefahr brauchte man in der ersten Zeit nicht befürchten; denn es gab nicht so viele Keller wie heute. Vielfach genügte der Hauskeller, der sich gleich an das Wirtschaftsgebäude anschloss. Ein Presshaus war oft eine Seltenheit, weil die Trauben mit den Füßen ausgetreten oder in Säcken mit den Händen ausgequetscht wurden. Diese einfache Art des Pressens war in Ungarn bei Karlowitz in der Fruska Gora noch um 1880 allgemein üblich. Wer bei uns keinen Keller hatte, bewahrte den Most in der Weingrube auf. Solche werden in Magendorf (eine Wüstung zwischen Poysdorf und Walterskirchen) 1573 erwähnt, von denen der Besitzer 30 Kreuzer Dienst dem Grundherrn zahlte; auch in dem alten Grundbuch der Poysdorfer Pfarrkirche (um 1670) kommen Weingruben vor.

Die Klöster und Grundherren besaßen für ihre Weinvorräte richtige Keller und Presshäuser; sie bezogen auch von den Grundholden den Zehent und das Bergrecht, das zuerst in Wein und später erst in Geld gereicht wurde. In Erdberg bei Poysdorf ist wohl der älteste Keller, der den Namen „Lehenhofkeller“ führt.

Nur in den größeren Gemeinden besaßen die Grundherren ihre Zehentkeller, die noch heute durch ihre Größe und zweckmäßige Raumverteilung auffallen. Sie waren das Vorbild und das Muster für die bäuerlichen Betriebe; denn die Herren waren in jener Zeit auch Lehrer und Berater der Dorfbewohner, sie hatten ein Interesse an einer fortschrittlichen Wirtschaftsweise der Untertanen, weil sie ja an dem Mehrertrag der Bauern teilnahmen.

Um 1580 ließen die Fünfkirchner in Poysdorf durch italienische Baumeister den großen Zehentkeller im Renaissancestil erbauen, der aber schon nach einigen Jahren in den Besitz der Liechtenstein überging (jetzt Eigentum der Familie Schwayer). Dieser schöne Keller, den noch heute jeder Besucher bewundert, war den Bauern nach 1600 ein Vorbild, als durch die Kriegswirren von 1605 und 1618/20 die Gemeinde schweren Schaden erlitt; da entstanden die Keller des Bonner J., des Lackner J., des Schwayer Fr., des Rieglhofer A. und die an der Brünner Straße sowie der in der Gstetten, der 1663 zur Stiftung der Barbarakapelle vermacht wurde; es sind Ziegelbauten, deren Decken dieselbe Bauweise zeigen wie der erwähnte Zehentkeller oder die Pfarrkirche.

Die Keller waren in Kriegszeiten der geeignete Platz, wo Lebensmittel, Kleider und Wertsachen versteckt und vermauert wurden; verborgene Kammern und Erdställe boten der Familie die letzte Zuflucht; die Feinde räucherten sie aber aus, wie dies in Obersulz 1619 geschah. Ein Labyrinth von einer Kelleranlage sieht man in Wilhelmsdorf bei G. Haimer; dieser hat noch „Ziegelgurten‘ des ausgehenden Mittelalters; die Zwischenfelder wurden erst später, vermauert.

Die Barockzeit mit ihrem religiösen Geiste hinterließ die Keller der Klöster, der Bruderschaften in Poysdorf den der corporis Christi-Bruderschaft, des Spitals und der Mariazeller Wallfahrt; sehenswert ist der geräumige Kreuzkeller der Mistelbacher Barnabiten jetzt Eigentum der bekannten Weingroßhandlung Roller und der Keller in Großkrut aus der Wahrndorf-Stiftung. Der Barockstil beeinflußte bei uns nicht so stark wie die Renaissance die Bauweise der Keller; eine Ausnahme macht in Poysdorf der alte Schulkeller, der eine schlichte Barockfront zeigt.

Die Grundherren führten die Keller in ihren Grundbüchern getrennt von den Gebäuden und verlangten von den Besitzern einen „Dienst“; er betrug nach der Größe 6, 9, 12 und 15 Kreuzer. Die Obrigkeit konnte über renitente Untertanen die Strafe der „Kellersperre“ verhängen, so dass auf eine gewisse Zeit das Betreten des Kellers untersagt war (um 1660 erwähnt). Nach einem Sterbefall verfügte die Herrschaft die behördliche Sperre der Kellertür und nahm erst bei der Verlassenschaftsabhandlung das rote Siegel ab. Nach Martini erschien alle Jahre eine herrschaftliche Kommission, die mit dem Visierstab den Inhalt der vollen Fässer bestimmte. Die Dunströhren verschloss der Bauer mit einem Stein, der aus Eggenburger Material hergestellt war.

Der Ausnehmer behielt sich gewöhnlich den kleinen Seitenkeller und verlangte bei der Übergabe oder schon im Ehekontrakt einen eigenen Schlüssel sowie jederzeit freien Zutritt in den Keller. 1752 kostete ein Weinkeller in Neusiedl a. d. Zaya 18 fl; im Vergleich einige andere Preise aus diesem Jahr: 1 Metzen Korn 29 kr, Hafer 24 kr, Kornmehl 1 fl 15 kr, 1 Bienenstock 1 fl 30 kr, 1 Schwein 4 fl, 1 Huhn 9 kr, 1 Gans 15 kr, 1 Schaf 1 fl, 1 Melkkuh 6 bis 7 fl.

Die Verteilung der Keller in Poysdorf war nach dem Wilfersdorfer Grundbuch um 1767 folgende: Liechtensteinische Herrschaft Wilfersdorf - 166, darunter 37 „In Rösselbergen“, Passauische-Königstetten - 17, meist in der „Gstetten“, Poysbrunner Herrschaft - 22, Tullner Kloster – 2, Wiener Jesuitenkollegium - 8, Pfarre Poysdorf - 59, meist in „Kirchbergen“. Pfarre Ameis - 4 und Pfarre Oberleis - 1.

Die große Wohnungsnot nach 1763 (Siebenjähriger Krieg) zwang die Leute zu einem Aufbau einer Kleinwohnung auf den Keller; leider ereigneten sich viele Einstürze, so dass die Regierung solche Arbeiten verbot. Derselben Zeit gehören die Schüttkasten an, die auf den Kellern aufgebaut wurden; auch da folgte der Bauer dem Beispiel der Herrschaften. Der älteste derartige Bau einer Bauernfamilie ist das Presshaus mit Schüttkasten und Keller der erwähnten Barbarakapellen-Stiftung in Poysdorf, „Gstetten“ (1663). Als Kaiser Josef II. die Klöster, Bruderschaften und andere Stiftungen aufhob, gelangten diese Keller in den Besitz des Volkes.

An Jahrmärkten und am Kirtag herrschte: in den Kellergässchen ein lebhaftes Treiben, weil die Fremden gerne hier auf einige Stunden einkehrten, um bei dem goldenen Tropfen die Sorgen des Alltags zu vergessen. Doch auch andere Gäste brachte die verkehrsreiche Brünner Straße: Hausierer aus dem Sudetenland, Handwerksburschen, Pilger, Soldaten, Studenten, Fuhrleute und fahrendes Volk - sie alle labten sich in den Buschenschenken und gönnten sich bei einem Glase Wein eine kurze Rast.

In den Franzosenkriegen plünderte der Feind 1805 und 1809 die Keller, holte sich die vollen Fässer, schoss in seinem Übermut in die Fassböden und kochte sein Fleisch im Wein. Dann kamen friedliche Tage, Tage der Einkehr und Besinnung auch für den Bauer, dem der Keller zur Sparkasse wurde.

In der Biedermeierzeit erwachte die Liebe zur Heimat, der Sinn für Schönheit und Schmuck im eigenen Heim: jetzt hatte der Bauer auch für seinen Keller etwas übrig; er schaute auf Reinheit, Ordnung und Sauberkeit. Die Außenwände strich er schön weiß, die Holzteile der Tür aber dunkelgrün. Er liebte alte Sinnbilder und hatte Verständnis an dem Kulturgut aus der Ahnenzeit. Die Kellertür schmückten Rosetten, Rauten, Sechssterne, halbe Sonnenscheiben oder gar ein Trudenkreuz: die eiserne Schlagleiste strich er dunkelschwarz. Auch hier durfte der Schmuck nicht fehlen: Jahreszahl, Anfangsbuchstaben seines Namens. Rosetten oder andere Verzierungen, die ein geschickter Schlosser verfertigte. Auch beim Schlüsselloch zeigte er Sinn für schlichte Volkskunst, die in jenen Tagen noch recht lebendig war in den bäuerlichen Kreisen. So gewann der Keller etwas Anziehendes, das die Fremden bewunderten und das den Bauer mit stolzer Freude erfüllte.

1794 schätzte man in Pottenhofen einen Keller mit Presshaus auf 40 fl, 1807 in Alt-Ruppersdorf auf 70 fl, 1817 in Ottenthal auf 150 fl, 1820 in Pottenhofen auf 10 fl und 1833 in Poysdorf, „Rößlberg‘“, auf 20 fl; dazu einige andere Wertangaben: 1817 eine Weinpresse 30 fl, 1 Metzen Korn 23 fl (Teuerung und Missernte), 1 Metzen Hafer 5 fl, das Hauerhaus Nr. 113 in Ottenthal mit 6 3/4 Joch Hausgrund, dem ganzen Vieh, allen Fahrnissen, mit dem Wein und Weingeschirr 2000 fl, ein Viertel Weingarten in Falkenstein, „Rosenbergen“, 150 fl, sechs Hühner 8 fl, eine Melkkuh 80 fl, die Ausstattung einer Braut (1 Kasten, 1 Bettstatt, 1 Tuchent, 4 Pölster, 2 klare, 8 grobe Leintücher und 2 Handtücher) 55 fl, 1 Fahrtl Dung 1 fl. - 1833 ein 25-Eimer-Faß mit eisernen Reifen 8 fl, ein Eimer Wein 8 fl 12 kr. - 1885 die Palterndorfer „Wiesmühle“ 4880 fl C. M., der Keller 50 fl, der Wein mit dem ganzen Geschirr 950 fl. - 1847 ein Keller mit Presshaus in Falkenstein, „Ayergasse“, 150 fl.

Der Umsturz des Jahres 1848 bedeutete das Ende der Herrschaften, während für den Bauern- und Hauerstand eine neue Zeit anbrach. Die Namen Urbar-, Zehent, Herrschafts- und Überlandkeller - letztere werden 1798 in Drasenhofen und 1812 in Poysbrunn erwähnt - gehörten der Geschichte an. Die Grundherren, die sich um die Wein- und Kellerwirtschaft gewiss große Verdienste erworben hatten, übergaben ihre Befugnisse dem Staat, so dass aus dem Untertan ein freier Staatsbürger wurde, der sein Schicksal selbst in die Hand nahm. Ist der Bauer auch konservativ, so muss er immer mit dem Geist der Zeit gehen. Der Fortschritt und die Technik machten nicht vor der Tür des Weinkellers halt; so kam das elektrische Licht, Pumpen, Schläuche, Brunnen, Wasserleitung, maschinelle Einrichtungen in die alten Keller. Ihr äußeres Bild haben sie aber nicht geändert, der Geist der Vergangenheit spricht aus dem Bauwerk. Hätte er eine Stimme, so würde er uns ein Stück Bauern- und Familiengeschichte erzählen.

War früher der Herrschaftskeller das Vorbild, dem die Bauern nacheiferten, so ist es heute der Musterkeller in den Gemeinden und der in der Fachschule, die dem Bauern das Neue und das Gute zeigen.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien.

Grundbücher und Verlassenschaftsabhandlungen im Bezirksgericht Poysdorf.

Österreichische Weinzeitung 1947

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 1947

**Zur Geschichte von Groß-Krut**

Nur für Schulzwecke gesammelt von Thiel Franz, Poysdorf.

1055 schenkte Kaiser Heinrich III. Gowatisbrunn (= Gaubitsch) und Böhmisch Krut aus den Gütern Richwins an das Passauer Bistum

1200 Reibersdorf besaß das Bistum Passau.

1260 Reibersdorf besaßen die Herren von Feldsberg und Baumgarten.

1260 König Bela IV. von Ungarn überschritt mit einem Heere die March und verwüstete das Land bis nach Falkenstein. Die Meissauer und Schrattenberger erwarben in Reibersdorf Besitz. Otto der Schrattenberger hatte die Mühle zwischen Krut und Reibersdorf, die 1378 dem Tullner Nonnenstifte jährlich 6 Pfund Pfennige reichte. Der Müller hatte das Recht zu einem Wege durch die Breiten und zu einer Wendestatt, die so breit war, daß man mit einem Wagen umkehren konnte.

1384 verlieh Johann Bischof von Passau dem Heinrich von Rauhenstein den Zehent von Böhmisch Krut und Eibesthal.

1391 erhielt Hans von Liechtenstein, der Hofmeister Albrechts III., den Zehent und Anteile von Ginzersdorf, Krut, Pottendorf, Reinthal, Feldsberg, Walterskirchen, Wetzelsdorf und Erdberg.

1394 schenkte Hans von Liechtenstein dem Schottenstifte 60 Metzen Weizen Kruter Maß.

1399 verlieh Herzog Wilhelm dem Meister Galentz von Baden den Hof zu Palterndorf und 6 Pfund auf behausten Leben zu Böhmisch Krut.

1400 Georg Axbeck wurde mit einer Gult von 10 Schilling Pfennige in Reibersdorf belehnt.

1408 Vogteibrief über Krut: dem getreuen Hans von Liechtenstein und Nikolsburg, derzeit Hauptmann von Znahm, und dem Heinrich von Liechtenstein seinem Bruder wird die Vogtei über Böhmisch Krut übertragen; sie sollen den Markt schirmen und vogten; dafür hatten die Vogtholden ihrem Herrn den Vogtdienst, die Robot und die Landsteuer zu reichen; manche Vogtherren besteuerten ihre Holden, dazu hatten sie ein gutes Recht.

1414 Nach dem Nikolsburger Urbar gehörte Krut zur Feldsberger Herrschaft; die Herren von Liechtenstein besaßen in Krut: ein Ganzlehen – der Besitzer hieß Alt Stewber –, ein Feldlehen von einem Meierhof – darinnen war ein „stolhoff“ und ein „traidschaften“ – dieser Besitz stammt vom Rauchenstein. Von dem Therna kauften die Liechtenstein 4 Halblehen und ein Ganzlebehen, dann 5 Hofstätt, 4 Gwanten Überländ. Die Ackerlehen zu Dorf waren öde; zu Weihnachten reichten die Vogtholden 6 Pfund den Vogteigeld, die Hälfte des Zehentes zu Dorf und Feld großen und kleinen nahmen die Liechtenstein, er betrug in mittleren Jahren 28 Mut à 30 Metzen.

Der Weingartenberg „Gaißleiten“ hatte 48 Viertel Weingärten, davon 10 Viertel öde.

1423 Georg Dechsen erhielt vom Herzog Albrecht V. zu Lehen das Schloß Walterskirchen und die Brandleiten bei Reibersdorf (= Wald).

1423 Albrecht V. belehnt den Ulrich von Eitzlinger mit Gericht, Stock und Galgen, mit Weide und Gehölz zu Reibersdorf.

1430 besaß Stephan von Hering eine Gült zu Reibersdorf auf Überländen von 10 Schilling denar.

1430 Peter der Strewl wurde von Herzog Albrecht mit einem Hof zu Böhmisch Krut belehnt.

1494 Die Erbvogtei wurde durch Kaiser Maximilian dem Herrn Christoph von Liechtenstein über Krut bestätigt und erneuert.

1498 bestätigt Maximilian dem Christoph von Liechtenstein die Vogtei über Krut, Hadersdorf, Wetzelsdorf und Wilhelmsdorf.

1537 hatten die Liechtenstein die eigenen Wiesen (= 12 Tagwerk) verpachtet um 15 fl und von den Untertanen ein Robotgeld eingehoben. Den Weinzehent von 102 Viertel Weingärten teilten sie mit dem Pfarrer daselbst; Zinsgetreide bezogen sie 5 Metzen „Traid“. Der Hametteich war mit 800 Schock Karpfen besetzt; die Fischzucht war ertragreicher als der Feldbau.

1550 Die Liechtenstein hatten in Krut 10 Halblehner und 7 Hofstätten, von denen zwei öde waren; das Robotgeld dieser Untertanen betrug jährlich 50 fl 30 kr; vom Getreidezehent hatten sie die Hälfte (die andere bezog der Pfarrer daselbst).

1592 Der Kruter Pfarrer hatte im Orte den Getreidezehent von 80 Gwanten im „Kruterfeld“ und den von Schrattenberg; in guten Jahren waren es 8 Mut, in schlechten nur sieben. Im Jahre 1588 waren es 9 Mut, 1589 – 7, 1590 – 8, 1591 – 7, 1592 – 8 und 1593 – 7 Mut.

Den Zehentwein führte der Pfarrer alljährlich von Erdberg und Schrattenberg nach Krut und lagerte ihn hier ein; auch die Gemeinde kaufte fremde Weine für ihr Schenkhaus zum Leitgeben, hier gab es keinen „Gemein Faßzieher“, die Einfuhr fremder Weine war nicht verboten wie in Poysdorf.

Nach dem Artikel 41 des Banbuches hatte die Gemeinde ein freies Gejaid auf ihren Feldern. Die Freiheit des Burgfriedens reichte von der roten Mühle bis Reibersdorf, wo jetzt Weingärten sind, bis Baumgarten und Schrattenberg.

1600 Zehentstreit zwischen Pfarrer und Herrschaft, weil der Pfleger von Feldsberg den Zehent von dem „Teilfeld“ wegführte, das zum öden Dorf Einzehnbrunn (lag in der Pfarre Alt Lichtenwarth) gehörte.

1612 Die Kruter waren in der Reichung des Zehentes sehr widerspenstig und rebellisch, da sie ihn aus dem Keller geben wollten, während ihn die Herrschaft vom Felde forderte u. z. bei der Schätzhütte. Wurde der Zehent aus dem Bottichen genommen, so blieb er solange stehen bis der Zehentschreiber erschien. Da rauchte er stark aus und verdarb oft.

1612 Eine Zehenthütte wurde errichtet, der Zehent genau beschrieben, alle Wege im Weingebirge vergraben, damit niemand den Most verführte. Der Most durfte nicht in den Bottichen bleiben, sondern sollte gleich in die Fässer gefüllt werden. Die Schaffeln und Bottiche waren stets genau anzufüllen.

1617 Die Wilfersdorfer fürstliche Herrschaft, zu der Krut gehörte, besaß im Markte 10 Halblehner und eine öde Hofstatt.

1618 Die mährischen „Rebellen“ und später die Kaiserlichen verwüsteten und plünderten den Ort, beraubten die Leute, führten Vieh, Wein und Getreide weg, lesten die Trauben und nahmen den Most mit; der Schaden, den die Feinde machten, betrug 954 fl 30 kr, den die Kaiserlichen anrichteten – 1290 fl, zusammen also 2244 fl 30 kr (nur für die fürstlichen Untertanen). Die Folge waren: Inflation, Geldentwertung, Teuerung, Krankheiten, Schwindel und Betrug, die Bäcker machten kleine Brote, Kaufleute benützten falsche Gewichte, die Müller gebrauchten schlechte Maßl, es fehlte an Schlachtvieh, sodaß die Fleischhauer nach Ungarn gingen, es wollte niemand arbeiten, ein Hauer verlangte 12 fl ohne Essen im Tage oder 6 fl mit Essen. Die Geistlichen verhöhnte man als „Schelme und Diebe“, verspottete die Prozessionen.

1623 zerschlug ein Hagelwetter alle Feldfrüchte.

1632 gab jedes fürstliche Haus an Kriegskontribution (17 waren es in Krut) 4 fl 5 Schilling 10 den, mehr 8 fl 20 den und 1 ½ Metzen Getreide; das machte aus für Krut: 79 fl 20 kr, mehr 137 fl 25 kr und 25 2/4 Metzen.

1633 gab jedes Haus 5 fl, 1 Metzen Getreide 1 ½ Metzen Hafer und 15 Achtering Wein.

1634 reichte jedes Haus 2 fl 15 kr, 1 7/8 Metzen Getreide, 2 2/4 Metzen Hafer, 25 Achtering Wein.

Dazu kamen Einquartierungen und Truppendurchzüge, die den Ort verarmten. Die Soldaten stahlen und raubten, nahmen den Bewohnern die guten Pferde, mißhandelten die Bauern, brachten das Tabakrauchen zu uns und trugen durch ihre Lagerfeuer zur Nachtzeit zu Freuerbränden bei.

1637 verkaufte Karl Ernreitter von Hofwill und Hauskirchen dem Fürsten Maximilian von Liechtenstein 10 behauste Untertanen in Böhmisch Krut, die an Hauszins reichten 5 fl 3 Schilling. Urbaräcker zu Böhmisch Krut, die 7 fl 3 Schilling 36 Pfennig zinsten und den Getreidezehent zu Palterndorf = 15 Mut schweres Getreide und 1 Mut Hafer.

1641 In Krut hatte die fürstliche Herrschaft 6 Roß-, 9 Handroboter, je 10 Männer und 10 Frauen mit 4 Knaben und 3 Mädchen, aber keine untertänige Inleute ohne Hausbesitz.

1642 hatte die Wilfersdorfer Herrschaft 6 Roß- und 11 Handroboter.

1644 nahm die Wilfersdorfer Herrschaft den Zehent von Haus zu Haus, doch gaben die Leute nur den schlechtesten Most, so daß die Herrschaft lieber das Geld nahm; die Zehenthütte stand weit draußen im Feld.

1645 erschienen die Schweden, die von den Gemeinden hohe Kriegssteuern forderten, die nach Olmütz abgeführt wurden; die Herrschaft verlangte ihre Abgaben, ebenso die Regierung in Wien. Zahlte eine Gemeinde nicht die Schwedensteuer, so erschienen Streitscharen, die sogleich ein Strafgericht an den Bewohnern vollzogen, indem sie den Ort brandschatzten. Die ungarischen Hilfstruppen brachten die Pest, die zahlreiche Opfer forderte. Auch nach dem Abzug der Schweden verlangte man von Olmütz aus immer noch die monatliche Kriegssteuer, die auch trotz des Verbotes der österreichischen Regierung stets abgeführt wurde. Unsere Leute hatten vor den Schweden eine heillose Angst; die Bauern versteckten sich in Erdställen, vergruben das Getreide und die Schätze, zeigten sich gegen die Herrschaft widerspenstig, verweigerten die Robot, ließen die Felder unbebaut liegen, sodaß der Fürst keinen Zehent bekam; Schulmeister und Pfarrer erhielten kein Deputat und verließen die Gemeinde, Bauern wanderten ab, es gab öde Häuser und öde Gründe; das Bettelunwesen nahm zu, Diebstähle ereigneten sich; die Bauern hielten sich statt der Pferde Ochsen, damit sie ihnen nicht gestohlen würden; von Jahr zu Jahr stieg die Not, das Elend und die Armut, häufig droschen die Soldaten den Bauern auf dem Felde das Getreide aus, sodaß der Fürst seinen Untertanen Getreide leihen mußte; die Keller wurden erbrochen, der Wein weggeführt, die letzte Kuh genommen. Im Juli 1647 ließen die Kaiserlichen 2 Boten, welche das Geld nach Olmütz trugen, aufhängen. Bei dem Friedenschluß bot Krut ein trauriges Bild; die fürstlichen Häuser waren „völlig öd“, die Besitzer schuldeten dem Fürsten 11 Metzen Korn und 39 Metzen Hafer.

Nach dem Berichte des Pfarrers Johann Warndorf herrschten in Krut traurige Zustände: Von Feldsberg hatte er bis 1647 kein Getreide bekommen, sodaß er sich deswegen beschwerte. Da gab ihm der Pfleger zur Antwort, er müsse bei den gegenwärtigen traurigen Verhältnissen Geduld haben. Sein Hab und Gut sowie sein ganzer Besitz ging ihm durch die feindlichen Völker verloren, sodaß er ganz verarmte. Schon 1646 hatte er kein Deputat erhalten, weil die Feldsberger Herrschaft selbst keines besaß. Auf seine wiederholten Bitten meinte der Pfleger: „Wer nicht ohne Deputat auf seiner Pfarre bleiben will, der solle davongehen.“

Nochmals wandte er sich an den Fürsten mit der Bitte, ihn mit Geld statt des Deputates zu entschädigen, da er sonst von Krut weggehen müßte, weil die Teuerung zu groß sei. So wäre ein Eimer Wein, der sonst 2 fl kostete, schon mit 3 fl angeschlagen. Viele Orte um Krut hätten deswegen keinen Priester mehr.

1651 beklagte sich die Äbtissin des Tullner Klosters, daß die fürstliche Herrschaft und auch der Kruter Pfarrer das Getreide von den Feldern ohne Ursache weggenommen hätten und daß die Bauern mit ihren eigenen Pferden den Zehent nach Wilfersdorf führen mußten; sie hatten ihre Ernte vorschriftsmäßig drei Tage zuvor beim Zehentausstecker angemeldet und trotzdem wurden den Tullnerischen Untertanen Dietler und Richter 35 Häufeln und 15 Garben abgenommen. Darum sollten bei einer Pön von 50 Dukaten die Herrschaft und der Pfarrer sogleich ihr Unrecht gut machen; in Krut hatte immer nach alter Sitte nicht der Zehentherr den Tag des Zehentaussteckens bestimmt, sondern die Gemeinde selbst, die den ihr gefälligen Tag angab. Die Zehentherren warteten drei Tage mit dem Abführen des Zehentes, damit sich die Bauern überzeugen konnten, daß ihnen kein Unrecht geschehen war. Es gab auch trotzige Untertanen, die ihr Getreide sogleich heimführten, bevor der Zehent ausgesteckt war. Seit dem Kriege schlich sich eine Unordnung im Zehent und Robot ein. Obwohl der Pfarrer die Bauern von solchen Eigenmächtigkeiten abzuhalten suchte, setzten sie ihre Arbeit des Einführens fort, es waren lauter Untertanen des Tullner Klosters. Zwischen den fürstlichen und Kloster Untertanen gab es wiederholt Reibereien. Die Regierung verlangte vom Fürsten, daß den beiden Kloster Untertanen ihr Getreide zurückgegeben werde.

1651 Ordinari Landsteuer der fürstlichen Untertanen, die am 3. August fällig war = 25 fl 58kr.

1653 Zehent für die Wilfersdorfer Herrschaft: Weizen 44 Schock 20 Garben, Korn 39 Schock, Gerste 27 Garben.

1654 zählte man noch neun öde Häuser der fürstlichen Untertanen

1655 Pestgefahr (in Nikolsburg und Neusiedl a. d. Zaya wütete sie arg).

1655 Die ersten Reifenpressen in den Kellern tauchen auf.

1656 gab es 13 öde Fünfkirchnerische Häuser.

Um 1660 Das Kloster Tulln hatte im Markte 134 Untertanen (Namen: Riedl, Schweng, Pleyl, Schöberl, Altmann, Brandner, Hofer, Krautwein, Weber, Breuer, Arthold, Bauer, Richter, Hueber, Österreicher, Ribisch, Fröhlich, Weiß, Stoiber, Breithart, Fuhry, Bartl, Girsch, Häßler, Köppl, Heindl, Hauser, Fried, Schild, Wittmann, Baudinger, Haberl, Kellner, Ott, Wagner, Derisch, Pillitzer), 45 Liechtensteinische (Urban, Kastner, Antoni, Lanz, Baumgartner, Schusterl, Scharinger, Weberl, Pfändler, Binder, Scheffler, Haaber), 3 Koharische (Lukas, Grazer, Leitolt) und 4 Pfarrliche (Stockhammer, Sumrich, Graff, Schwenk).

Den Zehent teilten sich die Wilfersdorfer Herrschaft und der Pfarrer (je die Hälfte). Die Grundholden widersetzten sich einige Male, erschienen mit Hacken, Hauer und Prügeln bewaffnet, schimpfen die Zehenteinnehmer, stießen sie und bedrohten sie mit Gewalt. Da verstanden die Kruter keinen Spaß.

1660 fürstlicher Weinzehent = 90 Eimer 35 Maß.

1661 fürstlicher Weinzehent = 195 Eimer 29 Maß 1 ½ Seidel.

1667 Die Landsteuer der fürstlichen Untertanen betrug = 6 fl 28 kr. Mit Bullendorf, Wetzelsdorf und Lanzendorf stellten die Kruter zusammen 1 Rekruten.

? fürstlicher Roboter gab es im Markte: 3 Roßroboter, die wöchentlich 1 Tag und 28 Fußroboter, die auch in der Woche 1 Tag roboteten, und 14 Handroboter, die wöchentlich drei Tage arbeiteten.

Traurig sah der Handel, Verkehr und das Gewerbe aus. Die Meister mußten der Zunft beitreten (Binder, Maurer, Zimmerleute und Schuster in Poysdorf, Schneider in Wilfersdorf und all anderen in Mistelbach). Die Geschäfte gingen schlecht, die Schuster klagten, daß sie im Sommer keine Arbeit hätten, weil die Leute barfuß gingen. Das Holz bezog man von der March. Die mährischen Geschäftsleute brachten auf die Märkte bessere und billigere Waren.

Durch Krut ging die Lundenburger Handelsstraße, die war aber sehr schlecht; das Postamt befand sich in Ketzelsdorf. Die Armenpflege wurde 1662 den Gemeinden überwiesen, die zu dem „Einlegersystem“ griffen; die fürstliche Herrschaft unterstütze ihre Armen mit Geld und Getreide. Sammeln gingen noch zur Les- und Druschzeit die Zistersdorfer Franziskaner. Die Waisengelder müßten sicher angelegt, die Rechnungen genau gelegt werden und den Vormündern schärfte die Herrschaft Ehrlichkeit ein.

1672 besaß die Wilfersdorfer Herrschaft hier:

12 Gwanten Äcker,

18 Tagwerk Wiesen,

1 Mühle; außerdem war hier ein „Freihof“.

1680 brannten hier am 9. September 9 Häuser ab, den Besitzern gewährte man 3 Freijahre.

1683 In den Türkenkriegen seit 1663 gab es oft Musterungen der Männer, die dann in Zistersdorf sich sammelten, später in Korneuburg; groß war die Begeisterung zum Kampfe nicht, weil wiederholt über die Fahnenflucht geklagt wurde. An der March bauten zum Schutze der Heimat Arbeiter Schanzen und Redouten, Nahrungsmittel mußten die Gemeinden liefern, vor allem Getreide, Hafer und Wein; die herrschaftlichen Befehle und kaiserlichen Patente mußten rasch weitergegeben werden; leider scheiterten die gut gemeinten Ratschläge an dem Unverstand der Leute, die an der Verteidigung des Landes kein Interesse hatten. Im entscheidenden Augenblick flohen oft der Richter und die Ratsbürger, es fehlte an Belehrung und Aufklärung. Die Zigeuner und das fahrende Volk wurden abgeschafft (Verrat und Spionage). Für die Kruter war Rabensburg als Zufluchtsort bestimmt, das als Festung ausgebaut, mit Lebensmitteln, Pulver und Gewehren versehen wurde. Kreudenfeuer in Dürnkrut und Falkenstein verkündeten das Heranrücken des Feindes. Ein Drillmeister exerzierte an jedem Sonntag die Männer und übte sie im Gebrauch der Waffen, von Ginzersdorf erschienen dazu in Rabensburg 4 Untertanen, von Krut ?, viele blieben lieber bei Wein und Bier daheim; der Drillmeister klagte über die schlechte Bezahlung. Man dachte damals an die Errichtung einer Landmiliz, förderte das Schützenwesen, gab Schützenfeste (in Poysdorf). Widerspenstige wollten keine Ernte besorgen, Erdställe richtete man her. Doch kamen weder Türken noch die Polen hieher. Nur die Lieferungen und die hohen Steuern drückten den Bauer.

Die Leute kauften in dieser Zeit ihre Pferde nicht in Ungarn, sondern in Mähren. Zur Bewachung der March hielt sich viel Militär mehrere Jahre in den unteren Gemeinden auf.

Traurig waren die kirchlichen Zustände. Die Kinder wußten nichts in der Glaubenslehre, das Pfarrgrundbuch war in Unordnung, die Meßgewänder in üblem Zustand, der Schulmeister hatte im Friedhofe einen Saustall, der Pfarrer verließ oft auf mehrere Tage den Ort; damals gehörte Erdberg zur Kruter Pfarre, wo jeden 3. Sonntag ein Gottesdienst stattfinden sollte.

1685 kein besonderes Weinjahr; am 9. August brannten 2 Stadeln ab.

1686 Große Heuschreckenschwärme kamen im August. Gutes Weinjahr.

1687 Mißjahr für Getreide und Wein.

1691 gaben die Kruter einen schlechten Zehentwein. Der Hametteich diente noch immer der Fischzucht, hatte aber manches Jahr sehr wenig Wasser.

Um 1700 Die Wilfersdorfer Herrschaft hatte in Krut 10 Halblehner und 1 öde Hofstatt.

1700 Die Kloster Untertanen ließen die fürstlichen bei den Gemeinderechnungen nie zum Worte kommen, sie duldeten keine Widerrede; deshalb beklagten sich die letzteren.

1713 Gegen die Pest gab die fürstliche Herrschaft Anordnungen. Die Häuser der Kranken sind zu sperren. Die Wohnungen mit Kronawettholz auszuräuchern. Keine Fremden beherbergen. Hausieren und betteln waren verboten. Die Hintertüren der Häuser sind gut zu sperren, damit kein Fremder einschleiche. Der Schulmeister bete fleißig mit den Kindern die Litanei.

Heilmittel: Kronawettbeeren essen, Wermutwein, Kittenwein trinken; Pflaster aus Honig, Eierdotter, Terpentin und Harz auf die wunde Haut legen, die Beulen mit Essig und Lehm bestreichen; gegen Durchfall Kronawettöl trinken, den Mund mit Gerstenwasser ausspülen. Die Ausdünstung des Ziegenbockes war gesund.

Wallfahrten, Dreifaltigkeitssäulen, Urlauberkreuze erinnern und an den „schwarzen Tod“.

1719 baten sieben fürstliche Untertanen, welche die 7 öden Häuser am grünen Anger aufgebaut hatten, den Fürsten Liechtenstein um seinen Beistand, damit sie die zu ihren Häusern gehörigen Hausgründe erhalten, die nun die Tullner Untertanen im Besitz hatten.

1719/20 In der Flur „Wartberg“, der sonst ein Steinbruch war, setzten die Bauern Weingärten aus und zahlten für einen 2 fl dem Wilfersdorfer Hauptmann und 30 kr dem Schreiber. Für sechs Jahre bekamen sie einen „Freizettel“ und brauchten in dieser Zeit keinen Zehent und Bergrecht geben. Der Pfarrer, der den halben Zehent bezog, erlitt so eine Geldeinbuße.

Inleute bauten sich aus getrockneten Lehmziegeln sogenannte „Patzenhäuseln“, die oft keine Grundstücke besaßen, aber doch roboten mußten. Um 1720 ging eine revolutionäre Welle durch die Bauern gegen Robot und Zehent, die in den Sudetenländern ihren Anfang genommen hatte; bei uns zeigte sich auch dieser Geist; die Bauern waren arg verschuldet.

Nach den Türkenkriegen machten Wegelagerer und abgedankte Soldaten die Straßen unsicher; darum wurden von Militärposten Streifungen unternommen (Kasernberg bei Wolkersdorf). Große Steuerrückstände verzeichneten alle Herrschaften. Reformen: Die Gemeinden mußten die Straßen herrichten und ausbessern, Bau der neuen Straße Wien – Poysdorf – Brünn (1731). Die Post war schon längere Zeit in Poysdorf. Der freie Tabakanbau wurde verboten. Geschäftsleute durften nur zimentierte Maße, Gewichte und Waagen haben, ebenso die Mühlen, die Herrschaften und Gasthäuser (Kandln), gegen die Störer und Hausierer schritt man strenge ein, bei einem Brande war auch immer die Ursache anzugeben, strenge Feuerbeschau, die ersten Rauchfangkehrer erschienen auf dem Lande, Ochsen- und Kuhhäute wurden gestempelt, die Steuer-Weinaufschlag an der Grenze (= 45 kr von 1 Eimer) unterblieb nun. Die Kinder der Gerichtsdiener wurden „ehrlich“ gesprochen und konnten die Schule besuchen (1731). Die Hostien bezogen die Kirchen vom Poysdorfer Kapuzinerkloster, das auch sammeln ging.

1722 Die öden Häuser aus der Schwedenzeit waren 6 Halblehen und 2 Hofstätten, die dazu gehörigen Hausgründe verweigerte man ihnen zu geben; im Schwedenkrieg nahm sie die Gemeinde weg, weil sie Geld für die „Wehrung“ brauchte; 1723 wollte man ihnen die Grundstücke geben, doch man verhandelte bis 1751 und da hieß es: „In der schweren Kriegszeit besitzen ja so die Leute kein Geld für die Ablöse der Grundstücke.“ Die Halblehner hießen: Benedikt Weingartshofer, Andre Pointner, Matthias Christenheit, Jakob riedel, Paul Weingartshofer, Lorenz Hack.

1722 Einkommen der Wilfersdorfer Herrschaft von Krut = 114 fl 49 kr.

1723 Der fürstliche Zehentwein = 315 Eimer kam nach Rabensburg

1723 Die im Schwedenkrieg verlorenen Hausäcker sollte die Wilfersdorfer Herrschaft einlösen

1724 Der Pfarrer war ein widerspenstiger Kopf und dazu eigensinnig; dem Benefiziaten nahm er eine Load Maische weg und zu den Leuten meinte er, daß er den Zehent früher nehmen werde als die fürstliche Herrschaft.

1725 Das Tullner Kloster führte viele Prozesse wegen Herrschafts- und Grundbuchsgefälle, die Bewohner waren widerspenstig und streitsüchtig, führten auch Prozesse. Den Grundschreiber mußte die Rumorwache in das Gefängnis sperren. Der Fürst Liechtenstein sollte den Markt in Bestand übernehmen.

1727 Am 16. Juni wollte ein 9jähriger Bub etwas kochen, das Schmalz fing Feuer und es brannten 8 Häuser ab. Am 29. Oktober äscherte ein Brand 38 Häuser ein (davon 7 fürstliche), zwei Häuser mußten eingerissen werden, sonst wäre der Brand nicht zu bewältigen gewesen. Die Herrschaft gab ihren Untertanen billiges Holz und gewährte ihnen 3 Freijahre (frei von Herrschaftsabgaben).

1728 In Krut war mancher Bauer mit der Lese in 3 – 4 Tagen fertig. Der Most blieb aber sehr lange in den Bottichen stehen und „rauchte“ aus, so daß er dann mehr einem puren Wasser glich. Darum sagten die Leute: „Nirgends ist so schlechter Wein zu finden als in Krut.“ Die fürstliche Herrschaft konnte ihn nur als „Branntwein“ ausschenken. Kostete er an anderen Orten 16 fl, so bekam der Pfarrer beim Verkaufe 9 fl; er teilte den Wein- und Getreidezehent mit dem Fürsten; jeder nahm sich von dem Zehenthäuferl, das 10 Garben hatte, fünf. Nun kamen beide Zehentherren überein und bauten eine Hütte. Der Fürst gab das Material, der Pfarrer deckte sie mit Stroh ein. Doch ein boshafter Mensch zündete sie zur Nachtzeit an. Nun wurde eine neue Zehenthütte gebaut, in der sich der fürstliche und pfarrliche Zehentschreiber aufhielten nebst dem Richter, der auch bei der Abnahme des Zehentes zugegen sein mußte; der Zehentschreiber erhielt täglich 30 kr, der Richter 15 kr (die Auslagen betrugen für die Lesezeit für den Schreiber 16 – 20 fl, für den Richter 7 – 9 fl)

1733 bauten die Kruter den ersten Türkenweizen an, von dem sie keinen Zehent geben wollten, weil er in den Weingärten gesetzt wurde. Bei dem Prozeß wurden die Kruter sachfällig, weil die Herrschaft von allem, was auf den Grunde wuchs, den Zehent verlangen konnte.

1739 Die Fürstin Maria Theresia von Liechtenstein, die mit dem Prinzen Emanuel von Savoyen vermählt war, baute in Krut die Kirche (oder erweitert?). Die Fürstin war eine wohltätige Frau (gestorben 1772).

1749 gaben die Wilfersdorfer und Bullendorfer vom Türkenweizen den Zehent. In Krut baute man damals auch Hanf an.

1750 24. April. Der Mautner hat seinen Grasgarten bei der Gänsweide, die noch aus der Zeit Rudolfs stammte, mit einer Planken umgeben, sodaß bei einem langandauernden Regen das Wasser keinen Ausweg fand und geschwellt wurde; auf solche Weise kamen die Häuser und Stadeln in Gefahr. Er war nach der Aussage der Leute ein Mensch, der die Bewohner mit Ruten und Ochsenziemer schlug, der gern einen Finger hergeben wollte, wenn er einen Kruter an den Galgen brächte. Den Viehtrieb neben der Landstraße ließ er umreißen und Felder draus machen, im Weingebirge hackte er Bäume aus. Den Marktrichter und Rat bedachte er mit unflätigen Worten, er fürchtete weder Gott noch die Welt, kurz, er war der Ursprung aller Bosheiten; er setzte sich selbst Accidentien, erhöhte die Gebühren nach eigenem Gutdünken.

1752 16. Mai. Wegen des Zehentstreites hatte der Marktrichter Joh. Mich. Dreisch alle Bürger aufgefordert, ihre Unterschrift mit der Betschaft auf den Akt zu setzen; niemand durfte das Rathaus früher verlassen, der Gemeindediener ließ niemanden hinaus, der nicht unterschrieben hatte; auch die Witwen mußten unterschreiben. Mit allen Mitteln suchte er den Prozeß weiter zu führen; einige meinten wohl: „Mit dem Fürsten und dem Dechant werden wir den Prozeß schlecht führen, die Gemeinde hat kein Geld und jetzt kostete er schon 30 fl.“ Am 28. Mai war die Gemeinde bereit, den Zehent so zu geben wie früher. Als der Dechant von der Klage zurücktrat, begab sich der Marktrichter Georg Antoni nach Wilfersdorf, um hier im Sinne der Gemeinde zu verhandeln. Von allem, was angebaut wurde, war der Zehent zu entrichten u. z. nahm der Fürst und der Dechant je die Hälfte; auch vom Brein, Linsen und Hanf hatte der Bauer Zehent zu geben, so auch vom Türkenweizen, wenn er im Weingarten gebaut wurde, da er ja dem Boden des Herrn die Kräfte entzoge.

1752 Am 21. August kam ein Hochwasser, das den Markt bedrohte. Als die Wassermassen beim Bretterzaun des Mautners stiegen und dem Seilermeister Leopold Schlichtenberger das Getreide im Stadel verdarb (25 Metzen Korn wurden unbrauchbar), da rückten 185 revoltierende Männer und Frauen mit Hacken, Eisenhämmern, Schlegeln, Krampen und Schaufeln aus, schrien, lärmten, rissen die Planke nieder, verwüsteten den Grasgarten, zerhackten die Bretter, rissen die Säulen aus der Erde, die in den Fluten fortschwammen. Die Felber, die der Mautner vor 3 Jahren gesetzt hatte, zerstörten sie und verwüsteten alles. Dem Beamten im Rathaus drohten sie, daß sie ihn beim Fenster hinauswerfen würden, falls er ein Attestatum geben würde. Dann gingen alle ins Gasthaus und tranken da 5 – 6 Eimer Wein. Doch hatte – dies muß bemerkt werden – der Mautner die Laden selbst ausgerissen, als er das Hochwasser bemerkte.

Nach der „Josefinischen Aufnahme“ waren die Häuser des Marktes aus Stein und Lehm gebaut, die Kirche war solid und mit einer Mauer umgeben, außerhalb des Ortes lag eine Schäferei. Höflein war aus Lehm gebaut, Ginzersdorf aus Lehm und Stein. Die Moräste bei Höflein und Ginzersdorf hatten eine Tiefe von ½ - 1 Klaster. Die Wege und Straßen waren bei Regenwetter sehr schlecht. Die Lebensmittel mußten zum Teil aus Mähren bezogen werden.

1753 klagten die Kruter wegen des Türkenweizenzehentes. Doch erklärten sie schließlich, daß sie ihn treulich geben wollen von allen Flecken, wo er immer angebaut wurde. Wer ihn aber früher heimbrächte, müßte die doppelte Zehentmenge geben.

1756 kaufte der Fürst Wenzel von Liechtenstein 7 Untertanen dem Kruter Pfarrer ab (4 wohnten in Walterskirchen und 3 in Wetzelsdorf). Die Walterskirchner hießen Andreas Stadler, Josef Böck, Paul Würzelberger und Matthias Ließ, die ¼ Bauernhäuser hatten, jedes 30 kr Dienst zahlten, 1 fl 30 kr Robotgeld, 1 fl 7 ½ kr Urbarsteuer und von den Urbargründen zusammen 85 fl 13 kr 2 den Steuer reichte; doch mußten sie noch den Körnerzehent ausstecken und aufladen, den Weinzehent schöpfen und aufladen, sowie nach Feldsberg führen in die Kellerei.

1756 Von Ginzersdorf reichten 38 Grundholden an Urbarsteuer = 27 fl 22 ½ kr, Robotgeld = 48 fl; davon gehörten 13 zum Zistersdorfer Spital (Armenhaus), 14 zum Wiener Bürgerspital, 4 zur Pfarre Staatz, 2 zur Feldsberger Pfarre, 4 zur Wiener Burgkapelle und 1 zur Prinzendorfer Pfarre.

1764 Nach Wilfersdorf roboteten von Krut: 11 Hofstätter wöchentlich 2 Tage, 20 Hofstätter (halbe) wöchentlich einen Tag, die Inleutstübler nichts, fürstliche untertänige Seelen gab es im Markte 153; von der Robot befreit waren die Richter. Fußrobot leisteten die 31 Untertanen und zahlten 68 fl 15 kr noch Robotgeld.

Um diese Zeit ließ man viele Weiden auf und machte daraus Felder – die Fluren hießen „Neuriß“ -, begann langsam mit dem Kleebau und den Kartoffeln – die ersten baute der Prinzendorfer Pfarrer Jungblut –, verbesserte die Viehzucht durch fremde Rassen.

Maria Theresia und Kaiser Josef II. benutzten die Straße von Bullendorf über Krut, wenn sie nach Holitsch bei Göding fuhren zu den Hasen-, Enten- und Parforcejagden, die damals ein bekanntes Vergnügen waren.

1779 6. Oktober. Der Fürst Liechtenstein wurde gebeten um 20.000 Mauerziegeln für den Schulbau, 24 Stamm mittlere Föhren, 4 Stück Eichen und um ein Deputat für den Schulmeister; dieses bewilligte er 1780; es bestand in 2 Metzen Kuchelspeis und 6 Fahrtln Klaubholz.

1788 Für die Armen sammelten monatlich die Guttäter Geld und Naturalien; das Armenwesen unterstand der Pfarrkirche. Die Viehzucht war mittelmäßig, die Feldfrüchte hatten einen guten Abgang, nicht aber der Wein.

1791 Die Obstbaumzucht ist gering, die Fischzucht hatte sich in der Umgebung aufgehört. Gerste wurde wenig gebaut, den Wein ließ man sechs Jahre liegen, ehe man ihn verkaufte, die Holzschläge ließ man 25 – 30 Jahre stehen, um den Wald zu schonen; 1 Klaster Holz kostete 4 fl, die Brücken waren aus Holz bei den Straßen und Wegen. Die fürstliche Herrschaft gab ihren Robotern Brot, das die Bäcker buken, und bei der schweren Arbeit auch Fleisch und Wein.

Die Richter erhielten statt der Robotergötzlichkeit 2 fl 30 kr, waren vom Körner- und Weinzehent befreit und in Krut bekam er statt 4 Fahrtln Klaubholz = 8 fl 30 kr. In Krut leisteten die fürstlichen Untertanen nur Handrobot u. z. 11 wöchentlich je 2 Tage und 20 in der Woche 1 Tag, dazu zahlten sie 68 fl 15 kr Robotzins. Sie besorgten die Arbeiten in der Heu- und Getreideernte, halfen beim Zehent mit (Ausstecken und Zusammentragen, Weinlese, Most zusammentragen) und erschienen bei der Jagd. Die Robot erfolgte bei tunlicher Witterung, das Robotgeld sammelte der Richter ein und führte es in Wilfersdorf ab.

Der Fürst Liechtenstein hatte 35 untertänige Häuser; die 15 Gwanten Äcker im Marktgebiet waren den fürstlichen Untertanen überlassen gegen 1 Metzen Getreide von jeder Gwanten, dazu führten sie noch die herrschaftlichen Körner und das Heu ein.

1822 Die Lundenburger Kommerzialstraße war außerhalb Krut bei den Wiesen gegen Katzelsdorf sehr schlecht.

Groß-Krut 1414. Nach dem „Nikolsburger Urbar“, von Dr. B. Bretholz.  
Besitzer dienen zu Georgi und Michaeli:

Alt Stewber, Ganzlehen ½ Pfund den zu Georg, ½ Pfund den zu Michael;

Der mairhoff, Feldlehen, ½ Pfund den zu Georg, ½ Pfund den zu Michael.  
Der Herr hat noch einen „stolhoff“ und einen Getreidekasten im Meierhof.  
Hofstätte dienen zu Georgi und Michaeli:

Nikel Gursner, Meierhof, 15 den zu Georg, 15 den zu Michael:

Michel Pinter, Hofstatt, 10 ½ den zu Georg, 10 ½ den zu Michael;

Andre Schuester, Hofstatt, 6 den zu Georg, 6 den zu Michael;

Steffan Desterl, Hofstatt, 6 den zu Georg, 6 den zu Michael;

Peter Pinter, Hofstatt, 12 den zu Georg, 12 den zu Michael;

4 Gwanten Überlent, 30 den zu Georg.

Das Gut, das vom Therna gekauft ist.

Nikel Gropfel, Halblehen, ½ Pfund den zu Georg, ½ Pfund den zu Michael;

Bischlin, Halblehen, ½ Pfund den zu Georg, ½ Pfund den zu Michael;

Muerrspretel, Ganzlehen, 1 Pfund den zu Georg, 1 Pfund den zu Michael;

Haymel, Halblehen, ½ Pfund den zu Georg, ½ Pfund den zu Michael;

Troll, Halblehen, ½ Pfund den zu Georg, ½ Pfund den zu Michael.

dient zu Georg und zu Michael 6 den.

7 Gwanten Urbaracker dienen zu Georgi 68 den. Vogtei zu Weihnachten 6 Pfund den.

Zehent: den halben zu Feld und Dorf, groß und klein – 28 Mut beiderlei Getreides.

Weingartenberg: „Gaisleitten“, darin hat der Herr Liechtenstein das ganze Bergrecht: 49 Viertel, 10 öde; die Kirche zu Krut hat auch einen B. Weingarten.

Namen der Weingartenbesitzer:

Stephan Stewber, Nikel von Stain, Jorig Oler, Nikel Fröleich, Michel Behem, Klement Preydel, Jorig

Panczir, Steffan Chursner, Peter Rennolt, Hawg Merrtt Zopher, Herczog, Gerung Pekch, Nikel Hertel,

Michel Hendel, Nikel Gunczesdarffer, Gilig Sarigen, Steffan Leschel, Alt Osterhiltin, Stephan Osterl,

Larencz Ehneter, Gilig Eysnein, Jung Geber, Steffan Olbin, Philipp, Rawchman, Peter Brewer, Ghnapp

Hanns, Leczelter, Symon Stewber, Steffel Gholman, Nikel Fleischacker, Jekel Tropp, Steffel Tuechler,

Hagel, Jorig Messer, Gaissler, Nikel Geisliczer, Marchart, Prunner, Leinbater.

Heumad: 20 Lehen und 3 Hoffstätt.

Die Lehen, die vom Rauchenstein stammen: Besitzer dienen zu Michaeli:

Peter Goldaphel, 1 Halblehen, 3 Schilling den.

Peter Goldaphel, 1 Ganzlehen, 6 Schilling den.

Stephan Baur, 1 Ganzlehen

Ull Frewnt, 1 Ganzlehen, 6 Schilling den.

Hanns Nagengast, 1 Halblehen, 3 Schilling den.

Peter Ollm, 1 Ganzlehen 6 Schilling den.

Seidel, Herrn Altmanns Bruder, 1 Halblehen, ½ Pfund den.

Hans Schilcher, 1 Ganzlehen, 6 Schilling den.

Merrtt Ollm, 1 Halblehen, 3 Schilling, 10 den.

Hainrich von Ratenlaim, 1 Ganzlehen, 1 Pfund den.

Nikel Nagengast, 1 Ganzlehen, 6 Schilling 20 den.

Thoman Ollm, 1 Ganzlehen, 1 Pfund den.

Frewntin, 1 Halblehen, 3 Schilling 10 den.

Frewntin, 1 Halblehen, 3 Schilling den.

Nikel Ernst, 1 Halblehen, ½ Pfund den.

Stephan Ollm, 1 Halblehen, 3 Schilling den.

Jekel Bair, 1 Halblehen, ½ Pfund den.

Jekel Baur, 1 Halblehen, 3 Schilling den.

Chunrat Baur, 1 Halblehn, ½ Pfund den.

Hofstätt dienen zu Michaeli:

Jekel Baur, 1 ½ Hofstatt, 30 den

Stephan Ollm, ganze Hofstatt, 20 den.

Andre Trautman, halbe Hofstatt, 10 den.

Schottenguet ze Heumad dient zu Michaeli,

Peter Baur, ein Ganzlehen, dient 1 Pfund den.

Peter Zechmaister, ein Halblehen, dient ½ Pfund den.

Michel Steyrer, ein Halblehen dient ½ Pfund den.

Nikel Wendel, ein Halblehen dient ½ Pfund den.

Shmon Zechmeister, 2 ganze Lehen, dient 2 Pfund den.

Perschl und Schonherl, ein Halblehen, dient ½ Pfund den.

Eine Hofstatt dient 20 den.

Der Teich gehört ganz dem Liechtenstein; ist er klein, so läßt man die Äcker, die frei vom Wasser sind,

um einen Getreidezins den Bauern.

Der Dienst von den Urbaräckern in dem Feld „Stupptal“ gehört dem Liechtenstein; auch der ganze

Zehent auf 11 ½ Lehen groß und klein; ferner das Gericht mit Stock und Galgen.

Quellen:

Monumenta boica

Herrschaftsakten „Wilfersdorf“ im Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien

Blätter des Vereines für Landeskunde.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1955, S. 6 + 7, S. 10 + 11, S. 14 + 15, S. 19

Zur Geschichte von Hohenau

Unter den Herrschaftsakten von Wilfersdorf fand ich auch im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv einige vom Markte Hohenau, die ein wichtiger Beitrag zur Heimatgeschichte sein dürften.

Die Badestube von Hohenau wird 1341 erwähnt. 1406 eroberte der Herzog Wilhelm die Feste Hohenau, die der Feind eingenommen hatte. Andere Festen und Wehrhöfe gab es: 1321 Burgstall in Altmanns, 1324 das Gut in Maustrenk, 1348 die Feste Walterskirchen, 1359 die Feste in Ringelsdorf, 1423 Feste in Poysbrunn, 1435 ein Hof in Hausbrunn, 1453 eine Haus-Feste in Prinzendorf, 1471 eine Feste in Herrnbaumgarten und Neu-Lichtenwarth, 1504 Feste in Hohenau und Palterndorf, 1519 Hof in Zlabern, 1455 Feste in Stützenhofen sowie in Gutenbrunn, die wahrscheinlich Georg von Podjebrad zerstörte.

Der Kirtag zum hl. Kreuz in Hohenau war 1457 mit einer Freiung von14 Tagen verbunden. Zur Pestzeit des Jahres 1645 flohen einige Bewohner nach Ostra (unweit von Ung. Hradisch in Mähren). In der Gemeinde klagten etliche Bewohner über die Freunderlwirtschaft, weil die Geschworenen = Gemeinderäte ihren Verwandten beim Zehent zu weit entgegenkamen; dieses Uebel herrschte fast in allen Gemeinden zum Nachteil der Armen. Der Markt besaß eine schwedische salva quardia = Schutzbrief.

Der Fischfang in der March war damals sehr ergiebig, weil er 1647 an einem Tage folgende Menge lieferte: 16 Zentner Karpfen, 4 Zentner Hechte und 3 Zentner Schiele, die aber bei der geringen Kaufkraft des Volkes nicht verkauft werden konnten. Da kamen Fischhändler von Wien und gaben für einen 1 q Hechte 14 - 15 fl (sonst 13 fl) und für Karpfen 10 — 11 fl. Die Maut, die der Jude Lebel gepachtet hatte, steigerte die Herrschaft um 50 fl. Der Schmuggel mit Wein, Häuten, Pferden, Ochsen und Schlachtvieh über die March blühte zum Schaden des Juden.

Der Hohenauer Hofgärtner, der besser gestellt war als der in Rabensburg, erhielt 1647 jährlich 50 fl, 15 Metzen Halbgetreide, 4 Metzen Kuchelspeis, 12 Maß Schmalz, 52 Pfund Käse und 4 Kiefel Salz, wöchentlich 5 Pfund Fleisch, täglich 1 Maß Wein und Bier sowie 3 Pfund Kerzen für den Keller. Als die Zistersdorfer Franziskaner in der Kirche durch 3 Monate aushalfen, erhielten sie Wein, Fische und Lebensmittel; überall fehlten Handwerker, Arbeiter und Hilfskräfte, so daß brüderische Zimmersleute aus Ungarn dem Fürsten einen Pferdestall für 30- 40 Tiere in Hohenau erbauten. Neben dem Schloß stand das Bräuhaus. Als ein Schmied unvorsichtig schoß, brannten 1653 im Markte 23 Häuser ab. Die Ringelsdorfer sammelten zur Herbstzeit in den Marchwäldern Eicheln u.z. jedes Haus 1 Metzen. Viel zu schaffen machten hier die Raufhändel dem Amtmann und dem Gericht.

Die Fischzucht im Rabensburger Schloßteich lieferte 1653 in Geld 1317 fl 44 kr und die in Hohenau 10.227 fl 33 kr 2 den. Ein Fischmeister führte die Aufsicht. Wiener Händler kauften den größten Teil ab. Die Hofweingärten in Rabensburg:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Ried | Fläche in Vierteln | Ertrag | Arbeitsunkosten | Ertrag in Geld |
| in Hangern | 22 | 152 ¼ Eimer | 264 fl | 229 fl 7 ½ kr |
| In Gstattdingern | 14 1/8 | 128 ¼ Eimer | 174 fl | 192 fl 22 ½ kr |
| In Sonnbergen | 18 | zusammen | 216 fl | zusammen |
| In jungen Rein | 10 | 9 Eimer | 120 fl | 13fl 30 kr |
| in Bilawicz | 6 | 20 Eimer | 68 fl | 30 fl |
|  |  | 310 Eimer |  | 465 fl |

Dazu kamen an Frühlings- und Herbstgruben 99 fl 36 kr und Hüterlohn = 15 fl, daher an Unkosten = 956 fl 36 kr.

Das Hochwasser im Februar 1654 vertrieb die Speltenmacher aus den Marchauen. Wegen der Pestgefahr durften die Landshuter und Neudorfer nicht Hohenau betreten; erschienen sie aber trotzdem, so nahmen ihnen die Wachen alles weg. Dem Zistersdorfer Kloster, in dem die Pest wütete, schenkte der Fürst 15 Klafter Holz. Um keine Maut zu zahlen, trieben die Wiener Fleischhauer die großen Schweineherden aus Ungam bei Drösing über die March. An Wolle lieferten die Schäfereien: Landshut 872 Pfund, Bernhardsthal 1513, Hohenau 266 1/8 und Lichtenwarth 363 1/2 Pfund. Die Juden gaben für 1 Zentner 19 fl.

Am 8. Juni konnten in den Teichen die Fische gefangen werden; das Ergebnis war 8 Zentner 50 Pfund Hechte, 26.969 Pf. Karpfen, 14.956 Pf. Schwebfische und 33 Schock Krebse. Die Maut von Rabensburg und Hohenau nahm von Michaeli 1653 bis Georgi 1654 ein: 301 fl 8 kr. Vom Hohenauer Teich, der vom 23. Juni bis 1. Juli ausgefischt wurde, bekam die Herrschaft: 23 q 27 Pf. Hechte, 127 q 50 Pf. Karpfen, 3 q 43 Pf. Schwebfische und 7 Schock Krebse à 10 kr.

Die Pfarrer mußten genaue Kirchenrechnungen legen und die Quittungen sowie Belege vorzeigen. Als am 12. August eine „Fünsternuß" gemeldet wurde, durfte niemand ein Quell- od. Brunnenwasser trinken und kein Tier auf die Weide getrieben werden, weil die Luft vergiftet sei. Die Kirchenspende der Frau Fürstin Anna Elisabeth teilte der Amtmann auf: Rabensburg bekam 60 fl, Bernhardsthal, Hausbrunn und Lichtenwarth je 40 fl, Dobernmannsdorf 50, Landshut 20 und Hohenau 50 fl: hier schaffte der Pfarrer dafür an: 12 Ellen Leinwand für Chorröcke, 6000 Schindeln, 9000 Schindelnägel, einen Tauf- und einen Weihkessel. Am Ringelsdorfer Kirtag gab es bei der Rauferei 15 Schwerverletzte — davon 3 sehr schwer; hier brannten 4 Häuser ab.

Der Hohenauer Herrschaftsbote erhielt jährlich 30 fl und 9 kr Laufgeld für eine Meile, der Rabensburger aber 40 fl und 6 kr Laufgeld, von 1654 an ware beide gleichgestellt. Für die Arbeiten im Rabensburger Schloß holte der Amtmann Poysdorfer Schlosser für die Fenstergitter, Zistersdorfer Tischler und Nikolsburger Brunnenmeister, da es an tüchtigen Handwerkern fehlte. Den Armen gewährte der Fürst ein Ordinari Almosen von 45 Metzen zu Michaeli, in der Fastenzeit und zu Georgi. Die Judengemeinde, die mit dem Markte einen Streit hatte, mußte mit der Christengemeinde mitleiden; sie hatte einen Judenrichter und 6 Häuser; neue durften nicht gestiftet werden. Es war ihnen verboten, den Christen ,,Koscherwein“ zu verkaufen. Die Aecker von den 6 Häusern nahmen sich die Christen, weil die Juden nur vom Handel und Hausieren lebten. Der Fischermeister besetzte den Hohenauer Teich, der noch am 9. März zugefroren war, mit 1185 Schock 22 Stück Fischbrut von Steinitz (Südmähren).

Die Herrschaft konnte 12 Neubauern bestiften u. z. in Rabensburg 5, in Hohenau 2 (Schauer und Rausch), in Bernhardsthal 3 und in Palterndorf sowle in Dobermannsdorf je 1. Da in Landshut die Pest am 29. Oktober auftrat und im Zistersdorfer Kloster schon längere Zeit wütete, wurden in den Gasthäusern die Infektionspatente angeschlagen, auch von der Kanzel verkündet und viel Rauchwerk angeschafft. Die Heuernte ergab 449 Fuhren (Rabensburg 61, Hohenau 150, Bernhardsthal 125 und Landshut 113), die Grummeternte nur 72 Fuhren. Für die Herbstjagd hatten aus den Gemeinden 80 Roboter zu erscheinen; andere mußten Hopfen und Eicheln sammeln, Schafe scheren, Fische fangen, die Teiche auslassen, Bücken herrichten und Klafterholz machen. In Bernhardsthal und Landshut betrieben die Bewohner fleißig Bienenzucht. Die Herrschaft veranstaltete im Herbst ein Probedreschen und -pressen, außerdem besaß sie ein Weinvisier zum Messen des Faßinhaltes in den Kellern. Die Franziskaner in Zistersdorf erhielten von der Herrschaft 1 Zentner Rindschmalz, je ½ Metzen Äpfel und Birnen, je 5 Metzen Korn- und Weizenmehl sowie 1 Metzen Nuß.

In diesen schlechten Zeiten fehlte überall das Geld; durch 2 Jahre war das Getreide nicht geraten; die verschuldeten Bewohner zahlten keine Steuern; da halfen keine militärischen Exekutionen; der Weinhandel stockte; die Leute waren ,,desparat", gleichgiltig und sagten ,,Meinetwegen soll das Dorf zugrunde gehen". Die Herrschaft nahm auch Wein statt den Steuern (10 Eimer kosteten 6 - 7 fl).

1655 äscherte am 23. April ein Großfeuer Rabensburg bis auf 11 Häuser ein. Ein Schmied der geschossen hatte, wurde im Hohenauer Gefängnis eingesperrt und ein Teil seines Besitzes verkauft; das Geld teilte der Amtmann auf die Abbrändler auf. Einbrecher stahlen in der Schäferei zu Bernhardsthal 560 fl und legten Feuer an, so daß 300 Schafe verbrannten. In Rabensburg gab es eine Sagmühle zum Holzschneiden. Zu Georgi mußten die Gemeinden den Banwein von der Herrschaft zum Ausschank übernehmen u. z. Lichtenwarth, Neusiedl, Hausbrunn und Palterndorf je 50 Eimer und Dobermannsdorf 40. Am 19. Juni 1655 brannte der Fatzihof ab; dabei gingen 14 Kühe zugrunde. Ein Förster entdeckte im Walde 4 schwarze Störche und 1 Löffelgans. Die Zahl der Schafe betrug in Hohenau 713 Stück, Bernhardsthal 1664, A.-Lichtenwarth 598 und Landshut 910, die Sommerwolle 28 Zentner 39 Pfund. Der Hohenauer Pfarrer erhielt jährlich von der Herrschaft 10 Eimer Deputatwein.

Am 17. Juli 1655 ließ der Markt wegen der Pest, die ein scheußlicher Nebel gebracht hatte, Wachen aufstellen und und verbot den Juden aus Nikolsburg das Betreten der Gemeinde. Trotz der Mißernte gewährte der Fürst den Schnittern auf jeder Breite 4 Eimer Bier. Der Obersulzer Zimmermeister Antl stellte in Hohenau die erste Reifenpresse auf. In Neusiedl a. d. Z wütete die Pest, so daß der Fürst den Gemeinden auftrug, sich um Bader umzuschauen. Pfarrer, welche Pestkranke nicht versahen, bekamen keinen Zehent. Das Zapfenmaß = Verzehrungssteuer, das immer auf 1 Jahr verpachtet wurde, betrug in Dobermannsdorf 58 fl 12 kr, in Palterndorf 85 fl, in Hausbrunn 81 fl 36 kr und in Lichtenwarth 45 fl 12 kr; die Geldsumme war im Hohenauer Rentamt einzuzahlen. Die fürstlichen Schankhäuser verkauften im Sommer folgende Weinmengen: Hohenau 201 2/4; Eimer, Bernhardsthal 214, Rabensburg 247 ¼ im Winter H. 223 ¼, B. 119 ¼ und R, 270 ¼ Eimer; der Wirt bekam von jedem Eimer 7 kr. lm Oktober zeigte sich die Pest in Hohenau. Am 9. Mai 1656 vernichtete ein Feuer in Ringelsdorf auf der ersten Zeile 31und auf der anderen 30 Häuser; darunter war auch der Pfarrhof, der hier ein Halblehen war, und das Halterhaus.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 1956

Zur Geschichte vonMaxendorf

1170: Ulrich von Asparn gibt ein halbes Lehen zu Massendorf dem Stifte Klosterneuburg (Font. rer. anst. IV. 84). Massendorf, auch Mechsendorf genannt, hat seinen Namen von meissare = Holz fällen ("meißen").

1258 besaß das Stift Klosterneuburg hier 3 Lehen, 3 Breiten Acker, dann noch 2 Lehen, 1 Wiese und 2 Plätze. Die Lehen zinsten zu Georgi und Michaeli einen Geldbetrag, zu Ostern Käse (ebenfalls zu Pfingsten und Weihnachten), als Weisat Trauben, zu Georgi Hühner; von der Viehtrift gaben sie 5 den; außer dem Stifte hatten noch da Besitz Konrad und Hadmar von Schönberg. Die Herzogin Elisabeth schenkte dem Stifte Klosterneuburg 80 Pfund Pfennig, damit bewegliche Güter gekauft und vom Ertrage die Gottesleichnamstiftung erhalten werde; da sollte der Stiftsoberkeller im Auftrage des Probstes Hadmar die 2 Lehen des Konrad von Schönberg in Mechsendorf kaufen.

1296 – 1. Mai. Hadmar von Schönberg und seine Frau verzichten zu Gunsten des Stiftes Klosterneuburg über die Lehensherrschaft beider Lehen.

1297 – 16. Oktober verkauft Friedrich von Liechtenstein 3 Pfund jährliche Gülten zu Mechsendorf der Herzogin Elisabeth.

1298 – 24. Februar: Da erwirbt das Stift Klosterneuburg von Wigand Eisenbeutel das Gericht von Mechsendorf – ein herzogliches Lehen.

1438 verkauft Johann Gatter dem Ulrich Eitzinger eine Gült von 4 Pfund 7 Schilling 14 1/2 Pfennig auf Ueberländen zu Mechsendorf und einen Dienst von 24 Metzen Weizen, 24 Käsen und 90 Eiern daselbst, die sein freies Eigentum waren.

1479 – 28. Nov.: Stephan von Eitzinger vermacht seine Besitzungen in Mechsendorf seinen Söhnen Martin und Georg. Es ist die letzte Erwähnung des Dorfes.

1537. Den Weinzehent besaßen die Herren von Liechtenstein; mit Wilhelmsdorf hatten sie hier in Maxendorf zusammen 157 Viertel Weingärten. Zinsgetreide gaben die Feldlehen von Marendorf 24 Metzen; Getreidezehent hatten die Liechtensteiner hier auf 293 Gwanten (Wilhelmsdorf eingerechnet); Kucheldienst gab Maxendorf 6 Hühner.

1554 hatten die Liechtenstein Getreidezehent hier auf 238 3/4 Gwanten, Weinzehent auf 104 1/8 Viertel, 24 Metzen Zinsgetreide und 6 Faschingshühner.

1573. Die Grundstücke von Maxendorf genießen die Poysdorfer, Ketzelsdorfer und Walterskirchner. Landgericht und Dorfobrigkeit hat die Herrschaft in Wilfersdorf; diese bezieht Ueberlandgeld von 7 Halblehen = 3 fl 30 kr, von 2 Hofstätten = 15 kr, von 1 Weingrube = 30 kr, von 1 Wiese = 3 kr 1 den, den halben Zehent von 204 Gwanten = 1 Mut beiderlei Getreides; Weineinkommen = 81 1/2 Viertel, Kücheneinkommen = 7 Hennen.

1644. In der "Höbertsgrub" waren 1644 teilweise Wiesen.

1660. Weinzehent, den die Wilfersdorfer Herrschaft von Maxendorf bezog = 83 Eimer 16 Maß 3 Seideln.

1661 Weinzehent = 320 Eimer 20 Maß.

1767 Nach dem Grundbuch hatte die Wilfersdorfer Herrschaft in Maxendorf: 1 Zehenthütte – rechts von der Straße nach Herrnbaumgarten. Von dem Ziegelofen, den Ketzelsdorf hier 1787 errrichtete, gab die Gemeinde eine 10jährige Renovation von 10 fl.

Die Kadermühle besaß 2 Gänge, von denen der eine nur bei Schnee- und Regenwasser lief, 1 öden Fischhalter, 1 Keller, 1 Ablaßgraben, 1 Stadel, 1 Baum-, Gras- und Kuchelgarten. Die Besitzer der Mühle: 1753 Rötzel, 1831 Pinsker und 1846 Schwayer.

Nach der feindlichen Abödung (wahrscheinlich durch die Ungarn 1485) wurden die ehemaligen Lehen in Urbarfeldlehen umgewandelt, es gab: 1 Urbarfeldlehen, 1 halbes Feldlehen, 23 Viertel Feldlehen, 8 Achtel Feldlehen und 1 Urbar Feldhofstatt. Zinsgetreide und Faschingshühner sind seit Jahren in Geld reluiert (1 Metzen = 1fl, 1 Henne = 7 kr).

Die Zechwiese unter der alten Poststraße gehört dem Pfarrer in Walterskirchen, doch genießt die Gemeinde Ketzelsdorf die Hutweide, die Fechsung aber der Pfarrer und die Kirchenväter von Ketzelsdorf.

Die Roßweide in "Gränzersthal" ist recht sumpfig.

Flurnamen:

"Unteres Feld" – unter der Viehtrift, da geht die Walterskirchner-Straße durch; am Poybach liegen die Gemeindewiesen.

"Oberes kleines Feld" – ober der Viehtrift; die Wiesen bei der Kadermühle sind feucht.

"In Lehnsatzen", "Gränzersthal", "Brünnlern", "In unteren Lehnsatzen", "In oberen Lehnsatzen" – bildeten einmal eine Flur; der Gränzersthalbach ist mit Felbern besetzt; neben der Poststraße befindet sich ein "Rotes Kreuz". "In Pfeiffern" – neben "Thenn" und "Freibergen". "In kleine Gaißbergen", "In großen Gaißbergen" ("Lettenberg" genannt). "In schwarzen Feld" (auch "Schwarze Ackern" oder "Gaißberg" geheißen). "In Schalkln" (einige Gründe heißen "In Ebenthal"). "In Ebenthal"; "In kleinen Nöstlböken"; "In Gsol"; "In der Bloben Trey" (Zehent gehört dem Pfarrer von Walterskirchen, 1644 "Blabentreu"); "In der Inzesgring" (auch "Gring" genennt), 1693 war "Innerts Krinn" mit Bäumen teilweise bewachsen. "In Nöstlböken"; "In Obenführ" ("Freibergen", "Nöstlböken"); "In alten – und langen Freibergen"; "In mittern Freibergen"; "In vordern Freibergen"; "Auf der Thenn" (auch "Maxenberg" geheißen); "In Maxenberg" (auch "Saurüssel" geheißen); "In Maxenberg" (oberhalb der Viehtrift, auch "Mexendorf" genannt); "Im Innaus" (16 Gwanten); "Im Innaus" (da stand die Zehenthütte der Wilfersdorfer Herrschaft).

Quellenangabe:

"Blätter des Vereins für Landeskunde" 1881.

("Die Arbeiten Neills")

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv

Grundbücher im Bez.-Gericht von Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 20. 11 1954, S. 4

Zur Geschichte von Wüstungen im Gerichtsbezirk Poysdorf

Die Ortsdichte unsrer Heimat wies im Mittelalter mehr Siedlungen auf als heute. Zahlreiche Ortschaften gingen zugrunde und nur im Flurnamen und sagen lebt die Erinnerung an diese verschollenen Orte weiter, die man Wüstungen nennt. Unser Gerichtsbezirk hat eine bedeutende Anzahl solcher Orte, von denen wir leider nur spärliche Aufzeichnungen besitzen.

Die Wüstungen Magendorf – ursprünglich hieß es Mechsendorf, Messendorf oder Massindorf – lag zwischen Poysdorf und Walterskirchen. Der Name wird von dem althdtsch. amaisare (Holz fällen) abgeleitet und deutet auf eine Rodung hin, was im Weinviertel eine große Seltenheit ist. In den Urkunden des Stiftes Klosterneuburg, das im Poybachtale großen Besitz hatte, wird das Dorf 1160 zum erstenmale erwähnt und kommt dann noch 1296, 1298, 1330 und 1370 vor. Das Stift besaß das Dorfgericht in Mechsendorf. Außerdem hatten auch andere Grundherren hier Besitz. So besaß ein gewisser Konrad von Schönberg 2 Lehen, die jährlich 2 Pfund Pfennig und 4 Hühner dienten. 1438 wird der Emporkömmling Ulrich von Eitzinger, ein einflußreicher Mann und Gegner Kaiser Friedrich III., angeführt, daß er Grund und Boden daselbst hatte. 1479 besaß die Besitzungen Stephan von Eitzinger, der das Erbe seinen Söhnen Martin und Georg hinterließ. Diese Urkunde ist die letzte, die den Namen des verschollenen Dorfes anführt. Seit 1479 schweigen die Akten und es ist anzunehmen, daß um diese Zeit die Ortschaft verödete. Wie sie verschwand, darüber ist nichts bekannt. Ob durch Hochwasser, durch Pest, Feuer oder durch kriegerische Ereignisse, darüber gehen die Ansichten auseinander. Der bekannte Sammler B. Kudernatsch fand hier sehr viele Steine und Geräte, die deutlich die Spuren von einem Feuerbrand aufwiesen. Eine Sage berichtet von 2 Frauen, die den Untergang des Ortes überlebten und nach Poysdorf gingen, um hier eine Wohnung zu suchen. Da sie keine fanden, begaben sie sich nach Ketzelsdorf, wo sie aufgenommen wurden. Zum Danke dafür erhielten die Ketzelsdorfer die Gründe von Maxendorf. Die zweite Sage von dem Schwein, das eine Glocke herauswühlte, die dann nach Walterskirchen geführt wurde, ist eine Wandersage, die in vielen Gegenden vorkommt.

Die Annahme, daß die Bewohner von Maxendorf nach dem Untergang des Dorfes nach Ketzelsdorf übersiedelten, ist nicht unwahrscheinlich. Daß der Grundherr das Gebiet nicht für sich beanspruchte und einen Meierhof anlegte, wie es vielfach geschah, ist recht sonderbar.

1537 wird Maxendorf in den Akten als „oedt“ bezeichnet und geht in den Besitz des Hauses Liechtenstein über. 1567 werden Weingärten in Maxendorf erwähnt und 1661 erfahren wir den Zehentvertrag dieser Gemeinde. Er betrugt 629 ½ Eimer und gehörte zur Hälfte der Herrschaft Wilfersdorf, die anderen 314 ¾ Eimer holte sich der Pfarrer von Walterskirchen. Diesem gebührt auch in der Rieb „Bloben-Tren“ der ganze Zehent. Ein Grundbuch aus dem Jahre 1767 sagt: „Maxendorf war vormals ein Dorf, in dem ein Pfarrer von Walterskirchen untertänige Hofstätten, Häuser und Ueberlände besaß. Da aber dieses Dorf der Sage nach durch eine Ueberschwemmung zugrunde ging, wurden die Hausgründe in Ueberländgründe umgewandelt. Jeder Hausbesitzer mußte dem Pfarrer jährlich eine Quanten Acker (nicht ganz ein Joch) in schwerer und eine Quanten Acker in geringer Fechsung gegen die übliche Darreichung von 24 Pfund Brot und 1 Maß Wein (per Joch) schneiden, aufbinden und in Häufeln zusammenstellen.“ Bei dem Zehentausstecken hatte auch jeder Bauer mitzuhelfen und bekam dafür ein Frühstück und ein Mittagmahl. Einige Lehen von Maxendorf lieferten Faschingshühner und Zinsgetreide. Dieser Dienst wurde dann abgelöst. Der Bauer zahlte für einen Metzen Getreide 1 Gulden rheinisch und statt einer Henne 17 Kreuzer. In der Ried „Grenzersthal“ war auf der Wiese, die ¼ Tagwerk groß war, ein kleiner Brunnen und in geringer Entfernung führte die alte Landstraße vorbei. Weil die Gegend sumpfig war, wurde die Straße „kassiert“ und weiter gegen Poysdorf verlegt. Die Wiese um den Brunnen war die Roßweide. An einer anderen Stelle ist von einer „feindlichen Abödung“ die Rede.

In der Theresianischen Fassion vom Jahre 1754 wird Maxendorf mit dem Schätzungswerte von 13.310 fl. angegeben. Es gab hier lauter Weingärten, nur einige Joch Aecker und einige Tagwerkerwiesen. Die Herrschaft Wilfersdorf führte ein Grundbuch über diese Gemeinde, zu der folgende Rieden gehörten: Gsol, Bloben, Tren, Inzesgrün, Nöstlböckern, Oberführ, Auf der Trenn, Lange-, Mittlere-, Vordere Freibergen, Maxenberg, Saurüsseln und Innaus.

Heute gehört Maxendorf zur Gemeinde Ketzelsdorf, obwohl die Felder und Weingärten zum größten Teil im Besitze der Bauern Poysdorfs sind. Nur eine Mühle ist der einzige Ueberrest dieser voerschollenen Siedlung. Nicht weit von ihr entfernt erblicken wir in nördlicher Richtung einen Bildstock, der neben dem Feldweg steht, der nach Walterskirchen führt. Von ihm erzählt das Volk, daß hier die Kirche und der Friedhof von Maxendorf waren, weil man in früheren Jahren zahlreiche Menschenknochen fand. Ein alter Keller neben dem erwähnten Feldweg zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er stürzt langsam ein und wird so verschwinden wie die Liechtenstein'sche Zehenthütte, die unweit vom Keller durch die Gemeinde Ketzelsdorf errichtet und im Stande gehalten wurde. In dieser Hütte waltete der Zehentschreiber zur Zeit der Weinlese seines Amtes und der Feldweg hieß früher auch Zehenthüttenweg. Eine Mulde in den Feldern gibt uns den Platz an, wo der Ziegelofen stand, der 1787 erwähnt wird. Die Mahlmühle hatte 2 Gänge, von denen der eine beständig war, während der andere nur gelegentlich benützt wurde, wenn ein großer Andrang herrschte. Im alten Grundbuch der Herrschaft Wilfersdorf hieß die Kadermühle, 1753 besaß sie Rötzl Franz, 1831 Pinsker Ludwig und seit 1846 die Familie Schwayer. Da noch 4 öde Fischbehälter erwähnt werden, so muß früher im Poybach die Fischzucht betrieben worden sein. Auch ein Grundbuch von Wilhelmsdorf spricht von dem Fischfang im Poybach. Unterhalb der Mühle zu der ein Preßhaus und ein Keller gehörten, breitete sich die Viehtrift der Gemeinde Ketzelsdorf aus, die heute nicht mehr besteht.

Die Ortschaft Höbersgrub lag in einer Talmulde zwischen Poysdorf und Herrnbaumgarten. Ob dieses Dorf wirklich bestand, ist fraglich, da eine Urkunde aus dem Jahre 1377 von einem Berg spricht, der bei Walterskirchn lag und „Herbotsgrub“ genannt wird. Sonst kommt der Name nirgends vor. Das Volk erzählt auch von einer Kirche, die früher einmal an Stelle des Bildstockes neben dem Bächlein bestanden hätte. Um 1800 ging die Feldsbergerstraße – ein sogenannter Kommerzialweg – hier vorbei. Sie war von großen Pappeln beschattet, die dann gefällt wurden. Die Ried gehörte nach Ketzelsdorf und der Schulmeister von Walterskirchen besaß bis 1869 das Recht, von jedem halben Joch 2 Garben Getreide zu verlangen. Als aber die Bauern von Ketzelsdorf eine höhere Umlage von den Felder der Höbertsgrub verlangten, die fast alle im Besitz der Poysdorfer waren, brach zwischen den Gemeinden Poysdorf und Ketzelsdorf ein erbitterter Streit aus, der endlich mit einem Vergleich beendet wurde. Ketzelsdorf verzichtete am 8. Februar 1861 auf diese Ried, die 98 Joch umfaßte. Die Gemeinde Poysdorf hatte hier seit urdenklichen Zeiten die landesfürstlichen Steuern eingenommen, alle Brücken, Kanäle und Wasserläufe hergerichtet und immer eigene Feld- und Weinhüter bestellt. Am 17. Dezember 1865 kam Höbertsgrub zu Poysdorf und ist heute eine eigene Katastralgemeinde ohne Häuser.

Enczesbrunn lag zwischen Wetzelsdorf, Hadersdorf und Mistelbach. Die Flur heißt heue „Neunzehnbrunn“, oder „Einzehnbrunn“. Der Grundherr war der Liechtenstein, der 1414 hier 7 Ganzlehner, 18 Halblehner und 3 Hofstätten besaß. Schon im Jahre 1455 wird das Dorf als „öde“ bezeichnet und dürfte wohl in den Hussitenkriegen zerstört worden sein. Fichten und Tannen wuchsen an der Stelle des ehemaligen Dorfes, so daß 1537 ein Akt von einem „öden Gehülz Eizenbrunn“ spricht. Heute findet man in dem Walde ein kleines Brünnlein, das den Feld- und Waldarbeitern in der sommerlichen Hitze einen angenehmen, kühlen Trunk spendet.

Schirnesdorf – auch Schirmersdorf oder Sirninsdorf genannt – war bei Steinabrunn neben der Bundesstraße, unweit der „Schafwasch“. Im Jahre 1190 hatte das Stift Klosterneuburg hier einen ausgedehnten Besitz, den es durch Ankauf von Feldern und Weingärten vermehrte. 1334 erwarb es durch einen Vergleich mit Heinrich und Friedrich von Baumgarten die Erbvogtei und das Gericht des Dorfes und tauschte 1497 Schirnesdorf gegen Altenmarkt (Pfarre Fallbach) ein, das dem Ritter Veit von Fünfkirchen gehörte. Am 24. Juli 1306 übergab ein Manhart von Baumgarten dem Stifte ein Lehen in Sirninsdorf, das 21 behauste Untertanen und 1 Mühle hier besaß. 1569 wird es dem Lehensbrief des Hans Mairhauser über Poysbrunn erwähnt. Ob es damals schon verödet war, wissen wir nicht. Die Ungarn oder die Tschechen unter Georg von Podjebrad dürften es zerstört haben. Die Felder gehören den Bauern von Steinabrunn und dem Gutsherrn von Fünfkirchen. Die großen Teiche, die noch 1781 hier sich befanden, wurden später trocken gelegt und prächtige Saaten erfreuen heute das Auge des Wanderers. Auf den Anhöhen gegen den Tennauwald war die Weide für die Schafe, die in der erwähnten „Schofwosch“ im Herbste und im Frühjahr gebadet und gereinigt wurden.

Richwinsdorf oder Reibersdorf war eine Siedlung zwischen Walterskirchen und Groß-Krut. Der Graf Richwin, nach dem die Ortschaft genannt wurde, war in unserer Gegend reich begütert. Von Kettlasbrunn bis Lundenburg und Feldsberg gehörte ihm das ganze Land. Da er sich aber an hochverräterischen Umtrieben in der Ostmark beteiligt, verlor er seine Besitzungen, die an das Bistum Passau gelangten. Im Jahre 1241 wird der Ort noch erwähnt. Um 1430 verödete er. Die Ursache ist uns nicht bekannt. Heute gehören die Felder zum Passauerhof. Als im Jahre 1866 die Preußen nach Schrattenberg kamen, suchten sie den Weg nach Reibersdorf, das sie auf ihren Kartem eingezeichnet hatten, um eine Feldwache auszustellen.

Potendorf – zwischen Herrnbaumgarten und Schrattenberg – wird 1056 zum ersten Mal in den „monumenta Boica“ genannt. Johann von Liechtenstein erhielt 1371 das Dorf von Albrecht III. Es hatte eine bedeutende Größe; denn im Jahre 1414 werden 15 Ganzlehner, 14 Halblehner, 2 halbe Feldlehen, 5 Teile Zehent auf 7 Gewanden, 5 Hofstätte und 1 Ackerhofstatt angeführt. Der ganze Getreidezehent auf 13 ganzen und 20 halben Lehen sowie auf 6 Hofstätten gehörten dem Liechtenstein. Im Jahre 1455 wird es zum letzten Mal erwähnt; vielleicht vernichteten es die Ungarn unter Matthias Corvinus, als sie Feldsberg erstürmten. Die Felder gehören heute zum Liechtenstein'schen Meierhof in Herrnbaumgarten. Das Schloß der Herren von Liechtenstein neben der Herrnbaumgartner Kirche ist längst verschwunden. Aus den Steinen und Ziegeln der Ruine, von der nur ein Bild in der Pfarrkirche vorhanden ist, wurde die neue Schule daselbst erbaut.

Heumad – Hemmad, Hamet – lag bei Alt-Lichtenwarth. Grundherr war der Liechtenstein, der hier 9 Ganz- und 10 Halblehner besaß, dann noch eine ganze, eine halbe und ein und eine halbe Hofstatt. Außerdem gehörten ihm der Zehent auf 11 ½ Lehen, das Schottergut, das aus 3 ganzen, 4 halben Lehen und 1 Hofstatt, bestand, und der Dienst von den Urbarlehen zu Hemmad an dem Feld, genant zu Stupptal. Diese Urkunde stammt aus dem Jahre 1414. Wann und wie das Dorf verödete, ist unbekannt.

Im Jahre 1781 bestand der Hametteich mit einem Häuschen, das dem Teichwächter gehörte. Die Franzosen hatten im Jahre 1809 auf ihren Karten den Ort Hamet bezeichnet. Heute ist der Teich verschwunden, aber die Gründe sind noch sehr feucht und in wasserreichen Jahren ist der Ertrag der Felder infolge der Feuchtigkeit ein geringer.

Rothenlehm oder Ratenlaim bei Hausbrunn wird 1289 erwähnt. Es gehörte dem Liechtenstein, der hier 10 Ganz- und 5 Halblehner besaß, die teils nach Rotenlaim, teils nach Hausbrunn dienten. Außerdem hatte er zwei Teile Weinzehent von 2 ganzen, 11 halben und 5 Viertel-Weingärten, die bei dem Burgstall Altenlichtenwart und am oberen Plad gelegen sind, den halben Getreidezehent von 140 Gewanden, 2 Gern und 4 Aeckern, die im Burgstall Altenlichtenwart, am Hochrain, am Fulperkch im oberen Gereut am Kirchweg, in dem Gereut bei Schönstraß, in den Rasenperigen und in der Fudinstel lagen. Von Rotenlehm besitzen wir noch ein kurzes Banntaiding. Im Jahre 1450 wird der Ort das letzte Mal genannt.

Unweit von Hausbrunn befand sich die Gemeinde Schönstraß, die 1414 schon ein bedeutender Ort gewesen sein muß. Denn damals umfaßte der Besitz des Liechtenstein – ihm gehörte diese Siedlung – 27 Ganz-, 23 Halb- und 4 Einundeinhalb-Lehner, 4 Hofstätten, 2 Urbaräcker und eine Badstube. Diese war aber kein Bad in unserem Sinne, sondern ein Haus, in der Dorfbader oder Wundarzt sein Geschäft ausübte. Die Abgaben dieses Dorfes wurden geteilt und zwar erhielt der Liechtenstein 2 Teile und der Pfarrer von Alt-Lichtenwarth einen. Ein kurzes Banntaiding ist von Schönstraß vorhanden. Nach 1591 verschwindet der Ort. Die Gemeinden des Poybach- und Zayatales hatten durch die Ungarn und Türken sehr viel zu leiden, da die alte Straße St. Johann – Hohenau das Einfallstor für die Horden war, die raubend und plündernd an den beiden Bächen in das Innere des Weinviertels zogen und nichts übrig ließen als rauchende Trümmer und Ruinen.

Bei Bernhardsthal waren die Orte Ebenfeld und Gerersdorf. Das erstere wird 1381 zum erstenmale in den Urkunden angeführt und verödete um 1423 (vielleicht in den Hussitenkriegen); 1470 wird es als „öde“ bezeichnet, kommt 1591 noch einmal vor und verschwindet dann ganz. Gerersdorf lag dort, wo heute die Ried „Tiergarten“ sich ausbreitet, und verödete um 1455. Es dürfte durch die Ungarn vernichtet worden sein.

Zwischen Feldsberg und Katzelsdorf bestand das Dort Geltscheins – Geltsching – und zwar dort, wo die Eisenbahnstrecke und die Straße Lundenburg – Feldsberg sich kreuzen. Der Grundherr Liechtenstein besaß im Jahre 1414 daselbst 16 Ganzlehner, 7 Halblehner, 1 ganze Hofstatt, 5 halbe Hofstätte und den Zehent von 30 Lehen. 1570 wird die Ansiedlung als „öde“ bezeichnet. Noch vor einigen Jahrzehnten hießen in Feldsberg die Häuser an der Lundenburger Straße „Geltschinger Vorstadt“. Nach einer Mitteilung des Herrn Direktors Höß in Feldsberg hieß früher der Theimhof „Gentschehof“. Die Felder der ehemaligen Ortschaft gehören heute zum Liechtenstein'schen Meierhof „Theimhof“, einen Teil besitzen die Bauern von Themenau, Katzelsdorf und Feldsberg.

Das verschollene Dort Urtel bei Falkenstein dürfte das heute „Dörfl“ sein, das sich unmittelbar an Falkenstein im Westen anschließt.

Verhältnismäßig groß ist die Zahl der verödeten Ansiedlungen in unserem Bezirke. Das Volk schreibt die Zerstörung den Schweden zu. Die meisten sind aber viel früher verschwunden, und zwar am Ausgange des Mittelalters. Damals machte unsere Gegend die schwerste Krise durch. Die Kämpfe mit den Tschechen und Ungarn, die inneren Wirren und Aufstände, das Treiben der Raubritter und der böhmischen Söldnerführer, Seuchen, Mißernten und Hungersnot brachten unsere Heimat an den Rand des Abgrundes, sodaß die Bauern die Ortschaften verließen und sich in den Städten und Märkten ansiedelten.

Veröffentlicht am 18. 4. 1937

Zur Häusergeschichte

Die Gebrauchsdauer eines Hauses erstreckte sich im Durchschnitt auf 100 bis 150 Jahre. In früherer Zeit war sie noch geringer, weil die Holzbauten durch Feuer und Überschwemmungen häufig vernichtet wurden. An Holz fehlte es ja nicht. Betrachtet man den Dachstuhl der Singerburg, so kann man fast von einer Holzvergeudung sprechen. Die Verwendung von Ziegeln erfolgte bei uns mit dem Ausgange des Mittelalters. Bei dem Bau der Burg Falkenstein wurden Ziegeln mit einem Hakenkreuz verwendet. Die Vogelsangmühle (1589), die Kirche (1629) und die Singerburg (1665) sind die ältesten Gebäude. Diese baute man aus Ziegeln, auch reichere Bauern folgten dem Beispiel, während die Mehrheit Holz oder getrocknete Ziegeln benützte. In diesem Falle sprach man von einem „Batzenhäusel“. Die Baulinie hielt man nicht strenge ein, darum fehlt den alten Straßen die gerade Linie.

Die Nummerierung geschah unter Kaiser Josef II. (1770). Das Haus Nr. 1 war in der Brunngasse, heute ist es Nr. 365. Im Jahre 1848 wurde eine neue Nummerierung durchgeführt, die bei der Piller-Mühle ihren Anfang nahm. Die Häuser teilte man früher in Ganz-, Halb-, Viertel- und Achtellehenhäuser, in Ganze-, Halbe- und Achtelhofstatt, in Klein-, Inleut-, Gstetten- und Nutzhäusel und in Zinszimmer ein.

Ganzlehenhäuser waren – sie besaßen 36 Joch: Nr. 66, 68, 70, 72, 74, 84, 94 und 156.

Halblehenhäuser mit 18 Joch: Nr. 52, 60, 62, 64, 76, 78, 80, 82, 83, 86, 88,90, 92, 98, 100, 102, 104, 136, 138, 140, 142, 146, 148, 150, 152 154, 161, 168, 170, 172, 236, 289, 291, 293, 295, 309, 313, 315, 317, 319, 321, 323, 329, 335, 337, 341, 343, 347, 349, 351, 353 und 12 alt.

Viertellehenhäuser mit 9 Joch: Nr. 69, 89, 91, 158, 162, 164, 183, 264, 297, 299, 301, 303, 305, 307, 325, 327, 345 und355.

Achtellehenhäuser: Nr. 71 und 73.

Ganze Hofstatt: 13, 14, 30, 32, 34, 36, 38, 39, 44,50, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 61, 63, 65, 67, 75, 77, 79, 81, 85, 87, 103, 113, 123, 125, 127, 129, 131, 135, 137, 139, 141, 144, 145, 147, 151, 155, 157, 159, 167, 169, 171, 173, 178, 179, 181, 182, 184, 191, 197, 199, 210, 220, 224, 228, 230, 263, 266, 268, 269, 270, 272, 273, 274, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 287, 290, 292, 294, 300, 302, 304, 306, 311, 312, 314, 320, 322, 326, 328, 331, 333, 339, 340, 342, 344, 346, 350, 357, 374.

Halbe Hofstatt: 41, 42, 93, 95, 97, 99, 101, 105, 149, 174, 175, 177, 180, 185, 187, 189, 219, 223 232, 234, 238, 240, 244, 246, 248, 250, 252, 254, 256, 258, 260, 262, 271, 275, 316, 318, 330, 332, 334, 336, 338, 359, 361, 363, 365, 382.

Eine Achtelhofstatt: 377, 379/a, /b, /c, /d.

Ein Kleinhaus: 165, 193, 201, 242, 373, 409, 412, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433,434, 435,

Ein Inleutstübel: 5, 7, 9, 19, 23, 27, 31, 43, 121, 221, 229, 233, 235, 237, 239, 241, 245.

Ein Gstettenhäusel: 2023, ein Nutzhäusel: 285, ein Zinszimmer: 11, 15.

Geteilte Häuser, die früher einmal zusammengehörten: 39 + 41, 42 + 44, 93 + 95, 94 + 15, 96 +98, 97 + 99, 175 +177, 219 + 223, 232 + 234, 252 + 254, 256 + 258, 260 + 262, 316 + 318, 325 + 327, 332 + 334.

Der ehemalige Riedlhof: 19 + 23 + 27 + 31.

Die alte Rabrunnhofstatt wurde aufgelöst in folgende Häuser: 358, 360, 362, 364, 366, 368 und 372.

Diese Einteilung war früher notwendig, da die Militäreinquartierung, die Gemeinderobot und die Wahl des Rates nach ihr festgelegt wurde. Trotzdem gab es genug Reibereien und Beschwerden. Sehr lästig empfand man das Militär, das oft monatelang hier bei den Bauern wohnte, weil man keine Kasernen hatte. Erst als gegen das Jahr 1800 der Staat daran ging, fürs Militär eigene Bauten aufzuführen, wurde es besser und der Bauer atmete auf. Die Steuern waren immer hoch und die Klage, es sei besser, ein Haus leer stehen zu lassen, taucht seit 1600 immer wieder auf. Der Wert eines Hauses richtete sich immer nach dem Geldmarkte. So kostete das Hofstatt-Gastwirtshaus „Zum weißen Löwen“ im Jahre 1765 3000 fl., 1772 5310 fl., 1810 31000 fl., (Kriege mit Napoleon, viel Papiergeld, das einen geringen Wert hatte), 1816 26000 fl., 1837 5600 fl. C. M., 1861 5400 fl. Oe W. Das Ganzlehenhaus Nr. 70 kostete 1849 4000 fl. Die Hofstatt Nr. 34 wurde 1828 um 200 fl. verkauft, die halbe Hofstatt Nr. 336 wurde 1807 um 1600 fl. erworben. Der Preis der Engelherren-Mühle (heute Schwayermühle Nr. 1) betrug 1782 7714 fl.

Die Grundherrschaften unterstützten die Kleinhäusler, wenn sie sich ein eigenes Heim bauen wollten. Sie konnten auf herrschaftlichem Grund Ziegel schlagen, erhielten oft noch Lehm, Kalk, Stroh und Bauholz.

Zwischen dem Rabrunn und Wilhelmsdorf gab es nur 3 Hofstatt- und 3 Stübelhäuser, sonst waren noch lauter Grasgärten, „In den Hinkern“ genannt, die dem Liechtenstein den Zehent ablieferten. Ein gemauertes Kreuz wird noch erwähnt. Das Haus Nr. 297 war ursprünglich ein Halblehenhaus und wurde in 2 Häuser geteilt. Es diente dem Liechtenstein, aber der Fünfkirchner erwarb es später. Auch das Halterhaus war früher größer, weil die heutige Nr. 48 auch dazu gehörte, die dann von der Gemeinde verkauft wurde. Nach den Kriegen mit Napoleon machte sich eine Wohnungsnot fühlbar, es gab auch wenig Geld unter den Leuten. Da baute man auf den Kellern Wohnungen. Im Jahre 1848 baute der Herr Taubenschuss sein Haus Nr. 170 um, das früher einen oberen Stock hatte. Es lag ziemlich tief und war auch sehr feucht. In zwei Monaten war es niedergerissen und der Neubau fertig. Dazu brauchte der Bauherr 10 Fuhren Steine, 21000 Mauer-, 14000 Dach, 104 Hohl- und 1800 Rauchfangziegel – das Tausend kostete im Durchschnitt 24 fl. W.W oder 9 C. M. – 148 Metzen Kalk, 96 zweispännige Fuhren Sand, 20 Fuhren Lehm, 1 Fuhr Tischlerholz vom Spitz, 11 Ladungen Bauholz auch vom Spitz; der Maurermeister war Franz Schiner aus Neudorf, die Zimmerarbeit besorgte Andreas Gartner, die Tischlerarbeit Karl Böshönig, die Schlosserarbeit Dominik Dick, die Glaserarbeit Toppich und die Ziegeldeckerarbeit Johann Gotsch. Die Baukosten stellten sich auf 4000 fl. W. W. oder 1600 fl. C. M. In 6 Wochen war der Bau fertig. In den letzten Jahrzehnten begann eine große Bautätigkeit, die im Jahre 1907 den Höhepunkt erreichte. In der Kriegs- und Nachkriegszeit stockte alles, die Wohnungsnot machte sich fühlbar. Die traurigen Geldverhältnisse und der Mieterschutz waren dem Bauwesen hinderlich. Erst seit 1926 begann man mit dem Bau neuer Häuser. Auf der Wiese entstand ein neues Viertel, die Gemeinde und der Staat förderten die Bautätigkeit, erstere durch billige Bauplätze, letzterer durch den Wohnbaukredit.

Mit bundesstaatlichem Kredit konnten die Häuser Nr. 641, 642, 643 und 659 gebaut werden.

Im Jahre 1582 zählte man 200 Häuser, das Grundbuch des Jahres 1767 enthält 356, die alte Nummerierung ging bis 440, im Jahre 1911 ergab die Volkszählung 563 bewohnte und 24 unbewohnte Gebäude, bis Kriegsende waren 602 Häuser und heute sind es 652, da die Bautätigkeit in den letzten drei Jahren eine sehr rege war.

Handschrift von Franz Thiel

1. \*Unter „Bannwein“ verstand man ein mittelalterliches Zwangsrecht, vermöge dessen der Bannberechtigte (der Bannherr) fordern durfte, daß die Einwohner eines bestimmten Gebietes (Bannbezirkes) nur Wein aus seinen Kellern zum Ausschank bringen durften. [↑](#footnote-ref-1)
2. ein Gefäß auf die Erfüllung bestimmter Kriterien (amtlich) prüfen [↑](#footnote-ref-2)
3. Stadtreform [↑](#footnote-ref-3)
4. Weide [↑](#footnote-ref-4)
5. Rechtsverletzung, Ungerechtigkeit, Gewalttätigkeit, Beleidigung [↑](#footnote-ref-5)
6. Futterpflanze [↑](#footnote-ref-6)
7. komisch-satirische literarische Gattung [↑](#footnote-ref-7)
8. *bayrisch und österreichisch veraltet für* Krämer [↑](#footnote-ref-8)